NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 08736326 7

12 Vols in 6.

Band 1+2 gel Tü

Jahrbüch

N

Digitized by Google

Jahrbücher der Literatur.

Erster Band.

1818.

Jänner. Februar. März.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
256497A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1926 L

Inhalt des ersten Bandes.

Seite.

Art. I. Geschichte der schönen Redekünste Persiens, mit einer Blütenlese aus zweyhundert persischen Dichtern. Von Joseph von Hammer. 1

II Description de l'Egypte, ou Recueil des observations et des recherches qui ont été faites en Egypte pendant l'expédition de l'armée française. . . . 25

III. Oesterreich unter den Königen Ottokar und Albrecht I. Von Franz Kurz.
Der Ursprung des Stiftes Hohenfurth in Böhmen, eine diplomatische Skizze.
Ueber die Erbauung der königlichen befreyten Berg- und Kreisstadt Budweis in Böhmen. Von Xaver Maximilian Millauer. 49

IV. Journal of the proceedings of the last Embassy to *China*; comprising a correct narrative of the public transactions of the embassy, of the voyage to and from *China*, and of the journey from the mouth of the Peiho to the return to *Canton*, interspersed with observations upon the face of the country, the policy, moral character and manners of the Chinese nation. The whole illustrated by maps and drawings. By Henry *Ellis*. 62

V. Der Dom zu Magdeburg. Beschrieben von J. F. W. Koch. 72

VI. Versuch einer Theorie des Komischen. Von St. Schütze. 80

VII. Georg Zoega's Abhandlungen. Herausgegeben von Fried. Gottlieb Welker. 92

VIII. Praktische Abhandlung über verschiedene Krankheiten des Unterleibes. Von Dr. C. R. Pemberton. — Nach der dritten Ausgabe aus dem Engl. übersetzt von Dr. Gerhard von dem Busch. Mit Vorrede und Anmerkungen. Herausgegeben von Dr. J. A. Albers. . 121

IX. Die Alterthümer des israelitischen Volks. . . . 132

X. D. Johann Georg Rosenmüllers Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, nach seinem christlichen Lehrbuche für die Jugend. In zwey Theilen. Erster Theil: Christliche Glaubenslehre. 142

XI. Satire di *Angelo D'Elci, Fiorentino*. 151

XII. Altdeutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens. Herausgegeben und erläutert von Joseph Georg Meinert. 158

XIII. Glossar zu dem Urtexte des Liedes der Nibelungen und der Klage. Zunächst zum Gebrauch für Schulen bearbeitet. Nebst einem kurzen Abriß einer altdeutschen Grammatik. Von Carl Friedrich Ludwig Arndt. 170

XIV. Briefe über Homer und Hesiodus, vorzüglich über die Theogonie, von Gottfried Hermann und Friedrich Creuzer, Professoren zu Leipzig und zu Heidelberg. (Mit besonderer Hinsicht auf des Ersteren Disser-

Seite.

tatio de Mythologia Graecorum antiquissima, und auf des Letztern Symbolik und Mythologie der Griechen. 199

XV. 1. The Law of Libel, and the history of his introduction and successive alterations in the Law of England etc.

2. Essai sur la loi, sur la souveraineté, et sur la liberté de la presse.

3. Questions sur la législation actuelle de la presse en France.

4. Sur les écrits de Mr. B. de *Constant* rélatifs à la liberté de la presse.

5. Du Jury et du Régime de la Presse sous un Gouvernement réprésentatif. 210

XVI. Nachtrag zu dem vorhergehenden Artikel. (Ueber die Briefe von Junius). 255

Inhalt des Anzeige-Blatts Nr. I.

Neue italienische Literatur. 1

Ueber die Ureinwohner Oesterreichs, insbesondere die Markomannen. 12

Ueber die römischen Alterthümer zu Salzburg. 19

Ueber Heinrich Teychner, einen Wiener Spruchdichter des vierzehnten Jahrhunderts. 26

Vierteljähriger Bericht über die im Laufe des Jahres 1818 in den österreichischen Staaten erschienenen Bücher. 41

Jahrbücher der Literatur.

Jänner Februar März 1818.

Art. I. Geschichte der schönen Redekünste Persiens, mit einer Blütenlese aus zweyhundert persischen Dichtern. Von Joseph von Hammer, Ritter des St. Annenordens zweyter, und des Danebrogs dritter Klasse, wirklichem k. k. Hofrath und Hofdolmetsch an der geheimen Hof- und Staatskanzley ꝛc. ꝛc. Mit dem Bildnisse des Verfassers, und einem Sach-Register. Wien 1818. Bey Heubner und Volke. gr. 4. S. VIII. u. 432.

Männer, welche das Leben überhaupt zu würdigen wissen, und den Gang ihrer Forschungen über den Character der Völker, und die Bedeutung ihrer National-Eigenheit gern auf jedem Ausbeute versprechenden Wege verfolgen, haben die Wichtigkeit der Kunstgeschichte von jeher anerkannt, und derselben anhaltende Studien gewidmet. Denn, wenn universalhistorische Begebenheiten allerdings von dem Geiste, welcher die Völker, durch die sie ins Daseyn kamen, belebte, Zeugniß geben, so liefert die Geschichte ihrer Kunst oft den Schlüssel zu den geheimsten Eigenheiten ihres Characters, und eröffnet so zu sagen, den Zugang zur innersten Tiefe ihrer Gefühle. Beynahe jede Nation des heutigen wissenschaftlich gebildeten Europa hat wichtige Beyträge zur Kunstgeschichte geliefert; die Deutschen aber, welche in allem, was angestrengte Forschung erfordert, gern ihren Zeitgenossen vorangehen, haben auch hierin nicht zurück bleiben wollen. In vieler Hinsicht selbst bereits ein kunstgebildetes Volk, und über den großen Zusammenhang der Mythen und Dichtungen aller Zeiten hinreichend aufgeklärt, haben sie während der unruhvollen Jahre politischer Stürme in diesem Zweige der Wissenschaft Arbeiten zu Tage gefördert, welche nur durch die ganz ungetheilte Kraft des Mannes, und dessen volle, durch keine äußern Störungen gehemmte Aufmerksamkeit zu bewerkstelligen möglich schienen.

Diese Erscheinung würde vielleicht schwer zu erklären seyn, böte sich die Bemerkung nicht von selbst dar: daß dem Deutschen die Kunstgeschichte darum vorzüglich wichtig seyn muß, weil seine Kunstbildung bis jetzt nicht unmittelbar aus seiner etwa vervollkommneten Naturanlage, sondern vorzüglich aus dem Studium fremder Kunst, sowohl klassischer als romantischer, hervorging; daher auch der bis jetzt größte Meister deutscher Kunst, Göthe, mehr durch klare Besonnenheit als durch Kraftfülle und nationale Tiefe der Empfindung bewundernswerth geworden ist. Im Grunde hat die Bildung aller Völker des neuern Europa diesen Weg ge-

nommen, und der Deutsche unterscheidet sich nur darin, daß er sich am wenigsten Einseitigkeit gestattet, und daß er vermöge der ihm eigenen parteylosen Würdigung alles Schönen und jeder Vollkommenheit, sich selbst und das Lobenswerthe seiner eigenen Naturanlage über dem Anstaunen fremder Vorzüglichkeit mehr als Andere vergessen durfte. Wenn manchen Volkern neuerer Zeit das Glück, oder das Verdienst ward, frühzeitig auf eigener Kraft, und wäre sie die beschränkteste, zu fußen, durch weise Haushaltung diese möglichst zu steigern, und mit ihr zur eigenen Zufriedenheit auszureichen, so verbietet dem Deutschen in jeder Hinsicht schon seine Lage im Herzen Europa's ein so bescheidenes Daseyn. Er hat nur die eine Wahl, die Strahlen der mannigfaltigen Bildung, die von allen Weltgegenden nach diesem Mittelpunkt des europaischen Lebens hinströmen, möglichst in sich zu vereinigen.

Diese Bemerkungen können um so weniger zufällig, oder außer ihrem Platz hieher gestellt scheinen, da sie den Gang der Kunst bey den Deutschen, und das, was für sie Kunstgeschichte ist und seyn wird, hinreichend erklären. Denn von diesen Einflüßen des Auswärtigen, sowohl des Alterthums als der neueren Zeit lange überwältigt, und von der Liebe auch für das fremdartigste Schöne allzusehr dahin gezogen, war den Deutschen die einheimische Art und Weise der Kunst beynahe unbekannt geworden. Nach der reinen Idee des Schönen strebend, glaubten sie diese wechselweise bald in den Kunstbildungen des Alterthums, bald in jenen neuerer Zeit verwirklicht zu finden, und versuchten sich nach gewählten Vorbildern, ohne Glück, weil sie ihre eigene Natur während der Dauer solcher mühseliger Arbeit verläugnen mußten. Alle Kunst ist nichtig, der nicht das Leben selbst, aus dem sie hervorgegangen, als Grundlage ihrer Gestaltungen gegeben ist; und wenn es zwar nur ein und dasselbe Streben seyn kann, welches alle der Kunst fähigen Völker leitet, wenn ein und dieselbe Begeisterung für die hohe Schönheit des Daseyns sie alle ein und demselben Ziele der Vollendung entgegen führt, so sind doch die Wege, auf welchen diesem gemeinsamen Ziele zugeschritten wurde, von jeher die verschiedensten gewesen, und es kann nicht gestattet seyn, der Natur zum Trotze die heimatlichen Bahnen zu verlassen, um fremde, uns nicht geziemende einzuschlagen.

Die Kunstgeschichte der Perser, deren Anzeige wir uns hier zur Pflicht gemacht, bietet überhaupt Erscheinungen dar, welche an deutsche Kunstgeschichte erinnern, und darf uns mehr noch durch den Character des Volks, welcher aus derselben hervorleuchtet, merkwürdig seyn. Dieselbe künstlerische Verständigkeit, welche unsern vorzüglichsten Geistern von jeher eigen war, tritt uns auch dort, und zwar in Begleitung des üppigsten Reichthums der

Phantasie entgegen, der durch die Sicherheit, mit welcher ihn der Dichter als Meister handhabt und zügelt, nur um so reitzender wird. Die Kunst selbst, niedergedrückt und Jahrhunderte lang durch die Barbarey der Eroberer zum Verstummen gezwungen, erwacht durch das Anschließen an die Heldensage der heimatlichen Vorzeit plötzlich in jugendlicher Kraft, und anfangs sich fremden Formen anschmiegend, verläugnet sie doch im innern Gehalte ihres reichen Lebens nicht einheimischen Ursprung. Sie strebt das Höchste wie das Gewöhnlichste des Daseyns mit gleicher Liebe zu erfassen, und verschmäht es nicht mit zarter Neigung bey Geringfügigkeiten häuslicher Freuden zu verweilen, guten Rath dem Bürger ins Haus zu tragen, während sie auf der andern Seite, unbefriedigt von jeder Wirklichkeit gen Himmel aufstrebt, mit vermessener Kühnheit das Verborgene enträthseln will, oder anbetend vor der Unbegreiflichkeit des Höchsten sich verhüllt. Das Leben ist dem Perser jederzeit von hoher Bedeutung gewesen, wie es auch die Völker germanischer Abkunft jederzeit betrachteten. Zweyerley Wege schlug er ein, der Bewunderung desselben Raum zu geben, den Heldengesang, der die Größe der That kühner Menschen feyert, und jene gefälligeren Spiele der Einbildungskraft, welche nur der Schönheit menschlicher Verhältnisse nachstreben, oder auch die Leiden des Gemüthes mit weicher Klage beseufzen, mehr froh diesen Schmerz zu empfinden, als durch ihn zerrüttet, oder wahrhaft niedergedrückt.

Diese reiche Kunst, obwohl von fremden Mustern ausgehend, ward dennoch schnell sich selber treu, und hat jene ihrer ersten Meister überflogen. Sie konnte nicht ohne großen Einfluß auf das Leben der Zeitalter seyn, in welchen sie blühte, und wird das Vaterland beglückt haben, eben darum, weil sie aus ihm hervorgegangen, und ganz sein Eigenthum war, ein Theil seines inneren Lebens. Selbstständigkeit ist in allen Dingen groß, in Werken des Geistes aber unerläßlich. Auch dem Deutschen ward dieß fühlbar, der lange fremde Wege statt der eigenen gesucht. Durch die Verirrungen selbst auf die falschen Schritte, die sie gewagt, aufmerksam gemacht, und durch die allseitige Bearbeitung der Kunstgeschichte endlich auch auf die alt-vaterländische, und deren große Erscheinungen hingeleitet, glaubte die Mehrzahl deutscher Künstler heutiger Zeit zur alt-vaterländischen Weise zurückkehren zu sollen: weil sie aber diese mit einer ihnen nicht geziemenden Einseitigkeit aufgefaßt, und mehr das Alte, als das rein Vaterlandische gesucht, so sind sie, wenige erleuchtetere Meister ausgenommen, in dieser letzten Epoche mehr nur gebrechliche Nachahmer kräftiger Altvordern, als selbstthätige Gründer einer wirklich einheimischen Kunst geworden. Dennoch führt dieses Anschließen an die einheimische

Vergangenheit auf jenen einzigen Weg, auf welchem wir, nach manchem Straucheln, zum Ziele gelangen werden. Die Gründlichkeit, mit welcher deutsches Alterthum gegenwärtig erörtert, der Eifer womit die Meisterwerke altdeutscher, und der ihr verwandten nordischen Kunst gegenwärtig hervorgezogen, beleuchtet, und auch im Gemüthe bewahrt werden, muß endlich dem deutschen Künstler seine an die Fremde verlorne Eigenthümlichkeit wieder geben, und ihn über sich selbst aufklären. Das gehaltlose Spiel mit altdeutschen Formen muß vor dem Ernste solcher Bestrebungen endlich verschwinden. Sich selbst wieder geschenkt, wird der Deutsche seine erhabene Bestimmung: die Nationalität aller Völker, und mit deren Wissenschaft auch ihre vielseitig gebildete Kunst — wie einst die Griechen die Kenntnisse des Alterthums — in sich aufzunehmen, und in sein Eigenthum zu verarbeiten, ohne Gefahr Nachäffer der Fremde zu werden, mit Sicherheit verfolgen können. Wie deutscher Sinn durchaus ein universaler ist, so auch deutsche Kunst; sie hasset Beschränkung und Vereinzelung. Ihr Umfang ist der möglichst größte, der denkbar seyn mag; denn alles Leben, welchem Theil der Schönheit ward, ehrt der Deutsche, und seine Kunst verlangt es darzustellen. Was aber so weit hinaus strebt, muß erst in der nächsten Heimat fest begründet seyn, wie sich die Eiche tiefer und tiefer in den Boden, welcher sie nährt, einwurzelt, je höher und weiter sie ihre Aeste verbreitet. Die jetzige Beschränkung auf die individuellste vaterländische Eigenheit, dieß Zurückdrängen in längst verfallen gewesene Schachten altvaterländischer Kunst, wie sie wirklich eine sogenannte Reaction sind, durch einstige zu große Liebe des Fremden herbeygeführt, sind eben so gewiß auch nur eine Vorbereitung und Kräftigung zu künftigen Siegen im Gebiete der Kunst, welche früher zu versuchen deutsche Künstler wohl den Muth, nicht aber die Kräfte hatten.

Wenn man nun die Kunstgeschichte nicht bloß als Aufzählung oder Aneinanderreihung dürftiger Nachrichten über Menge und Gattung der Kunstproducte, sondern als eine Wegweiserin betrachten muß, welche uns ins Gebiet des Schönen einführt, wie es verschieden in äußerer Form, doch der innern Natur nach überall dasselbe, in dem Gemüthe der Völker blühte, so ist es von selbst klar, daß sie den Deutschen Bedürfniß ist, deren Bildung auf der Gesammterkenntniß alles Kunststrebens ruht, und deren Wißbegierde in dieser Hinsicht so schrankenlos ist, daß sie den poetischen Stimmungen auch der Irokesen, Samojeden und Letten nachzuspüren nicht verschmähen, und über ein grönländisches Todtenlied sich zu Abhandlungen herbeylassen. Das gegenwärtige Werk einer Geschichte der schönen Redekünste Persiens, liefert, indem es

eine der bis jetzt bestandenen bedeutendsten Lücken der Kunstgeschichte ausfüllt, mit andern von deutschen Gelehrten dem Ganzen und einzelnen Theilen der Kunstgeschichte gelieferten Arbeiten, einen sprechenden Beweis, wie wenig durch die einseitige Beschränkung deutscher Kunst auf sich selbst, welche man im Ganzen jetzt bemerkt, dem rühmlichen Bemühen Einzelner, die Kenntnisse des Vaterlandes zu erweitern, Zwang angelegt werden konnte. Nach dem Oriente haben, seit dem Wiedererwachen des Gefühls für romantische Schönheit, deutsche Künstler immer mit Sehnsucht hinüber geblickt. Die nähere Bekanntwerdung der persischen Poesie insbesondere war ein eifriger Wunsch der Kunstfreunde geworden, seit durch die Schirin des Herrn Hofraths von Hammer, und durch die Uebertragungen des Herrn Chezy, die ganze Fülle ihrer romantischen Schönheit sich ahnen ließ, seit die Uebersetzung des Hafis ihren lyrischen Schwung und Reichthum offenbarte, und manche Versuche, in den Fundgruben des Orients und anderwarts, die gediegene Pracht Firdussis enthüllt hatten. Um so mehr noch war die Aufmerksamkeit dorthin gerichtet, da wegen der vermutheten Stammverwandtschaft der Deutschen und Perser man auch von daher Aufklärungen über den Character der einheimischen Kunst zu erhalten hoffen durfte. Der Verfasser dieser Geschichte der schönen Redekünste Persiens, welche er Herrn Sylvestre de Sacy, als dem größten Orientalisten unserer Zeit, zueignete, hat sein Werk in sieben Abtheilungen, nach den zum Behufe der leichtern Uebersicht des Ganzen gesetzten Zeiträumen, gesondert. Das Ganze dieser Geschichte umfaßt die persischen Redekünste von der Zeit ihres Wiederauflebens nach Eroberung des Reichs durch die Araber. Die vor-arabische Periode konnte wegen Dürftigkeit der Nachrichten nur summarisch behandelt werden. Der Verfasser hat daher derselben in der dem Werke vorausgehenden allgemeinen Uebersicht eine eigene Abhandlung gewidmet, in der er sich freylich nicht auf eine Darstellung der Redekünste einschränken konnte, sondern vielmehr sich über das Ganze älterer persischer Kunst und Wissenschaft verbreiten mußte; da von allem, was in dem Gebiete der Redekünste in jenem Zeitraum groß seyn mochte, die Sendbücher ausgenommen, nichts zur Nachwelt herabgelangte. Indeß gibt der Verfasser diese vor-arabische Periode mit Recht als die Urquelle persischer Sagen an, und leitet aus den heiligen Büchern der Perser viele in die Religion Mohammeds übergegangenen Lehren ab.

Die frühen Einflüsse indischer Bildung auf Asien sind auch in dieser Uebersicht der vor-arabischen Periode der Perser nachgewiesen. Der Verfasser bemerkt, daß Balch (Bactrien), wo persische Cultur entstanden sey, aus dem benachbarten Bamian, wo der Inder Weisheit und Kunst im höchsten Flore stand, sich frühe

Bildung entlehnt, die dort während der Dauer des Reiches nie wieder zu Grunde ging, und sich allmälig dem übrigen Persien mittheilte. In den großen Städten Bamian, Balch, Mery und Bochara, als eben so vielen Vereinigungspunkten der Cultur, habe sich das Parsi, oder der reinste persische Dialect gebildet, der Hofsprache geworden, und sich bis in die ersten Zeiten des Islam unvermischt in seiner Reinheit erhielt. Als die Zeit des höchsten Flors persischer Wissenschaft und Kunst werden die Regierungen des Chosru Nuschirwan, und Chosru Parwis angegeben.

Chosru Parwis und sein Zeitalter ist durch die höchste Blüte alt- persischer Baukunst und Malerey, Bildhauerkunst und Musik von jeher berühmt gewesen. Die Vermuthung, daß auch die Dichtkunst damals in vorzüglichem Grade werde ausgebildet worden seyn, und daß eine auf einheimische Religion gestützte Philosophie sich zur Vollendung werde ausgebildet haben, scheint daher um so mehr gegründet, da die Folgezeit diese Epoche zum Gegenstande der unbedingten Lobpreisung erhob, und alles Schöne und Große persischer Vorwelt in diesen Zeitraum verlegte. Chosru Parwis, und seine Liebe zur schönen Schirin, die Liebe Ferhads, des in hoffnungsloser Sehnsucht hinschmachtenden, welcher Schirin, das Ideal seines Daseyns, zu verherrlichen, den Felsenmassen von Bisutun mit dem Meissel ewig denkwürdige Bilder aufzwang, die ungeheuren Paläste und Paradiesgärten jener Zeit, sind der bleibende oft bearbeitete Gegenstand späterer Dichtung geworden. Der Verfasser glaubt auch diese Zeit als die Entstehungsepoche der bekanntesten persischen Märchen, die damals schon im Munde des Volks gewesen seyen, und vor welchen Mohammed seine Araber warnte, annehmen zu sollen. Diese, später unter Mamun ins Arabische übersetzt (Sindbad, die Geschichte der zehen Wesire, die Tausend und eine Nacht), sind jetzt noch die Lieblingslectüre der Araber. In die Regierung der Sassaniden gehören auch außer mehreren im Pehlewi, einer Mundart der nordwestlichen Provinzen des Reichs, geschriebenen Werken, die verschiedenen Schahname oder Reichskroniken. Dennoch belehrt uns schon eine geringe, diesen Nachrichten gewidmete Aufmerksamkeit, daß dieß Zeitalter der beyden Chosru, wie es in politischer Hinsicht gar sehr von jener frühen religios-kräftigen Zeit der alten Persermonarchie sich unterschied, auch in Hinsicht der Früchte der Geistesbildung keineswegs mehr die ursprüngliche hohe Einfalt der Vorwelt offenbarte, sondern vielmehr nur üppigeres Wachsthum, zwar der National-Eigenheit nicht völlig entfremdeter, doch aber durch den materiellen Einfluß äußerer Annehmlichkeiten des Lebens, und

durch die Einwirkungen des Auslandes aus ihrer naturgemäßen Lage gedrängter Geisteskräfte darstellte. Die alte Bildung der Perser, als eine in ihren innersten Tiefen religiose, war aus den geheiligten Tempeln ihrer Gottheit hervorgegangen, und hatte in der Gesellschaft der Priester dieser Gottheit (den Magen, Mobeden) ihre Bewahrer gefunden. Die weltlich gewordene Baukunst der Sassaniden, welche die geweihten Tempel verließ, um Paläste und Gärten zu gründen, welche nicht mehr Nationalgröße, oder die Würde des die Gottheit repräsentirenden Despoten verkünden, sondern nur dessen Vergnügen dienstbar seyn sollten; diese Musik, die von den Griechen sich Belehrung holte, und eine Malerey, welche, wie der Verfasser S. 4. von jener des Künstlers Mani oder Manes bemerkt, bemüht war, sich als selbstthätige Offenbarung höherer Religionsgeheimnisse geltend zu machen, sind dem alten Persercultus gar zu fern stehende Erscheinungen, und müssen vielmehr als eben so viele revolutionäre Bestrebungen und als feindselige Angriffe gegen die alte Nationaldenkungsart betrachtet werden. Eben so wenig, was bey weitem das wichtigste ist, genügte mehr die einheimische Philosophie, weil der Geist aus der alten Denkungsweise hinausgerückt, das Daseyn bereits mit unsicherem Blicke betrachtete, und gegen im Gemüthe aufstrebende Zweifel nach auswärtiger Hülfe sich umsah. So bemerkt der Verfasser, daß schon unter Chosru Nuschirwan sieben griechische Philosophen von Byzanz nach Persien gezogen worden seyen, und daß denselben Freyheit der Lehre und ungehinderte Heimkehr in einem Artikel des zwischen Griechenland und Persien abgeschlossenen Friedens bedungen worden sey. Diesen, die nationale Denkweise umwandelnden Vorkehrungen und Ereignissen, stand das vereinte Streben der ehemaligen Bewahrer des Nationalcharacters, der Magenpriester, entgegen. Im Aufstande gegen Chosru Parwis fallen ihrer dreyßigtausend unter dem Schwerte des Herrschers. Unter Alexander dem Großen war schon eine große Anzahl der heiligen Bücher verloren gegangen. Unter Chosru Parwis mußten durch die fast bis zur Ausreutung getriebene Verfolgung der Magen auch die Reste der alten Literatur in traurige Dunkelheit zurücktreten; die Eroberung Persiens durch die Araber hatte endlich die Auswanderung dieser Priester, und durch Omars Anordnung die Vertilgung aller vorzufindenden Werke zur Folge. So gingen, wie der Verfasser nach Ibn Chaledun bemerkt, die Wissenschaften Persiens zu Grunde.

Nach dieser Darstellung der vor-arabischen Zeiten persischer Cultur wird es zweckmäßig seyn, mit Uebergehung sowohl der vom Verfasser vorausgeschickten allgemeinen Uebersicht der arabischen Epoche,

deren Bemerkungen wir bey der Anzeige des Details selbst einzuflechten gesonnen sind, als der Abhandlung über Sagen und Bilderlehre der persischen Dichter, welche übrigens sehr interessante Data liefert, unmittelbar zur Anzeige des eigentlichen Werkes selbst überzugehen, und mit vorläufiger Aufzählung der Quellen, nach welchen der Verfasser arbeitete, zu beginnen. Eine besondere Begünstigung von Umständen hat denselben, wie die Vorrede bemerkt, in den Stand gesetzt, sich hinreichende Sachkenntniß zu erwerben, und sein Urtheil mit Beyspielen aus zweyhundert persischen Dichtern zu begründen. In der That, ein Unternehmen seltener Art; und sind wir gleich der Meinung, daß sehr viele der bey Aufzählung der einzelnen Dichter angeführten Stellen ihrer Werke keineswegs so beschaffen seyen, daß sie von der Eigenthümlichkeit des Dichters einen hinreichenden Begriff geben, so ist doch auch an dem, was wirklich geleistet wurde, eine jede Erwartung übersteigende Arbeit geliefert worden. Von Jugend auf, bemerkt der Verfasser, persischer Poesie mit Liebe zugethan, habe er (dem auch nebst der hierortigen kais. Bibliothek und jener der orientalischen Akademie, der Bücherschatz des Hrn. Grafen v. Rzewusky zur Benützung offen stand) die meisten der angeführten Dichter, mehr als eine Million Verse, selbst gelesen, um über die Tiefen und Untiefen des Oceans persischer Poesie ein befriedigendes Urtheil zu sprechen. Als Geschichtbücher persischer Dichtkunst, welche Lebensbeschreibung und Blumenlese miteinander verschmelzen, werden angeführt: das Beharistan, d. i. der Frühlingsgarten des Dichters Dschami (die Biographien der ältesten persischen Dichter enthaltend), die Biographien der Dichter von Dewletschah (vom vierten Jahrhundert der Hedschira bis in's neunte fortgeführt), Sam Mirsa (in's zehnte fortgesetzt), endlich das Ateschkede, das ist der Feuertempel, in welchem die persische Dichtkunst bis in das vorige Jahrhundert herabgeführt wird. Dieses letztere Werk habe aber der Verfasser aus Ungefälligkeit des jetzigen französischen Consuls zu Bagdad, Herrn Rousseau, der c. 1807 nach Europa gebracht, aber ihm nicht zur Benützung zusenden wollen, und wegen Mangel eines Käufers wieder mit sich fortführte, nicht gelesen. Desto fleißiger habe er frühere persische Geschichtschreiber, nahmentlich Lari und Mirchond, zu Rathe gezogen.

Erster Zeitraum. Die persische Poesie in ihrer ursprünglichen Reinheit. Episches Zeitalter. Firdussi (913 bis 1106).

Dreyhundert Jahre, seit Eroberung des Perserreichs durch die Araber, verstummte dort vaterländische Kunst, doch blühte in Persien selbst arabische Kunst und Wissenschaft während dieses Zeitraums, und ward auch von Persern in der Mundart ihrer Besieger gepflegt und weiter geführt. Allgemeine Unterdrückung der

Landessprache, Ausschließung derselben von Gerichtshöfen und jeder Geschäftsführung hemmen jeden Fortschritt nationalgemäßer Bildung. Der Unterdrückung der einheimischen Religion und der gewaltsamen Einführung der Lehre Mohammeds entspricht die allmalige Umwandlung des Volkscharakters, und des Persers Ansicht der Welt und ihres Verhältnisses zur Ewigkeit gewinnt eine, dem Gesammtcharakter der Bekenner Mohammeds sich anschließende Eigenthümlichkeit. Nachdem aber Fürsten aus persischen Geschlechtern, als Statthalter der Chalifen, über Persien mit wachsender Eigenmacht zu herrschen anfingen, ward, indem der Landessprache in den Geschäftsführungen wieder ihr altes Recht gegeben wurde, heimatliche Würde wieder geltend, und mochte sich in Kunst und Wissenschaft glanzvoll zeigen. Die Fürsten der Familie Saman, unter ihnen insbesondere Ahmed Ben Naßr, der in den ersten 30 Jahren der Hedschira in Chorassan regierte, sind die Wiederhersteller persischer Bildung geworden. Die bald emporkeimenden Dichter dieses Zeitraums nannten sich Meister der Kunst. Meister Rudegi (Rüdiger) wird als der Vater der neupersischen Dichtkunst, als ein lieblicher Minnesänger vom Verfasser gerühmt. Er verfertigte übrigens eine poetische Übersetzung der Fabeln Bidpai's, da die frühere in Prosa gewesen war. In diesem Zeitraume führt der Verfasser zwanzig Dichter auf; nach den gegebenen Proben ihrer Dichtungen sowohl als nach dem was aus persischen Historiographen angeführt wird, Männer, so verschiedenen Strebens, so mannigfachen poetischen Zwecken nacheilend, daß wir keineswegs dem Verfasser beystimmen können, wenn er, durch das große Werk Firdussi's bewogen, und vielleicht auch um eine Ähnlichkeit anderer Literaturen mit der Persischen nachzuweisen, dieß Zeitalter das Epische nennt. Ein episches Zeitalter charakterisirt sich durch die gleichmäßige Richtung aller Geister: die Erscheinungen der Welt nur als schönes oder großes Ereigniß, als der Liebe oder Bewunderung werthe Begebenheit aufzufassen; und alle Aufmerksamkeit wie alle Kraft desselben ist nur auf Darstellung oder Erzählung gerichtet, während der Mensch sich noch nicht in die Tiefen des individuellen Gefühls wagt, und daher der Lyrik wie der gnomischen Dichtung entbehrt. Diese Erscheinung ist aber auch nur in der Periode eines kaum erst zum Bewußtseyn erwachenden Volkes möglich, als welches wir die Perser in jenem Zeitraume nicht gelten lassen können. Aus der Unterdrückung nicht durch selbstthätig strebende Kraft hervorgedrungen, sondern ihr durch die milde Hand einheimischer Fürsten entzogen, zeichnet sich dieß Zeitalter wohl durch ein freyes Aufathmen, nicht aber durch energische Kühnheit aus. Diese Epoche ist aber dessen ungeachtet, wie der Verfasser

sie entwickelte, eine höchst interessante, und für das Studium der Kunst selbst sehr lehrreiche. Sie gibt uns das Bild einer zwar nicht ursprünglich nationalen, aber mit wahrem vaterländischen Bestreben auf die Heimat übertragenen Bildung. Wie die Sage der Entstehung neu-persischer Poesie, welche der Verfasser anführt, berichtet: daß ein Kind beym Spiele einen Vers improvisirt habe, welchen die Gelehrten des Hofes nach den Regeln der arabischen Prosodie zergliederten, und demnach die Regeln derselben auf die persische Sprache anwendeten, verhält es sich, die Wahrheit dieser individuellen Sage nicht in Vertheidigung genommen, in Hinsicht ihres eigentlichen Sinnes in der That. Arabische Poesie ward in persischer Sprache einheimisch, da sie, voraus gebildet, und in ihrem Umkreis zur Vollendung gebracht, wie bey uns die des Alterthums, in zu großem Ansehen der neu erwachenden persischen gegenüberstand, um hier eine unabhängige Ausbildung zuzulassen. Statt einer epischen Periode trat also bey den Persern als Anfang der Grundlage ihres reichen Kunsttempels jene einer mannigfaltigen Uebung in allen bereits durch die Araber bekannt gewesenen Formen der Dichtung ein. Doch waren es nicht schwache Nachahmer, die sich hier versuchten, sondern Männer von selbstständigem Sinne, begierig alles Schöne, dessen Daseyn ihnen bekannt geworden, aus der vaterländischen Erde hervorzulocken. Nach solcher Ehre des Vaterlands in edler Nacheiferung mit allen Kräften einer unverdorbenen Natur strebend, mußte endlich auch der Wunsch erwachen, die alte einheimische Sage vormaliger Nationalherrlichkeit in eine große Dichtung zusammen zu fassen. Diese Sage lebte damals nicht mehr im Munde des Volks, und konnte es nicht, weil eine völlige Veränderung des Volkslebens eingetreten war, welches die riesenhaften Ideen der Vorwelt in sich aufzunehmen, und als wirkliches Volksgut, wie die Griechen in der homerischen Periode die Begebenheiten der Ilias, zu bewahren, nicht fähig seyn konnte. Es konnte daher auch kein im eigentlichen Sinne volksgemäßer Heldengesang entstehen, weil er nicht aus dem Munde des Volks genommen werden konnte. Alte Geschichtbücher waren es, aus der Todesflut mohammedanischer Zerstörungswut gerettet, welche ein kunstliebender Fürst aufzusuchen befahl, um ihren, dem Gebildeten theuern, an die einstige größere Vorwelt mahnenden Inhalt durch die dichterische Behandlung für alle Zeiten zu verewigen. Der Verfasser belehrt uns, daß es Mahmud, der Gründer der Dynastie der Gasnewiden, gewesen, dem wir die Entstehung des Schahname im eigentlichsten Sinne verdanken. Früher schon hatte Ahmed Ben Naßr, aus der Familie Saman, der Unterstützer persischer Poesie in Chorassan, durch seinen Wesir dem Dichter Da-

kiki aufgetragen, die alte Geschichte Persiens in Verse zu bringen. Dieser vollendete tausend Verse, und starb. Der Nachfolger Ben Naßr's, vielleicht einsehend, daß es vor allen um Erhaltung der bereits vorhandenen Nachrichten und Quellen zu thun sey, befahl die sorgfältige Sammlung aller derer, die noch vorhanden waren. Diese Quellen, und auch arabische, aus frühern persischen Quellen zusammengestellt, machen die Grundlage des vom Ruhme hochgetragenen Werkes Firdussi's. Wie der Verfasser den Hof Mahmuds darstellt, war er der Sammelplatz der Gelehrten und Dichter, und doch war Mahmud ein Fürst, nicht weichlicher Ruhe des Friedens hingegeben, sondern ein Eroberer, der seine Kriegesscharen bis nach Indien führte. Desto mehr mochte ihn alte Heldensage und hoher Waffenruhm der Vorzeit begeistern. Er war so sehr Verehrer der Dichtkunst, daß er den Söhnen der Muse, die seinem Hofe Glanz gaben, einen eigenen König vorsetzte, der über den Werth ihrer Werke entschied. Er äußerte wiederholt den Wunsch, daß die alte Reichsgeschichte in Verse gebracht werden möchte; aber weder sein Dichterkönig Anßari, wie es scheint mehr für Dichtungen zarter Art geschaffen, noch Farruchi, der weit gepriesene Schüler Anßari's, noch Essedi, nach dem Dichterkönig der erste Dichter seines Hofes, getrauten sich an ein so schwieriges Werk. Da ward endlich Ishak, Sohn Schereffschahs, eines Gärtners von Tus, genannt Firdussi (der Paradiesische) zur Bearbeitung des Werkes, welches Persiens Ruhm der Nachwelt bewahren sollte, ausersehen. Er vollendete es in dreyßig Jahren, mit Ausnahme der letzten viertausend Verse, welche, als Firdussi sich auf seinem letzten Krankenlager sah, ihm zum Troste sein ergrauter Lehrer Essedi, (der ehmals vor 30 Jahren schon, zu sehr vorgerückter Jahre wegen, das Werk nicht zu übernehmen wagte) innerhalb 24 Stunden dichtete, und es auf diese Weise vollendete. Viele interessante Einzelnheiten, welche der Verfasser aus dem Leben Firdussis und seiner Zeitgenossen mittheilt, müssen wir hier übergehen, wo es sich einzig um gedrängte Darstellung des Charakteristischen der Kunstgeschichte selbst handelt. Der Verfasser, welcher sich durch Uebertragungen aus dem Schahname in den Fundgruben des Orients um Firdussi Verdienst erwarb, gibt hier, zum genaueren Verständnisse sehr ausgedehnte Proben zum Danke des Lesers in gehaltreichen, dem Maaße des Originals

∪ — — — — ∪ — — ∪ —

sich anschmiegenden Versen. Was nun diese mitgetheilten Proben betrifft, so darf man wohl sagen, daß sie an gedrungener Kraft der Rede, Kühnheit der Bilder wie des Gefühls, verbun-

den mit ächt epischer Parteylosigkeit der Darstellung, den epischen Dichtungen keines Zeitalters und keines Volks den Vorrang gestatten, und eben so sehr von dem hohen Gemüthe des von der Vorzeit männlich begeisterten Dichters, als von dem poetischen Werthe der Quellen zeugen, aus welchen er schöpfte. Wir wissen aber, und der Verfasser dieser Geschichte der Redekünste Persiens erinnert es selbst wiederholt, daß dieser hohe Schwung einer sich dennoch nicht überbietenden Einbildungskraft, in ihrer edlen Mäßigung auf alle Fälle alleiniges Verdienst des großen Firduſſi, sich allmälig verändere, und zum gewöhnlichen Gange nicht zwar sinke, doch sich herabstimme, so wie Firduſſi jene alte erste Zeit des persischen Lebens und ihre wunderbaren Sagen verläßt, um die ihm nähere Zeit darzustellen. Ein Zeichen nicht der Ermattung des Dichters, sondern des seiner Dichtung eigenen, nicht epischen, sondern rein historischen Prinzips, welches die Sage, die es vorfindet, aufnimmt, ohne dieselbe in Dichtung verarbeiten zu wollen. Diese Eigenheit des Schahname bezeichnet der Verfasser S. 55. selbst sehr treffend, indem ihn die Größe Firduſſi's begeistert:

»Wenn dem Geschichtschreiber Quellenstudium vor allem heilig und wichtig seyn muß, so ist auch aus allen in Betreff Persiens aus dem Oriente zu erwartenden Werken das Schahname für ihn das wichtigste, indem alle neuere persischen Geschichtschreiber aus Firduſſi geschöpft, wie Firduſſi aus den alten Annalen des Reichs, die seit ihm verschwunden sind. Und je näher er seiner Zeit rückt, desto mehr verliert, wie natürlich, die Poesie an Spielraum, und gewinnt die historische Wahrheit an festem Grunde. In der Reife des männlichen Alters, wo er die fabelhafte Kindheit der Vorzeit zu besingen begann, fährt sein Genius als Triumphator einher auf dem Siegesgespann der Phantasie, das Diwe und Simurge ziehen. Gegen das Ende des Werkes, wo er selbst um dreyßig Jahre, und die Geschichte um dreyßig Jahrhunderte gegen das Greisenalter des Menschen und des Reiches fortgerückt sind, verfolgt er mit großer Ruhe und Stätigkeit (wiewohl auch selbst hier nicht ohne poetisches Feuer) die Bahn, die ihm nun durch historische Quellen und kältere Urtheilskraft sicherer vorgezeichnet ist. Das Schahname kann daher füglich in zwey Hälften getheilt werden, wovon die erste vorzugsweise die poetische, und die zweyte vorzugsweise die historische heißen mag.«

Es ist nun wohl von selbst klar, daß weil ein aus Einem Geiste hervorgegangenes Werk nicht doppelter Natur seyn kann, der Charakter des Schahname nicht eigentlich episch, sondern historisch sey, und daß die poetischere Hälfte von der Natur der Quellen herrühre, welche dazu benützt worden. Wir glaubten

aber auf eine genauere Untersuchung dieses Gegenstandes eingehen zu sollen, nicht etwa um Firduſſi's Dichtergröße zu schmälern, welches ein fruchtloser und auch unwürdiger Versuch wäre, sondern um, wie die Natur seiner Dichtung, so auch ihren Erfolg genau bezeichnen zu können. Firduſſi hat nämlich mit Gründung dieses Werks die schon verflüchtigt gewesene Nationalität Persiens in ein helles Flammenbild ehrwürdigen Glanzes, eine strahlende Sonne des Ruhms, vereint, und in erquickendem und neu belebendem Lichte über dieß alte Reich der Tugend leuchten lassen. Er hat dieß Persien, das an das Ausland verloren war, erst wieder zum Vaterlande erhoben, und ihm mit dem Gefühle eines würdevollen Daseyns auch die Kraft freyer Entwickelung einer lang niedergedrückt gewesenen Phantasie gegeben, und man darf daher sagen, alle Poesie Persiens sey von Firduſſi ausgegangen. Dieser Koloß, wie ihn der Verfasser nennt, steht übrigens mit dem Streben seines Zeitalters nicht im Widerspruche, und bildet durchaus keinen Gegensatz. Denn alle Bemühung dieses Zeitalters ging auf die Bildung einheimischer fremd gewordener Kunst. Die übrigen gefeyerten Dichter desselben, bey Nachahmung arabischer Form, suchten die Selbstständigkeit durch die Reinheit der Sprache zu behaupten. Firduſſi wie sie; doch bildete er zugleich dem Vaterlande eine eigentliche Heimat edler Gefühle, in welche spätere Dichter sich einbürgern, und Werke hervorbringen konnten, die vor ihm ganz unmöglich gewesen wären.

Der Verfasser führt als gleichzeitig mit Mahmud den in Dilem herrschenden Fürsten Kabus Schemſolmaali (Sonne der Erhabenheit) als Freund und Beschützer der Gelehrten und Dichter an, der selbst eine Sammlung von Gedichten und Briefen arabisch und persisch geschrieben. Auch vom Dichter Ferruchi wird bemerkt, daß er ein Werk über Beredsamkeit verfaßt; Beweis, wie uns dünkt, daß dieß Zeitalter seine poetische Größe nicht einer plötzlich entwickelten Naturanlage, sondern dem Studium bereits vorhandener auswärtiger Kunst und Wissenschaft verdankte. Es hat übrigens die psychologisch merkwürdigsten Erscheinungen aufzuweisen: so finden wir in dem Dichterkönige Emir Moaſi einen philosophischen Denker, und in Omar Chiam einen die mystischen Ansichten Moaſi's bespöttelnden, aber zugleich zur Verläugnung alles Heiligen herabgesunkenen Freygeist. Dergleichen Geister verkündigen vielmehr eine durch Uebermaß der Hingebung an wissenschaftliche Untersuchungen der Auflösung nahe literarische Welt, als die Unbefangenheit eines epischen Zeitalters. Diese schon im Beginn der Literatur des neuen Persiens vorbereitete Auflösung ist aber durch die Riesenarbeit Firduſſi's, welche den Gemüthern einen bleibenden Gegenstand der Bewunderung

gab, aufgehalten, und für die Zukunft eine neue poetische Welt der Schönheit begründet worden, in welcher sich wirklich ein den Nationalgefühlen gemäßes Epos, nämlich ein romantisches, in Fülle der heimatlichen Schönheit reichgeschmücktes, erzeugte.

Zweyter Zeitraum. Einfluß des Arabischen. Lyrische Panegyriker und romantische Dichter. Enweri und Nisami. (1106 bis 1203.)

Dritter Zeitraum. Mystisches und moralisches Zeitalter. Dschelaleddin Rumi und Saadi (1203 bis 1300).

Der Verfasser bemerkte zur zweyten Hälfte des vorigen Zeitraums, daß die Seldschugiden, welche alle andern herrschenden Dynastien verschlangen, große Beförderer der Wissenschaften in Persien geworden, und erwähnt insbesondere Sultan Melekschahs, und seines großen Wesirs Nisamolmulk, welche, selbst Schriftsteller im historischen und politischen Fache, zugleich durch weise Einrichtungen für die Dauer, und das fernere Emporblühen persischer Wissenschaften Sorge trugen; so erbaute der Wesir die unter seinem Namen lange berühmt gewesene Akademie zu Bagdad, und gründete mehrere Schulen. Die Früchte dieser Unternehmungen zeigten sich nunmehr im zweyten vom Verfasser auf hundert Jahre berechneten Zeitraume, und die in den verschiedenen Provinzen des Reiches gesondert herrschenden Sultane thaten auch während dieser Epoche das Mögliche zur Beförderung der Künste der Rede und der Wissenschaften. Bey dem Einflusse, welchen sich durch oft glänzende Unterstützung der Wissenschaften die Fürsten auf dieselben zueigneten, fanden sich die Dichter und Schriftsteller in einem vorher nicht so sehr gekannten Verhältnisse der Abhängigkeit zu diesen Fürsten, und verschwendeten poetische Kraft in übertriebenen Lobeserhebungen der Beschützer. Die wirklich glücklichen Erfolge, welche die der Geistescultur gewidmete Pflege haben mußte, zeigte sich auch in der in diesem Zeitraume zur Vollendung gediehenen Ausbildung der episch-romantischen Poesie, dieser dem neu-persischen Volkscharakter vorzüglich zusagenden Dichtungsart. Eben so finden wir schon in diesem Zeitraum das bereits im ersten bemerkte Streben nach Mystik bedeutend ausgebildet, und auch das Lehrgedicht mannigfaltig versucht. Beyde letztern Arten der Poesie treten in dem dritten Zeitraume in die Epoche ihrer Vollendung, wo, nach des Verfassers richtiger Bemerkung, durch die Zerstörung alles heitern Lebensglücks, welche der Einbruch Dschengischan's und seiner Mongolen über Persien brachte, die Gemüther zum innern beschaulichen Leben hingezogen wurden. Beyde diese Zeitalter der Dichtung sind der Geschichte im hohen Grade wichtig, wir müssen uns indeß hier darauf beschränken, das Einflußreichste derselben heraus zu heben, auch

hier noch mehr durch Reichthum als durch Armuth der Materialien in einiger Verlegenheit.

Der Verfasser, allerdings Bewunderer des hohen Schwungs der Panegyriker dieses Zeitraumes, tadelt zugleich mit Recht die sich im Ueberschwung der Lobpreisungen vergeudende Kraft edler Gemüther, und die Erniedrigung der Characterwürde, welche dieß gewöhnlich zur Folge hat. Allein, es muß gleichwohl bemerkt werden, daß in dem, in vielfachem Schmucke reicher Vollendung aufgeführten Kunstgebäude eines ächt poetischen Volkes, panegyrische Dichtung eben so wesentlich ist, als die satyrische, mit welcher sie nur den Gegensatz bildet, dessen Auflösung sich sodann entweder in der moralischen Dichtung, der ruhigen Richterin menschlicher Vorzüge und Gebrechen, der Führerin zum Ziele innerer Beruhigung, oder im Epos findet, welches mit unparteyischer Kühnheit das Edelste menschlicher Trefflichkeit neben die nicht mehr getadelte, sondern als zum Ganzen wirkende Gewöhnlichkeit des Lebens hinstellt, und beyde Gegensätze auflöst, und zu einem reinen Bilde des Daseyns vereinigt. Wenn es nämlich der menschlichen Natur gemäß, und ein Zeichen ihrer höhern Abkunft ist, daß sie das Edle menschlicher Handlungen, und jede höhere Vollkommenheit mit Begeisterung erfaßt, und sich an deren Erwägung gleichsam das innere Leben erneuert, so ist die Lobpreisung auch der Macht und Gewalt, wie sie in Fürsten sich offenbart, eine herrliche Erscheinung im Gebiete der Poesie, und bey uns, mit vollestem Rechte zwar, nur darum in Verachtung gesunken, weil diejenigen, die sich derselben hingaben, meistens nicht Dichter, sondern nur feile Schmeichler gewesen. Wer aber, der Calderon seinen König preisen hört, mag hier, wo der kühnste Aufschwung der Phantasie ihn mit fortreißt, an Käuflichkeit des Lobes denken? oder wer hat sein Herz noch gegen Pindars Siegeshymnen verwahren wollen? Die despotische Natur der Herrscherwürde Persiens, wenn sie gleich in jener Zeit ihr Gegenbild in gemeiner Anbetung der Gewalt bey den meisten, welche Fürstenlob sangen, gefunden, hat dennoch durch die Idee verklärter Macht, die sie in edlen Gemüthern erzeugte, auch manche, der Bewunderung der Nachwelt werthe Dichtungen hervorgerufen. Und wie die Dichter dieser Bewunderung noch heute werth sind, sind es auch diese Fürsten, bey welchen wir ächte Anerkennung der Würde des Menschen, und Begeisterung für diese Kunst, welche ihr Andenken feyert, vorfinden. Enweri, Chakani, Sahir Farjabi, und Achestegi sind die Dichter dieses Zeitraums im Fache der Panegyrik, deren Werke der Orient noch heute mit Entzücken liest, und so auch ihren edlen Nämen vor jeder Verunglimpfung sicher stellt. Ein Beweis, wie nahe das Streben des panegyri-

schen Dichters an die höchste Forderung, die an den Menschen gestellt werden kann, gränze, ist der plötzliche Uebertritt eines dieser panegyrischen Dichters, Sanaji's, zur religiosen Dichtung: aus dem Lobpreiser seines Fürsten ward er ein nur für Gott und die ewige Vollkommenheit begeisterter Sänger, nachdem er die Idee des Erhabenen, die er vorher im Leben aufzusuchen sich begnügt hatte, jenseits dieses Daseyns zu finden gelernt hatte.

Einer der größten Dichter Persiens dieses Zeitraums und aller künftigen Zeit ist Nisami aus Gendsch, der seinem Vaterlande das romantische Epos schenkte. Früher schon, und seit Beginn des Wiederauflebens persischer Literatur hatten sich die Dichter Persiens an episch-romantischen Stoffen versucht, die sie in den Märchen vorfanden, die im Munde des Volks waren. Verachtung der Volkspoesie (wie uns die heutige Zeit das Beyspiel liefert) ist von jeher in den Dichtern mit abstracter Trockenheit ihrer eigenen Ausarbeitungen bestraft worden; denn alle Dichtung strebt ihrer Natur nach den größtmöglichsten Einfluß auf die Gemüther zu gewinnen, da sie das ihr eigenthümliche, in der Darstellung geltend gemachte Ideal des Daseyns, überall anerkannt wissen möchte: die absichtliche Entfernung aber von den Ansichten des Volks, zu welchem man doch selbst mit gehört, veranlaßt unausbleiblich im Gemüthe eine durch nichts ausfüllbare Leere. Diejenigen, welche daher, selbst ohne sich über die gewöhnlichen poetischen Ansichten und die Gefühlsweise des Volks zu erheben, und sie höher zu steigern, welches eigentlicher Beruf des Dichters und jedes Künstlers ist, sich bloß damit begnügen, sich an das Volk anzuschließen, sind wenigstens ihrer Natur nicht untreu geworden, und geben größeren Talenten der Zukunft wenigstens Veranlassung und Stoff, das, was sie versäumten, die Steigerung der Nationalansichten des Schönen, zu vollenden und auszuführen. Nisami war ganz aus der eigenthümlichsten Natur der Neuperser hervorgegangen. Durch die großen Ansichten Firdussis über die Gewöhnlichkeit empor gehoben, für den Reitz und die milde Schönheit des Lebens von seltener Empfänglichkeit, dabey ruhiger besonnener Denker, gewissenhafter Abwäger menschlicher Pflichten und der Anforderungen, welche unser edleres Selbst an sittliches Ebenmaaß unser Handlungen stellt, hat sich dieser Dichter in vielseitiger Fruchtbarkeit für Moral und ausgeführte Lehre der Religion, wie für zarte Schönheit des Daseyns und phantastischen Wunderbau kühner Schöpfungen in gleichem Grade empfänglich gezeigt. Die Werke eines seltnen Ruhms, die in dieser Hinsicht durch ihn in's Leben traten, sind später gesammelt, und da es ihrer fünf sind, unter dem gemeinsamen Titel: der Fünfer Nisami's der Bewun-

derung der Nachwelt aufbewahrt worden. Das erste dieser Werke, Machsenol-esrar (Magazin der Geheimnisse) ist in zwanzig Hauptstücke getheilt, ganz moralischen Inhalts, und in manchem Sinne zugleich speculativ, und ächt philosophisch. Es verbreitet sich, wie über die Natur des Menschen und der Welt, die ursprüngliche Erhabenheit beyder, und über ihren Untergang, so auch über jenes zukünftige Daseyn, dessen Geheimnissen wir vergebens nachforschen, über die Vorbereitungen zum Uebertritt in dasselbe, über Gerechtigkeit im Allgemeinen, und jene der Fürsten insbesondere. Chosru und Schirin, nach des Verfassers Bemerkung sowohl des alt-historischen Stoffes willen, den schon Firdussi in sein Schahname aufgenommen, als der vorzüglichen Neigung wegen, mit der der Dichter dieser Arbeit sich hingab, die Krone aller persischen romantischen Gedichte, ist das zweyte Werk des Fünfers. Welche Fülle der Schönheit, in Lebhaftigkeit und Wechsel der Farben ganz unerreicht, dieses Gedicht darbiete, ist aus der Schirin des H. Hofraths v. Hammer deutschen Lesern bereits hinreichend bekannt. Der Verfasser gibt hier ausführlich Rechenschaft, wie er dieß Gedicht sowohl, als Leila und Medschnun, das dritte Gedicht des Fünfers, zu seiner Schirin benutzt, und in ein Ganzes verflochten habe. Ueber das vierte Gedicht, der Heftpeiger (die sieben Schönheiten), bemerkt der Verfasser, es sey an Erfindung und Mannigfaltigkeit der darin vorkommenden Begebenheiten das fruchtbarste Gedicht der persisch-romantischen Literatur. Es enthält die Geschichte eines persischen Prinzen, in welche sieben andere, von sieben Prinzessinnen erzählte, verwebt sind. Das interessante Detail dieses Gedichts ist von dem Verfasser weitläufig entwickelt, und gibt uns, wie es größtentheils mit Benützung der Volkssagen geschrieben zu seyn scheint, auch die Urquellen so mancher im Mittelalter nach Europa herüber gewanderter Sagen und Märchen zu erkennen. Das letzte Werk der Sammlung ist das Iskendername (das Buch Alexanders), eine romantisirte Geschichte dieses auch in der romantischen Zeit des europäischen Mittelalters vielfach in Dichtungen gefeyerten Heldenkönigs. So reich war die Phantasie des unübertroffenen Nisami, daß sie sich nicht in einem Meisterwerke hoher romantischer Kunst in all ihrer Farbenpracht entwickeln konnte, und des mannigfaltigsten Stoffes bedurfte, um sich selbst Genüge zu thun. Die Folgezeit hat von diesem Dichter die Mannigfaltigkeit der Arbeiten gleichsam als Regel angenommen, und der Fünfer ist mehrmals von späteren Dichtern versucht worden.

Bey Entwicklung des dritten Zeitraums verbreitet sich der Verfasser über die Verheerungen der Mongolen, und die

ganze Barbarey ihres Verwüstungssystems, und indem er die Folgen für Persien zeigt, gibt er überhaupt zugleich die nöthigen historischen Aufklärungen über die ganze Epoche. In der Hälfte dieses Zeitraums erholten sich Samarkand und Bochara, die alten Sitze der einheimischen Cultur, wieder von den Verwüstungen, doch flüchtete sich Kunst und Wissenschaft in die südlichen und westlichen Länder nach Schiras und Ikonium zu den Atabegen Farsistan's und zu den Seldschugiden Rumi's. Ueber die beyden größten Dichter dieser Epoche Dschelaleddin den Mystiker, und Saadi, der ein volles Jahrhundert durchlebte, und ein Drittheil desselben auf Reisen in der Fremde zubrachte, gibt der Verfasser folgende treffende Bemerkungen:

»In diesen beyden großen Dichtern spiegelt sich der durch die großen Begebenheiten begründete Character ihres Zeitalters, wiewohl unter verschiedener Strahlenbrechung treu und vollkommen ab: in Dschelaleddin die innere Zurückgezogenheit des Geistes, der unter dem äußeren Schwalle der Mongolensündflut erliegend, sich in die Tiefen des innern beschaulichen Lebens zu retten sucht, und in Saadi, der in den Kreuzzügen für den Glauben der Väter wider die Franken gestritten, und bey ihnen gefangen gewesen war, der erste Anstoß europäischer Bildung auf morgenländische, durch klare Besonnenheit und kältere Einbildungskraft.«

Aus dem Diwane Dschelaleddins und aus seinem Mesnewi sind größtentheils die heiligen Hymnen genommen, welche bey den Religionsübungen der Derwische Mewlewi (deren Stifter Mewlana Dschelaleddin Rumi, so lautet der volle Name des Dichters, ist), unter Begleitung der Flöte abgesungen werden, wobey die Gesellschaft der versammelten Derwische, die Gestirne repräsentirend, sich im Wirbel um den ruhig sitzenden Scheich dreht, welcher die Sonne darstellt; ein Tanz so mystischer Art, daß er überhaupt die Aufmerksamkeit auf die Lehre der Derwische hinleiten muß. Diese ist nach der Angabe des Verfassers die Lehre: daß die Welt nichts als Erscheinung, die Wesenheit aber Gott allein sey, der überall und in allem sich unendlich gestaltend, in der Glut des Feuers und der Liebe, im Hauche der Brust und der Flöte, im Wirbel der Meere und der Sinnen, im Reigen der Gestirne und der Geister sich offenbarend, das einzige höchste Seyn und Gut sey, zu dem der Pilger auf dem Wege der Vollkommenheit nur durch gänzliches Vergessen seiner selbst, durch die vollkommenste Verläugnung alles irdischen Interesse, durch eine absolute Gleichgültigkeit gegen alle äußere Form gelangen könne.

Dschelaleddin Rumi, ein Schüler des Schemsed-

din Tebrisi, zeigt sich ganz von jener geheimnißreichen Lehre erfüllt, als deren Gründer er in gewisser Hinsicht anzusehen ist. Er wird als der größte mystische Dichter des Orients betrachtet, und steht als Verfasser des Mesnewi (des doppelgereimten Gedichtes) und als Stifter der Mewlewi (des berühmtesten Ordens mystischer Derwische) im höchsten Ansehen, so wie die Sammlung seiner lyrischen Gedichte als Gesetzbuch und Ritual, wie sich der Verfasser ausdrückt, aller Mystiker des Orients betrachtet wird. Der Verfasser theilt von dessen Gedichtsammlungen sehr ausgedehnte und lehrreiche Proben mit. Ueberall verrathen diese jenes Sehnen nach eigener Vernichtung, um in Gott, der Urquelle alles Seyns, oder vielmehr der einzigen wahren Existenz erst in's Daseyn zu gelangen. Wie sein eigenes Leben erscheint ihm auch das Leben der Welt überhaupt nur in Beziehung auf Gott von Werth oder Würde. So voll männlicher Hingebung, so voll erhebender Andacht sind diese Dichtungen, daß auch derjenige, welcher ganz und gar nicht die Ueberzeugungen des Dichters theilt, wenigstens der Größe seines Genius, und der edlen Würde seines Herzens die gebührende Ehrfurcht nicht versagen wird. In der That, wir wären begierig zu wissen, was manche unter uns, die sich bis jetzt für Mystiker gehalten, und unschuldig genug von der Unwissenheit um dieses Namens willen, den sie als Schild aushingen, verhöhnt und gelästert wurden, dazu sagen möchten, wenn sie hier wirklich einen Mystiker, im eigentlichsten Sinne des Worts, erblickten? Nicht leeres Spiel mit der Idee ewiger Liebe, noch die Versicherung, daß hinter dieser Welt und dem Leben Geheimnisse verborgen liegen, auf welche man anspielt, machen den Mystiker, welcher nicht vorsätzliche Verdunkelung an sich klarer Dinge sucht, wie die Unsern gethan, die sich dafür ausgegeben. Der Mysticismus ist vielmehr ein durch die rege Theilnahme des Gefühlsvermögens verdüstertes philosophisches Bestreben, aus der Dunkelheit, welche über dem Daseyn liegt, heraus zu treten; und wenn er das Daseyn als etwas Unbegriffenes darstellt, und die Welt als ein großes Geheimniß auffaßt, ist es ihm darum doch keineswegs um dieses Nichtverstehen der Existenz, sondern vielmehr um die Bekräftigung der Ahnung ihrer hohen Würde zu thun. Wie Einer, der in der Nacht mühsam nach einem Ziele vorwärts strebt, alles aufbietet, seine düstere Umgebung an den wenigen erkennbaren Merkmalen, wenn auch nur zweydeutig und ungewiß zu bestimmen, um, ohne des Wegs zu verfehlen, weiter zu rücken, so der Mystiker in seiner Erwägung der Welt und ihrer Verhältnisse, durch die er zur Klarheit alles Seyns hindurch dringen möchte. Der einzige Weg für den christlichen Dichter, dem die Welt ja

klar ist, weil sie ihm durch Gott aufgeklärt worden, und dem die Religion Klügeley und Erforschung des Unerforschlichen verbietet, ist, wenn er mystisches Streben äußert, dieser, den Dante eingeschlagen: erhabene Rechtfertigung Gottes, Nachweisung der ewigen Gerechtigkeit und Liebe in den Rathschlüßen der Vorsehung. Es treten aber Epochen in der Geschichte der Völker ein, wo innere Geistesermattung zu einem Pseudo-Mysticismus führt, vermöge welchem man, statt aus dem Unbegriffenen zum Begreiflichen empor zu streben, vielmehr in Nacht und Dunkel der Begriffe hinab taucht, und wie ein Ermüdeter, der rüstigen Thätigkeit des Lebens sich entziehend, den Schlummer und dessen Träume aufsucht. Daß dieses damals wenigstens in Persien nicht der Fall gewesen, und daß vielmehr nur die innere Nichtigkeit der mit sich selbst im Widerspruche befindlichen Religionsansicht Mohammeds, welche dem tiefer Forschenden nicht genügte, starke Geister auf selbstständige Bahnen der Untersuchung des Ewigen, und zum Mysticismus führte, beweiset die höchst kraftige, von matter Empfindeley und jener ohnmächtigen Geisteswollust, welche neueren Mysticismus brandmarkt, so sehr entfernte Natur ihrer Dichtungen.

Seine, und die nachfolgende Zeit haben Dschelaleddin Rumi den Preis unter den mystischen Dichtern Persiens zuerkannt; man würde sich aber irren, wenn man glaubte, daß er ohne würdige Nebenbuhler denselben erhalten habe. Wir wollen hier nur des Feridedin Attar erwähnen, der ein Opfer der Wut der Mongolen geworden, und sie und den Tod verlachte. Etwas Erhabneres, als seine Vögelgespräche, eine Dichtung, deren Darstellung H. v. Hammer mit hinreichender Auswahl von ausgezogenen Stellen schmückte, wird nicht leicht in irgend einer Sprache sich vorfinden. Die Heere der Vögel, im großen Reichstage versammelt, beschließen Simurg (den fabelhaften König der Vögel, hier die Gottheit) aufzusuchen. Auf dem mühevollen Wege entfällt vielen der Muth, und sie bleiben zurück; die Gefahren der Reise verderben die übrigen, drey gelangen endlich vor den Thron Simurg's; da scheint ihr Daseyn in der Gottheit aufgelöst, und sie erblicken in ihr sich selbst, und da sie sich selbst betrachten, die Gottheit in ihrem eigenen Wesen; und Simurg weiset sie mit der Belehrung von sich, daß Irdisches das Göttliche eben so wenig, wie die Mücke mit ihren Zähnen den Elephanten erfassen moge. Die Deutung gibt der Verfasser auf folgende Weise. Nach jahrelangem Pilgern durch die Wüsten des beschaulichen Lebens, wo Karawanen von Reisenden, und ganze Menschenalter zu Grunde gegangen, erreicht Keiner oder Einer den Grad der höchsten Vollkommenheit, wo er den Ewigen zu sehen vermeint, von Angesicht zu Angesicht. Erschöpft,

entnervt, entmenscht, gelangt er endlich zu dem Ziele der Seher, und da schaut er die Gottheit im offenen Himmel seines eigenen Gemüthes. Doch nicht das ewige Licht, dessen Abglanz der Geist, dessen Schatten die Materie ist, hat er mit kurzsichtigem Auge erblickt, sondern sich selbst im ewigen Weltenspiegel, der dem Sinnlichen, der sich für übersinnlich gehalten, nur Sinnliches zurückstrahlt.

Von Saadi, dem Dichter weiser Rathschläge und sittlicher Sprüche, dem seine Landesgenossen aber eben so sehr seiner lyrischen Dichtungen wegen einen hohen Rang unter den Söhnen der Muse anweisen, ist bereits so viel in Europa die Rede gewesen, seit dessen Rosenhain und Fruchtgarten bekannt geworden, daß man seiner in dieser Anzeige, wie der Verfasser dieser Kunstgeschichte auch seinerseits that, kürzer erwähnen darf. Mäßiger Gesinnung, von seltener Besonnenheit, der Welt mit anständiger Neigung ergeben, hat diese auch solchem Manne keine Hindernisse seines ruhigen Glückes entgegen gestellt, und ihn liebevoll aufgenommen. Die ersten dreyßig Jahre seines Lebens brachte er auf Reisen zu, die nächsten dreyßig Jahre läuterte er seine Kenntnisse und Erfahrungen in der Stille und Abgezogenheit anschaulicher Betrachtung, in den letzten zwölf Jahren sandte er seine Arbeiten ans Licht; er starb im hundert und zweyten Jahre seines Alters (1291). Die Stellen, welche der Verfasser aus den Werken dieses Dichters anführt, sind durch zarte Einfachheit bey edlem Reichthum an Ideen besonders anziehend.

Vierter Zeitraum. Das Zeitalter der Minnesänger. Höchster Flor der lyrischen Poesie und Rhetorik. Hafis und Waßaf (1300 bis 1397).

Fünfter Zeitraum. Stillstand der persischen Poesie, begränzt durch den letzten großen Dichter Dschami (1397 bis 1494).

Nachdem persische Kunst sich bereits so vielfältig an Gegenständen der größten Bedeutung versucht, ließ sie sich durch Hafis, den gefeyertsten lyrischen Dichter, in die Kreise des gewöhnlichen Lebens herab, dessen Schönheit und flüchtige Freuden durch den Glanz einer mit der höchsten Pracht der Rede geschmückten Dichtung noch mehr zu erhöhen. Herr Hofrath v. Hammer hat durch seine Uebersetzung des ganzen Diwans Hafisens diesen Dichter bereits vor mehreren Jahren unter uns eingeführt. Er gibt hier, der Vollständigkeit dieser Geschichte der Redekünste wegen, Auszüge aus jener Uebersetzung, welches nicht anders als der Sache angemessen ist. Bey einem genaueren Studium dieses Diwans, dem, wie der Uebersetzer mit Recht behauptet, späterhin nur gezwungener Weise ein mystischer Sinn untergelegt

wurde, ist, wie bereits anderwärts bemerkt wurde, die Aehnlichkeit Hafisens mit Horaz in den Ansichten des Lebens auffallend, und möchte einzig nur durch die Aehnlichkeit der Zeitalter, in welchen beyde Dichter gelebt, wo bey Zerstörung aller Sicherheit des bürgerlichen Daseyns der Mensch sich auf flüchtigen, gleichsam im Vorübergehen gehaschten Genuß des Lebens beschränkt, zu erklären seyn. Bey manchem Zurückstoßenden und Abschreckenden, welches unsere geläutetere Sittlichkeit in diesen oft nicht die reinsten Freuden lobpreisenden Dichtungen finden muß, spricht sich dennoch überall eine so hohe Genialität des Dichters bey so edler Unabhängigkeit von diesen dennoch als höchstes Gut angepriesenen Genüßen des Lebens, so unverfälschter Sinn für die Schönheit der Natur aus, daß man in ihm einen der größten Dichter aller Zeiten nicht wird verkennen dürfen.

Der Verfasser führt in diesem Zeitraume 35 Schriftsteller auf, doch ist außer Hafis keiner vom ersten Range. Bey den Prosaikern wird Waßaf's Geschichte der Nachkommen Dschengischans, den Orientalen ein Muster der Beredsamkeit, angeführt: wir müssen aber gestehen, daß wir in den gegebenen Proben seines Styls nur absolute Geschmacklosigkeit erkennen konnten. In diese Epoche fallen die Verheerungen Timur's; doch bemerkt der Verfasser, daß wenn sie gleich für das Land unheilbringend gewesen, sie doch für die Geistesbildung nicht so nachtheilig wie die Eroberung durch Dschengischan gewirkt, weil Timur, wenn gleich grausam, doch die Wissenschaften und ihre Pfleger geehrt habe. Dennoch aber beweiset die immer tiefer sinkende Geistescultur Persiens, daß solche, die Nationalität der Völker auflösenden Stürme nicht ohne wesentliche Beeinträchtigung ihrer Bildung vorübergehen.

Die Nachkommen Timurs, bestrebt die Achtung, welche derselbe den Wissenschaften und Gelehrten überhaupt bewies, durch reelle Unterstützung der letztern, und eigene Anbauung manches Gebietes der Künste und Wissenschaften höher zu steigern, haben aller Bestrebungen für die gute Sache ungeachtet, dennoch in dem Jahrhunderte des fünften Zeitraumes, nach Hrn. v. Hammer's eigenem Ausdrucke, nichts weiter als einen Stillstand der geistigen Cultur der Nation hervorgebracht, und den raschen Rücktritt in die Geistesarmuth früherer Jahrhunderte in etwas aufgehalten, ein Beweis, wie wenig die bloß äußere Veranlassung der Huld oder Unterstützung selbstthätige Geister zu wecken im Stande ist, welche nur aus der Zeitstimmung des Volkes, durch innern nothwendigen Drang die Gefühle oder Lebensansichten herrschender Art zu verkünden, entstehen können. Auch in Persien war endlich nach ruhmvoll durchlebten Jahrhunderten der Zeitpunkt

des Verfalls einheimischer Größe eingetreten; doch wandte sich der Genius ihrer Kunst nur erst nach einem nochmaligen Rückblicke auf alle die herrlichen Schätze, welche er dem Lande der Perser verliehen, von ihnen wieder hinweg, indem er in dieser Epoche noch einen Dichter weckte, der mit Zartheit des Gefühls für alle Schönheit der heimatlichen Kunst ausgestattet, die herrlichen Erzeugnisse derselben in Nachbildungen wiederholte, und gleichsam auf diese Weise alle Herrlichkeit der einheimischen Poesie in einem, ihnen allen geweihten Tempel zu vereinen bemüht war. Mewlana Dschami war der durch ausgedehnten Reichthum des Gefühls begünstigte Dichter, der sich eine so heitere und heilige Pflicht auflegte. Nach des Verfassers Bemerkung in keinem Fache der Erste, doch überall der nächste an diesem Ersten, ist er, der in so vielen Gattungen der Dichtung sich mit Glück versuchte, mit Recht den größten Geistern Persiens beygezählt, und unter die Choranführer persischer Literatur aufgenommen worden. Er war Meister in gebundener, wie in ungebundener Rede. Als Dichter sammelte er lyrische Dichtungen in drey Diwanen, er dichtete wie Nisami einen Fünfer, den er später durch Hinzufügung zweyer Dichtungen in einen Siebener veränderte. Er näherte sich in andern Arbeiten dem Frühlingsgarten und dem Rosen- und Fruchtgarten Saadi's. Hochgeschätzt, und verehrt wie wenige Dichter vor ihm, starb er in einem Alter von zweyundachtzig Jahren (1492), den Kreis der Perserdichtung gleichsam zur vollkommnen Rundung und Einheit in sich selbst vollendend. Der Verfasser gibt das vollständige Verzeichniß der Werke dieses Dichters, dessen eigenthümliche Lieblichkeit durch sein von Herrn Chezy ins Französische, und aus dieser Sprache durch den verdienstvollen Hrn. Hartmann in's Deutsche übertragene Gedicht seines Fünfers: Leila und Medschnun bereits unter uns bekannt ist. Die sehr reichhaltigen Uebersetzungen aus verschiedenen Werken des Dschami, welche der Verfasser dieser Geschichte geliefert, erhöhen noch den Begriff von dem Werthe dieses überall als trefflich anerkannten Dichters.

Der sechste und siebente Zeitraum, die Abnahme der Poesie, und Aufnahme der Geschichte und Briefschreibekunst in Persien und Indien, so wie den gänzlichen Verfall der erstern enthaltend, bietet für diese Anzeige, welche den naturgemäßen Gang persischer wissenschaftlicher Bildung in ihren größten Führern darzulegen bemüht war, keine sehr fruchtreichen Resultate. Wichtig ist, unsers Bedünkens, in beyden Zeiträumen die sichtbare Verbreitung dieser Cultur auf eine gesteigerte Menge von Individuen, je mehr Poesie und Wissenschaft an eigentlicher Tiefe verloren hatten. Wichtig ebenfalls ist das bey Verflüchtigung der

productiven Geisteskraft eintretende Bestreben, die Schätze, die man nicht mehr zu vermehren im Stande war, zu sammeln: Erscheinungen, welche diese Nation mit allen, bey welchen Kunst und Wissenschaft blühte, gemein hat. Auch die politische Geschichte erhält endlich ihre gründlichen Bearbeiter: Mirchond und Chondemir werden Muster der Geschichtschreibung. Die nähere Verbindung mit Indien erzeuget einen überwiegenden Einfluß der religiösen Ansichten dieses Landes auf einige Denker der Perser, und entwickelt in dem Dichter Feisi eine den Persern bis dahin fremd gewesene, nichts mit ihrer früheren Religionsweise gemein habende Hinneigung zum Sonnencultus, die Sonne als Repräsentanten des Lichts betrachtet. Die Art, in der Feisi mit höchster Glut der Phantasie seine Ueberzeugungen aussprach, die ächt indische Ruhe der Darstellung bey so heftiger innerer Anregung zur höchsten Leidenschaftlichkeit des Ausdrucks, würden vielleicht den Charakter der persischen Poesie im Ganzen umgewandelt haben, wenn Feisi noch in eine productivere Epoche gefallen wäre: so ward er den Seinen bald ein verschollenes Gerücht.

Beyde Zeiträume sind von dem Verfasser mit gleichem Fleiße, mit eben so sorgfältiger Berücksichtigung der politischen Geschichte, wie die früheren behandelt, welches ihm um so mehr zum Lobe gere chen muß, da sie ihn nur wenig befriedigt haben können. Er beschließt sein Werk mit einer rühmenden Anerkennung desjenigen, was Engländer, insbesondere die asiatische Gesellschaft für die persische Literatur gewirkt; wir aber enden gegenwärtige Darlegung seines Werkes mit dem Wunsche: daß so viele gründliche Gelehrsamkeit, wie sie der Verfasser in dieser Kunstgeschichte entwickelte, daß so ächte Liebe für das Schöne und Erhabene der Kunst, wie sie die Blätter dieser Geschichte uns überall offenbaren, ihre angemessene Wirkung auf das gemeinschaftliche Vaterland und dessen einheimische Kunst nicht verfehlen möchten. Hr. v. Hammer hat durch dieß Werk den Eingang in den Tempel persischer Kunst eröffnet; es ist aber noch mehr als dieses zu thun übrig. Sein mühevolles Werk, der Genauigkeit der Angaben vorzüglich gewidmet, entbehrt der leicht faßlichen Uebersicht des Ganzen, nicht so wohl durch Schuld des Verfassers, wie uns dünkt, sondern durch den unglaublichen Reichthum des Inhalts, von dem wir nur einen sehr schwachen Abriß geben konnten. Es würde daher, damit dieser Reichthum auch uns wuchere, vielleicht eine nicht unnütze Arbeit seyn, wenn der Verfasser, der so vieles für seinen großen Gegenstand gewirkt, einst noch die Arbeit übernehmen wollte, in einer den Stoff besiegenden Darstellung nicht sowohl die Epochen dieser Kunstgeschichte neuerdings zu durchgehen (da dieß mit hinreichender Meisterschaft geschah),

sondern eine das reichhaltige Ganze persischer Dichtung nur allein in seinen größern Meistern umschließende Kunstkritik zu liefern. Die Uebersetzungen, die der Verfasser von den angeführten zweyhundert Dichtern lieferte, deren einige sehr reichhaltig sind, werden den Wunsch rechtfertigen, daß derselbe die gleiche Liebe, welche er einst Hafisen's Diwan gewidmet, auch auf einen der übrigen großen Dichter wenden möchte, um ihn Deutschland erst im eigentlichsten Verstande zu schenken; denn nur bey der genauesten Kenntniß der Dichter selbst kann von Einwirkung ihres Geistes die Rede seyn. Wir können nicht läugnen, daß uns die Uebersetzung der Proben des Firduffi, über welche er im Werke selbst seine Grundsätze entwickelt, bey weitem die gelungenste scheint, je weniger sie mit jener des Herrn Wahl in den Fundgruben des Orients Aehnlichkeit hat. Herr Görres hat eine Uebersetzung Firduffis angekündet, welcher für jetzt uns wohl der wichtigste Dichter Persiens seyn muß. Es wäre aber eine sehr verdienstliche Unternehmung, die vorzüglichsten Werke Dschami's zu übersetzen, da durch diesen Dichter im Allgemeinen über den Character der persischen Poesie, wenn wir bereits Firduffi, als deren Grundlage, besäßen, der umfassendste Begriff gegeben werden könnte.

Hiermit beschließen wir diese Anzeige, zufrieden, wenn wir auf die Wichtigkeit des Werks hinlänglich aufmerksam gemacht, und bey wirklich bedrängender Ueberfülle des Stoffs nichts Wesentliches zu berühren versäumt haben.

M—s.

Art. II. Description de *l'Egypte*, ou Recueil des observations et des recherches qui ont été faites en *Egypte* pendant l'expédition de l'armée française. Préface MDCCCIX. XCII. S. Fol. max. Antiquités: Planches, III. Bände. Fol. max. mit 97. 92. 69. Kupfertafeln. Antiquités: Descriptions. 2 Livr. Antiquités, Mémoires. 2 Livraisons.

Es war zu erwarten, daß die ausgezeichneten Bemühungen so vieler vortrefflichen Männer, welche Alterthumskunde zum Gegenstande ihrer Forschungen wählten, nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die Behandlung und die Wesenheit dieser Wissenschaft bleiben würden: wirklich hieße es anerkannten Thatsachen widersprechen, wenn man läugnen wollte, daß hier in eben dem Maße Ernst und Würde an die Stelle traten, als der oft gemachte, und nicht jedesmal unverdiente Vorwurf zweckloser Tändeley im-

mer mehr an Wahrheit verliert. Als ein zweyter günstiger Umstand erscheint die Wendung dieses Studiums, wodurch es zurückgeführt wurde auf die Erforschung der Quellen alter Bildung und Wissenschaft: es ist wahr, das Alles Schöne und Große, was das Alterthum hat, sich in griechischer Cultur vereiniget, und diese unverrückt das Ziel unseres Strebens bleiben muß; aber nicht minder wichtig ist uns der Gang, wie die Griechen sich zu jener hohen Stufe emporschwangen, und die Völker, deren Erfahrungen sie dabey leiteten. Ein vorzüglicher Bestandtheil unserer Wissenschaft, den wir unter dem Namen Mythologie begreifen, ein buntes Gemenge fremder und einheimischer Sagen, Lehren und Ansichten, konnte nur auf diesem Wege in seinem wahren Lichte erscheinen, und gewöhnlich ist jetzt mit dem Ursprung auch die eigentliche Deutung gefunden.

Das oben angegebene große Prachtwerk führt uns nach Aegypten — dahin würden uns, auch wenn wir in der alten Welt nichts als griechische Kunst und Bildung sehen wollten viele Umstände zurückgeführt haben: die ältesten Ansiedelungen in Griechenland (unter Inachus, Cecrops, Danaus), die ersten Religionslehrer, Weisen und Gesetzgeber dieses Landes (Orpheus, Eumolpus, Homer, Solon, Thales, Pythagoras, Plato u. s. w.), seine Götter selbst, die in Aegypten Schutz vor den Giganten unter Verkleidungen suchten; und gewiß, sollen diese täuschenden und irreleitenden Gestalten wieder in ihrer ursprünglichen Natur erscheinen, muß man sie früher in diesem Lande beobachtet haben

Wir glaubten, wenn in diesen Blättern von Alterthumskunde die Rede seyn sollte, nicht besser als mit Aegypten, und zwar mit einem Werke beginnen zu dürfen, wodurch es unserer Zeit gleichsam wiedergegeben wurde. Was man von den Gebäuden der Aegypter rühmt, daß da keine Willkür herrsche, alles seine bestimmte Bedeutung und Beziehung habe, darin scheint überhaupt das große Verdienst dieses Volkes um das ganze Alterthum zu bestehen; man lehrte dort Gegenstände der Sinnenwelt als Zeichen erkannter Begriffe ordnen, die gewöhnlichen Erscheinungen des Lebens als Bilder höherer Wahrheiten betrachten, und auf diesem Grunde gedieh die zarte Bedeutsamkeit griechischer Allegorie. Wir glaubten nicht die ganze Masse von Aufschlüssen, welche das große Werk darbietet, in eine Anzeige zusammendrängen zu sollen; es sey uns erlaubt, mit besonderer Rücksicht auf die zahlreichen und vortrefflichen Kupfertafeln, welche ein vorzügliches Verdienst dieses Werkes bilden, erst das zusammenzufassen, was zur näheren Kenntniß des Landes nach seinen bestehenden Monumenten gehört; wir hoffen in einer künftigen Anzeige um so freyer von

den vortrefflichen, in den Memoires der französischen Gelehrten enthaltenen Vorarbeiten zu einem Gemälde des alten Aegyptens überhaupt, Rechenschaft geben zu können.

Wir beginnen mit Philä, der äußersten Grenze Aegyptens gegen Aethiopien über den Cataracten, und verfolgen den nämlichen Gang von oben herab gegen das Meer hin, den die Bevölkerung des Landes und seine Cultur auch nahm.

Insel Philä. Man muß Cairo um die Herbstnachtgleiche verlassen, wo der Nil alle sandigen Inseln, die der Schiffahrt Hindernisse bieten, bedeckt hat, um die Wanderung nach Philä zu Schiffe anzutreten. Der Nordwind, der den ganzen Tag über bläst, befördert sehr die Fahrt stromaufwärts, und in weniger als funfzehn Tagen ist man in Syene, am rechten Ufer des Nils, wo eigentlich die Grenze Aegyptens seyn sollte. Die Felsen, die sich immer häufiger aus dem Flusse erheben, und die Nähe der Cataracten andeuten, bezeichnen das Ende der Schiffahrt und die Scheidelinie, welche die Natur dem gegenseitigen Verkehr hier entgegen setzte.

Diese schnelle Fahrt gewährt schon einen Ueberblick der an beyden Seiten des Flußes sich dem Auge darbietenden Monumente. Man befriediget die erste Neugierde, welche Alles auf einmal umfassen möchte, bekömmt einen Begriff von ägyptischer Architectur überhaupt, und kann sich ins Voraus jene Orte bestimmen, bey denen man auf der Rückkehr länger verweilen möchte.

Die Reise von Syene nach dem noch zwey französische Meilen entfernten Philä muß man zu Lande machen; der Weg führt durch lauter Felsenblöcke, die 36 bis 40 Fuß hoch und breit mitten aus dem Sande hervorragen, oder übereinander geworfen sich zu Massen aufthürmen, gleichsam losgetrennte Bruchstücke der großen Bergkette, aber ohne spitzige Ecken oder Spalten, überall abgerundet, voll Spuren eines hohen Alterthums. Der größte Theil dieser Felsen besteht aus jenem rothen Granit, dessen hohe Politur wir an den Fragmenten, die nach Europa kommen, bewundern.

Man bemerkt die Reste einer uralten Mauer, welche von Syene bis Philä in verschiedenen Richtungen fortläuft, und einst zum Schutze dieser Straße dienen mochte. Philä galt einst für einen der heiligsten Plätze Aegyptens, für das Grab des Osiris, und war ein zahlreich besuchter Wallfahrtsort; die Straße dahin mußte gegen die Ueberfälle der wilden Horden der Wüste gesichert seyn. An jene ehrwürdige Bestimmung dieser Insel mahnen die vielen Inschriften in heiligen Characteren, welche in den Felsen zu beyden Seiten des Weges eingegraben sind; man schliff bloß die obere braune Lage ab, so daß die rothe Na-

turfarbe des Steines zum Vorschein kam, und so erkennt man diese Inschriften noch jetzt von der Weite zwischen der übrigen braunen Umgebung. Aber wenn diese Stellen seit den zwey oder dreytausend, oder noch mehr Jahren, daß sie die Hand der Menschen bearbeitete, noch nicht jenen glatten braunen Ueberzug erhalten haben, den die Natur allein geben kann, wie viele Jahrtausende mußten denn an den Felsen vorübergehen, die damit ganz bedeckt sind?

Je näher gegen Philä, um so häufiger werden diese Inschriften, die den Geist immer mehr zu religiösen Empfindungen stimmten; sie sind hier sehr hoch über dem Boden, und die einzelnen Zeichen haben manchmal 3 Fuß Höhe.

Auf dem ganzen Wege von Syene nach Philä bemerkt man keinen Baum, die Dürre ist gränzenlos, die Hitze unausstehlich. Wenn im Sommer um die Mittagsstunden keine Stelle Schatten und Schutz gegen die volle erdrückende Kraft der Sonnenstrahlen darbietet, welche allenthalben von dem Sande und den Felsen verdoppelt zurückgeworfen werden, gleicht die ganze Gegend einem Glühofen, den selbst der Eingeborne scheuet; man wählt daher insgemein die Stunden vom Untergange der Sonne, und reiset die Nächte hindurch, bey einem so reinen Himmel und so glänzendem Mondlicht, daß die schönsten Nächte in Europa damit in keinen Vergleich kommen. Nachtreisen haben überhaupt etwas Großes, Ehrfurcht gebietendes, welches die Seele zu tiefen Empfindungen stimmt; man wird nicht ohne Theilnahme Herrn Lancret, dem wir die vortreffliche Beschreibung der Insel Philä verdanken, selbst darüber sprechen hören *): Je songeois avec une sorte d'émotion, de plaisir et de doute, que j'étois sur un des points les plus remarquables de la terre, dans des lieux qui semblent en quelque sorte fabuleux, et dont les noms, prononcés dès l'enfance, ont pris une signification gigantesque et presque magique. Je touchois aux rochers des cataractes, aux portes de *l'Ethiopie*, aux bornes de l'empire Romain; j'allois bientôt entrer dans cette île où fut le tombeau *d'Osiris*, île autrefois sacrée, ignorée aujourd'hui, le sanctuaire d'une antique religion, mère de tant d'autres cultes; enfin j'approchois d'une des immuables divisions de notre globe, et le pas que je faisois étoit peut-être déjà dans la zone torride. — Bald nähert man sich dem Flusse wieder, von dem man sich entfernt hatte, man hört das Geräusch der Wasserwogen, eine kleine Beugung rechts, und man steht vor Philä. Die großen Monumente, die sich hier dem Auge

*) Der Verfasser lebt nicht mehr.

darbieten, die Bäume, wovon sie umgeben sind, der Fluß, die grünen Ufer, das alles überrascht angenehm gegen die vorige Dürre.

Man sieht erst ein Gebäude, licht, auf Säulen gestützt, dann einen Obelisk, darauf einen langen Säulengang, dann eine Masse von Gebäuden — mit Ungeduld erwartet man den Nachen, und noch im Ueberfahren bemerkt man einen Felsen, der mitten unter den andern an die 50 Fuß hoch über dem Wasser hervorsteht, und oben eine Art von Sitz bildet, von den Einwohnern Riesensitz genannt; auch in diesen sind mit Fleiß und Nettigkeit hieroglyphische Figuren und Zeichen eingemeißelt.

Wir sind auf der Insel, und werden unseren Weg zu den interessanten Bautrümmern antreten, die nun ein Gegenstand unserer Betrachtung werden sollen: jener lange Säulengang (48 Toisen) an dessen Spitze wir noch einen aufrechtstehenden Obelisk bemerken, führt uns zu dem größten Tempelgebäude dieser Insel; wir stoßen auf diesem Wege nochmals auf zwey Obelisken, vor welchen zwey colossale liegende Löwen-Figuren waren, die nun freylich fast ganz verschüttet sind, und treten endlich vor das Tempelgebäude selbst.

Mehrere Gegenstände sind es, die hier unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen, und unser vollstes Erstaunen erregen. Das ganze große Gebäude, wo es nur immer eine Mauerfläche darbietet und der Eingang allein hat plus de six cents mètres-carrés (5400 pieds carrés) de surface sculpteé, ist mit eingehauenen Figuren und hieroglyphischen Zeichen bedeckt; zwar ist das Relief dieser Figuren nicht hoch, nicht über die allgemeine Oberfläche des Steines und der Mauern erhoben, und der Künstler machte nur gleichsam um die Umrisse der Figuren, die er sich angegeben hatte, eine kleine Vertiefung: aber gegen Beschädigung gesichert, nirgends den Ueberblick der geraden Baulinien störend, stehen die Reihen von Figuren dennoch scharf in ihren Verhältnissen unterschieden und kenntlich da; das Eingangsthor selbst scheinen zwey solche übereinander gestellte Reihen von colossalen Figuren in Basrelief (die unteren haben 21 Fuß Höhe) zu beleben; wir erkennen noch in den oberen die sitzende Isis mit dem Vogel am Kopfe, der mit ausgespannten Schwingen ihre Kopfbedeckung bildet *), einmal neben Osiris (mit dem Sperber-

*) Eine Stelle aus *Euseb.* Praep. Evang. III, 12 wird uns diesen der Isis geweihten Vogel erklären: Vulturis specie significant lunam vim gignendi ciendique ventos habere, und daß die Aegypter die heilsamen Nordwinde, welche durch die Regenwolken, die sie in Aethiopien zusammen treiben, Ursache der

kopfe) und das andere Mal neben Horus; ein stehender Priester bringt jedesmal den beyden Gottheiten ein Opfer dar. Je friedlicher die obere, um so auffallender und erschütternder ist die untere Vorstellung: eine hohe, männliche Priester-Figur ergreift mit der Linken eine Anzahl von dreyßig auf die Knie niedergeworfenen menschlichen Figuren bey den Haaren, und scheint sie mit der Axt in der hochgeschwungenen Rechten drey stehenden Gottheiten, Osiris zwischen zwey Isisfiguren, opfern zu wollen. Sollte in diesem Tempelgebäude wirklich zu Ehren der Gottheiten Menschenblut seyn vergossen worden? Man schaudert bey dem Gedanken, für den das ägyptische Alterthum einige Belege liefert: doch wir können diese Frage, die in der Folge mehrmal wiederkehren wird, noch unerörtert lassen, und der Meinung jener beytreten, welche in diesem Opfer nur eine symbolische Andeutung erkennen, und nicht die Abbildung eines wirklichen Gebrauches; man findet einen neuen Grund zu dieser Behauptung in der, bey allen Vorstellungen dieser Art, die man an den meisten Eintrittsthoren der Tempel immer an demselben Orte findet, gleichmäßig vorkommenden Zahl von dreyßig zu opfernden Wesen.

Wir werden in das Innere eintreten, aber früher ist es noch die ganz befremdende Bauart des Thores selbst, die unsere Aufmerksamkeit fesselt; ganz unterschieden von Allem, was man bey Römern und Griechen zu finden gewohnt ist, und nur Aegypten allein eigen, besteht diese Art von Eingängen aus einem verhältnißmäßigen Thore, das sich an beyden Seiten an zwey sehr große Baumassen anlehnt, die, unten breit, gegen oben hin immer schmäler werden. Die französischen Gelehrten wandten sehr glücklich auf diese Art von Eingangsgebäuden die Benennung von Pylonen an, die man bey Diodor in seiner Beschreibung des Grabes von Osymandyas findet, und man versteht unter diesem Worte sowohl die beyden Seitenmassen, als das von ihnen in der Mitte eingeschlossene Eingangsthor. La première entrée, sagt Hr. Lancret als Augenzeuge, est composée d'une grande porte et de deux massifs semblables, larges à leur bases, plus étroits vers le sommet, et de peu d'épaisseur, qui s'élèvent l'un à côté de l'autre, bien au dessus de la porte qui se trouve comprise entre eux: cette sorte de construction, tout-à-fait particulière à l'Égypte, et qui n'a été imitée dans aucune autre architecture, se voit également au devant des temples et des palais. Diese thurmähnlichen Gebäude, welche eben so

dortigen Regenzeit, und der Ueberschwemmungen des Nils sind, der Isis zuschrieben, ist bekannt, so wie ihre Benennung Isis Pharia, die sich darauf bezieht.

sehr zur Vertheidigung des Eingangs, als ihrer Höhe wegen zu astronomischen Beobachtungen dienen konnten, zeigen schon dadurch ihre erste Entstehung und fernere Benützung an. Die Breite unsers Pylons beträgt 118 Fuß, und seine Höhe 54 Fuß; in Vergleich gegen ähnliche Pylone in anderen Gegenden Aegyptens, z. B. in Edfou, wo die Höhe desselben das Doppelte beträgt, bestätigt sich vollkommen die Bemerkung, daß die Gebäude auf der Insel Philä in Bezug auf Größe, sich gleichsam nur wie Modelle zu den andern enormen Baumassen in der Ebene von Theben u. a. O. verhalten.

Durch das Thor des ersten Pylons gelangen wir in einen Hof, der rechts und links einen Säulengang hat, und an letzterer Seite auch noch einen kleinen, von dem Hauptgebäude abgesonderten Tempel; wir verfolgen unseren Weg in gerader Richtung, und kommen bald zu einem zweyten kleineren Pylon, der mit dem darauf folgenden Tempelgebäude selbst in Verbindung steht, und durch den wir in eine Vorhalle (portique) treten *), die auf zehn Säulen ruht, von allen Seiten geschlossen ist, und nur durch die Thüre und eine Oeffnung in der Decke Licht bekömmt; von da betreten wir unmittelbar die inneren Säle, wo der Tag auch nur durch sehr kleine Oeffnungen sparsam einbricht, und man sich also der Hülfe von Fackeln bedienen muß. Durch drey große Säle, an welche rechts und links mehrere Seitengemächer anstoßen, gelangen wir zu dem eigentlichen Heiligthume (sanctuaire) ganz im innersten Hintergrunde des Tempels; wir erkennen hier noch in einem großen, regelmäßig ausgehölten, und über und über mit Hieroglyphen bedeckten Blocke von Granit das Behältniß, in welchem der heilige Sperber, der da als lebendiges Bild des Osiris verehrt wurde, eingeschlossen war. — Die Wanderung durch den Tempel ist vollendet, sie ist nicht ohne mancherley Beschwerlichkeiten, man muß sich bey dem täuschenden Scheine der Lichter mühsam durch Schutt und Unrath durcharbeiten, und ein sehr scharfer widriger Geruch, der gleich bey dem ersten Eintritte entgegenströmt, und von den unzähligen Fledermäusen, den einzigen Bewohnern dieser Hallen, herrührt, ist nicht die kleinste Belästigung; alles ist mit dickem Staube belegt, und zeigt die

*) Un temple Égyptien, sagt bey dieser Gelegenheit Hr. Lancret, est en général composé de deux parties principales: le temple proprement dit, qui est plus long que large, et distribué intérieurement en plusieurs salles; le portique plus élevé, plus large que le temple, soutenu par des colonnes, est fermé latéralement par des murs. Ces deux parties sont si distinctes, que l'on pourroit abattre la seconde sans que la première en fût endommagée.

tiefste Verödung: aber doch wie belohnend ist das Bild, das man sich nunmehr von dem Inneren eines ägyptischen Tempels machen kann! Man denke sich diese ganze unerschöpfliche Masse von Sculpturen, womit alle Flächen der Mauern, alle Säulen, alle einzelnen Steine bedeckt sind, in dem frischen Glanze ihrer Farben (roth, blau, weiß, grün, gelb), welche überall hervortreten; die Decke, das Firmament vorstellend, von Säulen in Gestalt von Palmbäumen und anderen Pflanzen gestützt, und in dieser reichen Umgebung den ägyptischen Weisen (Arpedonapten) herumwandelnd — und man hat ein schwaches Gemälde von dem, was die französischen Gelehrten auf der ungemein schönen Kupferplatte (pl. XVIII.), welche mit Farben aufgetragen ist, zu versinnlichen strebten, und hat einen tiefern Blick in die Oekonomie des ältesten Cultus gemacht, als ihn wohl hundert einzelne Götterabbildungen geben können. Merkwürdig ist es, daß bey dieser unglaublichen Anzahl von Vorstellungen und Verzierungen, hieroglyphischen Zeichen u. d. m. nichts überladen erscheint, das Auge im Auffassen der reinen architectonischen Formen nirgends gestört wird; eine glückliche Folge der nur den Aegyptern allein eigenthümlichen Behandlungsart dieser halberhabenen Arbeiten, von den franz. Gelehrten sehr angemessen durch Sculpture en relief dans le creux bezeichnet *).

*) Es gibt nur eine Art, sich die Möglichkeit der Vollführung einer so erstaunlichen Anzahl von Arbeiten zu erklären; wir setzen die Stelle mit den Worten des Verf. her: Les règles invariables introduites dans les sculptures des temples avoient dû devenir un moyen de les multiplier et d'en accélérer l'achèvement, en permettant d'y employer un plus grand nombre de mains; car, à moins que l'on n'imagine que le travail d'un même édifice duroit plusieurs siècles, on ne peut qu'attribuer à l'existence d'une multitude d'artistes la grande quantité de sculptures qui décorent un seul monument. — — Quand on considère que, dans un même édifice, toutes les têtes des dieux, toutes celles des déesses, ont un caractère unique, que les animaux de même espèce se ressemblent tous parfaitement, qu'enfin chaque classe d'objets a de même son caractère propre et constamment observé, on est conduit à penser, qu'une figure n'étoit pas confiée à un seul sculpteur pour la commencer et la finir en son entier, et que plusieurs artistes y travailloient successivement: par exemple, une figure étoit d'abord ébauchée par celui, dont c'étoit la fonction; un autre arrivoit ensuite et l'avançoit d'avantage, et successivement ainsi jusqu'au dernier, qui venoit la finir. C'est alors que les peintres arrivoient à leur tour, et appliquoient chacun la couleur convenable et selon les règles établies.

Eine Stiege in einem der Säle führt auf die Terrasse des Tempels: aber mußte man schon im Innern desselben durch Schutt und Ruinen wandern, so findet man deren auch oben; sie führen von einem kleinen verlassenen Dorfe der Barabras her (so nennt man die Bewohner dieses Theiles von Aegypten und von Nubien) welches diese armen Menschen, wahrscheinlich um sich gegen feindliche Anfälle zu schützen, sich hierher bauten, und dazu die Höhe des Tempels geräumig genug fanden. Die Decken der Säle bestehen aus großen Steinbalken, denen die Säulen als Stützpuncte dienen. Das Verhältniß dieser Steinmassen bey unserem Tempel, der, wie wir bemerkten, zu den kleineren in Aegypten gezählt werden muß, ist 15—18 Fuß Länge, und 4—5 Breite: nothwendig mußten die Steine etwas mehr Dicke erhalten, um in einer gewissen Ausdehnung nicht zu brechen. So großartig diese in Aegypten allgemein befolgte Bauart auch ist, so zog sie doch, eben weil die zu sehr gespannten Steine so leicht in der Mitte borsten, oder wenn die stützenden Säulen wichen, den gänzlichen Einsturz manches schönen Gebäudes nach sich.

Ohne uns jetzt in eine weitere Untersuchung auch der anderen auf der Insel noch befindlichen ägyptischen und römischen Gebäude einzulassen, obschon es nicht unangenehm wäre, dabey oft auf Stellen zu kommen, wo Menschen längst vergangener Jahrhunderte und aller Stände (Ptolemäer, römische Consuln und Krieger ꝛc.) bis auf die neuesten Zeiten herab, ihre Anwesenheit an diesen Orten durch Eingrabung ihrer Namen beurkundeten, und gewissermaßen die Fortdauer ihres Andenkens an die unzerstörbaren Monumente eines längst entschwundenen, bewunderungswürdigen Volkes anschlossen —, sey es uns erlaubt, nunmehr zu der Angabe dessen überzugehen, was uns die hierher gehörigen Kupfertafeln Vorzügliches darbieten, besonders in antiquarischer Hinsicht.

Diese Kupfertafeln sind zahlreich und prächtig, enthalten des Vortrefflichen unendlich viel, mehr als man von dem begünstigtesten Reisenden je wieder erwarten darf — aber wenn wir jene Flächen von Mauern uns denken, an denen Vorstellung sich an Vorstellung reiht, wie wenig ist das Gegebene doch zum Ganzen, und dieses Wenige, wie zerstückelt, wie aus dem Zusammenhange gerissen! Doch soll dadurch dem gerechten vollen Lobe der französischen Gelehrten und Künstler nichts entzogen werden; Ehre und Preis ihrem Eifer für Wissenschaft, ihrem ausdauernden Muthe, die in so wenigen Tagen, als ihnen zum Aufenthalte gestattet waren, und die kaum zur Befriedigung eigener Neugierde hinzureichen schienen, unter so viel Beschwernissen, wo die Linke mit der Fackel bewaffnet, immer erst den Gegenstand beleuchten

mußte, den die Rechte mit dem Griffel dem Papiere auftrug, so sehr viel leisteten.

I. II. III. IV. Plan und Ansichten der Insel und ihrer Monumente. Prächtige Blätter! Die Insel hat alle Reize wilder ungeregelter aber großartiger Natur, gehoben durch das Interesse, welches ihre Monumente einflößen; auf dem letzten Blatte sieht man mitten unter den Denkmälern alter Größe eine sitzende, ganz nackte Familie der heutigen Barabras, ein sprechendes Bild der Zeiten. V—IX. Plan und Durchschnitt des großen Tempels, des östlichen Säulenganges, das Innere des ersten Pylons, Ansicht der Stiegen und Zimmer darin. X. Verschiedene Vorstellungen aus der Vorhalle des großen Tempels: 1) Astronomisches Bild: drey jener Figuren, welche gewöhnlich die Thierkreise zu umfassen pflegen. (Ob es wohl mit diesen weiblichen Figuren in einiger Verbindung steht, wenn bey Porphyr: in vita *Pythag.* pag. 41 Pythagoras ursas polares Rheae manus nennt?) 2) Einweihung einer jugendlichen Figur durch Osiris und Thot; aus zwey Gefäßen werden über die einzuweihende Figur wechselsweise Nilschlüssel und sehr kurze Stäbe mit Wiedehopfköpfen gegossen. 4) Zwey Priester, welche über einem mit Hieroglyphen verzierten Kasten ein Gefäß tragen, worauf oben ein Widderkopf, auf der Pipe desselben ein liegender Sphinx ist. Wie viele dieser heiligen Gefäße mochten in den Tempeln als eine Art Wasseruhren gedient haben, um die Umlaufszeit einzelner Gestirne darnach zu bestimmen! XI. 2) eine sehr merkwürdige Vorstellung, zwey Priesterfiguren (oder Gottheiten?), welche mit Spießen eine sehr kleine, ebenfalls mit einer Lanze bewaffnete menschliche Figur niederstoßen; man sollte bey dem Mißverhältnisse der geopferten gegen die opfernden Figuren beynahe an die Wachsfiguren denken, welche freylich erst König Amasis an die Stelle der Menschenopfer setzte. 4) Ein Schiff von vier Priestern getragen, mit einem kleinen Tempel darauf, innerhalb dessen zwey kleine hockende Gestalten von zwey Sperbern mit aufgehobenem rechten Flügel beschattet. Aehnliche Vorstellungen finden sich in diesem Werke noch sehr oft, ein Beweis, wie häufig sie in den Tempeln vorkommen, und welchen Werth die Aegypter darauf legten; sie dachten sich die Bewegung der Gestirne durch den weiten Luftraum in Schiffen; daher haben Sonne und Mond und die Planeten alle ein Schiff; aber auch unsere Erde und die ganze Welt dachte man sich in einem Schiffe (das ist die heilige Argo). Wie wird man diese Schiffe nennen, Jahresschiff, Weltschiff? Die französischen Gelehrten bemerken, daß solche feyerliche Aufzüge, wie der gegenwartige, an die heilige Bundeslade erinnern. XII. Zwey knieende weibliche oben unbekleidete Figuren, welche Opfer dar-

bringen, die eine Früchte, die andere zwey längliche Gefäße, auf deren jedem eine Lotosblume liegt; ſtatt des Kopfputzes haben ſie drey ſproſſende Lotosblumen, wie einen Lotosgarten am Kopfe. Wir werden dieſe Figuren oft wieder finden, beynahe immer Opfer bringend; wir glauben nicht zu irren, wenn wir in ihnen das Land Aegypten an beyden Ufern des Nils erkennen; ſo wird im Hebräiſchen der Name Aegyptens im Dual gebraucht. 5) Eine Prieſterfigur bringt dem ſtehenden Horus auf einer runden Schale ein kleines knieendes Figürchen mit der Sonnenſcheibe am Kopfe, das mit beyden aufgehobenen Händen ſich nicht ſowohl auf zwey gewundene Stäbe zu ſtützen, als einen Waſſerſtrahl auszugießen ſcheint. Dieſe merkwürdige Vorſtellung findet ſich ſehr oft. XIII. 2. Iſis mit einer Schlange um den Kopf neben Horus ſitzend, vor ihnen wird eine kleine menſchliche Figur erſtochen; die wörtliche Beſchreibung der Iſis, wie ſie hier erſcheint, finden wir bey Aelian X. 31., wo er von der Schlange Thermuthis redet: *Ισιδος τα αγαλματα αναδυσι ταυτη, ὡς τινι διαδηματι βασιλειῳ.* 4) Iſis und Oſiris ſitzend, vor ihnen ein Prieſter, der ein heiliges Schiff auf einem Geſtelle fortzieht; nicht ohne Bedeutung endet hier das Vordertheil des Schiffes in den Kopf einer Gazelle; es iſt der Oryx, der beym Frühlingsanfange der Sonne geopfert wurde, und alſo das Jahr beginnt. XVI. Ein vortreffliches Blatt, zwey Basreliefs mit Farben dargeſtellt, ſo wie ſie in urſprünglichem Zuſtande ſeyn mochten: einmal Horus neben Ammon mit dem Widderkopfe ſitzend, dann eine weibliche Figur mit einer Feder am Kopfe (Iſis?) neben einer andern mit einem Hundskopf (Anubis) ſitzend. XVII. Innere Anſicht des Hofes von dem zweyten Pylone. Hier iſt an der Wand links unter dem Säulengange die merkwürdige Reihe von Basreliefs, welche pl. XXII. in größerem Maßſtabe ausgeführt ſind, und von der erſten Kindheit angefangen den Wachsthum des Harpocrates (d. i. der Sonne) darſtellen, bis da, wo er als Horus neben der Iſis thront; eines der merkwürdigſten Beyſpiele, wie in Aegypten aſtronomiſche Wahrheiten und Lehrſätze in eine Folge von Bildern geordnet und als Gegenſtände der Verehrung aufgeſtellt wurden. Im erſten Felde kommt aus einem Kaſten, der von einem Löwen getragen wird (der Löwe hieß das Haus der Sonne, wie der Cancer das Haus des Mondes iſt), nur der Kopf des Harpocrates hervor, an dem die Locke doch ſehr kenntlich iſt; ein Prieſter bringt ſymboliſche Opfergaben; rückwärts iſt die ſitzende Iſis, welche den belebenden Nilſchlüſſel gegen den Kaſten ausſtreckt, auf ihrem Haupte oder der Mondſcheibe iſt ein kleiner Nilmeſſer bemerkbar; im zweyten Felde hat Iſis, neben Oſiris ſitzend, den Harpocrates am Schooße, dem ſie die Bruſt reicht;

im dritten Felde schließt ein Priester die Thüre einer Capelle zu, in welcher die sitzende Isis mit dem Harpocrates am Schooße zu sehen ist, während ein anderer Priester drey knieenden Personen die sitzende Statue des Harpocrates zeigt; zu bemerken ist der fliegende Vogel bey jeder dieser drey Figuren. Nun kommen in dem vierten Felde drey weibliche sitzende Gottheiten vor (Isis und vielleicht Buto und Bubastis), wovon die mittlere an einem großen Stabe Grade zählt, wie sonst gewöhnlich Thot vorgestellt ist; Harpocrates trinkt hier stehend von der Brüst seiner Mutter, neben welcher er in den beyden nachfolgenden Abtheilungen als Horus schon am Throne sitzend gebildet ist. Die drey letzten Felder, worunter auch die Opferung einer kleinen menschlichen Figur vorkömmt, weiß Ref. nicht in bestimmte Verbindung mit dem Reste der Darstellungen zu setzen. XVIII. Dieses ist das vortreffliche Blatt, welches das Innere des Gebäudes so darstellt, wie es im ursprünglichen Zustande war. Alles ist belebt, die Säulen bilden verschiedene Baum- und Pflanzenarten, und die Decke stellt auf blauem Grunde mit goldfarbenen Sternen das Himmelsgewölbe vor; ober den Eingängen ist in einem Schiffe, das man hier wohl das Weltschiff nennen kann, der heilige Scarabäus, an beyden Seiten vier anbetende Figuren. XIX. enthält eine äußerst merkwürdige Vorstellung: Osiris, als Mumie auf einem Crocodile liegend, wird von diesem in den Fluß getragen, links steht eine weibliche Figur, oben in einer großen Scheibe ist der sitzende Horus, im Felde Sonne, Mond und zehn Sterne. XXI. Baugegenstände. XXII. vergl. XVII — XXIII. 2. 3. Eine Harfenspielerin vor Isis und Harpocrates, der an seiner Locke kenntlich ist, stehend. XXIV — XXIX. enthalten Ansichten der übrigen ägyptischen Gebäude, und zahlreiche Hieroglyphen an Ort und Stelle copirt. Die letzte Tafel zeigt die römischen Constructionen, die man auf der Insel fand. Wir holen zum Schluße noch einiges nach, was sich auf Philä bezieht.

Obschon von Granitfelsen umgeben, sind doch die Gebäude alle von Sandstein (grès), und zwar hat er hier seine auffallende Weiße erhalten; übrigens ist dieß eine Bemerkung, die von den meisten ägyptischen Gebäuden gilt, nämlich daß sie von diesem grès gebaut sind, der, wie man sich überzeugte, vielleicht der geeignetste war zur Eingrabung der unzähligen Figuren und Characteren. Granit wurde in der Regel nur zu Monolithen, colossalen Statuen ꝛc. gebraucht; wo aber ein Gebäude von Kalksteinen aufgeführt war, war sein Ruin auch schon entschieden, denn da wurden von den jetzigen Einwohnern in dem Umfange des Gebäudes selbst Kalköfen errichtet, und so lange Kalk gebrannt, bis der Stoff verbraucht war.

Der alte Name der Insel ist ganz in Vergessenheit gerathen, sie heißt nunmehr *Geziret* el *Birbé*, d. i. so viel als die Tempel-Insel: ihre heutigen Bewohner, arme Nubier, gute genügsame Menschen, leben größtentheils vom Fischfange; selbst von den ohnedieß spärlichen Ernten an Getreide und Datteln wird nur der kleinste Theil verzehrt, alles übrige herab in das reiche Nilthal zum Verkaufe geführt, und von dem Ertrage das Nöthigste an Kleidung und Geräthschaften nachgeschafft. Und an demselben Orte, wo jetzt so tiefe Armuth herrscht, erhoben sich einst jene stolzen Gebäude! Durch die häufigen Besuche und Untersuchungen der franz. Gelehrten in ihrer Ruhe gestört, drohten sie die Tempelgebäude, die sie als die wahre Ursache dieser ungewohnten Beunruhigungen ansahen, zu zerstören; (die armen Leute, die Ausführung ihrer Drohung würde ihnen sehr schwer geworden seyn).

Im Mittelpunkte zwischen zwey Reihen hoher nackter Berge gelegen, hat die Insel ein vielfaches Echo; so wird zum Beyspiel bey der Nacht ein einziger Laut wohl fünfmal sehr vernehmlich, und in langen Absätzen wiederholet.

Man fand hier auch einige Bruchstücke von Mumien, die Leinwand daran war auffallend grob.

Syene. Von Philä, wo wir, der Neuheit der Gegenstände wegen, länger verweilten, führt uns der Rückweg wieder nach dem, vorzüglich durch Eratosthenes Messungen, berühmt gewordenen Syene. Für uns sind besonders die in seiner Nähe befindlichen Granitbrüche merkwürdig, welche sich an der Straße nach Philä, über 1 1/3 franz. Meilen in das Gebirge hinein erstrecken. Es sind dieselben, welche zu den berühmten Colossen, den Obelisken und Monolithen den Stoff lieferten, und überall trifft man hier noch die frischen Spuren dieser außerordentlichen Arbeiten. Mit Ehrfurcht betritt man diese ausgedehnten Werkstätten so großer Unternehmungen, und die geschäftige Phantasie zaubert bald das Bild jener Zeiten zurück, wo hier mit ämsiger Geschaftigkeit eine zahlreiche Bevölkerung die stolzen Zierden der ägyptischen Tempel und Palläste bearbeitete. Merkwürdig ist unter andern jener Fels, aus dem nach den Messungen der franz. Gelehrten und den vorhandenen Spuren zu urtheilen, der Block zu der ungeheuren Statue des Osymandyas in der Ebene von Theben, herausgearbeitet wurde. Man nimmt für die Breite des Rückens bey diesem Colosse 19 bis 20 Fuß, das ist gerade so viel an, als die Höhlung in dem Felsen beträgt. Man bricht hier den Granit von allen Farben: roth, schwarz, veilchenblau ꝛc.

Gegenuber von Syene, mitten in dem Fluße und unter

den Felsenspitzen, an denen sich etwas höher oben der Nil schäumend bricht, und die berühmten Cataracten bildet, liegt die Insel Elephantine, allgemein nur die blühende Insel oder der Garten des Wendekreises genannt, so angenehm sondert sich das frische Grün ihrer Bäume und Felder von den umgebenden schwarzgrauen dürren Felsen, und den glänzenden Sandfeldern des jenseitigen Ufers ab. Der heutige Nahme der Insel ist: *Geziret Asoüàn*, l'île de *Syene*, die andere Benennung *el Sag*, welche einige Reisende anführen, fanden die franz. Gelehrten nicht bestatiget.

Man findet daselbst noch die Reste zweyer Tempel und eines Nilometers, worüber wir das besondere Memoire des Herrn Rozieres nachtragen werden. Die griechischen Inschriften, deren frühere Reisende, als P. Sicard, Norden, Pococke erwähnen, fanden die franz. Gelehrten nicht, aber die 8 $^1/_2$ Schuh hohe sitzende Statue aus einem Blocke Granit, liegt noch immer unter den andern Ruinen bey dem südlichen Tempel, ganz im Freyen. Sie ist sitzend gebildet, mit Geisel und Krummstab in den kreuzweise übereinander gelegten Händen, und mit derselben Kopfbekleidung wie Horus.

Ombos. Wir treten nun die weitere Rückreise wieder zu Wasser an: aber obschon auf demselben Fluße und Schiffe, auf dem man die Herreise machte, hat doch alles eine andere Ansicht gewonnen. Man bedarf des großen Segels nicht mehr, welches den Nordwind aufzufangen bestimmt war, um die Gewalt des Stromes aufwärts besiegen zu können; ruhig überläßt sich das Schiff dem Wasserschwalle, dem es seine ganze Fläche bietet, und deßwegen schief segelt; angenehm wechselt mit dem gleichmäßigen Schlage der vier Ruder der Gesang der Schiffsleute; froh verläßt man die ungewohnte heiße Zone, und eilt der theuren Heimat zu. Das Nilthal selbst bald breiter, bald schmäler und manchmal von dem umgebenden Bergketten beynahe auf die bloße Breite des Flußes beschränkt, bietet rechts und links dem Auge nur Dürre und Sandwüsten dar: so gelangt man in acht Stunden Fahrt nach Ombos am rechten Ufer des Nils.

Die noch jetzt vorhandenen Baureste stehen auf einem Sandhügel, woher die Gegend auch den Namen führt: Koum Ombou, gleichsam la colline *d'Ombou*, es sind zwey Tempel, ein größerer und kleinerer mit ihren noch großtentheils erhaltenen Ringmauern von Ziegeln *). Der größere Tempel von Ombos hat

*) Die Verwilderung dieser Orte, wo einst eine reiche bevölkerte Stadt stand, ist gränzenlos: Alles ist zur öden Wüste geworden, kein Baum, kein Schatten bietet sich dem Wanderer dar, kaum be-

das Eigene, daß ihn eine Mauer, die durch seine ganze Länge durchläuft, in zwey gleiche Hälften theilt; ein sonst nirgends bemerkter Umstand, für den Antiquar deshalb wichtig, weil man fand, daß die Hauptgottheit, welche auf der rechten Seite die Opfer empfängt, durch das ganze Gebäude hindurch mit einem Sperberkopf vorgestellt ist, während auf der linken Seite, wo dieselben Scenen sich wiederholen, die sitzende Hauptgottheit immer einen Crocodilkopf hat. Das Crocodil war dem Typhon heilig, hier hat die Crocodilgottheit wohl eine andere Bedeutung *).

Sehr merkwürdig ist in diesem Tempel der noch nicht mit allen dazu bestimmten Sculpturen vollendete Plafond: ein paar Figuren sind erst mit rother Farbe hingezeichnet, und zwar in einer Art von Netz, was uns neue Aufschlüße auch über das geometrische Verfahren der alten Aegypter eröffnet.

Der kleinere Tempel ist beyläufig zwanzig Toisen von dem größeren entfernt; auch er enthält mehrere sehr merkwürdige Basreliefs. Die Gebäude sind hier ebenfalls von einem feinen Sandstein (grès fin).

Der Weg von hier hinab gegen Theben führt durch ein enges Thal, wo die Sage den Nil einst durch eine Kette sperren läßt (und auch noch die Stelle zeigt, wo sie in den Ringen festgemacht war), neben sehr stark bearbeiteten Steinbrüchen vorbey, Gebel Selseleh (montagne de la chaîne) genannt. Die häufige Benutzung gerade dieser Steinbrüche zeigt, daß auch hier die Aegypter wie überall sich ihre Arbeiten so viel möglich zu vereinfachen suchten, und wegen der erleichterten Fortschaffung zu dem Fluße, Orte in der Nähe desselben vorzogen.

---

merkt man Spuren menschlicher Bewohner. Die ganze Umgebung, sogar die Ufer des Flußes sind nunmehr von dem feinen brennenden Sande bedeckt, der sich um Mittagszeit so erhitzt, daß das Thermometer (im September des Jahrs 1799) an die Erde gestellt 54° nach Reaumur zeigte, und man nicht stehen oder auch nur langsam gehen durfte, ohne empfindliche Schmerzen in den Fußsohlen zu fühlen. Die Soldaten, welche die Bedeckung bildeten, kochten Eyer in dem Sande.

*) Ombos ist wegen der dortigen Verehrung der Crocodile bekannt genug, was soll nun die Gottheit mit dem Crocodilhaupte bedeuten? Zu Antäopolis wurde der ägyptische Pan, der mit dem Mendes derselbe ist, verehrt, und dort war dieser Gottheit das Crocodil geweiht, wie aus einer Stelle Plutarchs: de solertia animal. c. 23. nicht unwahrscheinlich wird; unsere Gottheit mit dem Crocodilkopfe wäre demnach auch eine Sonnengottheit, wie Osiris, vielleicht die befruchtende Kraft der Sonne cf. *Jablonsky en des.*

Die Aegypter benutzten die Gelegenheit, wo sie große Massen aus den Felsen aushölten, um förmliche Grotten zu bilden, und diese in dem Inneren zu religiösem Gebrauche zu verzieren; wie bey den Eingängen der Tempel, sieht man auch hier oder den Eintrittsthoren die geflügelte Kugel von Schlangen umgeben; lange Reihen hieroglyphischer Figuren verzieren auch hier die Wände wie bey den Tempelgebäuden. Oft enthält eine Grotte mehrere gleichmäßig mit Hieroglyphen gezierte große Gemächer.

In vielen dieser Grotten sind im Innern zwey, auch drey sitzende Figuren, männliche und weibliche, (wahrscheinlich Isis und Osiris, oder Isis, Osiris und Horus, wie auf dem prächtigen Monumente zu Karnac, tom. III. pl. XXXI.) in halberhobener Arbeit ausgehauen, und man hat bemerkt, daß, während die gewöhnlichen Basreliefs der Aegypter nur sehr wenig Höhe haben, diese Figuren beynahe ganz frey ausgearbeitet zu seyn pflegen.

Wir holen nun die Angabe der Kupfertafeln nach, welche sich auf die genannten Orte beziehen: XXX—XXXII. Ansichten der Cataracten, der Insel Elephantine, der Gegend von Syene und der dortigen Granitbrüche; auf der letzten Tafel N. 3. ist die Vorstellung des merkwürdigen Felsens, der die Steinmasse zu der colossalen Statue des Osymandyas lieferte. XXXIII. Der Nilometer auf Elephantine. XXXIV—XXXVI. Ansicht und Plan des südlichen Tempels auf Elephantine: am Eingange dieses Tempels sind zwey männliche Figuren in halberhabener Arbeit, die den Eintretenden aus einem Korbe Blumen entgegenstreuen. Im Innern daselbst sind die pl. XXXVII. gestochenen merkwürdigen Basreliefs: 1) eine sehr zusammengesetzte Vorstellung; wenn wir von der linken Seite beginnen, so sehen wir Ammon mit dem Widderkopfe, und eine weibliche Figur mit einem sonderbaren Federkappe am Kopfe und einer symbolischen Kette in der Hand, in deren Mitte eine jugendliche einzuweihende Figur steht; darauf sehen wir die angeführte weibliche Figur allein stehen, und einen Priester, der ihr etwas aus einem Korbe entgegenstreut; auf dieses kömmt ein großes Opfer, welches den beyden erwähnten Gottheiten gemeinschaftlich dargebracht wird; und am Schluße ist die gewöhnliche Figur cum phallo, welcher hier vier Ochsen dargebracht werden.

Diese letzte Figur wird in dem Werke immer Harpocrates genannt; ganz unrecht, man könnte sie Horus heißen, nach der wichtigen Stelle bey Suidas *) wenn nicht schon Jablonsky,

*) in voce Πριαπος. Το αγαλμα του Πριαπου του Ωρου παρ' Αιγυπτιοις κεκλημενου, ανθρωποειδες ποιουσιν, εν τη δεξια σκηπτρον κατεχον· — εν δε τη ευωνυμω κρατουν το αιδοιον αυτου εντεταμενον — τα δε πτερα την ταχυτητα της κινεσεως δηλοι — ταυτον γαρ τω ηλιω δοξαζουσι. Unter den Flügeln sind wohl die an bey-

gezeigt hätte, daß man unter diesem Bilde richtiger den Mendes verstehe; wir werden diese symbolische Gottheit auch nur mehr mit letzterem Namen bezeichnen.

2) Hier wird einer heiligen Barke, welche am Vorder- und Rücktheile mit Widderköpfen gezieret ist (an einem Kettchen ist rückwärts, gleichsam als Amulet, ein Scarabäus befestiget), ein sehr großes Opfer gebracht, welches aus Früchten und geschlachteten Thieren besteht: hierauf ist der sitzende Ammon, und vor ihm bindet eine Göttin (denn das ist sie nach der langen Bekleidung zu schließen) dem Einzuweihenden, oder schon Eingeweihten die heilige Binde in das Haar. Sonderbar ist die Verzierung, welche der Neueingeweihte an der Brust anhängen hat, und die aus zwey Sphinxen besteht, zwischen welchen ein Täfelchen ist. XXXVIII. Ansicht des nördlichen Tempels zu Elephantine. XXXIX—XLII. Plan und Ansicht der Ruinen von Ombos, des größern und kleinern Tempels daselbst. XLIII. Mehrere Vorstellungen aus dem größern Tempels. 19) Merkwürdiges Basrelief, die Gottheit mit dem Crocodilkopf sitzend, hinter derselben der stehende Harpocrates mit einer sehr großen Scheibe am Kopf, voran ein Priester, der eine Art von Leyer mit sieben Saiten darbietet: Die Zahl Sieben ist überhaupt so bedeutend, hier soll die Vorstellung vielleicht dasselbe ausdrücken, was bey Eusebius praep. evang. XI. c. 6 die Verse: Επτα με φωνηεντα θεον μεγαν αφθιτον αινει Γραμματα, τον παντων ακαματον πατερα. XLIV. N. 3. ist die mit rother Farbe innerhalb eines mit denselben Farben gezogenen Netzes gezeichnete Figur des Osiris in einem Nachen, ober dem Haupte ein Stern, man sieht die Reste einer verwischten Figur, welche eine andere Lage hatte.

6) Ein stehender Vogel cum phallo. 8) Offenbar astronomisch. Horus hält ein Schiffchen, in welchem eine Figur mit einem Ochsenkopf steht; eine andere Figur hält in jeder Hand eine Schlange, und hat statt des Kopfes zwey Schlangenköpfe, innerhalb deren eine Scheibe ist. XLV. Basreliefs aus dem kleinen Tempel von Ombos und den Grotten von Selseleh. N. 1. Der junge Harpocrates, ganz in der Stellung, wie ihn die Griechen bilden, die Hand zum Munde führend, empfängt am Throne sitzend ein Opfer; rückwärts steht die bekannte weibliche Figur mit dem Löwenkopfe, und eine kleinere weibliche geflügelte Figur, welche eine Schale hält, aus der ein Sperberkopf herausſieht. N. 2. Abermals der sitzende Harpocrates, die beyden Aegypter halten

---

den Seiten der Kopfbedeckung angebrachten und beträchtlich abstehenden Verzierungen zu verstehen, die bey genauer Ansicht der Monumente selbst allerdings flügelartig aussehen.

seinen Sitz, vor ihm ist ein Priester, der mit einem Dreyzack eine Schlange zu spießen im Begriffe steht. XLVI. Malerische Ansicht der beyden Tempel. XLVII. Ansicht einer der Grotten von Selseleh.

Edfou (Apollinopolis Magna.) Wir verlassen die Steinbrüche von Gebel Selseleh, treten auf das linke Ufer des Nils, und finden da an einem bis jetzt fast gar nicht gekannten Orte die herrlichsten Ueberreste des Alterthums: die Tempelgebäude von Edfou, an Größe des Plans und der Anordnung, an Reichthum und Vollendung der Verzierungen dem Herrlichsten, was Baukunst hat, vergleichbar. Der heutige Ort ist ein ziemlich großes Dorf, dessen Einwohner, aus Mahomedanern und Christen (Kopten) zusammengesetzt, sich größtentheils von Verfertigung mancherley Töpferwaaren ernähren, in welchen durch eine Art Tradition sich noch manche schöne antike Form erhalten hat: aber welch ein Gegensatz — das heutige Dorf und die herrlichen Tempelgebäude, die dem Auge schon auf vier franz. Meilen erkennbar sind. Kaum glaubt man in diesen elenden Hütten menschliche Wohnungen zu sehen, und wenn man vollends die eine Hälfte des Dorfes auf die Höhe des Tempels selbst gebauet erblickt, daselbst Gassen angelegt, und die armseligen Bewohner an den hohen Mauern auf und ab klettern sieht, begreift man kaum, wie jemals Menschen an derselben Stelle solche Werke hervorzubringen vermochten; nun erst das Innere, wo der heutige Bewohner mit Weib und Kind und gemeinschaftlich mit dem Vieh in kleinen Behältnissen wohnet, die aus elenden schwarzen Ziegeln mitten unter den prachtvollen Säulen erbauet sind, in eben jenen hohen Gängen, in denen der alte ägyptische Priester, der einstige Bewohner dieser Tempel, sich seinen tiefen Betrachtungen überließ *).

*) Wir heben folgende Stellen mit den Worten des Autors selbst heraus, um dem Leser einen anschaulichen Begriff von dem gegenwärtigen Zustande dieser Orte, und zugleich von den Schwierigkeiten zu geben, mit denen die franz. Gelehrten bey ihren Untersuchungen zu kämpfen hatten: Pour se bien représenter l'état d'enfouissement de cet édifice, il faut se transporter sur les terrasses du temple; c'est là qu'on aperçoit un petit village bâti de boue, établi depuis des siècles et renouvellé sans doute bien des fois: chaque génération y a accumulé les débris de ces demeures si fragiles; et ces débris auroient déjà formé sur les terrasses une sorte de montagne, si les *Fellâh* n'eussent trouvé le moyen de s'en débarasser d'une autre façon. Les salles du temple *d'Edfou* étoient éclairés par des fenêtres percées au plafond et en forme de soupirail; c'est par ces fenêtres qu'on fait journellement passer les cendres, les fumiers et

Eine nähere Beschreibung des Tempels liegt außer unserem Zwecke; einen allgemeinen Begriff gibt mit wenig Worten Hr. C. Jomard: Il faut se figurer un sanctuaire entouré de corridors et précédé par deux salles et deux portiques, voilà *le temple*. Toute cette masse est environnée d'une enceinte générale, au bout de laquelle est une porte comprise entre deux grandes masses pyramidales (Pylon). Entre cette porte et celle du portique il existe ainsi un grand espace vide dont on a fait un péristyle en plaçant des colonnes tout autour (pag. 12)

In geringer Entfernung von dem großen Tempel ist ein anderes kleineres Tempelgebäude, das aus zwey Sälen besteht, die mit einem Säulengange umgeben sind. Diese kleineren Gebäude, welche sich gewöhnlich in der Nähe der größeren Tempel befinden, (wie z. B. hier und zu Denderah u. a. O. — und immer ganz dieselbe von der gewöhnlichen unterschiedene Einrichtung haben,

---

toutes les ordures des étables, tellement que les salles et les deux portiques se sont peu à peu encombrés de presque toute leur hauteur, et que les issues se trouvent entièrement obstruées, sans que ces débris se soient introduits par les portes. Quelques-unes de ces salles servent aussi aux habitans de la terrasse, de magasins secret et de refuges pour eux, leurs femmes, leurs enfans, leurs bestiaux, et tout, ce qu'ils veulent soustraire à l'avidité des gouverneurs, aux violences des Arabes; ils s'enferment avec eux dans ces réduits privés d'air et de jour, au risque d'y étouffer de chaleur et d'infection. C'est ainsi que les *Fellâh* ont transformé en étables, et, ce qui est encore plus singulier, en véritables souterrains, des vastes portiques et des appartemens de dix mètres de haut.

On concevra sans peine quelles difficultés devoit eprouver un Européen pour pénétrer dans cette forteresse souterraine. Il me falloit découvrir la place que devoient occuper les fenêtres dont j'ai parlé; cette place, que m'indiquoit l'analogie des autres temples, étoit à la partie droite de la terrasse, à la suite d'un petit escalier: mais des murailles de briques m'en cachoient l'issue; il falloit forcer l'entrée au milieu des cris des femmes et des enfans. Je descendis par un jour percé au plancher, de largeur à passer le corps, ayant une bougie à la bouche et une mesure à la main, et je me trouvai dans une salle toute remplie de chauve-souris, qui n'avoit plus qu'un mètre et demi de hauteur: de là et par une autre ouverture forcée, je pénétrai dans le second portique; il étoit enfoui jusqu'au dessus des chapitaux. Comme toutes les portes de communication sont bouchées, on ne peut visiter les salles qu'une à une, et en entrant par les différens jours, ainsi que par des trous pratiqués sur la plateforme, qui a été violée en plusieurs endroits.

heißen nicht ohne Grund Typhonium (ein Name, den wir bey Strabo finden, l. XVII. pag. 815.), denn die Gestalt des Typhon und andere ihm verwandte Vorstellungen wiederholen sich dort unaufhörlich. Man findet die Figur des Typhon auf den länglichen Würfeln, die über den Capitälern der Säulen, und mit dem Schaft von derselben Dicke sind, en relief und beynahe ganz rund herausgearbeitet. Wir wählen bey der Beschreibung dieser Vorstellung des Typhon absichtlich die Worte des Originals: page 33. La taille de cette figure est un peu au dessous de la stature humaine. Son attitude a quelque chose de pénible; elle a les jambes écartées, et les mains appuyées sur les hanches; une ceinture nouée derrière le dos descend entre les jambes; ses membres sont courts; la grosseur en est disproportionnée, mais celle de la tête l'est encore davantage. Cette tête presque sans front, extraordinairement large et toute barbue, a un caractère encore plus bizarre que monstrueux, et ne ressemble pas mal à une caricature. La physionomie est riante; les yeux, les coins de la bouche et les joues sont tirés en haut et les dents sont à découvert. Tous ces traits ont été sculptés d'un ciseau ferme. Aehnliche Gestalten pflegte man dem Gotte Phtas beyzulegen, und allerdings hatte man in der bekannten Stelle bey Herodot VI. 37. vielen Grund zu dieser Behauptung: jetzt soll es Typhon seyn; wer wollte da entscheiden? Auffallend aber ist diese mit Bart überwachsene Gottheit auf jeden Fall in einem Lande, wo der Priesterstamm ganz glatt geschoren war, und alle männlichen Gottheiten zum Unterschiede nur einen künstlichen Spitzbart am Untertheile des Kinns befestiget haben. Wir gewinnen also die Abbildung einer bösen feindlichen Gottheit, um die des erhabenen Phtas zu verlieren: oder sollten wir diese vielleicht in dem so oft den ägyptischen Helden vorfliegenden Geier erkennen, der dem Phtas heilig war? (Horap. lib. I. c. 12, Minervae autem appingunt scarabaeum Vulcano vero vulturem.) Immer bleibt noch Herodot zu beschwichtigen übrig, wenn man nicht vielleicht nach Zoega's Vorgang die bauchförmigen Canopusgefäße, die denn doch sehr zwergähnlich sind, für Abbildungen des Phtas anerkennen will. Phtas bildete aus dem Weltey die bestehende Ordnung der Dinge, er ist der Geist, der über dem unordentlich gemengten Chaos brütete: die Gestalt des Canopus drückt dieß sehr bildlich aus *).

*) Wie wenn unter dem goldnen Boden, was als die Wortbedeutung von Canopus angegeben (*Aristid. Aegypt.* III. p. 608. *Canter.*) und durch das Koptische bestätiget wird, der goldene Boden der Gestirne angedeutet wäre, über welchem der höchste

Die französischen Gelehrten lehren uns in diesem Typhonium auch die Gestalt der Nephthys kennen: Une figure à tête de crocodile et à bras humains, ayant le corps d'une truie et la gueule béante — cette image est celle de *Nephthys*, soeur de *Typhon* — l'emblême de la terre stérile, opposée à *Isis*, qui est le symbole de la terre féconde. Elle varie souvent par la tête et par les attributs; mais le corps est toujours le même: quelquefois sa tête est celle d'un hippopotame.

El-Kâb. Wir verlassen Apollinopolis Magna, und kommen nach El-Kab, am rechten Ufer des Nils, dem alten Elethisa, bekanntlich einer der Städte Aegyptens, in denen vor Alters Menschenopfer in Gebrauch gewesen seyn sollen.

Hier sind es nicht sowohl die Ueberreste der alten Tempelgebäude, welche die ungetheilte Aufmerksamkeit des Wanderers auf sich ziehen, als vielmehr die Grotten, womit die Berge, welche den Hintergrund bilden, ganz durchstochen zu seyn scheinen, und worin man sehr bald dieselben Grabgemächer erkennt, die durch ganz Ober-Aegypten in der Nähe der alten Städte zu seyn pflegen. Der alte Aegypter meisselte diese Grotten, die er zu Wohnungen für die Leichname seiner Verstorbenen bestimmte, mit eben dem Fleiße, mit demselben Aufwand von Kraft und Arbeit in die umgebenden Bergreihen seines Thales, mit dem er am Flusse selbst die Tempel und Paläste für seine Götter und Könige baute. Die Grotten, von denen wir sprechen, sind die seitdem so berühmt gewordenen, wo in Gemälden das ganze häusliche Leben der alten Einwohner Aegyptens dargestellt ist: der Feldbau, von der ersten Umackerung der Erde bis zur Aufspeicherung der Erute, der Fischfang und das Einsalzen der Fische, Jagd, Weinlese, Flußschifffahrt, das Abwägen der lebendigen Thiere zum Verkaufe, endlich von dem Augenblicke des Hinscheidens bis zur Bestattung in den Todtenbehältnissen die ganze Reihe der zu beobachtenden Feyerlichkeiten. Alle diese Vorstellungen sind in den Felsen eingehauen, mit Farben bemalt, und mit Hieroglyphen eingefaßt. Herr Costaz hat diese Gegenstände ausführlich beschrieben und erläutert: wir werden, da es uns hier zu sehr von unserem vorgesetzten Zwecke abführen würde, in der künftigen Anzeige der Mémoires davon Rechenschaft geben.

Eigentlich sind es nur zwey Grotten, und zwar noch dazu die kleinsten, welche diese merkwürdigen Vorstellungen enthalten; bey

---

Aether (Phtas bekanntlich) thronet? Xenocrates sagt bey *Cic.* de Nat. Deor. I. 13. Deos esse octo: — unum qui *ex omnibus sideribus*, quae infixa coelo sunt, *ex dispersis quasi membris simplex* sit putandus Deus.

den Einwohnern sind sie unter der Benennung: Grotte des Sultans und Grotte des Veziers, bekannt. Erstere ist die vorzüglichere: in einem kleinen anstoßenden Gemache derselben sieht man drey sitzende, aber sehr beschädigte Figuren, welche beynahe ganz frey herausgearbeitet sind. Hr. M. Saint-Genis scheint geneigt, darin die Abbildung der Personen zu finden, welchen diese Grotte zur ewigen Ruhestätte bestimmt war; wir würden lieber auf drey Schutzgottheiten rathen.

Esnè (Latopolis.) Am linken Ufer des Nils. Die Ebene, welche die Stadt umgibt, zeigt bestimmte Spuren ihrer ehemaligen Fruchtbarkeit, deren wahre Ursache ein alter, nunmehr aber ganz und gar vernachläßigter Canal gewesen zu seyn scheint. Das Wasser überdeckt jetzt bey den Ueberschwemmungen des Nils den allzusehr erhöhten Boden nicht mehr, die Einwohner suchen fruchtbarere Orte, und die Landschaft verfällt immer mehr.

Die französischen Gelehrten reden mit Begeisterung von dem alten Tempelgebäude, das sie hier fanden; von der hohen Einfachheit der Bauverhältnisse, von der unerschöpflichen Menge und bewunderungswürdigen Vollendung der eingehauenen Verzierungen und Vorstellungen, von dem lebhaften Eindruck der überall beynahe in erster Frische erhaltenen Farben, womit nach bestimmten Grundsätzen alle Gegenstände bemalt sind. Die 83ste Platte soll einigen Begriff von dem Eindrucke geben, den das Innere dieses herrlichen Gebäudes auf den eintretenden Fremdling macht. Der bey weitem größte Theil der hier copirten Basreliefs bezieht sich auf den gestirnten Himmel und seine Vorstellung bey den alten Aegyptern.

Erment (Hermonthis). Wir eilen zu den Ruinen von Hermonthis, dem heutigen Erment, am rechten Ufer, von denen wir das große Ziel unserer Wanderung erblicken, die Ebene von Theben, die wir nach zwey Stunden Schifffahrt erreichen werden. Bis dahin sey es uns erlaubt, die Anzeige der Kupfertafeln von Edfou bis hierher, womit der erste Kupferband schließt, nachzuholen. XLVIII—L. Allgemeine Ansicht von Edfou. Wie groß tritt der enorme Pylon hier unter den umgebenden Hütten, ja selbst in Vergleich mit dem Tempel, hervor! Ansicht und Plan des Tempels. LI. LII. Darstellung des Pylons von innen und außen. Der Pylon ist von außen mit drey Reihen von Figuren en basrelief verziert; die unterste enthält die gewöhnliche Vorstellung des Menschenopfers, die beyden obern jedesmal neun sitzende Gottheiten, welchen zwey Priester Opfergaben darbringen. LIII—LV. Die Vorhalle (portique) und das innere des Tempels. LVI—LX. Verschiedene Vorstellungen aus dem Innern des Tempels. LVII. 7) Vögel mit Ochsenköpfen und Löwenköpfen, 9) ein

Schiff mit eilf Figuren darauf, unter anderen eine sehr kleine Figur des Osiris, welche der große Osiris auf der Hand hält, und die Thot verehrt. LVIII. Astronomische Vorstellungen am Fries: in einer großen runden Scheibe ist in der Mitte das Auge der göttlichen Vorsicht, ober diesem und unter demselben jedesmal sieben hockende Figürchen: etwas weiter ist das Auge der Gottheit auf einer Erhöhung, zu der vierzehn Stufen führen; eben so viele Figuren, worunter Thot, stehen im Begriffe diese Stufen zu betreten. — Merkwürdig ist die Vorstellung eines Schiffes mit einem kleinen Tempel, innerhalb dessen Anubis in einer Scheibe sitzend, man glaubte der Anubis (Mercurius) habe seinen Sitz im Monde, wie Herkules in der Sonne, und drehe sich mit ihm herum (*Plut.* de Iside et Osir. c. 41.) LIX. sehr merkwürdige Basreliefs, die sich auf den Anfang des Jahres, und der Nilüberschwemmung zu beziehen scheinen, und an beyden Seiten der Vorhalle gleichmäßig wiederholt werden, es ist das Opfer des Oryx, ganz so wie auf der Bembinischen Tafel (vergl. Jablonsky Erklärung derselben, und sein Pantheon Somus), und das der Schildkröte, welche wie bekannt, eines der vielen Anzeichen war, woraus man auf das Anwachsen des Niles schloß. LX. 12. ist ein Scarabäus mit zwey Köpfen, einem Sperber- und einem Widderkopf innerhalb einer Scheibe, bemerkenswerth. LXI. Das Innere des ersten Hofes. LXII. Plan des Typhoniums zu Edfou. LXIII. Basreliefs daraus. N. 2. Osiris neben Isis sitzend, welche den Harpocrates an der Brust hat, schmeichelt einem kleinen Figürchen, ganz wie er selbst gebildet, das ihm am Schoße steht. 5) Harpocrates auf der Lotusblume zwischen Typhon und Nephthys. 6) Der Hippopotamus. LXIV. Das Fries unter dem nördlichen Säulengange des Typhoniums: Osiris, der ober sechs Stufen hockt, ihm gegenüber der Cynocephalus (Anubis) in der nämlichen Stellung auch über so vielen (die beyden Hälften des Jahres?). Man sieht hier Figuren mit Ochsen- und Eselsköpfen. Thot scheint hier an der Spitze einer Reihe von Monatgottheiten zu stehen. LXV. Ansicht des Typhoniums. Ein vortreffliches Blatt. LXVI. Ansicht und Plan der Ruinen von Elethyia. LXVII—LXXI. Alles Kupfertafeln, die sich auf die berühmten Grotten von Elethyia, und die Vorstellungen darin beziehen, deren nähere Anzeige wir dießmal übergehen. LXXII—LXXIV. Das Innere des prächtigen Tempels zu Esnè mit herrlichen Vorstellungen; merkwürdig ist hier die Scene, wo Osiris, Horus und Ammon beschäftiget sind, ein Netz, in dem sich eine Menge Vögel gefangen haben, zuzuziehen, während Thot rückwärts den Knoten hält; welcher astronomische Sinn liegt hier zum

Grunde? LXXV—LXXVIII. Verschiedene Capitäler von Säulen ꝛc. LXXIX. Der Thierkreis an dem Plafond der Vorhalle in halberhabener Arbeit vorgestellt. Eine Zusammenstellung und Vergleichung der verschiedenen ägyptischen Thierkreise, die wir jetzt bey Denon und in dem vorliegenden Werke besitzen, wäre ein sehr verdienstvolles Unternehmen. LXXX—LXXXII. Mehrere Vorstellungen aus der Vorhalle. N. 4. Ammon in der Sonnenscheibe stehend, wird von acht Figuren angebetet, unten zwey Widder, zwischen welchen abermals eine Scheibe. N. 6. Eine tanzende Figur. LXXXI. Drey Figuren mit Sperberköpfen, wie Osiris, voran, und drey andere Figuren mit Wolfsköpfen, von rückwärts, tragen die colossale Statue einer sitzenden Gottheit, welche in der ausgestreckten Hand eine Schale, und darauf ein kleines Figürchen (ähnlich wie XII. 5.) hält, oben sind vier Widder, denen eine hockende Gestalt opfert, unten die beyden Aegypter ebenfalls Opfer bringend. LXXXII. Horus sitzend, hinter welchem die Gottheit mit dem Crocodilskopfe stehet, vorn steht ein Krieger, Bogen und vier Pfeile haltend. 2) Eine stehende weibliche Figur, mit einem Fell bekleidet, ober ihrem Haupte ein Stern, hinter ihr Horus mit Bogen und Pfeil. Diese Art von Bekleidung bey der weiblichen Figur ist eine seltene Erscheinung. LXXXIII. Innere Ansicht der Vorhalle. Ein vortreffliches Blatt, dessen wir oben erwähnten. LXXXIV. Ansicht eines Tempels, Esné gegenüber, bey dem alten Contralato auf dem jenseitigen Ufer. Ansicht eines anderen Tempels im Norden von Esné. LXXXV. LXXXVI. Mehrere Basreliefs aus dem letztgenannten Tempel. LXXXVII. Gestirnkreis an dem Plafond des letztgenannten Tempels. Merkwürdig ist hier die kleine Folgereihe von Figuren, welche sich auf den Umlauf der Sonne, den Anfang des Jahrs, und die symbolische Geschichte Osiris zu beziehen scheinen: man sieht die liegende Mumie des Osiris in einem Nachen, über derselben die beyden Augen; dann kommt die Isis; auf diese Harpocrates in einem Tempelchen stehend, und gleich darauf in der gewöhnlichen Vorstellung ober einer Lotusblume sitzend. Alles deutet auf die neue Geburt der Sonne, welche früher im Winterschlaf erschien, und die jetzt folgende weibliche Figur mit den Lotusblumen am Kopfe bestätiget es, denn um die Zeit fängt diese Pflanze überall in Aegypten an aufzusprossen; auf die weibliche Gestalt kommt Ammon, die Sonne im Zeichen des Widders, und den Frühlingsanfang bezeichnend; hierauf Thot u. s. w. Bemerkenswerth ist das geflügelte Crocodil, welches auf die weibliche Figur mit dem Löwenkopfe folgt. LXXXVIII—XC. Ansichten des genannten nördlichen Tempels, und des Tempels zu Contralato. XCI—CXIV. Plan und Ansicht der Ruinen von Er-

ment. XCV—XCVI. Merkwürdige Basreliefs, welche an der Außenseite und im Innern des genannten Tempels copirt wurden: 1. Harpocrates, von einer hinter ihm sitzenden weiblichen Figur mit dem Nilschlüssel berührt, steigt aus der Lotosblume hervor, und reicht einer vor ihm sitzenden weiblichen Figur die Hand. 2. Ein Sphinx mit einem Sperberkopfe, auf einem Altare liegend, unter welchem man den Kopf des Harpocrates, deutlich an der Locke kenntlich, hervorkommen sieht; Typhon, eine Geißel haltend, stans membro erecto semen emittit, wie auf manchen Mithraischen Denkmälern der eine Genius (z. B. Eichhorn de Mithra com. N. 9). 5. Thot, der einer sitzenden Katze ein Opfer bringt. 7. Ein Kameelpardel (Giraffe), eine äußerst seltene Vorstellung. Vortrefflich ist hier die Vorstellung, wo ein schreitender Widder zwischen seinen Hörnern einen ganz kleinen Osiris (mit Sperberkopf) trägt (ist es das junge Jahr, das mit dem Frühlingsanfang beginnt?). CXVII. 1. Typhon in einer ähnlichen Stellung wie oben. 3. Die Statue des Mendes, welche feyerlich getragen wird, daneben Typhon, der eine Kugel scheint verschlingen zu wollen. Plutarch in seinem berühmten Tractate de Is. et Os. (c. 55.) erzählt, daß man in Aegypten bey Sonnen- oder Mondfinsternissen glaubte, Typhon habe diese Gestirne verschlingen wollen; die gegenwärtige Vorstellung scheint dasselbe ausdrücken zu sollen.

Da die Beschreibung der Ebene von Theben ein für sich bestehendes Ganze bildet, das wegen der Reichhaltigkeit der Gegenstände nothwendig etwas weitläuftiger seyn muß — folgt diese im nächsten Bande.

σ—λ.

Art. III. Oesterreich unter den Königen Ottokar und Albrecht I. Von Franz Kurz, regulirtem Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian. (Linz, bey Cajetan Haslinger. I. Theil. Vorrede XIV. S. 327. II. Theil. 275. bis zu den Beylagen 168.)

Der Ursprung des Stiftes Hohenfurth in Böhmen, eine diplomatische Skizze. Prag 1814, gedruckt bey Gottlieb Haase, böhmisch-ständischen Buchdrucker. (188 S. in 8.)

Und

Ueber die Erbauung der königlichen befreyten Berg- und Kreisstadt Budweis in Böhmen. Von Xaver Maximilian Millauer, Kapitular des Zisterzienser-Stiftes Hohenfurth, Doctor und k. k. Professor der Theologie. Prag, bey Gottlieb Haase. (29 S. in 8.)

Welchen Einfluß die schon in ihrem ersten Jahrzehend, durch Aufruhr und Bürgerkrieg bezeichnete Reformation insonderheit auf Künste und Wissenschaften nahm? diese inhaltsschwere Frage, in den einzelnen Zweigen derselben, hin-

durch zu führen, wäre in der That eine Aufgabe, die den ganzen Scharfsinn eines, auf jenem gewitterschwangern Felde heimisch gewordenen Beobachters in Anspruch nehmen, und seine sine ira et studio fortgesetzten Bemühungen durch folgenreiche, aber freylich durch ganz andere Resultate lohnen würde, als aus Charles Villers unbegreiflich einseitigem Panegyrikus hervorgehen! — Was die hohe Lehrerin aller Zeiten, die lebendige Zeugin des längst Dahingeschwundenen, die treue Leuchte durch die Katakomben der Vorwelt, die Geschichte, anbetrifft, so ergibt sich ein beklemmendes Resultat auf den ersten vergleichenden Blick jener goldbesäumten Morgenröthe der wechselweise klassischen und romantischen Zeit des Theuerdanks und Weißkhunigs, des ersten Maximilian, des Stifters eines Central-Archives, der kaiserlichen Hofbibliothek, der Sodalitas danubiana, des Freundes Cuspinians, Peutingers, Celtes, Reuchlins, Agrikolas, Stabius, Suntheims, Manlius — und des wahrhaft medicäischen Hofes Erzherzogs Ferdinand und der Philippine Welser zu Innsbruck, mit der Gewitternacht der beyden Jahrhunderte, in denen Meinungs-, Religions- und Freyheitskriege, von Mohacs bis an die Zuydersee, von Westeräs bis Messina, den europäischen Boden mit blutbefleckter Ferse durchschritten! — Erst in den Tagen Karls VI., als der nordische und der spanische Erbfolgekrieg ausgetobt hatten, als Ungern und seine Nebenreiche vom osmanischen Joche glorreich befreyt, und der jahrhundertalte, innere Zwist endlich versöhnt war, erholte sich nach und nach die österreichische Geschichte, von dem Stillstande und von den Rücktritten jener unglücksreichen Epoche. — An den Gebrüdern Hieronymus und Bernhard Pez, (den Freunden und Correspondenten Eugens, Sinzendorfs, Leibnitzens und der Congregation St. Maure), an dem Genealogen Philibert Huber, an den Literatoren Martin Kropf und Anselm Schramb, hatte das Benediktinerstift Mölk einen Kranz gelehrter Diplomatiker und kritischer Herausgeber der wichtigsten Quellen. Die Abtey Göttweih überbot durch das weitberühmte Chronicon Gottwicense, durch die Notitia *Austriae* antiquae et mediae der beyden unübertroffenen Aebte, Gottfried Bessel und Magnus Klein, die l'art de vérifier les dates und Mabillons epochemachenden Tractat: de re diplomatica. — Der großen Theresia sturmbewegte Herrschaft zählte gleichwohl an Bartenstein, an Fürstabt Gerbert, am Prälaten Bonaventura Pitter, an dem Reichshofrath Senkenberg, an dem tyrolischen Kanzler Freyherrn von Hormayr, den Hofräthen Schrötter und Rosenthal, an Hanthaler, Calles,

Steyerer, Fröhlich, Schwandner, Kollar, Kaprinai, Benczur, Katona, Kautz, Dobner, Alter, Kleinmayern ꝛc. unvergeßliche Namen.

Wie seltsam, daß das, durch äußern Frieden und innere Wohlfahrt wahrhaft goldene Alter der Josephinischen Periode, der Mittagsglanz der vielgepriesenen Aufklärung, der rücksichtslosen Zertrümmerung aller althergebrachten Vorurtheile, durch die ihr eigenthümliche Vergötterung der sciences exactes, der Ziffern und Massen, durch ihre gemeine Deutlichkeit und impotente Nüchternheit, durch den iconoclastischen Vandalism, mit dem sie die gesammte Vergangenheit bekriegte, zu gerechter Rache, in der Königin der Künste, in der Dichtkunst und in der ersten aller positiven Wissenschaften, in der Geschichte, verhältnißmäßig eben solchen Stillstand gebracht hat, wie die Reformationsperiode, daß sie sich in Hinsicht auf Nationalbildung, durch ausgezeichnete Erscheinungen auf keine Weise messen darf, mit den, durch beyspiellose Stürme erschütterten, den Künsten des Friedens aber dadurch höchst ungünstigen, letzten fünf und zwanzig Jahren. — Mit Theresiens Tode schwiegen Sineds, des Barden, goldene Saiten; Heinrich Collin gehört unsern Tagen an! — Blumauers Parodien und Borns Monachologie, werden schwerlich je als Ideale des Geschmackes gelten, noch die Brochüren bey Wucherer und »Herr Schlendrian, der Richter nach den Gesetzen,« für mémoires de nos tems!

Keine Provinz des weiten Kaiserstaates ist, die nicht in unsern Tagen vortreffliche kritische Arbeiten über einzelne Landesstrecken, über einzelne Streitfragen, über einzelne Zeitalter und höchst schätzbare Materialien-Sammlungen aufzuweisen hätte. — Nur von dem weiteren Fortschreiten derselben, von der sorgfältigen Rettung der, der Wut der Elemente oder der Feinde und dem Zahne der Zeit glücklich entronnenen Denkmäler, von guten Provinzialgeschichten, von ächt griechischer Aufzeichnung der Begebenheiten geistlicher und weltlicher Gemeinden, Haupt- oder Munizipalstädte, berühmter Geschlechter ꝛc. hängt es augenscheinlich ab: ob und wann und woher wir eine pragmatische Geschichte des Kaiserhauses und Kaiserstaates mit Grunde erwarten dürfen? — Die Begründung der National-Museen in Pest, in Grätz, in Brünn, in Maros-Vasarhely ꝛc. als literarisch-artistische Sammelpunkte und Wartthürme, bleibt deßhalb ein höchst günstiges Vorzeichen, und die Erzherzoge Joseph und Johann, und Männer, wie Szechényi, Teleky, Ossolinsky, Salm ꝛc. jedem Patrioten unvergeßlich.

Unter denjenigen, die ohne unmittelbare Rücksicht auf Geschichtschreibung, bloß als kritische Geschichtsforscher dem hohen

Ziele emsig und unverdrossen entgegen traten, behauptet unstreitig (ohne hiebey fremdem Verdienst zu nahe zu treten) die erste Stelle: der regulirte Chorherr und Pfarrer zu St. Florian, Franz Kurz (geboren am 2. July 1771 zu Käfermarkt im Mühlviertel), in früheren Jahren dem Studium der Tonkunst, alsdann, ein Lieblingsschüler unsers verewigten Neumann, der Numismatik hingegeben, seit dem letzten Jahrzehende aber, den Geschichten und Denkwürdigkeiten der Lande ob und unter der Enns.

Diese seine nützlichen und ruhmvollen Arbeiten begann er 1804 im I. und II. Theile seiner Beyträge, mit der Historie der oberösterreichischen Bauernkriege unter Stephan Fadinger und Achaz Wiellinger, gleichzeitig den weitaussehenden böhmischen Unruhen, dann der durch Gustav Adolph begünstigten, im Hausruckviertel und der spateren durch Martin Laimbauer, im Machlandviertel 1636, nach der Nördlinger Schlacht und nach dem Prager Frieden erregt. — Diesem blutbefleckten Gemälde tritt nach Zusammenhang und Zeitfolge unmittelbar jenes des IV. Bandes voran; das Gemälde des unseligen Bruderzwistes zwischen Rudolph und Mathias, und jener zügellosen Armagnaken, des Passauer Kriegsvolkes, durch welches Rudolph, ewig zwischen entgegengesetzten Entschlüssen hin und hergeschleudert, trachtete, seinem Bruder die Länder wieder abzunehmen, die ihm Mathias, unter Mitwirkung der Stände, vorzüglich der Protestanten, abgedrungen, und statt des verhaßten Bruders dem geliebten Neffen Leopold von der steyerischen Linie, selbe, sammt der römischen Königskrone zuzuwenden.

Der III. Band reicht in ein viel höheres Alter hinauf. Er stellet uns das uralte Lorch dar, einen Hauptwaffenplatz der Römer, die Gränzveste Ennsburg, S. Florian, die Stürme der Völkerwanderung, des Noricums Christianisirung, den Apostel Severin, die damalige Hierarchie, Hunnen und Hungarn, den Anfang der Babenberger.

Mit diesen, aller Aufmerksamkeit würdigen Forschungen verband der Chorherr Kurz noch einen andern schönen Zweck: nach und nach die vorzüglichsten Urkunden der ober-ensischen Klöster herauszugeben, mit dem II. Theile jene von Lambach und Garsten, mit dem III., jene von Gleink, Baumgartenberg, Waldhausen und einige von St. Florian. Die meisten sind neu entdeckt, und die wenigeren durch den Kanzler Ludwig, durch die Jesuiten Pusch und Fröhlich und den Vorauer Chorherren Cäsar bereits gedruckten, zeugen von der Nothwendigkeit einer nochmaligen strengen Revision der gelehrten Bemühungen jener Männer. Der Abdruck bey Kurz und die hinzugefügten kritischen Noten beweisen nämlich, wie entstellt und verstümmelt

sie in jener ersten Bekanntmachung auf uns gekommen, und welche nothwendigerweise ganz und gar unrichtigen Folgerungen hieraus hervorgegangen seyen!

Hierauf folgte die »Geschichte der Landwehre von der Hussitenzeit an, bis auf das ewig unvergeßliche Jahr 1809.« — Des Feindes kadmäischer Sieg bey Ebersberg wurde unter des Verfassers Augen erstritten. — Jede Landwehr zählt ihren klassischen Boden, die steyerische den Schüttkasten von Kis-Megyer, die böhmische die Felsenspitze von Kirchschlag, die Wiener hingegen, Ebersberg, Aspern und Znaim.

Doch der Verfasser hat sich noch ein höheres Verdienst errungen. Das vorliegende Werk ist eines der schönsten Blätter aus diesem Kranze. — Hofrath Schrötter und der Piarist Adrian Rauch schlossen ihre Geschichte Oesterreichs in den verhängnißvollen Tagen, als die Heldendynastie der Babenberger mit Friedrich dem Streitbaren in der Schlacht an der Leitha wider die Ungern erloschen, das gedoppelte große Zwischenreich in den österreichischen Landen, von der adriatischen See bis an die Taja, und nach Friedrichs II. Tode auch im deutschen Reiche eingetreten war, und der neuerwählte König der Deutschen, Rudolph, diesem Unwesen endlich ein Ende machte, seinen Erstgebornen, Albrecht, Anfangs als Reichsverweser, darauf mit den Willebriefen der Churfürsten, als Herzog über Oesterreich und Steyer verordnete. — Kurz reassumirt in dem vorliegenden verdienstlichen Werke, die schreckensvolle Epoche des Zwischenreichs und der Herrschaft Ottokars, nimmt den Faden auf, wo Schrötter und Rauch ihn fallen ließen, und führt ihn fort bis zu Albrechts blutigem Ende. Die fernere Fortsetzung, die Zeiten Friedrich des Schönen (schon an sich überaus interessant, und noch mehr durch ihre vortrefflichen Berichtigungen und Zusätze zu den beyden, von der Münchner Akademie der Wissenschaften gekrönten Preisfragen des Veteranen Zierngibel und Mannerts über Ludwig von Bayern), ist bereits unter der Presse. Die Historie Albrechts des Weisen, jenes seiner Zeit so weit vorausgeeilten Erzherzogs Rudolph, Albrechts mit dem Zopfe, Albrechts des Wunderbaren und K. Albrechts II., (der die Kronen Ungerns und Böhmens, von Luxemburg an Habsburg brachte), beschäftiget den Chorherrn Kurz im gegenwärtigen Augenblick. Mit Albrechts Tode schließt sich seine, bereits 1812 bey Anton Doll erschienene, mit einem reichen Schatze ungedruckter Urkunden prangende Historie Friedrichs IV. an, so daß wir dem Verfasser eine vollkommene Geschichte Oesterreichs danken, seit Habsburgs milde Scepter es beherrscht, seit nicht nur ein Land, sondern auch ein Haus Oesterreich

blüht, bis nach den endlosen Drangsalen Friedrichs IV., Max I. aus der von den Wienern belagerten Burg, aus der Haft der rebellischen Flammänder, aus zahllosen Lebensgefahren zu Land und zur See, und vom Hungertode auf der Martinswand erretet, seinen Enkeln Carl und Ferdinand, zu dem burgundischen Erbe, auch noch das spanische in beyden Welten, Ungern und Böhmen hinterläßt!

Als seiner schönen Arbeiten vorzüglichste Förderer, nennt Kurz den durchlauchtigsten Erzherzog Johann, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten Fürsten Metternich, und den regierenden Fürsten Joseph von Schwarzenberg.

Ein neuerlicher Beweis, wie oft die wichtigsten Staatsurkunden sich in Privatarchive verloren, wie sorgfältig diese daher zu erhalten und zu durchforschen seyen, thut hier das Beyspiel des schwarzenbergischen Archives zu Wittingau kund, in welchem Kurz, neben mehreren ungemein wichtigen Stücken, auch den bisher stets vergeblich gesuchten Friedensschluß zwischen den Königen Ottokar und Bela (Ofen 3. April 1254) vorfand, dessen vage und unrichtige Erwahnung in den Chroniken jener Zeit, so viele Verwirrung in der mittleren Grographie der Steyermark, und der Lande ob und unter der Enns angerichtet hatte.

In dem ersten Kapitel über das österreichische Interregnum, können wir unmöglich dem Gutdünken des Verfassers beystimmen (S. 3.) »über selbe um so flüchtiger hinwegzueilen,« als darüber bereits durch Lambacher und Rauch treffliche Vorarbeiten vorhanden seyen! Gerade diese verhängnißvolle, an den größten Verwicklungen und Ereignissen so reiche Epoche, den wahrhaft königlichen Ottokar, seine innere und auswärtige Politik, und warum seine Herrlichkeit mit seinem Tode in Schutt und Graus versunken? gerade dieses hatten wir recht ausführlich und mit allem kritischen Scharfsinne behandelt gesehen, der dem Verfasser in so vorzüglichem Grade eigen ist. Auch die strenge Vollständigkeit des Werkes hätte ein solches erfordert; so wie wir den Wunsch nicht unterdrücken können, der Chorherr Kurz möchte auch die ungrischen, steyerischen und kärnthnerischen Quellen noch genauer beachtet haben! Vortrefflich benützt sind die Briefcodices Rudolphs und Ottokars, herausgegeben durch den Präsidenten Bodmann in Mainz, und Professor Dolliner in Wien, und wie oft zeigt sich im Verlaufe dieser Geschichte: der Gewinn sey gar nicht zu berechnen, welchen die Urkunden in Kurzens Beytragen zur Geschichte des Landes ob der Enns zur Wiederlegung so vieler Irrthümer und zur Ergänzung so mancher Lücken gebracht haben, z. B. wie der bayerische Herzog Otto wirklich Reichsverweser in Oesterreich gewesen, wie die Unterstützung

Rudolphs durch den hinterlistigen und wankelmüthigen Heinrich von Niederbayern, bloße Fabel sey ꝛc

In dem harten Streit zwischen Rudolph und Ottokar, finden wir dieselbe streng urkundliche, parteylose und freymüthige Wahrheitsliebe, die den Verfasser auch über Bullen und Legenden, und über hierarchischen Zwist, schlechterdings aus keinerley Nebenabsichten und Zwecklein, sondern einzig nach den Grundregeln der historischen Kritik urtheilen ließ! — Auch unter Ottokar, bilden die Geschicke der Kuenringer eine eigene, an den ergreifendsten Situationen reiche Tragödie, wie zur Zeit des Uebergangs der Herrschaft von Leopold dem Glorreichen an den jungen Leuen, Friedrich den Streitbaren Möchten wir doch bald eine, der shakespearischen ähnliche Gallerie besitzen, und die Kuenringer beym Zwiespalte Rudolphs und Ottokars, und jene unglücklichste aller Frauen, Königin Margarethe, darunter den Reihen führen: sie, die vergeblich Vater und Bruder zu versöhnen, das schwäbische Kaiserhaus und ihr eigenes, unauflöslich zu verbinden getrachtet, den ersten Gemahl, Heinrich von Hohenstauffen, in einem unbekannten Kerker in Apulien verschmachten, ihre holden Knaben eines zweydeutigen Todes sterben sah, die auch als Nonne zu Trier keine Ruhe fand, Ottokarn vermählt, um die schöne und fruchtbare Kuenringerin verlassen, endlich verstoßen, zu Krems lebensmüde starb, jener Kunegunde aufgeopfert, deren beleidigter Stolz den Heldenkönig in den Tod trieb!

S. 63. Die Stätte der Entscheidungsschlacht zwischen Rudolph und Ottokar hätte nach den Untersuchungen Hormayrs in seinem Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst 1814. Nr. 1 noch genauer bestimmt werden können. Ein klassischer Boden ist die Pfarrkirche zu Marcheck. Hier war Rudolph in der äußersten Gefahr, durch den von Ottokar wider ihn gesendeten, ihn im Gewühle der Mannsschlacht überall aufsuchenden Riesen Herbot von Füllenstein. S. 68. des Retters, Ulrich von Capellen und Alberos von Buchheim Belohnung. — S. 65. Brünns Erhebung zur Reichsstadt und Znaims Begünstigung, verdienten nähere Zergliederung, wegen der publicistischen Ansicht der böhmischen Kur- und Kronlande. — S. 79. Die Blutsverwandtschaft zwischen Heinrich von Rosenberg und Albrecht I. zog bereits in Hormayr's geschichtlichem Taschenbuche auf 1813 die Blicke der Kenner auf sich. — Treffliche Aufklarungen über die Grafschaft Retz bey Znaim, mehrmals unrichtig vermischt mit Gratzen und mit dem mährischen Raitz, wichtig für die mittlere Geographie der einst an Denkmalen so reichen Gegenden ob und unter dem Manhards-

berge, und zur Geschichte der brandenburgischen Lehen in Oesterreich. — Eine schätzbare Ergänzung hiezu, sind die Urkunden Ottokars und Margarethens, aus dem Feldlager an der March, nach dem großen Sieg über Bela und jene der babenbergischen Prätendentin Gertrud, die damals zu Grätz und Voitsberg ihr Wesen trieb. Nr. 2, 3, 4, 13, 43, 44, 45. — Wir finden hier auch die schwarzenbergische Veste Klingenberg (Zwikow), als unlängst die räthselhaften Charactere auf ihrem Hauptthurm die Blicke der Forscher auf sich zogen, gar für Marbods alten Königsitz ausgegeben! — S. 62. Witigo von Steyer, im Speisesaale von S. Florian durch Otolf von Volkensdorf gemeuchelmordet, von den Rosenbergen abgeleitet. S. 84—87. gründliche chronologische Bemerkungen über die Belehnung Rudolphs an seine Sohne Albrecht und Rudolph, mit Oesterreich, Steyer und der windischen Mark und über die, schon von diesem Vorbilde aller Dynastienstifter herrührende Einführung der Primogenitur, deren wiederholte Verletzung, unter den Söhnen Albrechts des Weisen, und Leopolds des Frommen, Habsburgs Wachsthum und innere Stärke nicht wenig aufgehalten hat.

II. S. 88. Trockene aber gründliche Aufzählung der innern und äußern Unruhen, welche Albrechts Regierung trübten. Abt Heinrich von Admont, ein früherer Richelieu, nur noch härter, noch finsterer, selbst in seinem grauenvollen Tode. — König Ladislav der Cumaner, der ungrische Caligula. — Die Urkunden über Rudolphs Belehnung mit Ungern an seinen Sohn Albrecht, nach Ladislavs gewaltsamem Ende, fanden sich bereits in des Freyherrn von Hormayr Abhandlungen aus dem österreichischen Staatsrechte. — S. 119. Berichtigung der bisherigen Darstellungen des Aufruhrs der Wiener, in denen seit der ersten Erklärung zur Reichsstadt unter Friedrich dem Streitbaren, ein Geist wehte, den selbst Sismondi als frey und ungebunden genug gelten lassen müßte! — S. 145. Ritterliche und unvergleichliche Finanzoperation, schlechte Münze im vollem Nennwerthe auszugeben, und sie nach einem Jahre wieder einzurufen, darüber ein gefährlicher Aufruhr in der Steyermark. — S. 164. Ursprung der Salinen im Lande ob der Enns, bereits in Hormayr's Archiv vortrefflich erläutert, durch eben den Chorherrn Kurz, und durch den Direktor Vierthaler. — In Kurzens Geschichte Oesterreichs unter Friedrich dem Schönen, im Urkundenbuche, findet sich die erschöpfendste Erläuterung dieses wichtigen Gegenstandes. — Erbaulicher Zustand der Arzneykunde, die für Albrechts Vergiftung kein anderes Mittel weiß, als ihn bey den Füßen aufzuhängen, was auch

K. Sigmunden und dem Böhmenkönige Wenzel in gleichem Falle wiederfuhr. — Kampf mit Adolph von Nassau um die deutsche Krone; Albrecht nimmt seinem Gegner Krone, Sieg und Leben mit eigener Hand.

III. S. 220 Enges Bündniß mit Philipp dem Schönen, merkwürdige Unterhandlung mit dessen Todfeinde Bonifaz VIII. in Adolphs Fehler und Gewaltthaten verfallend, endigte auch Albrecht gewaltsam. — Krieg mit den rheinischen Churfürsten. — Ehrgeitzige Unternehmungen auf Holland gegen Böhmen, dessen Thron, Albrechts Erstgeborner, Rudolph, bestieg; Friedrich der Schöne hingegen, die Regierung Oesterreichs antrat. — Zwiespältige Königswahl in Ungern zwischen dem böhmischen Prinzen Wenzel und Karl Robert von Neapel-Anjou, Sohn Karl Martells, in Böhmen zwischen Rudolph von Oesterreich und Albrechts Schwager Heinrich, Sohn Meinhards Herzogs und Pfalzgrafen zu Kärnthen, Grafen zu Görz und Tyrol, eines der vorzüglichsten Werkzeuge der Erhebung Rudolphs. Daß K. Albrecht auch dem Sohne seines Bruders Rudolph, Johann, das väterliche Erbe vorenthielt, brachte ihm gewaltsamen Tod, den kein anderer Habsburger genommen. Furchtbare Blutrache seiner, sonst so milden Gemahlin Elisabeth und seiner Tochter, Agnes, vermählt dem letzten Arpaden, Andreas dem Venetianer, eine zeitlang vergessenen, natürlichen Nachfolger Ladislavs des Cumaners.

Der II. Theil. IV. Hauptstück. Uebersicht des gesellschaftlichen Zustandes in Oesterreich. Ein Absatz, welcher ohne die strenge und nüchterne Exposition und trockene, rein kritische Tendenz des ganzen Werkes, Johannes Müllers unübertroffenem Kapitel: »von der alten Schweitzer Denkungsart und Kenntnissen,« würdig zur Seite stehen dürfte! — Nur bedauern wir, die überaus prosaische und einseitige Ansicht des Mittelalters. Zwar sind wir keineswegs gewillt, hiermit Chorus zu schreyen, mit den überspannten Lobpreisungen desselben; doch können wir unmöglich Amen sagen, zur Verkleinerung eines Zeitalters, dessen Grundpfeiler Glauben, Liebe und Ehre gewesen sind, und in welchem die Idee eine so unwiderstehlich obsiegende Macht ausübte über Vortheil und Verlangen, über losgebundene Begierde und physische Uebermacht.

Zur Geschichte des dritten Standes trifft man hier höchst interessante Beyträge. Das in Hormayr's historischem Taschenbuch zuerst herausgegebene, hier nach seiner ganzen Wichtigkeit geschätzte Stadtrecht von Enns, verdiente eine noch weiters durchgeführte Parallele mit dem Sachsen- und Schwaben-Spiegel, mit Leopolds des Glorreichen Landrecht, mit

König Rudolphs Ordnung für Wien von 1278, mit Herzog Ottos von Meran, Kroatien und Dalmatien, Pfalzgrafen in Burgund, Freyheitsbrief für das neuerbaute Innsbruck (Hormayr's Beyträge zur Geschichte Tyrols), so wie die hier angeführten Zoll- und Handelssatzungen, Stapel- und Meilenrechte, mit des letzten Ottokars von Steyer dießfälligem Statute für Enns von 1191, mit König Ottokars und Rudolphs Freybriefen für Judenburg von 1268 und 1278, mit den analogen Urkunden in Adrian Rauchs script. rerum. austriac. — Das Rationarium *Austriae* et *Styriae*, bey eben diesem getreuen und rastlosen, aber weder scharfsinnigen, noch practischen Quellensammler, gibt unter unermeßlichem Wuste, doch auch einige Goldkörner! — Strandrecht in Oesterreich, dießfällige Verordnung Friedrichs II. — Pfahlbürger, — bey den meisten österreichischen Städten, eine Alt- und Neustadt! — Würdigung der von Hormayr herausgegebenen, merkwürdigen Privilegien des Helden Friedrichs des Streitbaren, für Wienerisch-Neustadt, zum Lohn ihrer heldenherrlichen Treue, als Er im Bannfluch und der Reichsacht, von allen Nachbarn mit Krieg überzogen (quum imperium et fere totus mundus, nos valida manu invaserit) in ihren Mauern widerstand. — Die Juden in Oesterreich. Des neuen Herzogs von Oesterreich Vorrecht, sie in seinem Lande halten zu dürfen, 1156 durch den Freyheitsbrief des großen Barbarossa. Friedrichs II. äußerst merkwürdige Judenordnung für Wien von 1237. aus Hormayr's Taschenbuch und jene Friedrichs des Streitbaren aus Rauch. — Betrug zu Klosterneuburg, um des Volkes Wuth gegen die Juden zu stacheln. Aufstand gegen sie, zu St. Pölten und König Albrechts Rache. Ihr Wucher war erdrückend, sie bekleideten Aemter, waren sogar Kammergrafen und Pächter aller öffentlichen Einkünfte, Meister und Herren in Ungern unter K. Andreas, so daß bereits Christen apostasirten; — Schlüsse der Wienerprovinzialsynode gegen sie. — Zur Beförderung der innern Communication, regelmäßige, herzogliche Couriere, eine Art reitender und fahrender Post durch Friedrich den Streitbaren. — So oft kommt die traurige Wahrnehmung vor, daß die ältesten und lehrreichsten Urkunden der Städte und Märkte durch den Grimm des Zufalls oder der Feinde verloren gegangen sind, so von Linz, von Freystadt, von Mauthhausen, Hitting, ja von Bruck an der Leitha, und von dem einst so berühmten Haimburg. — Widersinnige Stapelrechte.

Minder reichhaltig ist die Ausbeute für die Münzkunde, obschon einst des grundgelehrten Verfassers Lieblingswissenschaft. Es dünken uns einige der vorzüglicheren Erscheinungen aus dem

k. k. Münz- und Antikenkabinet übergangen, z. B. Bildnisse der Markgrafen und Herzoge unter Leopold dem Heiligen, und Heinrich Jasomirgott auf Münzen. — Der einfache Adler weit deutlicher, als auf den Insiegeln. Frühe schon, auf der Rückseite der steyrische Panther, bereits vor der Uebergabe zu Enns (17. August 1186) an Leopold den Tugendhaften, wahrscheinlich wegen der, schon zwischen Heinrich und Ottokar V. geschlossenen Erbverbrüderung und Anwartschaft beyder, ohnehin einem Stamm entsprossener Häuser, wegen des in Vorauer Urkunden erscheinenden Entschlusses Ottokars VI. »venumdandi terram Styriae und der Erbseinsetzung dilecti consanguinei *Leopoldi*, si in procinctu hierosolymitani itineris sine sobole decederemus«. — Auf Friedrichs des Streitbaren Denarien, der oft bestrittene Querbalke, zwischen Geweihen oder Flügeln. — Herzoge auf dem Thron, den Marschall zur Seite, das Banner in der Hand. — Der seltsamste Wechsel der Münzbilder zur Zeit des Interregnums. Bilder der Münzstätten, wie der Drache, der Hase ꝛc. — bis König Ottokar dem babenbergischen Adler, den böhmischen Leuen, auch wohl den steyrischen Panther zugesellt. — Einer Erwähnung hätte auch verdient, wie viele babenbergische Münzen, Obermayer als bayerische beschrieb! — Münzstätten zu Wien, Neustadt und Enns. — Oeffentliche Abgaben — Leibeigenschaft, Folgen der verwüstenden Einbrüche der Ungern und der Kreuzzüge auf das Emporblühen der Städte und des dritten Standes. — Schmähliches Ende der Kreuzfahrten in dem Raubzuge kühner Bettler aus Schwaben, 1308.

Der ältesten Babenberger einfacher Adler, Erzherzog Rudolphs IV. fünf Vögel, bald Adler, bald Lerchen. — Beyde überlebt Friedrichs des Streitbaren rother Schild, mit dem weißen Querbalken.

Hoffeste. Die Zusammenkunft Bela's und Ottokars, die Ungern, in Scharlach und Hermelin, mit Perlen und Edelsteinen in Haaren und Bart, — verschwenderische Pracht bey König Wenzels Krönungsfeyer in Prag. — Kindheit der Künste und Manufakturen. — Unter den ausgeführten Erzeugnissen Oesterreichs erscheinen nur: Eisen, Leinwand und Glas.

Enenkels und Hornecks höchst merkwürdige deutsche Reimchroniken. — Bis auf Rudolph von Habsburg, die lateinische Sprache ausschließende Geschäftssprache. — Das Lied der Nibelungen, in seiner neuesten Bearbeitung ganz zuverläßig Oesterreich angehörig, den letzten Jahren Leopolds des Tugendhaften oder den ersten Leopolds des Glorreichen, Heinrichen von Ofterdingen oder dem Meister Klingsohr? — In den deutschen Dialekten annoch eine so große Ver-

schiedenheit, daß Bayer und Sachse sich nur mit äußerster Mühe verstanden. — Ueberraschende Menge von Minne- und Meistersängern in Steyer: Ulrich von Lichtenstein, Hartneid von Wildon, Ottokar Horneck, Schärfenberg, Hardeck, Stadel, Sauneck.

Kirchliche Angelegenheiten. — Streit zwischen Kaiser und Papst — dieser der allgemeine Vater und Vermittler zwischen den Königen, so auch zwischen Bela und Ottokar, allgemeiner Vormund unserer barbarischen Väter. — Merkwürdige Beschlüsse der Wienersynode von 1267, auch in polizeylicher und administrativer Hinsicht. — Synode zu St. Pölten 1284. — Zarte Jungfrauen wallfahrten bis nach Jerusalem an das heilige Grab und nach Compostella. — Merkwürdige Einweihung von St. Florian 1291. — Klosterleben, Verschärfung dieser Einsamkeit durch die Eingeschlossenen. Die berühmte eingeschlossene Willbirg zu St. Florian. — Die Geißler in Oesterreich 1261, zu vergleichen mit den spätern, von welchen die beste Kunde in Königshofens Elsaßischer Chronik. — Hohe Verehrung der Reliquien. Bloß durch sie entstehen viele Kloster, Kirchen und Städte in Oesterreich (z. B. St. Pölten ꝛc.).

Das bisher Gesagte rechtfertiget es zur Genüge, wenn wir dem Chorherrn Kurz seine Stelle über Fröhlich, Hanthaler und Steyerer in dem dankbaren Gedächtnisse der Zeitgenossen und der Enkel anweisen, und dem Moment mit Zuversicht entgegen sehen, wo dieser, eben so scharfsinnige als parteylose, eben so kenntnißreiche als unermüdete historische Kritiker und Erretter so vieler Quellen und Denkmale, die verdienstvollen Arbeiten der Gebrüder Petz übertroffen haben wird.

In der Vorrede des oben recensirten Werkes rühmet der Chorherr Kurz den trefflichen Geist für schönes und gemeinnütziges Wissen, in der böhmischen Zisterzienser-Abtey Hohenfurth (Altovadum, Wyssjbrod) Budweiser Kreises, unter dem jetzigen Prälaten Johann Isidor Deutschmann. Der Geschichte insonderheit, haben sich die beyden Conventualen, Xaver Maximilian Millauer, Verfasser der beyden oben genannten Werkchen, und der Stadtpfarrer zu Rosenberg, Stephan Hieronymus Lichtblau, geweiht. Caroline Pichler, geborne von Greiner, verewigte den romantischen Anlaß der Stiftung von Hohenfurth durch eine gemüthvolle Legende. Mitten im finstern Walde stand eine Kapelle der heiligen Anna. Werner von Rosenberg durch eine wohlbekannte hohe Furth, durch die plötzlich angeschwollene Moldau setzend, gerieth in die äußerste Lebensgefahr, und gelobte ein Kloster an der Stätte zu erbauen, wenn ihm Rettung würde! —

Die 27 ältesten Urkunden, die der Verfasser aus dem Stiftsarchive liefert, sind voll der schätzbarsten Aufschlüsse für die Geschichte und Stemmatographie Böhmens in seiner glänzenden Periode vom Könige Wratislav bis auf Ottokar, bis auf das Erlöschen der eingebornen slavisch-przemyslischen Dynastie, am reichhaltigsten zur Geschichte des bereits von Balbin und Paprotzky mühevoll bearbeiteten, überaus reichen und mächtigen Geschlechtes der Ursine von Rosenberg.

Ob der Enns, aus Wilhering, kamen die Brüder des Ordens von Citeaux nach Hohenfurth. — Das Testament Woks von Rosenberg, Landeshauptmanns der Steyermark 1262, wirft ein erwünschtes Licht auf Ottokars Politik, seine auswärtigen Erwerbungen, meist durch Böhmen zu regieren, in Böhmen selbst aber, die Deutschen, durch Aemter und Würden, wie durch Ansiedlungen und als stehende Truppe, immer zahlreicher und mächtiger zu machen — und auf das staatsrechtliche Verhältniß, der schon durch den Frieden von 1254 zerstückelten Steyermark zwischen den Königen Ottokar und Bela.

Herr Professor Millauer läßt sich schlechterdings keine allzuleichte, unbedingte Annahme eines, wenn auch noch so oft wiederholten Factums zu Schulden kommen. Eher würden seine strengen Forschungen sich der Hyperkritik nähern. Wenn bloß negative Gründe oder Stillschweigen gegen eine Thatsache entscheiden sollten, wohin würden wir in jener dunkeln Zeit gerathen?

Wie schnell, mit welchem Riesenschritt würde des Kaiserstaates Geschichte vorwärts schreiten, wenn jede Stadt, die ihr angehörigen Denkmäler, Urkunden und Sagen also aufbewahrt und gesammelt hätte, wie in der kleinen, ursprünglich der königlich böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften geweihten, aber auch besonders gedruckten Abhandlung von der Entstehung von Budweis?! Das in Stein gehauene Kind mit dem böhmischen Löwen und Reichsapfel, ein Gelübde Ottokars, um einen Sohn und Nachfolger vom Himmel zu erflehen, und die Stiftung eines Dominikanerklosters, zur Sühne, daß die Königin Margareth den Schleyer dieses Ordens wieder abgelegt habe, in den sie nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Heinrich von Hohenstauffen getreten war! So meinen wir wenigstens die verschiedenen Sagen ohne Widerspruch vereinigen zu können. — Ottokar wollte sich ferners, durch die Erbauung von Budweis, mitten in dem beynahe geschlossenen Gebiet der mächtigen Rosenberge, einen unabhängigen, haltbaren Platz erwerben, und eine Gränzfeste gegen Bayern. — Der berühmte, in der Abtey Goldenkron beerdigte Ritter Hirz, Burggraf von Klingenberg, leitete den Bau. (M. S. Millauers Aufsatz über Klingenberg, Zwickow, und seinen räthselhaf-

ten Thurm, in Nro. 156 Dezemberheft 1817 des Archivs für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst). — Die Altstadt dankt ihre Entstehung den Rosenbergen und zwar (wie sich die Sagen doch so gerne wiederholen!) einem auf dem Frauenberge (Hluboka) hausenden Rosenberg bey der Geburt eines Sohnes Budiwoj. Ottokar bauete dann die Neustadt hinzu, und machte den Platz fest. Civitas nostra *Budiwoyz*, sagt 1292 König Wenzel. — Ihr Insiegel mit dem böhmischen Löwen. — Budweis und Krumau in Böhmen, Budweis oder Budwitz und Krumau in Mähren. — Merkwürdige Urkunde König Wenzels von 1296, worin er die Stadtrichterwürde seinem Münzmeister Klariz erblich verlieh. Nun folgen noch mehrere Ablaßurkunden; merkwürdig durch die darin vorkommenden Zeugen.

Die Fortsetzung dieser gründlichen Untersuchungen ist im gleichem Maße zu wünschen, als wir dem kritischen Fleiße des Herrn Professors Millauer den lebhaftesten Dank wissen müssen.

Ths.

Art. IV. Journal of the proceedings of the last Embassy to *China*; comprising a correct narrative of the public transactions of the embassy, of the voyage to and from *China*, and of the journey from the mouth of the Peiho to the return to *Canton*; interspersed with observations upon the face of the country, the policy, moral Character and manners of the chinese nation. The whole illustrated by maps and drawings. By Henry *Ellis* third Commissioner of the embassy. *London* printed for John *Murray*, Albemarle street 1817. 626 S. 4.

Außer dieser Beschreibung der letzten englischen Botschaft nach China durch Ellis, sind deren noch zwey von Abel und Macleod angekündigt, die uns noch nicht zu Gesicht gekommen, und von denen auch nur für den Fall eine besondere Anzeige hier geliefert werden soll, wenn ihr Werth den des vorliegenden Werks an Erd-, Volk- oder Naturbeschreibendem Gehalte übertrafe: In Hinsicht des Politischen und Diplomatischen, in so weit nämlich blos von der Geschichte der Botschaft selbst, von dem geforderten und verweigerten Ceremoniel die Rede ist, dürfte schwerlich ein umständlicherer genauerer Bericht als der des Hrn. Ellis zu erwarten, oder auch von Reisebeschreibungelesern zu wünschen seyn. Der von Anfang bis zum Ende immer wiederkehrende lustraubende und geduldermüdende Verdruß des immer begehrten und immer abgeschlagenen Kotu, d. i. des tatarischen Ceremoniels der neunmaligen Niederwerfung vor dem sinesischen Kaiser

oder seinem Bilde geht von der Person des beschreibenden dritten Botschaftsmitgliedes, auf die des Lesers über, der aus Langeweile selbst zum Chinesen zu werden fürchtet, ohne von diesem, so viel als er wünschen könnte, Neues oder Richtiges zu erfahren. Die Ausbeute davon ist gering und ohne Zusammenordnung unter allgemeine Gesichtspuncte nur nebenbey als Anhängsel der schon allbekannten Botschaftsgeschichte, in der Zeitfolge eines nach dem Datum fortlaufenden Tagebuches mit untergebracht. Die unbequeme Aufsicht, womit die schelsüchtige, verdachtvolle sinesische Politik die englische Botschaft auf jedem Schrite und Tritte verfolgte, machte ihren Mitgliedern den Umgang und die Mittheilung mit den Eingebornen äußerst schwer, und ohne aufgedrungene Zeugen beynahe unmöglich. Sie sahen nur die ihnen von Amtswegen zugesellten oder beygegebenen Mandarinen von verschiedenen Knöpfen (wovon die meisten wahre Knöpfe von Mandarinen); sie durften keine anderen als die vorgeschriebenen diplomatischen Besuche oder Gegenbesuche abstatten; sie wurden nicht einmal in Privat- oder Gasthäuser, sondern meistens in Tempel einquartirt. Daher erfährt man von diesen aus des Verf. Buche weit mehr, als von andern Privat- oder offentlichen Gebäuden, und der Mythologe würde sich vielleicht durch die Gesellschaft der Götter Sina's für die seiner Bewohner schadlos halten können, wenn der Verfasser selbst mit den Gottheiten besser bekannt wäre Da die meisten derselben knz und dickleibig sind, so schließt der Verfasser, daß solche Figuren wohl das wahre Ideal sinesischer Schönheit und Majestät seyen, man being usually disposed to attribute his notions of perfection to the form under which the Deity is pourtrayed. Die wir persönlich durch ihn kennen lernen, sind: der Gott des Feuers, dessen feurige Göttlichkeit (his igneous godship) eine kurze dickleibige Figur auf einem Throne sitzend, in der einen Hand ein gezogenes Schwert, in der andern einen Schlangenring haltend, und von zwey Zwergen, die ebenfalls Ringe halten, begleitet ist. Der Gott Fo (der Buda der Inder) und die Allmutter (the universal mother) mit dem Kinde auf dem Arme, vermuthlich mit der weißen und grünen Mutter Gottes der Mongolen (s. Claproth's Reisebeschreibung I. 213 u. 215) verwandt; der Drachenkönig, von Drachen aller Gestalten umgeben; der Gott der Winde und der Fluten (der Harut und Marut der Inder und Perser) und der König der Hölle mit seinen zehn Rachefürsten, welche an die Folterengel der Etrusker und an die Peinengel der Hölle der Moslimen erinnern. Die verschiedenen Peinen der Hölle sind daneben sehr umständlich angemalt, wie noch heute auf den griechischen

Kirchen in der Levante. Eine Vorstellung, die in den östlichsten Ländern Asiens und Europa's schon vor Jahrhunderten den Pinsel der Maler beschäftigte, indem Kaiser Theophilus, wenn wir nicht irren, besonders einen Mönch, der zugleich als Maler berühmt war, nach Constantinopel rief, um an der von ihm erbauten Kirche die Höllenstrafen (im Style Kochem's) auszumalen. Die Tempel (Miao), wohl zu unterscheiden von den hohen, bald pyramidalisch, bald gerad aufsteigenden Thürmen, welche die Europaer Pagoden nannten, sind nicht nur den Gottheiten der Ober- und Unterwelt, sondern auch dem Andenken großer Männer und Helden geweiht. Der große Gesetzgeber Kung fu tze ist als Confucius in Europa allgemein bekannt; nicht so sein College Quang fu tze, der Patron des Kriegswesens, wie jener der bürgerlichen Gesetzgebung. Beyden sind Hallen und Tempel, wie dem Schutzherrn der Gelehrsamkeit Wang-tschang Schulen geweiht. Philosophen und Heilige stehen neben einander in der großen Halle des Tempels am Thore Nankin's, die ersten wie römische Weise, die zweyten wie indische Dschogis oder Fakire gebildet, der eine z. B. mit Augenbraunen so tief ins Gesicht fallend, daß er dieselben mit der Hand unterstützen muß. Auch Priester kanonisiren ihres Gleichen, und setzen ihre Statuen denen ihrer Gottheiten an die Seite. So sah der Verfasser im Tempel zu Ing-tschu-fu neben den Statuen des dreyfach Geoffenbarten die eines alten ausgezehrten Mannes, der einen im Rufe der Heiligkeit gestorbenen Priester vorstellte. Auch die Mutter des Kaisers hat einen Tempel, Ning-niang-miao, in dessen Hof aber auch eine kolossale Statue des Drachenkönigs steht. In dem Tempel von Sang-juen stehen auch Kolosse von Mandarinen, denselben, wie der Verfasser glaubt, als Beförderern der Wissenschaften und Künste errichtet, weil einer derselben einen Hammer in der Hand führt. Wir möchten vermuthen, daß dieses vielleicht der japanische Gott des Reichthums sey, Kevira (Καβειρος), der (wie die Kabiren) einen Hammer führt; denn zu Naug-tschang wird eines dem Gott des Reichthums von den Salzhändlern errichteten Tempels erwähnt. Ein durch seine Lage und die malerische Ansicht des Felsens, auf dem er sich erhebt, sehr merkwürdiger Tempel ist der auf dem kleinen Riesenhügel Siau-Ku-schan im Flusse Kiang. Dieser im Flusse ganz vereinzelt stehende Fels steigt senkrecht zu der Höhe von 250 Fuß auf, und ist beständig von einer Menge Fischervögel (Cormoun) umschwärmt. In der Mitte desselben stehen mehrere Tempel terrassenartig über einander, und den Gipfel krönt einer von zwey Stockwerken. Die Zwischenräume der einzelnen Tempel

und der Gipfel selbst sind mit Bambuspflanzungen bewachsen, deren zarte Stämme mit dem durchscheinenden röthlichen Felsen einen außerordentlich schönen Anblick gewähren. Dieser im Flusse vereinzelte und so malerisch gelegene Felsen (wovon die gefärbte Zeichnung im Werke gegeben ist) erinnert durch seine Lage und heilige Bestimmung an den in der Mur so schön vereinzelten Calvarienberg zu Grätz, oder es kann einst vielleicht den in Rußland handelnden Chinesen an das herrliche Denkmal christlicher Andacht erinnern, welches sich auf den Sperlingsbergen bey Moskau in über einander aufsteigenden Tempeln Christus dem Erlöser erheben wird. Ungeachtet so vieler und großer Denkmale religiösen Sinns, den Werken voriger Dynastien, ist es doch, wie Hr. Ellis an mehr als einem Orte (S. 200, 210, 420, 430) bemerkt, mit der Religion selbst bey den heutigen Sinesen sehr schlecht beschaffen, bey denen der Götzendienst unter die bürgerlichen Anordnungen gehört, aber keineswegs auf ihre sittliche Bildung einwirkt; die meisten Tempel sind heute im Verfalle, die Priester allein opfern, während das Volk gleichgültig dabey zusieht, ohne die geringsten Merkmale von Andacht oder Geisteserhebung; die Tempel selbst werden so vielfältig (bald als Gasthäuser, bald als Gerichtshallen, bald als Festsale) verwendet, daß es zu begreifen schwer wäre, wie irgend eine heilige Scheu vor den Wohnungen oder Bildern seiner Götter dem Volke inwohnen könnte. Ungeachtet des häufigsten und vielartigsten Aberglaubens, der sich besonders in Wahrsagungen und Opfergaben, an besonderen Wallfahrtsörtern dargebracht, äußert, herrscht doch eine so allgemeine Gleichgültigkeit für die Religion selbst, daß der Verfasser diese Gleichgültigkeit als das größte Hinderniß ansieht, welches der Verbreitung des Christenthums in China entgegensteht, weil er es nämlich für unmöglich hält, im Volke den religiösen Sinn selbst zu erwecken, welcher der dauerhaften Gründung positiver Religion vorausgehen muß. Man würde irren, die Edicte der letzten Christenverfolgung irgend einem fanatischen Eifer der Sinesen für die Religion ihrer Väter zuzuschreiben, indem dieselben blos aus politischen Ursachen, nämlich wegen eines nicht ungegründeten Einverständnisses der Christen mit den Aufrührern erlassen wurden. Die Kleidung der Priester ist, nach dem Verfasser, fast ganz die der katholischen; es ist Schade, daß er keine Abbildungen davon angefügt, aus denen vielleicht die nächste und älteste Aehnlichkeit dieser Priesterkleidungen, Stäbe und Mützen, mit denen auf Tempeln und Mumiengemälden noch erhaltenen der alten Aegyptier anschaulich hervorgegangen wäre, wie denn auch zu der Allmutter, Pusa, mit dem Kinde auf dem Arme (S. 326) die Allmutter (*Mova*)

Isis, mit dem Horus auf dem Arme, die älteste bekannte Aehnlichkeit liefert. Die Priester selbst scheinen keiner größeren Achtung als die Derwische und Fakire in Indien, Persien und der Türkey zu genießen, und von Gesetzgelehrten, wie die Ulemas in der Türkey, die Molas in Persien, die Pandits in Indien, ist wenigstens in diesem Werke keine Rede. Diese sind blos unter den Mandarinen zu suchen, welche nach der Verschiedenheit ihres Ranges durch ihre Knöpfe (von verschiedenen Farben und Metallen, Glas oder Elfenbein) unterschieden werden, und deren Höhere den Titel Ta-jin führen, der unserer Excellenz, so wie der einigen gegebene Titel Schi-lang unserer Präsidentenwürde entspricht. Ihr Ceremonienkleid besteht aus blauem Flor (Gause) mit blumengewirktem Atlas unter demselben, und eine Art von gesticktem Crachat vorne oder hinten, je nach ihrer Würde. Der Pfauenschweif, als Federbusch wird blos hinten getragen; zwey solche Pfauenschweife haben, nach dem Verfasser, dieselbe Auszeichnung in China, wie der Orden des Hosenbandes in England. Die vier Mandarinen, die dem Bothschafter beygegeben wurden, hießen Kwang und Tschang und Hu und Mu, davon einer von ihnen ein Kung-iai, d. i. ein Herzog war. Diese Würde ist die fünfte des erblichen sinesischen Adels, der blos auf die kaiserliche Familie und die Familie des Confucius beschränkt ist, deren Stammhalter den Titel Kung-iai führt. Die drey ersten Titel, Tsienvan, Kienvan Pei li gebühren blos den nächsten Anverwandten des Kaisers, und sind die bey dem Missionär Reguli genannten Prinzen vom Geblüte. Die zwey folgenden Titel Pit-se und Yung-iai werden (sammt der damit verbundenen Pension und Hofbedienung) verliehen, so daß der damit Begnadigte hiedurch gleichsam in die kaiserliche Familie aufgenommen wird. (Etwas Aehnliches war die von Alexis Comnenus am byzantinischen Hofe, vielleicht nach sinesischem Muster eingeführte Abstufung der aiserlichen Familienwürden des πρωτοσεβαστος, βασιλεοπατωρ, Παν ὑπερσεβασος u. s. w.); und noch heute heißt der König von Frankreich seine Marschalle Vettern. Die zweyte Klasse des Adels, nämlich der persönliche oder Amtsadel, sind die Mandarinen, welche wieder in die wirklichen und titelführenden eingetheilt sind. Zu der letzten Reihe gehoren auch die Hong-Kaufleute, d. i. die zum europäischen Handel zu Canton privilegirten Handelsleute, welche diesen Titel theils aus Eitelkeit, theils weil er die Ausnahme von korperlichen Züchtigungen gewährt, oft sehr theuer kaufen. Die Sicherheit vor Leibesstrafen ist aber doch nur für den Augenblick gültig, denn der Vicekönig hat die Gewalt, jeden Mandarin (gegen Verantwortlichkeit nach Hof) seiner

Würde zu entheben, und ihn dann nach Belieben züchtigen zu lassen; ungefähr wie auf der Straße zu Constantinopel, wenn ein Emir geprügelt werden soll, der grüne Bund, der ihn als Wahrzeichen der Verwandtschaft mit dem Propheten vor Prügeln schützen soll, zuerst vom Kopfe genommen, und er dann, trotz der grünen Farbe, geblaut wird. Mit Aufhören des Amtes, das die Eigenschaft eines wirklichen Mandarinen verleiht, hört auch diese Eigenschaft auf, aber aus Artigkeit gibt man ihnen lebenslang diesen Titel, der sich in manchen Fällen auch sogar auf ihre Familie erstreckt. Obwohl der sinesische Adel, sowohl der von der kaiserlichen Familie ausgezeichneten Männern, als Gliedern derselben, verliehene, als der Amtsadel der Mandarinen in der Regel auf die Nachkommen nicht übergeht, so wirkt derselbe doch manchesmal zurück, so daß die Ahnen, und nicht die Nachkommen des ausgezeichneten Individuums geadelt werden. Solchen zurückwirkenden Adelsstand haben wir aber auch in Europa, nicht nur in der Verleihung von stiftungsmäßigen Ehren bey Abgang der sechzehn Ahnen, sondern auch irgendwo in einem Portraite gesehen, wo dem Großvater, einem ehrlichen Krämer, der Orden, den der Enkel erhalten hatte, angemalt ward.

Von minderen sinesischen Aemtern kommt in dieser Reisebeschreibung, wie in andern, am häufigsten der Steuereinnehmer Hoppa oder Hoppa vor; eine alte Bekanntschaft für alle, welche das sinesische Schattenspiel des Karagös jemals in der Türkey gesehen; denn darin spielt der Tschelebi, d. i. der junge feine Herr Hoppa die stehende Rolle des türkischen Kleinmeisters und Weibereroberers. Hr. Ellis meldet nichts, weder von dieser nächtlichen Lieblingsunterhaltung der Sinesen, noch von der auch bey uns in Possen auf dem Theater vorkommenden Reiterey zu Fuß; nichts von der noch jüngst über Frankreich aus in alle europäischen Hauptstädte verbreiteten Spiele des sinesischen Teufels und Kopfzerbrechers; dafür erwahnt er des in Italien unter dem Namen alla Mora so sehr bekannten Fingerzahlspiels, welches auf sinesisch Tschui-mui heißt, und ihres lärmenden Theaters, Singsang genannt. Die erste aber aller Unterhaltungen, so wie zugleich das wichtigste der Geschäfte ist bey den Sinesen das Essen und Trinken. Ihre Mahle dauern unverhältnißmäßig lang, und das ganze Tischgespräch beschäftigt sich mit dem Gegenstande, wovon sie voll sind, oder voller zu werden gesonnen sind, so daß Kinnbacken und Lippen denselben Stoff idealisch und wirklich zugleich zergliedern. Die größte Artigkeit, die der Wirth seinen Gästen sagen kann, ist, daß sie Getränk zu halten im Stande sind, wie ein Faß, und das größte Compli-

ment, womit sie seine artige Gastfreundlichkeit zu erwiedern im Stande sind, besteht in den Zeichen eines überladenen Magens. Je häufiger und fühlbarer diese, desto größer das Vergnügen des Gastgebers. Der Ehrenplatz bey der Tafel, wie überall, ist in China die linke Hand. Gesundheiten werden nicht nur zugetrunken, sondern auch zugegessen. Bey großen Tafeln regelt ein Mandarin durch ein Commandowort die Zeit, wenn die Speisen und Weine aufgetragen, gegessen und getrunken werden sollen. Der Wein wird heiß kredeuzt, und der Thee kalt. Die Speisen werden auf Tragen so neben zwey und zwey Personen nach ihrem Range hingestellt, wie bey türkischen Ceremonientafeln der Gesandten im Serai, wo auch nur zwey bis drey Personen an einer Tafel sitzen, und der Abhub von der Tafel der Staatsminister für die der untergeordneten Canzleybeamten aufgetragen wird. Der Verfasser fand die Crême (Custard) und die eingemachten Früchte schmackhaft, die Vögelnesterfuppe aber zu schleimigt. Ein Aufguß von gestoßenen Aprikosenkernen vertritt die Stelle der Mandelmilch; der sogenannte Milchthee (Tschaia), der bey den Ceremonienbesuchen herumgereicht wird, ist schlichte Milch ohne Thee, indem die Chinesen den Namen Tschaia mehreren Getränken beylegen. Diese Milch wird als ein Andenken des ursprünglichen Hirtenlebens der regierenden tatarischen Dynastie herumgereicht; aus gleicher Ursache dieses Andenkens bedient sich der Kaiser, um das Fleisch zu schneiden, eines Messers, und nicht der sonst bey den Sinesen durchaus üblichen hölzernen oder beinernen Stäbe (Chopsticks). Durch diese Erinnerung an die goldene Hirtenzeit seiner Väter suchte sich der Sohn des Himmels, d. i. der Kaiser, schadlos zu halten für den beständigen Zwang des Ceremoniels und der Staatsetikette, unter der er wie in Sclave lebt. Er darf sich, wenn er öffentlich erscheint, weder zurücklehnen, weder ruhen, noch sich überziehen; kurz, dem wichtigen Hauptgeschäfte der öffentlichen Repräsentation nicht das Geringste vergeben. Es scheint, daß während der Despotismus der Etikette die größte Stütze des seinigen ist, er von derselben Kette, welche die Staatsmaschine zusammenhält, niedergebunden ist. Freyheit ist ihm nur im Innern seines Gemachs beschert. Das häusliche Leben des Sinesers überhaupt steht aber fast in keinem Verhältnisse mit seinem öffentlichen, indem selbst das Volk mehr auf der Straße und auf dem Markte, als im Hause lebt. Einen Beweis davon geben auch die häufigen öffentlichen Garküchen, wo das ganze Geschäft der Küche und Tafel auf der Straße vollzogen wird. Alle Gattungen von Thee und Suppe, von Brot und Fleisch, sind hier in einzelnen Portionen allbereit zum Verkaufe ausgesetzt, wodurch die arbeitende Klasse viel Zeit-

verlust erspart, aber auch das Vergnügen des Familientisches geraubt wird. Wiewohl der Verfasser die Sinesen im Ganzen als ein schreyendes und schmutziges Volk (noisy and nasty) schildert so läßt er doch der Nettigkeit ihrer Körbe und Schachteln Gerechtigkeit wiederfahren. Der Werth derselben übertrifft nicht selten den des darin enthaltenen Geschenkes. Die Vorderseite ihrer Häuser ist mit blühenden Sträuchern oder Zwergbäumen besetzt, und öfters mit einer von riechenden Pflanzen grün umwundenen Laube als Schattengang versehen. Die Seite gegen die Straße ist immer von einer Mauer umgeben, und wenn auch das Thor geöffnet ist, wird dem Vorübergehenden durch eine demselben gegenüber stehende Mauer die Einsicht in das Innere des Hauses verwehrt. Dieses ist in Höfe eingetheilt, deren jeder eine Reihe von Gemächern umfaßt. Ein großer Saal und Zimmer, deren Thüren in denselben führen, ist die gewöhnliche Eintheilung, welche man auch bey den türkischen Wohngebäuden findet.

Auf dem Markte wird in jedem Gewölbe eine Menge verschiedener Artikel verkauft, und die Materialisten (druggists) ausgenommen, ist fast kein Gewölbe, wo nur ein einziger Artikel verkauft würde. Eine schwarze Masse, die wie Caviar aussah, war Soy (die bekannte sinesische Fischbrühe), welche mit dem Curry (oder indischen Reispfeffer) auch auf europäischen (besonders englischen) Tafeln längst bekannt ist. Die Fleischerläden sehen sehr reinlich aus, und die Kirschnerauslagen sind reich bestellt. Von öffentlichen Aufzügen auf der Straße sah Hr. Ellis sowohl Freuden- als Traueraufzüge, nämlich Hochzeiten und Begräbnisse, die aber beyde gleich lärmend und schreyend sind. Die Trauerfarbe in China ist weiß (in Persien ehemals blau und am byzantinischen Hofe violett). Die Kappen der Trauertragenden (mourners) waren wie die der englischen Handwerksleute geformt; die trauertragenden Frauen wurden in Sesseln mit weißem Tuche bedeckt getragen; sonst werden sie auch auf Rädertruhen (Wheelbarrows) gefahren, denn mit dem Gehen wird es ihnen überhaupt schwer bey der bekannten künstlichen Verkleinerung ihrer Füße, wovon Hr. Ellis einige namhafte Proben sah. Die Weiber, die armen ausgenommen, sind alle angestrichen. Die Art, wie der Anstrich aufgetragen ist, will aber nicht die Nachahmung der Rosen und Lilien, sondern bloß im Ganzen eine sehr starke lebendige Fleischfarbe erzwecken. Manche haben schöne Augen, wiewohl eckig geformt. Die Bettler, die mit den Weibern, um die Bothschaft im Vorbeyziehn zu sehen, zusammenströmten, von derselben aber weder Almosen begehrten noch erwarteten, gehen mit einer Glocke, einem Horne und Korbe her-

um: sie läuten die erste, oder blasen das zweyte, bis der dritte voll ist.

Ein von Hrn. Ellis als Augenzeugen gesehenes Fest ist das des Vollmonds, welches darin besteht, daß man kleine Laternen aus Papier vom schönsten Carmesinroth ins Wasser wirft, und den Strom hinabschwimmen läßt. Diese bewegliche Wasserbeleuchtung hat etwas unbeschreiblich Romantisches durch das helle Roth des Carmesins, von innen durch das Licht entbrennend, von außen durch den Silberschein des Mondes gekühlt und gemäßigt, und durch die Bewegung des flutenden Schiffes. Dem europäischen Leser, der eine solche Beleuchtung sich einbilden, und wenn gleich mit minder hellroth durchsichtigem Papier, als das sinesische, versuchen kann, dürfte dieselbe noch merkwürdiger erscheinen, wenn er dieses Vollmondlampenfest, so wie die indische Nachtfeyer der Durgah, mit den berühmten Lampenfesten der Aegypter, Perser und Griechen zusammenstellt, die sich der Sache nach noch heute in China und Indien, und in den Johannisfeuern erhalten haben, wo die Beleuchtung des Ganges, so wie die der sinesischen Flüsse beym Vollmonde an das von Herodot geschilderte Lampenfest von Sais erinnert. Beleuchtungen und Blumen streuen, dieser in der jüngsten Zeit so oft mißbrauchte Ausdruck öffentlicher Freude, gilt auch dafür noch heute dem Sineser und Inder, wie schon früher dem Griechen und Römer, denn auch Plutarch erzählt uns, daß Pompejus bey seinem Einzuge in Rom mit angezündeten Fackeln und gestreuten Blumen empfangen ward (*Pompejus* 56 *) und die Triumphpforten, wodurch die Romer ihre Siege und Großthaten feyerten, sind auch in Indien einheimisch unter dem Namen Pylu, womit das persische Pul, das einen Brückenbogen in einem Fluß bedeutet, und das grecische πυλη augenscheinlich verwandt sind.

Diese Pylu und die Pagoden sind nebst den Miao, den Tempeln und Tugendhallen die vorzüglichsten Werke sinesischer Baukunst. Die Pagoden sind mehrere (meistens sieben) Stockwerke hoch, die im abnehmenden Verhältnisse aufsteigen; die berühmteste ist der sogenannte porcellainene Thurm von Nankin, der ein neun Stock hohes Achteck formirt, und mit einer goldenen Kugel gekrönt ist. Hr. Ellis, der den Thurm nur von ferne sah, glaubt eben so wenig, daß, wie versichert wird, diese Kugel von Gold, als daß die Bekleidung von Porcellain sey. Auf sinesisch heißt dieser Thurm Liu-li-pauta (aus dem letzten Worte ist vermuthlich das europäische Pagode entstanden). Er soll neun-

*) Πολλοι δε και στεφανοφορουντες υπο λαμπαδων εδεχοντο και παρεπεμπον ανθοβολουμενον.

zehn Jahre lang gebaut worden seyn, und 400,000 Tails, d. i. 800,000 Pfund St. gekostet haben, vollendet im Jahre 1411 der christlichen Zeitrechnung. Der Tempel, von wo aus Hr. Ellis den Thurm betrachtete, ist durch zwey kolossalische Drachen merkwürdig, die sich um die Pfeiler winden; zwey andere große nahe gelegene Tempel, nachst deren einem sich ein Thurm fünf Stockwerke erhebt, konnte die Botschaft nicht besuchen. Da sie die ersten Europäer waren, seit mehr als einem Jahrhunderte, so nahe bey dieser Stadt in ihren eigenen Kleidern erschienen, so war das Gedränge des Volks außerordentlich, und zwang sie den vorgehabten Abstecher zu den Tempeln aufzugeben. Von den Tugendhallen ist eine der merkwürdigsten die, welche der Verfasser zu Wan-gan-schien besuchte. An der Stelle des Götzenbildes stehen Steintafeln, worauf die Namen der Tugendhaften, deren Leben ihnen diese Ehre nach dem Tode erwarb, aufgezeichnet sind. Kindliche Frömmigkeit opfert oft sehr große Summen, um die Ehre solcher Steintafeln für die Aeltern zu erhalten, welche, wenn sie bloß dem wahren Verdienste zu Theil würde, ein einfaches und mächtiges Beförderungsmittel eines tugendhaften Wandels wäre.

In Betreff der Bevölkerung hält der Verfasser die bisherigen Angaben für übertrieben, und glaubt, daß sie im Verhältnisse mit dem bekannten Lande stehe; ein in jeder Hinsicht hinter den bis jetzt von Reisebeschreibern angegebenen Zahlen weit zurückstehendes Verhältniß. Die Armee, hinlänglich die innere Ordnung aufrecht zu erhalten, würde nach des Verfassers Meinung selbst asiatischen unregelmäßigen Truppen wenig, und europäischen Heeren gar keinen Widerstand leisten können; der Genius, die Haltung, die Gewohnheiten des Volkes sind seit Menschenaltern unkriegerisch, und China würde vermuthlich eine leichte Beute eines feindlichen Einfalls seyn. Die Waffenübung eines Theils der Truppen, die ein militärischer Mandarin dem Botschafter zum Besten gab, fiel doch besser, als erwartet, aus. Sie schossen mit Bogen und Pfeil auf vierzig Schritte und in Mannshöhe, und sie unterhielten ein Lauffeuer ziemlich gut. Diese Waffenübungen geschehen unter Trommelbegleitung. Es ist nichts Ungewöhnliches, daß der Ort, wo Reihen und Glieder einer waffenübenden Truppe zu stehen kommen, mit Kreide auf dem Boden aufgezeichnet wird, damit sie gleiche Entfernungen halten.

Das Edict, wodurch der sinesische Kaiser die Vorfälle mit der englischen Botschaft auseinandersetzt, und die Schuld der schnellen Abfertigung derselben auf seine Minister schiebt, heißt das vergoldete Edict (Vermillion edict), von der Goldfarbe der Tinte, womit es von des Kaisers eigener Hand geschrieben war; so heißen noch die Edicte der Gospodaren der Moldau

und Wallachey χρυσοβυλον, wenn gleich nur mit rother Tinte geschrieben. Diese Form vielfärbiger Tinte (nämlich goldner, silberner, grüner, rother, blauer, gelber und schwarzer), welche schon am byzantinischen Hofe eingeführt war, hat sich auch in den Tughras und Diplomen der osmanischen Staatskanzley bis heute erhalten. Eine andere der mannigfaltigen Aehnlichkeiten, in denen sich die Einrichtungen der östlichsten und westlichsten großen Reiche Asiens berühren, ist auch die Freyhaltung der Botschaften, als Gäste des Hofes, mittelst Lieferung von Lebensmitteln, die in Persien Sijursat, in der Türkey Tajin heißen, in der letzten aber seit dem Anfange dieses Jahrhunderts aufgehoben sind.

Der Verfasser beschließt sein Reisetagebuch bey der Abfahrt von China mit den folgenden Betrachtungen, die nebst dem Vorhergehenden nicht geeignet sind, große Reiselust nach China zu erwecken:

»Ich habe nun meine Erinnerungen über China und seine »Bewohner erschöpft, und habe nur noch die Frage an mich zu »stellen, ob (abgesehen von den Rücksichten ämtlicher Verwendung) »meinem Vorgefühle die Erfahrung entsprach; diese Frage ist leicht »bejahend beantwortet. Neugierde war bald durch die sittliche, po»litische und örtliche Einförmigkeit gesättigt und erlöscht; denn, sey »es Ebene oder Gebirgsgegend, so hat die Landschaft in China »dasselbe Aussehen auf eine so lange Strecke, daß das Auge eben »so durch die Fortdauer von Erhabenheit als von Flachheit ermüdet »wird. Wäre es daher nicht um die kleine Befriedigung, Einer »von den wenigen Europäern zu seyn, welche das Innere von China »besuchet haben, so würde ich die ganze Zeit (der Reise) als un»wiederbringlich verloren halten. Ich habe weder die Verfeinerun»gen und Gemächlichkeiten (Comforts) des bürgerlich gesitteten »Lebens, noch das wilde Interesse halb-barbarischer Gegenden »genossen, sondern habe in meinem Gemüthe und meinem Geiste »den Einfluß des umgebenden Dunstkreises von Schwerfälligkeit »und Zwang empfunden.«

Art. V. Der Dom zu Magdeburg. Beschrieben von J. F. W. Koch, Domprediger, Superintendent und Mitglied des königl. Preuß. Magdeb. Consistoriums. Magdeburg, bey W. Heinrichshofen. 1815. 8. 105. S.

Die ausführliche Beschreibung einzelner Kunstdenkmäler des Mittelalters, die von bedeutender Wichtigkeit sind, ist von einem großen Nutzen, indem dem Verfasser erlaubt ist, ausführlicher

seinen Gegenstand zu betrachten, als ihm sonst in größern und allgemeinern Werken vergönnt ist. Aus solchen kleinen und mühsamen Untersuchungen baut sich am Ende die vollständige Kunstgeschichte auf, sie sind die Vorrathskammern der Nachrichten, wohin der Geschichtschreiber verweiset; sie sind die Erklärung der einzelnen Satze, die der Geschichtschreiber nur hinstellen kann.

Zu den vorzüglichsten und merkwürdigsten Kunstwerken Deutschlands gehört unstreitig der Magdeburger Dom, der noch lange nicht genugsam untersucht ist, und an den sich die wichtigsten Untersuchungen noch knüpfen lassen. Diese Beschreibung ist daher ein angenehmes und dankenswerthes Geschenk, wenn wir auch mit dem Verfasser in vielem nicht übereinstimmen können, welcher den herkömmlichen Annahmen folgte, die wir durchaus bezweifeln.

Ehe wir nun zur nähern Anzeige des vorliegenden Buches gehen, erlauben wir uns noch einen Wunsch über das, was uns in Hinsicht des Doms zu Magdeburg am wünschenswerthesten erscheint. Es ist der: daß Herr Costenoble doch auf das baldigste seine Zeichnungen des Domes der Kunstwelt durch den Stich schenken möge, und daß er besonders darin recht ins Einzelne in Hinsicht der Kopfgesimse der Pfeiler in der Choralseite gehen möge. Das herrliche Gebaude hat hierin eine bewunderungswürdige Mannigfaltigkeit und Lieblichkeit.

Die gewöhnlichen Nachrichten erzählen uns nun (Herr Koch theilt sie wieder mit): Otto gründete 937 ein reichbegabtes Benediktiner-Kloster auf der Stelle, wo der jetzige Dom steht, und schenkte ihm (dieß erwähnt Hr. K. nicht) ein königliches Schloß einige Zeit nachher. Etwa dreyßig Jahre darauf (man bemerke die Zeit) wird dieß Benediktiner-Kloster auf den Riddagsberg verlegt, woraus später die berühmte Schule zu Klosterbergen ward. 962 ertheilte Papst Innozenz dem Kaiser Otto die Erlaubniß, ein Erzbisthum in Magdeburg zu gründen; 963 begann der Bau des dazu gehörigen Münsters, der 968 geweiht ward, und zu seiner Ruhestatte und der seiner geliebten Gemahlin Editha bestimmt ward. Diese Münsterkirche oder die alte Domkirche soll nun auf der nordöstlichen Seite des Domplatzes gestanden haben, wo jetzt das landschaftliche Gebäude ist. Ein Brand im Jahre 1207 legte diese Domkirche und das Benediktiner-Kloster in Asche, und nun erst ward auf die Stelle des alten Benediktiner-Klosters die neue Domkirche, wie wir sie noch sehen, gebaut. Dieß ist die Ansicht, die sich von Munde zu Munde gepflanzt hat, und die ich als ganz falsch bestreiten zu müssen glaube.

Leider sind die meisten alten Kirchen noch nicht mit geschicht-

lich prüfenden Augen betrachtet worden. Sonst müßte einem jeden bey der Magdeburger Domkirche schlagend in die Augen springen, daß das hohe Chor ein ganz anderes Gebäude ist, als das neu angebaute Schiff, daß es — seiner ganzen Bauart, in seinen wunderbaren Chor-Umgängen oder Chorabseiten, in seinen merkwürdig vorgelegten Hallen, und auswendig in seinen großen Steinmassen und in seine mehr verwitterten Gesteine ein bey weitem höheres Alter, ungeachtet der mannigfaltigsten Veranderungen verräth, als das Schiff zeigt. Aus diesem Bau behaupten wir daher: es ist das jetzige hohe Chor zu einem bedeutenden Theile Rest des alten Domgebäudes, hier hat immer der Dom gestanden, und es ist durchaus falsch, daß er je an einer andern Stelle war. Worauf uns die Bauart aufmerksam machte und hinleitete, das bestätigen, wenn auch nicht offenbare Nachrichten, doch die Widersprüche in den jetzt allgemein als wahr angenommenen. Stellen wir kurz alle Widersprüche der sonstigen Annahme zusammen. Otto baut ein reichbegabtes Benediktiner-Kloster, schenkt ihm sein Schloß sogar, verlegt es um die Zeit der Gründung des Erzstiftes aus der Stadt, und wir erfahren nicht, was er mit dem alten Gebäude desselben macht, sondern immer wird noch, bis zum Brande 1207, von einem Benediktiner Kloster gesprochen, das es denn doch nun nicht mehr seyn konnte.

Wo ward dem Bischofe seine Wohnung angewiesen? Doch wohl gewiß in dem ehemaligen Schlosse, was dem Benediktiner-Kloster geschenkt war. Seine Wohnung war doch wohl der Kirche am nächsten, und näher war ihm keine Kirche, als die alte Benediktiner-Kirche, die ja schon reich geschmückt war. Warum daher eine neue Kirche an anderer Stelle annehmen, von der man jetzt nicht die geringste Spur findet? Diese angebliche Kirche, welche Otto mit so vieler Pracht, mit so großen Kosten aufführte (neunzehn Tonnen Goldes soll sie ihm gekostet haben, was wir zwar nicht buchstäblich annehmen wollen, da es ja bekannt ist, wie den Angaben alter Zeit hierin oft nicht sehr zu trauen ist), konnte so 1207 abbrennen, daß sie jetzt spurlos verschwand, daß nicht damals noch die alten gewiß felsenfesten Mauern brauchbar blieben? Aus welcher Ursache verlegte man nach dem Brande den Dom von seiner durch den großen, in Magdeburg besonders so verehrten Kaiser geheiligten Stelle an einen andern Ort? Warum war damals die Benediktiner-Kirche und das Benediktiner-Kloster, was denn doch wohl so lange muß gestanden haben, zur Aufnahme der Domkirche und des Erzstiftes erst bequem geworden, warum nicht schon früher, als die Verlegung der Benediktiner und die Stiftung des neuen Erzstiftes in eine Zeit fielen? Ueberdieß ist Verwandlung

eines bloßen Klosters in ein Domstift damaliger Zeit etwas überaus gewöhnliches. Zuletzt noch: Editha und Otto hatten ihre Grabstätte im Dome bestimmt, beyde finden wir jetzt im Dome beygesetzt, und von dem Grabmale der Editha sagt Hr. Koch S. 98. es sey der einzige Rest des alten Benediktiner-Klosters im Dome. Wenn es dieses nun zwar auch nicht ist, sondern in weit spätere Zeit (ins fünfzehnte Jahrhundert) fällt, so zeigt es doch an, daß Editha im Benediktiner Kloster geruht hat. Sie starb 947, also lange vor Gründung des Domstiftes; sie ward gewiß im Benediktiner-Kloster beygesetzt, aber eben so gewiß scheint es uns auch, daß da, wo ihr Leichnam ruhte, Otto die Gründung einer Domkirche zu unternehmen wünschen mußte, in der er neben ihr ruhen wollte; was denn auch geschah. Und hierzu kömmt nun noch, was uns Bischof Dithmar erzählt (S. 227.): er habe da, wo die verewigte Editha, seine Gemahlin, ruhte, und wo er selbst nach seinem Tode zu ruhen begehrte, den Grundstein zu einer neuen Kirche gelegt, welche er sehr herrlich ausbaute.

Nach dieser von uns nun als gewiß angesehenen Annahme, daß die Domkirche immer an der Stelle gestanden hat, wo sie jetzt steht, und daß das Chor der neuen ein Theil der alten Kirche sey, kommt nun noch die Gestalt der alten Domkirche in Betrachtung, und da lassen uns die alten Nachrichten ganz im Stich. Die Winke, welche geblieben, und die uns die Sage bewahrt hat, achtete man nicht. Mit dem Benediktiner-Kloster brannte, heißt es, die alte von Otto gegründete Kirche Rotunda ab. Man mühte sich, diese alte Kirche aufzufinden, und wußte sie nicht anzugeben. In der jetzigen Domkirche ist neben dem Predigtstuhl, zwischen Hauptschiff und Abseite ein kleines steinernes Gebäude, sechzehneckig, von dem die Sage behauptet, es sey nach dem Muster der alten Domkirche gebaut. Auf die vieleckige Gestalt ward damals, ja noch jetzt kaum geachtet, denn viele verwerfen die von uns in der Abhandlung über die achteckige Gestalt der Kirchen (Breslau 1817. bey Mar) geäußerte Ansicht, als nichtig, und kommen immer mit den alten, uns wohl bekannten Sätzen wieder zum Vorschein, vom Ursprunge der Kirchen aus der Basiliken Gestalt, und daß nun einmal die altdeutsche Baukunst alle Rundungen in Ecken gebrochen habe. — was daher vieleckig war, ward oft rund genannt. Und so behaupte ich nun: die alte Domkirche war innerhalb achteckig (darauf deutet noch der fünfseitige Schluß im Chor der jetzigen Domkirche), außen war aber die achteckige Gestalt, durch einen Umbau, sechzehnseitig gebrochen, wie bey der Marienkirche zu Achen, die Karl der Große baute, und so der runden Gestalt durch die kleinen Seiten am nächsten kommend. Darauf deutet die Gestalt des hohen Chors hin, welches das einzige ist, das

aus jener Zeit in seinen Grundmauern und äußern Mauern bewahrt ward. Die Seiten des abgeschnittenen Achteckes wurden verlangert, daraus ward das Chor gebildet, und daran schloß sich das neue Schiff. Um das Andenken der alten Gestalt zu bewahren, ward die kleine Kapelle in der Mitte, von der ich eben sprach, gebaut. Gleich der Marienkirche zu Achen war auch die Johanneskirche zu Lüttich, die Notker baute, und deren nähere Bekanntmachung, da sie noch am meisten sich erhalten haben mag, höchst wichtig wäre. Diese uns ganz klare Sache mögen nun andere bestreiten, wenn sie es vermögen.

Was die beyden eingedeckten Thüren gegen Mittag und Mitternacht betrifft, so sind auch sie wohl als ursprünglich zum alten Domgebäude gehörig zu betrachten, wodurch das Ganze schon eine ganz andere Ansicht gewann, als die Marienkirche zu Achen jemals haben konnte.

In die Weltgegend-Bestimmung des Verf. können wir uns gar nicht finden; so spricht derselbe S. 20 von einem westlichen Eingange neben dem Thurme, indem nur von einem mitternächtlichen Eingange die Rede seyn kann, so wie auch das Paradies gegen Mitternacht liegt, dieses dem Beschauer vom Domplatze links, jener Eingang rechts. Hr. Koch rühmt S. 22 die Ansicht von der Morgenseite, und sagt: »nach meiner Empfindung ist von dieser Seite der Anblick des Doms der erhabenste, weil er das Colossalische des ganzen Gebäudes mit seinen, in größerer Entfernung hervorragenden und mächtig emporstrebenden Thürmen in Ein wahrhaft prachtvolles Bild vereinigt.« Die Empfindung ist gewiß richtig, denn hier übersehen wir das wahrhaft groß gedachte der ersten Gründung, und selbst die mehr veralteten Mauern sprechen mahnender und eindringlicher zu uns

Die mittägliche Seite verdient auch eine Betrachtung, die ihr in diesem Büchlein nicht geworden ist. Sie zeigt den an die Kirche stoßenden Kreuzgang und den Friedhof. Vor der Eingangsthür von dieser Seite findet sich eine achteckige Halle mit plattem Dache, nur mit Sandsteingurten unterstützt, zwischen welchen keine Kappen eingemauert sind. Man findet diese merkwürdige und seltene Bauart nachgebildet in Costenoble's Werk über altdeutsche Baukunst unter 84. In dem Kreuzgange sind viele Reste alter Bildhauerkunst, die merkwürdig genug sind, und außerdem gehen am Sockel des Gebaudes Inschriften herum, die schwer zu lesen sind, aber von einem das Alterthum liebenden Lehrer der Domschule gelesen und entziffert seyn sollen. Dieser überhaupt unbeachtete Theil des Gebäudes, mit seinen Gewölben und Gängen gegen die Küsterey zu, ist höchst merkwürdig, und verdient die aufmerksamste Erforschung, da in ihm, wie wir nur durch flüchtige Blicke uns beleh-

ren konnten, der uralten Bauart nach sehr vieles verborgen seyn möchte.

S. 26. Die Höhe des Denkmals des Erzbischofs Ernst ist auf 5 Fuß wohl zu hoch angegeben? Dieß Denkmal ist ein über alle Erhebung und über alles Lob vortreffliches Kunstwerk des Kunstgießers Peter Fischer zu Nürnberg, eine Abbildung im Ganzen und in allen seinen einzelnen Theilen, bis auf die überaus niedlichen Bären und Eidechsen am Fuße des Grabmals, verdienend.

Das von Lossow'sche Denkmal (S. 55) scheint aus denselben kunstreichen Händen hervorgegangen zu seyn, und ist ganz vortrefflich gearbeitet. Die Annahme, es sey vom Jahre 1623, scheint uns ganz unzulässig zu seyn, wenn es auch nicht zu läugnen ist, daß in diesem Jahre das Kunstwerk zu diesem Grabmale genommen ward. Man sieht deutlich, daß die Aufstellung und Anfertigung in verschiedene Zeit falle, und daß es unvollständig ist da die Aufstellung erst in späterer Zeit statt fand. Auch dieses Denkma verdient eine aufmerksame Nachzeichnung und einen Stich.

Unbegreiflicherweise wird S. 78., wenn es nicht ein Druckfehler ist, die kleine Kapelle zwischen Hauptschiff und Abseite als Sechseck angegeben, da sie doch sechzehneckig ist. Wir haben uns schon oben über sie erklärt, und finden sie überaus wichtig. Die Bildsäulen Otto des Großen und der Editha, welche auf dem Altar sich finden, möchten wir für die ältesten Kunstdenkmale des Doms halten, und sie in die Zeit Otto's versetzen.

Die Arbeit der Kanzel (S. 82.) ist schön und überaus gefällig. Die Bildsäulen, welche unter der abgeschnittenen Gurtfortsetzung im hohen Chor (S. 93.) stehen, sind ebenfalls überaus merkwürdig, besonders die beyden Bildsäulen der beyden ersten Ottonen. Sie sind uns, nächst den eben angegebenen beyden Bildnissen, das älteste im Dom, und setzen wir sie schon in die Zeit Otto des Zweyten. Haben sie Bildniß-Aehnlichkeit, so waren die beyden Ottonen nicht schön zu nennen, ja sie hatten eher etwas Widriges in der Bildung des Gesichts. Wichtig sind sie auf jegliche Weise, und die ausgezeichneten Säulchen, auf welchen sie stehen, zeigen an, daß man ihnen schon in der ältesten Zeit einen hohen Werth beylegte.

Bey Bemerkung der in Holz geschnitzten Stühle der Domherrn (S. 95) ist vergessen, zu bemerken, daß sich an den Sitzen selbst noch zierliche Schnitzerey findet. Ein jeder Sitz kann in die Höhe geklappt werden. Um dieß leichter zu bewirken, ist ein hölzener Griff daran, und grade dieser ist kunstvoll ausgeschnitten, ja hin und wieder so künstlich, daß wir Nachzeichnung aller dieser Bilder empfehlen müssen, nicht bloß der wunderlichen Darstellungen wegen. Einzelnes ist höchst belustigend; auszuzeichnen finden

wir nur unter der großen Menge: Ein Mann, der eine Frau auf dem Rücken trägt, und auf ein Haus zugeht, dessen Thür offen steht, hinter dem Hause steht ein Affe; ein Ritter kämpft mit einem Löwen; der Teufel versucht einen Einsiedler; eine Tochter reicht ihrem alten Vater die Brust; ein Pferd mit einem bärtigen Menschenkopf und einem Hut darauf; ein Mädchen mit einem Spiegel, neben ihr ein Pfau, und so eine Reihe von Mädchen, jedes zwischen zwey verschiedenen Thieren. Auch die größern Schnitzwerke aus dem Leben Christi, welche sich oben an den Lehnen der Stühle finden, und an den Seitenwänden der Pulte, sind ebenfalls höchst beachtenswerth, und scheinen uns weit älter, als die Sitzbretter, wenigstens tragen einige noch das Ansehen, nach griechischem Muster gearbeitet zu seyn, d. h. hier nach byzantinischem, das sich kenntlichst und deutlichst auszeichnet, und dem man in neuester Zeit Gott weiß was alles hat zuschreiben wollen, worauf es gewiß nie Einfluß gehabt hat. Nachdem der allgemeine Topf, in welchem man unter der Bemerkung: Gothisch, alles zusammenkochte, weggenommen worden ist, und jedes an seine Stelle gesetzt hat, ward ein neuer Topf an die Stelle genommen, und Byzantinisch, überschrieben. Der verspricht nun, auch so ein allgemeiner Behälter zu werden, und es wird schon wieder recht viel, was nicht dahin gehört, hineingepfropft. Solche Erfindung ist für viele Kunstrichter ein gutes Ruhekissen. Kaum haben die Italiener die alles erfindenden Byzantiner abgeschüttelt, so müssen wir arme Deutsche an die Reihe kommen. Sollte es wohl einen grellern Abstand irgend geben, als der ist, welcher zwischen Griechisch und Altitalisch, so wie Altdeutsch jedem in die Augen springt? Das soll übrigens nicht den Meister stören, der sehr wohl wußte, warum er diesen Namen gab, nur die Nachbeter, denen jetzt vor den Augen alles Byzantinisch oder Niederrheinisch wird.

Bey den Hallen, welche die 5 Seiten des hohen Chors umgeben, will Hr. Koch (S. 98) einen »halbzirkelrunden« Schluß desselben bemerken. So lange wir noch immer solche ungetreue Beobachtungen haben, mag sich die deutsche Kunstgeschichte nur getrösten, von ihrer Vollendung, ja selbst von ihrer theilweisen Ausbildung, weit entfernt zu seyn. Alle diese fünf Hallen sind dreyseitig, geschlossen, und auf eine höchst merkwürdige Weise. Jede der drey Schlußseiten hat ein Fenster. In der mittlern steht dieß Fenster gerade in der Mitte, in jeder der Nebenseiten ist das Fenster nicht in der Mitte der Wand, sondern mehr gegen das mittlere zu gerückt. Die Ursache: die Verkröpfung der Wandpfeiler außen und innen würden das Licht benehmen; nun fällt es ganz und voll in die Mitte der Halle, und erhellt hinlänglich den sonst dunkeln Umgang um das Chor. So ist diese Unregelmäßigkeit

von großer Wirkung; wir zweifeln, daß ein neuer Baumeister sie wagen würde, sie wäre unstreitig zu kühn für ihn, und er würde sich von der geschnirkelten Regelmäßigkeit nicht losreißen können.

In der mittelsten Halle steht das Grabmal der Kaiserin Editha. Herr Koch hält es (S. 98.) für »das älteste Stück des Doms, eine Reliquie von demjenigen Kloster, das ehemals auf dieser Stelle stand, von einem festen Sandstein, für jene Zeit sehr kunstreich und geschmackvoll gearbeitet.« Schon Hr. Fiorillo bezweifelt Thl. 2. S. 176. seiner Kunstgeschichte der Deutschen diese Annahme, und mit dem vollsten Rechte. Die Arbeit gehört frühstens in das fünfzehnte Jahrhundert, ja, wir glauben sie mit vollem Rechte erst in den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts setzen zu können. Was besagt das Wort Capitel in der Umschrift unten? Wir könnten es nur uns erklären, daß es sich auf das Siegel des Kapitels bezieht.

Betrachten wir nun noch einmal das Chor von Innen, so wird es uns auch hier, mit seinen gewissermaßen drey Stockwerken, sehr merkwürdig erscheinen, indem als mittlerer Kern der innere Theil des hohen Chors emporsteigt, daran schließt sich die Chorobseite, um eine Fensterhöhe niedriger, durch einen gewölbten Bogengang in zwey Theile getheilt, oben den Bischofsgang, unten den Chorumgang bildend, unten tritt daran das niedrigste Geschoß, gebildet durch die fünf vorliegenden Hallen. Innen hat sich die Erkenntniß des höhern Alterthums ziemlich abgeschliffen, um diesen alten Theil mit dem neuern in Uebereinstimmung zu setzen. Anders ist es von außen. Hier zeigt sich das Gestein bey weitem verwitterter, die Massen sind größer, unregelmäßiger, grünliche Steinflechten überziehen viele Stellen. Die beyden kurzen, kaum über dem Dache eingedeckten Thüren am Thor, gehörten auch vielleicht zum alten Gebäude, denn die Anlage des neuen scheint uns keineswegs auf vier Thüren gerichtet gewesen zu seyn.

Alles dieß kann ein umsichtiger Baumeister am besten untersuchen, und wer wohl besser, als Herr Costenoble, den wir dazu hierdurch öffentlich auffordern. Aufmerksam möchten wir ihn noch auf die unterirdischen Theile des Chores machen, die wir nicht sahen, und die viel Licht verbreiten müssen. Der Dom ist ein in jeder Hinsicht unerschöpflich lehrreiches Gebäude.

Wir wünschen übrigens, daß man diese Anzeige als den Vorläufer und Theil einer demnächst erscheinenden Anzeige des trefflichen Werkes von Fiorillo über die Geschichte der Kunst des Mittelalters in Deutschland ansehen möge, bey der eine solche Ausführlichkeit, wie wir uns hier erlauben konnten, ja nehmen mußten, nicht an ihrer Stelle wäre.

Büsching.

Art. VI. Versuch einer Theorie des Komischen, von St. Schütze. Leipzig, bey Johann Friedrich Hartknoch, 1817. VI. u. 274. S. 8.

Unter allen Gegenständen des Lebens und der Kunst ist wohl keiner bisher so einseitig erfaßt und beurtheilt worden, als jenes heitere Spiel, das wir mit dem Namen des Komischen zu bezeichnen pflegen. Wunderbar, daß das Natürlichste und Einfachste solche Mißdeutungen erfahren mußte, daß es auf die verschiedenste Weise aufgefaßt und nicht selten so bestimmt wurde, daß alle Spur seines eigenthümlichen Wesens verloren ging. Doch wird es uns von der andern Seite begreiflich, wie dieses geschehen konnte, wenn wir die unendliche Tiefe dieses Gegenstandes und die zahllosen Formen seiner Darstellung erwägen; denn einseitig bald die eine, bald die andere ergreifend, die Idee aber, aus welcher, wie aus ihrem Brennpuncte, alle hervorfließen, nicht erfassend, suchte man — was nicht anders als mißlingen konnte — nach diesen Einzelheiten das Wesen des Komischen zu bestimmen, das Besondere an die Stelle des Allgemeinen setzend, die Bedingung mit dem unbedingten Wesen, die Erscheinung mit der Idee verwechselnd. Müssen wir uns z. B. nicht wundern, wenn Aristoteles, der scharfsinnige und oft in schlichter Kürze das Wahre treffend bezeichnende Forscher, in seiner Poetik (V. 1. 2.) die Komödie so bestimmt: sie sey die Darstellung schlechterer Menschen von Seiten ihrer Häßlichkeit und Lächerlichkeit, und das Lächerliche für einen Fehler und eine schmerzlose Häßlichkeit erklärt? Aus dieser Bestimmung würden wir den Schluß ziehen müssen, daß die Komödie der Griechen ein bloßes Possen- und Caricaturspiel gewesen sey, wenn nicht die Vortrefflichkeit ihrer komischen Kunst aus den Lustspielen des Aristophanes hinlänglich erhellte. Andere, und zwar die meisten der neueren Theoretiker, setzen das Lächerliche bald in Unschicklichkeit oder Mißhelligkeit, bald in den Contrast u. s. f., und suchten eine Theorie der komischen Kunst darauf zu gründen.

Das Einseitige und Ungenügende dieser Bestimmungen hat unser Verfasser trefflich gezeigt und durch seine Theorie dargethan, daß er sich nicht allein zu einem höheren und umfassenderen Standpuncte erhoben hat, sondern auch in das eigentliche und innere Wesen der Kunst tiefer eingedrungen ist. Was aber seinen Versuch noch schätzbarer macht, als selbst die von ihm aufgestellte Theorie, die wir noch tiefer begründet wünschten, sind theils die überall eingestreuten Bemerkungen über die künstlerische Darstellung des Komischen, theils die angehängten Folgerungen und Regeln für den Lustspieldichter, den Schauspieler und den Zuschauer. Wir

stellen die Hauptpuncte dieser inhaltsreichen Schrift in gedrängter Kürze zusammen.

Der Verfasser geht von der Doppelseitigkeit des Menschen aus, der »halb festgewurzelt im Boden, hinauf verlangt zum Lichte, und auf diese Weise Körper mit Geist, Sinnlichkeit mit Freyheit, das Irdische mit dem Göttlichen verbindet. Aus dieser zweyfachen Richtung geht auch die Möglichkeit des Komischen hervor, dessen Daseyn aus der Berührung beyder Naturen und durch das Verhältniß des Menschen zur Welt gezeugt und geboren wird.« Darauf wird die Begriffsbestimmung gegründet, auf welche sich die Theorie des Verfassers stützt. »Das Komische ist eine Wahrnehmung oder Vorstellung, welche nach Augenblicken das dunkle Gefühl erregt, daß die Natur mit dem Menschen, während er frey zu handeln glaubt oder strebt, ein heiteres Spiel treibt, wodurch die beschränkte Freyheit des Menschen in Beziehung auf eine höhere verspottet wird.« Dadurch ist aber nur erklärt, worauf sich das Komische im Menschen gründe, und wie es hier zur Erscheinung komme, d. h. welches die Elemente des menschlichen Wesens seyen, aus deren heiterem Wechselspiele es hervorgehe, nicht aber, was das Komische, abgesehen von der Besonderheit des menschlichen Wesens, also an sich und auf unbedingte Weise sey; denn es läßt sich leicht ersehen, daß das Komische, wie es im Menschen hervortritt, wieder nur als eine besondere Form, oder als ein endliches Sinnbild des höheren unendlichen Lebens betrachtet werden müsse, so daß wir, wenn wir das Komische in seiner ursprünglichen und ungetrübten Wesenheit erfassen wollen, noch über die Erscheinungen desselben in der Natur des Menschen hinausgehen, und zur Idee des allgemeinen Lebens uns erheben müssen. Gleichwie nämlich der Mensch überhaupt nur eine endliche, durch Zeit und Raum beschränkte Form des reinen, unendlichen Lebens ist, so wird auch das Komische seiner Natur nur als eine Form des rein und unbedingt Komischen betrachtet werden müssen; die Urquelle des Komischen wird also nicht in der Doppelheit und dem Wechselspiele des höheren (geistigen, freyen) und des niederen (sinnlichen, natürlichen) Lebens des Menschen, sondern in der Idee des Lebens überhaupt aufzusuchen seyn, und wenn bey der bloßen Beziehung des Komischen auf die Natur des Menschen die Frage unbeantwortet bleibt, warum nun das Wesen des Menschen so sey, und was diese Sichselbstvernichtung durch Scherz und Spott für einen Zweck haben solle, so findet diese Frage durch jene höhere Betrachtungsweise ihre einzig befriedigende Auflösung.

Das Leben an sich — um unsre Ansicht darüber kurz anzudeuten — ist das Unbedingte, ewig sich selbst Bildende und Bestimmende, als sich selbst Bestimmendes, aber Bestimmendes und Bestimmtes zu-

gleich. Als Bestimmendes ist es frey, als Bestimmtes nothwendig, als sich selbst bestimmendes folglich frey und nothwendig zugleich (denn in der Sichselbstbestimmung fallen Bestimmen und Bestimmtheit in Eins zusammen). So wie nun das Leben an sich oder in der Idee ist, so stellt es sich auch in der Wirklichkeit dar (es kann ja nicht anders erscheinen, als so, wie es seinem Wesen nach ist). Also werden sich auch in jeder Lebenserscheinung, Freyheit und Nothwendigkeit durchdringen: dem sinnigen Betrachter, dessen Scharfblick die Gewohnheit nicht abgestumpft hat, wird die Gesammtheit des Lebens und Daseyns als ein wegen seiner Unendlichkeit unergründliches Wechselspiel der Freyheit und der Nothwendigkeit erscheinen, und zwar als ein Wechselspiel beyder, das in jeder einzelnen Form und Gestaltung des Lebens sich wiederholt, und in das Unendliche vervielfältigt, stets dasselbe dem Wesen nach, stets neu in der Form. Beyde Elemente des Lebens, die Freyheit und die Nothwendigkeit, sind demnach an sich das eine, ungetheilte, ewig einfache Leben selbst, das aber als lebendige Einheit seiner selbst nicht die abstracte, alle Lebendigkeit aufhebende Identität ist, sondern vielmehr das in seiner Einheit zugleich gedoppelte freye und nothwendige), weil es: als das sich selbst bestimmende Wesen, bestimmend und bestimmt zugleich ist, und zwar beydes durch sich selbst (weßhalb eben diese Entgegensetzung an sich Einheit ist).

Betrachten wir nun diese beyden im einfachen, harmonischen Leben stets verbundenen Elemente, jedes besonders und im Gegensatze zum andern auffassend, so erscheint die Freyheit, der Nothwendigkeit entgegengesetzt, als das unbedingte, schrankenlose Lebensprincip, das, kein anderes Gesetz und keine andere Absicht, als seine Willkür, anerkennend, lauteres, im Gegensatze zu den ernsten Zwecken und Bestimmungen des Lebens, zweckloses Spiel und unbedingte Lust ist; die Nothwendigkeit denken wir uns dagegen als das ewige, sich selbst und alles andere bindende und beschränkende Gesetz, durch welches sich das Leben in seiner unwandelbaren Einheit, Gleichheit und Regelmäßigkeit behauptet; die Freyheit also ist die ungebundene Fülle des Lebens, die Nothwendigkeit die alles bindende Einheit. Das Leben selbst ist das eine, wie das andere zugleich, in jeder seiner Erscheinungen durchdringen sich also beyde: aber der menschliche Verstand, der zum Behufe der Erkenntniß die im wirklichen Leben verbundenen Elemente trennt, um jedes in seiner Besonderheit zu erfassen, scheidet das eine vom anderen, und faßt wohl gar, einseitig reflectirend, beyde so auf, als könnte das eine schlechthin für sich und ohne das andere bestehen. Auch die Kunst, diese Nachbildnerin des Lebens der Dinge, die aber, als ein Erzeugniß des menschlichen Geistes, das Leben so darstellt, wie es der Geist in sich selbst betrachtet und ge-

bildet hat, trennt beyde Elemente, und stellt das eine, die Nothwendigkeit, als ewiges Gesetz oder Schicksal, dem die Freyheit des einzelnen, endlichen Wesens sich unterwerfen muß, in der Tragödie dar; das andere, die Freyheit, als unbedingte, schrankenlose Lust, in der Komödie. So wie aber Ernst und Scherz, Schmerz und Lust im Leben selbst sich durchdringen, und nach der Platonischen Dichtung an den Enden zusammengeknüpft sind, so daß das eine unmittelbar aus oder nach dem anderen erfolgt, so verknüpft auch die Kunst beyde wieder in den hoheren dramatischen Darstellungen des Lebens, wie beym Shakspeare. So wie nämlich im Leben beyde nicht nur verbunden, sondern an sich auch Eins sind, so sind auch in der Kunst Tragödie und Komodie eigentlich eine und dieselbe Dichtung, weil sich eine gleichsam durch die andere ergänzt, oder vielmehr die ächte Tragödie die Komödie in sich trägt, und umgekehrt die ächte Komödie die Tragödie in sich enthält; denn wer sollte z B. in den tragischen Schöpfungen des Sophokles die idealische Komödie, die Verklärung des irdischen beschränkten Lebens in der heiteren Lust und Wonne des göttlichen verkennen, oder in den komischen Spielen des Aristophanes den ernsten, tragischen Geist, der sich, wie der Platonische Sokrates, in das Satyrfell kleidet, nicht ahnen? Daher die Erscheinung, daß selbst der höchste, gotttrunkenste Enthusiasmus, der, vom Gefühle des Unendlichen durchdrungen, seinem Wesen nach ernst und feyerlich ist, den heiteren, oft selbst muthwilligen Scherz liebt, wie die Spottlieder der römischen Krieger auf ihren angebeteten Feldherrn bey dessen Triumphzuge, die religiösen Feste und Dramen des Mittelalters u. a. bezeugen. So ist das Leben nicht nur ein stets abwechselndes Trauer- und Freudenfest, sondern auch in dem höchsten Momente des einen stellt sich das andere von selbst ein, d. h. der höchste Ernst ist in und für sich selbst lächerlich, so wie die höchste Lust in sich selbst wehmüthig ist, oder die Wehmuth in sich verbirgt; und dadurch eben beurkundet sich die Aechtheit der ernsten Begeisterung, wenn sie spielend erscheint; denn durch das heitere Spiel und die lächerliche Form, die sie annimmt, reinigt sie sich von aller Beschränktheit, die ihr in der wirklichen Erscheinung nothwendig anhängt, der Komos ist also ihr läuterndes und prüfendes Feuer; eben so bewährt sich die höchste Lust als ächte, aus der Tiefe des Lebens fließende durch den leisen, humoristischen Anstrich von Ernst und Wehmuth; denn diese Wehmuth ist das tiefe und schweigende Sehnen des Gemüths nach dem Unbedingten und Vollkommnen, das ernste, in sich verschlossene Gefühl des Unendlichen und Ewigen. Darum ist die höchste komische Begeisterung, im Humor, in sich

selbst melancholisch; bey aller Heiterkeit des äußeren Spiels und Scherzes tief- und trübsinnig.

Also das Leben an sich ist die Urquelle des Komischen, und zwar ist das Komische, eigentlich betrachtet, nicht die eine Seite des Lebens, welcher das Tragische, als das andere Element entgegengesetzt wäre, sondern es ist an sich Eins mit dem Tragischen, oder: das Komische ist das in sich verhüllte oder verkleidete Tragische, und das Tragische das in sich verhüllte, verkleidete Komische; darum ist es das Werk eines und desselben Künstlers, wie Platon sagt, Tragödien und Komödien zu dichten, was sich auch in der Erfahrung, durch das Beyspiel des Shakspeare beweist. Dem Tragischen liegt ferner eben so, wie dem Komischen, das Gefühl und Streben nach dem Unendlichen zum Grunde; der Tragiker stellt das Unendliche als das einzig Wahrhafte und Unbedingte im Kampfe des menschlichen Willens mit dem höheren Willen durch die Unterwerfung des ersteren unter den letzteren dar, d. h., er zeigt, wie das Endliche nur Bestand und Wahrheit habe, in der Einheit und Harmonie mit dem Unendlichen; der Komiker stellt es als das Unbedingte nur auf mittelbare Weise dar, indem er das Endliche als ein in seinem individuellen Wesen sich selbst widersprechendes, folglich lächerliches und nichtiges erscheinen läßt; hier also deutet die Nichtigkeit des Endlichen auf die Wahrhaftigkeit und Unbedingtheit des Unendlichen hin, und je nichtiger und lächerlicher der Komiker das endliche und wirkliche Leben darstellt, um so mehr beurkundet er sein humoristisches Gefühl des Unendlichen und Unbedingten. Und ist nicht die Natur und das gesammte Leben das ewige Vorbild aller humoristischen Darstellung? Sehen wir nicht in dem äußeren Wechselspiele, wie das eine das andere aufhebt, und alles wundervoll sich durchkreuzt, und wie gleichwohl ein unwandelbares, ewiges Gesetz diesem phantastischen Spiele der Dinge zum Grunde liegt, was für ein tiefer Ernst in dem äußern Spiele des Lebens den Nachdenkenden anspricht? Eben dadurch nur behauptet das Leben seine freye Unendlichkeit, also sich selbst in seiner reinen Wesenheit, daß es seine eigenen Bildungen nicht als für sich selbst bestehende und durch sich wahrhafte hinstellt, sondern als ungenügende Versinnlichungen seines unerschöpflichen, undarstellbaren Wesens, als Formen und Gestalten, die, wenn sie auch etwas zu seyn scheinen, oder etwas zu seyn sich dünken, doch für sich nichts sind, und durch diesen Gegensatz des Scheins und des Nichtsseyns sich lächerlich zeigen; denn sie können auch nichts wahres und ernstes für sich selbst seyn, weil sie nur mangelhafte und beschränkte Bilder des unendlichen Lebens sind, d. h., bloße Scheinbilder des Lebens, oder etwas und nichts.

Sonach wurzelt das Komische in der Tiefe des Lebens: es

ist der durch Vernichtung alles Beschränkten und Endlichen sich selbst verklärende Lebensgeist. Hiemit sind zugleich die Elemente des Komischen bestimmt. Es setzt nämlich ein freyes und ein nothwendiges Element voraus, jenes als das höhere, dieses als das niedere, bedingte und beschränkte, und das freye behauptet sich eben dadurch in seiner höheren Kraft und Wesenheit, daß es das niedere oder beschränkte stets aufhebt, indem es dasselbe im Widerspruche mit sich selbst, folglich als lächerliches und nichtiges darstellt. Das Freye, dem äußern und bedingten so entgegengesetzt, ist der unbedingte, über die zufälligen und nichtigen Lebenserscheinungen erhabene Geist, folglich ein Inneres oder Unsichtbares: die launige und humoristische Stimmung und Ansicht, die, in ihrer Tiefe beharrlich und sich selbst gleich, von außen der wellenspielenden Oberfläche eines flutbewegten Meeres ähnlich ist. Das ferner, was als nichtig dargestellt werden soll, muß von anderer Seite als etwas erscheinen (denn ist es an und für sich selbst schon nichtig, so braucht es nicht erst als nichtiges dargestellt zu werden); es ist etwas in der Meinung anderer oder in seiner eigenen; und dieses etwas faßt der Komiker so auf, daß er es durch den Gegensatz aufhebt, also vernichtet. Ist es etwas ideales und geistiges, so wird er es durch den Gegensatz des Natürlichen, selbst Gemeinen, aufheben; und je stärker die Gegensätze sind, um so wahrhafter und ergreifender wird die komische Darstellung seyn, wie in den Wolken des Aristophanes, wo der ehrwürdige Sokrates als der lächerlichste und eingebildetste Sophist geschildert und sein geistig-ethisches Leben durch den Gegensatz der niedrigsten Bedürfnisse als nichtig dargestellt wird. So wie im Leben überhaupt Freyheit und Nothwendigkeit stets verknüpft sind, so stehen auch im Menschen zwey Elemente in Wechselwirkung: ein freyes, sein geistiges, ethisches Leben, und ein nothwendiges, sein physisches: sowohl die körperliche Natur mit ihren niederen Bedürfnissen, als auch die Sinnlichkeit überhaupt, und alles mit der höheren Natur des Menschen, folglich von seiner Willkür unabhängig gesetzte und bestehende; diese Nothwendigkeit schließt also auch die höheren Triebe, die unwillkürlichen Wünsche und Bestrebungen des Menschen in sich; sie ist überhaupt das Ursprüngliche und Unwillkürliche des menschlichen Wesens, welchem das seiner selbst bewußte Streben und Erkennen, der Wille und der Verstand, entgegenstehen. Auf dem Wechselspiele, dem Kampfe und der gegenseitigen Vernichtung dieser in sich unendlichen Elemente beruht das Komische des Menschen, dessen Betrachtung unserm Geiste nicht nur namenloses Ergötzen gewährt, und unser Gemüth in selige Heiterkeit auflöst, sondern auch Geist und Gemüth läutert, sie nicht bloß von Thorheit, verderblichen Neigungen, schädlichen Einbil-

dungen u. s. f. befreyend, sondern überhaupt auch über die Beschränktheit der wirklichen Welt erhebend, und das selige Gefühl des vollkommnen, wahrhaft freyen Lebens ihnen einflößend. Wenn die Alten von der Tragödie behaupteten, daß sie eine καθαρσις sey (nicht in jenem empirisch-moralischen Sinne, in welchem es Aristoteles verstand, sondern in der ächten orphischen Bedeutung des Wortes: Reinigung und Heiligung), so kann dieses vielleicht mit noch größerem Rechte von der Komödie ausgesagt werden.

Diese beyden Elemente, die Freyheit und die Nothwendigkeit, erkennt auch der Verfasser als die zwey Hauptbestandtheile des Komischen an; die letztere nennt er Natur (allgemeiner, und um Mißverständnisse zu vermeiden, würden wir es lieber das Unwillkürliche oder Nothwendige nennen). Beyde müssen als handelnde Gegensätze gedacht werden, und der Mensch selbst zwischen beyden in der Mitte schweben, bald von diesem bald von jenem bestimmt, aber so, daß das eine Element immer dem andern entgegentritt, und es vereitelt, oder als nichtig und lächerlich darstellt. Die Freyheit setzt als Vermögen zu wählen dreyerley voraus: 1) Verstand, wodurch und wonach sie wählt; 2) Mittel der Wahl; 3) leitende Ideen, welche der Wahl einen Zweck und eine Richtung geben. Die Natur schließt mit dem Leblosen zugleich etwas lebendiges, mit dem Bestimmten eine ewige Selbstbestimmung, also Geist und Willen in sich, und wirkt durch Zufall und Gesetz auf uns ein. Auf dieser Doppelheit, fährt der Verfasser fort, beruht ihr komisches Wirken, das unmöglich seyn würde, wenn alles entweder völlig unbestimmt oder völlig bestimmt wäre; denn die völlige Unbestimmtheit würde alles in ein nichtiges Schwanken auflösen, wobey kein Handeln statt finden könnte, weil auf nichts gewisses mehr zu rechnen wäre; die völlige Bestimmtheit dagegen würde keinen Fehlen und Irren, keinem Zufalle u. s. f. mehr Raum lassen. Das Komische schwebt immer zwischen dem Bedingten und Unbedingten, zwischen Körper und Geist, Natur und Freyheit. Objektiv gründet sich das Lächerliche auf das Vorhandenseyn einer Körperwelt, oder auf die Einkörperung des Geistes, wodurch seine Freyheit beschränkt und lächerlich wird. Darauf prüft der Verfasser die herrschenden Definitionen des Lächerlichen, und zeigt, treffende Bemerkungen einstreuend, das Einseitige derselben.

Mittel der Darstellung des Lächerlichen. Von der größten komischen Wirkung ist alles das, was den Menschen zur Sache zu machen scheint, und eine instinctartige Naturwirkung offenbart. So ist alles Erscheinen von Personen auf dem Theater, wenn sie nur als Masse dienen müssen, komisch. Um die Gewohnheit zu beseitigen, welche das Komische unterdrückt, ist die objective Entfernung, und die veränderte Proportion der Gegen-

stände erforderlich. Ein Hauptmittel der komischen Darstellung ist der Contrast, der um so auffallender wird, je geistiger in der Zusammenstellung das eine, und je sinnlicher das andere ist; darum strebt der Ausdruck im Komischen nach dem Kleinsten und Speciellsten, und vermeidet so viel als möglich das Allgemeine. Subjectiv, von Seiten des Dichters, gibt es ebenfalls vielerley Mittel oder Darstellungsweisen des Komischen. Zunächst die Naivetät, worin entweder der Dichter sich äußert, oder seine Personen sich äußern läßt. Sie ist eine einfache, unbefangene Aeußerung unschuldiger, in Absicht auf den Verstand noch halb befangener Gemüther, die halb unbewußt etwas treffendes sagen, das sich unmittelbar aus einem dunkeln Gefühle über einen Gegenstand entwickelt. Die Naivetät hat etwas komisches an sich, weil sich das Willkürliche und das Unwillkürliche in ihr mischen: wir sehen gleichsam den freyen Verstand von der Natur übertroffen und beschämt. Der Naivetät stehen der Witz und der Scharfsinn entgegen, die bewußterweise Verstand und Klugheit zeigen. Der Witz geht auf entfernte Aehnlichkeiten und auf entfernte Verschiedenheiten, die nicht jeder bemerkt, obgleich bemerken könnte. Mit dem Witze ist oft der Scherz verbunden, oft aber erscheint er auch für sich. Der Scherz läßt das wirkliche Leben als ein Spiel zur Lust in der Beschauung vorübergehen, und es ist hier nicht die Sache selbst, welche komisch wirkt, sondern nur ein Bild, eine Vorstellung davon oder eine Anspielung auf ein Verhältniß, das als komisch gedacht wird; sein Element, seine Ursache und Wirkung ist gegenseitige Heiterkeit und Erhebung des Gemüths über alle Fesseln. Noch höher steht die Laune, die innere Regsamkeit eines frohen Genius, der sich des ganzen Menschen bemächtigt. Wenn sich der Scherz mit Heiterkeit begnügt, so geht die Laune in Lustigkeit über. Die Laune ist gleichsam nur eine lyrische Stimmung, der Humor aber ein Product des Geistes, ja der Geist selbst. Er ist nicht so wohl empfindend, als beschauend; keine Aufwallung, sondern ein ruhiger und doch aufs höchste beseelter Zustand; keine fortreißende Frohlichkeit, sondern ein Erhabenseyn und Herrschen über alles, aber kein Herrschen mit Kampf, sondern eine völlig friedliche Vereinigung mit dem waltenden Naturgeiste, ein williges sich Hingeben in den höchsten Willen, und doch zugleich ein völliges Freyseyn. Er setzt alle Dinge der Körperwelt in eine Verwandtschaft, hebt eine Einzelheit durch die andere auf, belebt aber alle einzelnen Theile wieder um des Ganzen willen, um das Spiel einer Welt daraus hervorgehen zu lassen: in Beziehung auf das Einzelne dem heiteren Spiele sich überlassend, ist er in Beziehung auf das Ganze, auf die Idee, worauf sich alles zurückbezieht, ernsten und tragischen Geistes. Vom Humor noch verschieden ist das Romanti-

sche, das den Weltgeist mehr als etwas verborgenes ahnen, als in den Kräften sichtbar werden läßt. Das Romantische mischt zur Phantasie mehr dunkles Gefühl, der Humor mehr Verstand und Geist. Im Märchen durchdringen sich beyde, so daß der Humor schafft, und die Romantik das Geschaffene zu ihren Zwecken gebraucht.

Die Darstellungsmethoden sind Parodie, Travestie, Persiflage und Ironie. Die Parodie ist das einem andern so nachgebildete Gedicht, daß man einen Theil der Worte beybehalten, und neue Verknüpfungen gemacht, folglich ein neues Gedicht mit einem ganz anderen Inhalte hervorgebracht hat; sie ist das im Ganzen, was im Einzelnen ein Wortwitz und Wortspiel ist, gleichsam ein fortgesetztes melodisches Wortspiel. Die Travestie dagegen, die sich auf den Inhalt hinrichtet, hat die Absicht, das Ernsthafte in etwas lächerliches zu verwandeln. Wendet man das, was Parodie und Travestie in Gedichten thun, auf Personen an, so entsteht die Persiflage. Wenn die Persiflage mehr auf die Sache geht, und ernste Mißbilligung enthält, so gränzt sie an die Satyre; treibt sie aber mehr um der Form und des Witzes willen ihr Spiel, so ist sie dem Scherze verwandt; nur ist der Scherz unschuldiger, aus einem heiteren Gemüthe entspringend, und den Zweck der Lust nicht verhehlend, indem er auch etwas erdichtetes bey seinen Behauptungen voraussetzt; dagegen wird die Persiflage durch einen wirklichen Gegenstand erzeugt, und ihre Aeußerungen sind eine Sache des Verstandes, darum mit einer gewissen Kälte verbunden. Wenn sich die Parodie, Travestie und Persiflage an etwas anlehnen, und das Objective zu etwas subjectivem verarbeiten, so verbirgt dagegen die Ironie das Subjective (ihre Meinung), und stellt das Objective zur eigenen Wirkung des Komischen hin; was sie daher mit dem größten Scheine der Billigung hinstellt, das muß sie so in der vermeintlichen Vollkommenheit versichtbaren, daß gerade der falsche Schein ihre Unächtheit verräth. Um das Falsche des angeblichen Wahren desto sicherer zur Erkenntniß zu bringen, hat sie ihr Hauptaugenmerk auf den falschen Schein desselben gerichtet, welchen sie als den objectiven Verräther am meisten hervorzieht, und dessen Sprache sie studirt. Je mehr Scheingründe jemand für eine falsche Sache zu erfinden vermag, desto feiner ist seine Ironie.

So der Verfasser. Unserer Ansicht nach ist das Naive kein besonderes und subjectives Darstellungsmittel des Komischen, und überhaupt scheint uns der Ausdruck: Mittel oder Darstellungsweisen, das Komische zur Wirkung zu bringen, nicht treffend gewählt; denn Witz, Scherz, Laune und Humor sind nicht äußere Mittel oder Darstellungsweisen, unter denen der

Dichter nach Willkür oder Gutdünken wählen könnte, vielmehr sind sie die subjectiven Elemente des Komischen, die nach Verschiedenheit des ursprünglichen Characters, und der Stimmung des dichtenden Individuums hervortreten, bald eines für sich allein, bald mehrere in Verbindung miteinander. Diese Elemente lassen sich auch bestimmter bezeichnen, und bedeutsamer ordnen. Das Komische ist nämlich entweder reine Lust, natürliches, absichtloses Spiel: dieß ist der Scherz; oder es ist innerlich erregtes, und auf momentane Stimmung sich gründendes Leben, das ist Laune. Den Scherz können wir demnach als das objective Element des Komischen bezeichnen, die Laune als das subjective. Jeder Gegensatz sucht, wie im Leben überhaupt, so auch in der Kunst seine Einheit, jede Polarität ihre Indifferenz; die Einheit des Gegensatzes ist aber in der vollendeten Bildung gedoppelt, weil die Einheit an sich als lebendige und wahrhafte (sich selbst setzende und bestimmende) in sich selbst gedoppelt ist, nämlich Einheit (Prädikat-Object) ihrer selbst (Subject). So durchdringen sich auch Scherz und Laune objectiv im Witze, und subjectiv im Humor; denn der Witz ist die scherzende Laune, oder der launige Scherz, und was der Witz, die objective Einheit des Scherzes und der Laune, als äußeres Spiel ist, das ist der Humor, die subjective Einheit des Scherzes und der Laune, als inneres Leben; der Witz richtet sich daher auch auf das Einzelne und Besondere hin: er ist selbst der einzelne schnell treffende Blitzstrahl des Geistes; der Humor verbreitet sich dagegen als innerlich erregter, zugleich ruhiger und zugleich bewegter Lebensgeist über die Gesammtheit, und unbekümmert um das Bestehen des Einzelnen, auf welches der Witz seine vernichtende Kraft hinrichtet, trachtet er nur nach Versinnlichung seiner Idee des Lebens, als eines ewigen Werdens, in dessen unendlich mannigfaltigem Spiele alles äußere Bestehen nichtig ist, als Andeutung des inneren, ewig in sich unwandelbaren Lebensgeistes aber tiefe Bedeutsamkeit hat. Nebenformen sind das Naive und das Lustige; jenes schwebt zwischen dem Scherze und dem Witze in der Mitte, dieses aber ist das Vermittelnde des Witzes und der Laune. Diesen vier Elementen des Komischen entsprechen die vier Darstellungsweisen desselben: dem Scherze die Parodie, der Laune die Travestie, dem Witze die Persiflage und dem Humor die Ironie; und gleichwie der Humor im Gegensatze zum Scherze, zur Laune und zum Witze, als den exoterischen Elementen des Komischen, das eigentlich esoterische ist, so ist die Ironie in Vergleichung mit der Parodie, Travestie und Persiflage, die Mystik des Komischen.

Im achten Kapitel betrachtet der Verfasser die Entstehung der verschiedenen Arten von Lustspielen: das Scherzspiel, Intriguen-

stück, Situationsstück, das bürgerliche Lustspiel, das Sittenlustspiel, das Characterstück, das große oder heroische Lustspiel, und das hohe Lustspiel oder das Märchenspiel, ferner die Posse, die komische Operette, das komische Ballet, das Puppenspiel und das Schattenspiel. Darauf werden die Arten und Abarten des Lächerlichen aufgezählt: das Drollige, Possirliche, Schalkhafte, das Schadenfrohe, das Höhnische, Frevelhafte und Frivole, das Satyrische und die höchsten Grade des Komischen. Das Komische erreicht nämlich den höchsten Grad, »wenn es eine Fülle von wirkenden Kräften, sowohl von Seiten der Natur, als von Seiten des Menschen, offenbart, und unsere Betrachtung wie in einen Zauberkreis gebannt wird, wo überall eine neue Ursache des Lachens uns entgegen tritt. Es ist um so vollkommner, je mehr Geist und Idee sich mit der vollen Sinnlichkeit verbindet.«

Im zehnten Kapitel handelt der Verfasser von der Schönheit des Komischen in der Darstellung. Nicht Caricatur, diese Darstellung der Wahrheit auf Kosten der Schönheit, ist das Wesen des Lustspiels, sondern das Ideal der Kunst in der Darstellung ist die tiefste Auffassung und Ausprägung eines Characters bis zu der Vollkommenheit, daß er das Schaubild werden kann von allen ihm ähnlichen Gestalten. »Die Handlung des ganzen Stücks muß ferner zwischen stäter Dissonanz und Harmonie hindurch laufen, und, wenn nicht eher, doch zuletzt, einen harmonischen Schluß hervorbringen.

Angehängt sind Folgerungen und Regeln für den Lustspiel-Dichter, den Schauspieler und den Zuschauer. Nur einiges wollen wir noch daraus hervorheben. Der Dichter muß überhaupt im Komischen für den sinnlichen und geistigen Antheil zugleich sorgen, und weder in das bloß Materielle ohne Idee, in Verzerrung und Häßlichkeit, noch in bloße willkürliche Spielereyen übergehen. Das Geistige muß in der Sinnlichkeit, im Einzelnen, im Individuellen sichtbar hervortreten, und Freyheit und Nothwendigkeit in der gemeinsamen Berührung erscheinen. Da der Humor sich über alles erhebt, und alle menschlichen Angelegenheiten als ärmlichen Behelf betrachtet, so kann auch das Lustspiel in seiner ganzen Größe und in seinem Umfange nur in einer Republik gedeihen, wo jeder mitbauend und bessernd auch alles tadeln darf.« — Eben so treffend sind die Bemerkungen über den Schauspieler, und ganz aus der Tiefe des komischen Geistes ist die Schilderung des ächten, humoristischen Schauspielers geschöpft. Der Zustand der Reflexion und Besonnenheit gibt ihm eine ruhige, ernste Stimmung (daher im gewöhnlichen Leben das finstere, verdrießliche Ansehen des Komikers, dessen Gleichgültigkeit nicht selten in kalten Trübsinn übergeht); wenn er aber aufgeregt wird, und das Spiel des Kampfes ihn ergreift, dann verwandelt er seine Reflexion in

Handlung, zeigt an sich selbst den Zwiespalt eines anderen, und stellt mit heimlicher Verspottung einer so gearteten glückseligen Freyheit das wirklich dar, was er vorher nur im Gedanken trug. Dabey ist er ganz ernst, ganz verloren, ganz vertieft und wie verwandelt in seinen Gegenstand. Durch alles blickt eine Herrschaft des Geistes, eine gewisse Ironie hervor, aber äußerlich bleibt er in der reinen Objectivität; es ist, als ob noch das Lächeln und die Freyheit eines Dritten (seine eigene, stille Ironie) hindurch schauete. Vorzüglich muß der Komiker auf die Verbindung des Sinnlichen und Geistigen aufmerksam seyn, und gerade zur rechten Zeit den Körper in Bewegung setzen. Die geringfügigsten Dinge (wie das Vorwärtsschreiten, das Stillstehen, Stutzen, Aufhorchen, den Kopf drehen u. a.) beym rechten Worte und in der rechten Pause angebracht, sind nicht allein als Zeichen des Willens, sondern auch als das Unbewußte eines unwillkürlichen Ausdrucks, als eine mithandelnde Sinnensprache, welche die Freyheit an sich schon persiflirt, von der herrlichsten, ja von wunderbarer Wirkung, so daß die Worte dagegen oft nur wie todte Unterlage erscheinen, woraus sie erst den Geist und die komische Kraft wecken müssen. Es geht fast über alle Begriffe, wie an einem Komiker alles komisch werden kann; das gleichgültigste Wort in seinem Munde trägt einen Sonnenstrahl seines Humors, die geringste Bewegung ist Verrath der Seele. Der ächte Komiker wird nicht in das Gemeine verfallen, vielmehr auch das Aergste so aus der menschlichen Natur herleiten, daß es für den, der ihm mit der Phantasie folgen kann, nicht Uebertreibung wird. Die Regel besteht hier darin, daß er das Thierische vermeiden muß, und alles, was darauf hindeutet. — Der Zuschauer muß im Lustspiele weder an ein Resultat, noch an eine Moral, noch an irgend eine Beziehung auf das praktische Leben denken, die Personen erscheinen ihm weder zur Nachahmung noch zur Warnung. Wer sich nicht stark genug fühlt, die Menschheit in ihrem Werden und in ihren Ausartungen ohne hinzugefügten Urtheilsspruch zu sehen, wer noch für die Züchtigkeit und Reinheit seines Herzens zu fürchten hat, wenn er ein Gemisch von mancherley Menschen in ihrem ungeläuterten Zustande seiner Phantasie vorüberführt, und noch nicht selbstständig genug das Ganze mit der Idee und Vorstellung beherrschen kann, der bleibe lieber von dem Uebermuthe und der objektiven Sorglosigkeit des Lustspiels entfernt.

Möge uns der Verfasser, der in dieser Schrift eben so wohl sein unbefangenes und treffendes Urtheilsvermögen bewährt, als seine Geschicklichkeit an den Tag gelegt hat, seine Gedanken einfach, klar und lebendig auszusprechen, bald mit ähnlichen Versuchen über Gegenstände der Kunst beschenken.

A.

Art. VII. Georg Zoega's Abhandlungen. Herausgegeben von Fried. Gottlieb Welker, Professor und Mitglied der königl. Societät der Wissenschaften zu Göttingen, der italienischen Akademie Correspondent. Mit 5 Kupfertafeln. Göttingen in der Dieterichischen Buchhandlung, 1817. 8. S. 420.

Zoega's bisher zerstreute antiquarische Abhandlungen, theils gedruckt, theils ungedruckt, aus dem Lateinischen, Italienischen und Dänischen ins Deutsche übersetzt, und in einen Band vereint, sind ein erwünschtes Geschenk, das jeder Alterthumsforscher ohne Verzug sich anzuschaffen bedacht seyn muß, und wofür der Herausgeber den lauten Dank des antiquarischen Publikums verdiente, wenn er dieselben auch nicht mit eigenen belehrenden Zusätzen und Nachträgen ausgestattet hätte. Je reicher und sachhaltiger die Abhandlungen, desto weniger kann hier von einem befriedigenden Auszuge derselben die Rede seyn, weil, um mit Nutzen gelesen zu werden, dieselben durchaus studiert werden müssen; zur Erweckung der Lesebegier mögen aber die folgenden Andeutungen genügen. Ueber eine einzige dieser Abhandlungen, nämlich die von den römischen Kunstdenkmälern, welche den Dienst des Mithras betreffen, steht dem unterzeichneten Recensenten ein so umständlicheres Wort zu, als er die von ihm über das Mithras-Denkmal im k. k. Antiken-Kabinete (in der Wiener Literatur-Zeitung 1816, Seite 1462) aufgestellte indische Ansicht wider die Meinung des Herrn Professors Welker zu vertheidigen, und bey dieser Gelegenheit abermals zu zeigen gesonnen ist, wie der Weg aller Forschungen in der Mythologie der Griechen und Römer (oder Etrusker) über Klein-Asien durch Persien, oder über Syrien durch Aegypten, nach Indien hinaufführe.

Philologische Beschränktheit findet es zwar noch heute bequem dem mythologischen Systeme der Griechen, Syrer und Aegypter keine weiteren Gränzen, als die dieser Länder und ihrer Sprachen zu stecken, und die weitere Forschung nach Osten hin für traumgleich, luftig oder spielend zu erklären; aber die lichtvollsten Resultate, über den Zusammenhang alter Religionen, welche durch die Forschungen eines Creuzer, Hug, Görres, Schelling, Ast u. s. w. in Deutschland, und durch die Studien gelehrter Engländer in Indien bisher gewonnen wurden, sind nur auf diesem Wege erhalten worden. Man erinnere sich des Geschreyes, das vor zwanzig Jahren in Deutschland erhoben ward, als Sir William Jones zuerst in seinen bey der Gründung der Gesellschaft von Calcutta vorgetragenen sechs Abhandlungen, den großen Wink der Iden-

tität griechischer und indischer Mythologie gab. Dieses Geschrey ward von hellenistischen Pfahlbürgern erhoben, die den Horizont griechischer Mythologie und Philosophie von dem, mit ihm doch unmittelbar verfließenden, weiteren Gesichtskreise des Orients genau zu trennen, und scharf abzuschneiden vermeinten. Alle seit der Gründung der Gesellschaft von Calcutta durch ihre Mitglieder auf dem Wege ihres Stifters angestellten mythologischen Untersuchungen haben dieselben Resultate gegeben, so daß mit jedem Bündel von Abhandlungen ein Bündel voll Lichtstrahlen auf das Dunkel der ältesten Religionen gefallen ist. Die Mysterien des indischen Mythos sind zwar noch lange nicht genug enthüllt, und die Schätze der heiligen Sanskrit noch viel zu wenig bekannt, um schon überall so hell zu sehen, als es die Entfernung der Zeiten und Länder erlaubt; aber selbst des Bekanntgemachten ist schon genug, um zwischen dem Mythos des südwestlichen Asiens und südöstlichen Europas weit mehrere Fäden anzuknüpfen, als es rein abgeschlossene griechische Philologie gestatten will. Zwar steht Griechenland einzig in der Völkergeschichte da durch die Ausbildung seines Schönheitsgefühles und die Wunder seines Kunstsinnes, wodurch es, ohne Muster der Vorwelt, der Nachwelt immer einziges Muster bleibt. Die Kunst aber auch allein ist das dem Griechen von der Natur ausschließlich verliehene Erbe; denn alle Weisheit der Philosophie und der Religion hat derselbe nicht wie sein Schönheitsgefühl aus sich selbst herausgebildet, sondern sie ist ihm vom Orient auf verschiedenen Wegen durch Ansiedelungen und Eroberungen, durch Völkerzüge und durch Reisen der Philosophen zugekommen. Nur die Kunst ist die eingeborne Pflanze des griechischen Bodens, alle andern Früchte geistiger und religiöser Kultur sind aus dem Oriente dahin verpflanzt, unter griechischem Himmel aber von dem vorherrschenden Einfluße der Schönheit verschiedentlich gefärbt und versüßet worden

Die Spuren der ältesten orientalischen Philosophie liegen in den Werken der griechischen Philosophen (vor allen Plato's) zu Tage, und die gelehrtesten der Kirchenväter, wie auch Philo, sind von den neuesten Geschichtsschreibern der Philosophie oft mit Unrecht getadelt worden, daß sie Platos Dogmen und die Lehrsätze griechischer Philosophie in den Schriften des alten Bundes nachzuweisen sich bemühten. So auch die Spuren der ältesten orientalischen Mythologie, von den Fragmenten des Phrekydes angefangen, bis auf die Bruchstücke der spätesten griechischen Mythologen. Diese Spuren der ältesten Weisheit und Götterlehre aus den erhaltenen Resten der griechischen bis zu dem Urquell in Osten zu verfolgen, und dadurch das Studium der alten Reli-

gionen nicht zu verwirren, sondern zu entwirren, ist der Zweck der obbenannten sehr schätzbaren Forscher und auch der unserige. Ohne entscheiden zu wollen, ob jenes Urland aller Bildung, das von einigen in Ur oder Chaldäa gesucht wurde, Persien (nach Sir William Jones) oder (wie uns am wahrscheinlichsten) Indien gewesen sey, so ist es genug, hier zu behaupten und fragmentarisch zu beweisen, daß die bey den Arabern und Persern (vor und auch nach dem Islam) erhaltenen Sagen uralter Mythologie die Straße bezeichnen, wie die Lehren des ältesten Mythos durch das Mittel dieser west- und südasiatischen Völker über Kleinasien und Syrien nach Griechenland vorgedrungen sind. Den Liebhaber des Mythos und des Alterthums wird es nicht reuen, uns auf diesen mythologischen Ausflügen zu begleiten.

Wir fangen bey den Arabern an, und gehen dann auf die Perser über.

Wir wissen aus den Griechen, daß die Araber den Bacchus und die Venus verehrten, jenen *Δυζαρες* diese *Μυλιττα* oder *Αλιττα* nannten, und unter der Gestalt eines Steines verehrten (*Herodotus*, Maximus Tyrius XXXIII. und *Clemens Alexandrinus* in protrepticо). Diese beyden Gottheiten finden sich ein, Koran unter den Namen Al-usa العزى und Al-lat اللاّ und die Verehrung des schwarzen Steines der Kaaba ist durch den Islam bis auf den heutigen Tag geheiliget worden. Die anderen Idole, deren der Koran (Sura LXXI. V. 23. 24) erwähnt, sind Wodd, وَدّ Suwaa سواع Jaghuß يعوث und Jaghuk يغوق worüber Selden (de Diis Syris) und Pocoke (Specimen historiae Arabum) nach den arabischen Commentatoren so manches ganz Unhaltbares gesagt haben, ohne in Wodd und Suwaa den Buda, oder Wodan und den Siwa der Inder zu erkennen. Eben so ist Menat مناة nach aller Wahrscheinlichkeit mit dem indischen Menu verwandt, und da der Bacchus der Griechen bekanntermaßen dieselbe Person mit dem Rama der Inder ist, so dürfte der Beyname Dusares wohl mit dem Feste Dussera, welches jährlich am 10ten des Monates Aswin zu Ehren eines großen von Rama erfochtenen Sieges in Indien gefeyert wird (siehe Lord Valentia, Turner und Polier, II. S. 86) in Verbindung stehen. Denn der Vater Rama's hieß Dusserot (*Polier* Mythologie des Indiens, I. 3.) Endlich war das berühmte Idol Hobal des Mohammed bey seinem Einzuge nach Mekka von der Kaaba niederstürzte, wohl kein anderes, als der Sonnengott Baal, den

die Sidonier (Moſes, I. Cap. 58) mit den Worten: Hobal d. i. O Baal הכעל anriefen.

Die Namen der Gemahlin Rama's Sitta (auch Aſtarte hieß Sida nach Cedrenus bey Selden Synt. II. C. 4.) und Kriſchna's (Radha) bedeuten noch im Arabiſchen die Frau, Sitte ستّ und die Folgſame (راضية von رضي) ſo wie Ilita, die Gemahlin Siwa's (als Helferin der Geburten) augenſcheinlich die Illythia der Griechen, die Lilith der Hebräer, und die Leila (Nacht) der Araber iſt, bey denen ſich auch die Maja der Inder (bey den Griechen die Mutter des Hermes) noch heute als abgezogener Begriff des Bildungsſtoffes Maje مايَة findet.. Der Geſammtnamen der Kabiren كبير (deren Einzelname man im Sanskrit wieder aufgefunden), der ihres Begleiters Kamil كامل und ihres Vaters Siddik صدّيق *) finden ſich in mehreren ſemitiſchen Sprachen, aber in keiner ungezwungenerer als in der arabiſchen, in welcher ſich ſogar ihr Beyname der Pataiken بطاقة erhalten hat. In Indien iſt der Geſammtname Kabir heute der Name des Gottes des Reichthums. (S. *Polier* Mythologie des Indiens. II. pag. 258), der ſich auch ſogar in Japan unter den Namen Kewira als der Gott des Reichthums wieder findet, mit einem Hammer in der Hand, womit er, was er will, aus der Erde herausſchlägt, ſo wie die Kabiren als metallurgiſche und demiurgiſche Gottheiten den Hammer führen. Wie ſich die Sage von Kabir und ſeinem Sohne Kamil in Indien heute als Legende geſtaltet, findet ſich bey Polier, tom. II. pag. 334; in Syrien iſt der Name Pataiken auf die Brieftauben übertragen worden, und an die Stelle der erſten als Beſchützer der Schiffahrt ſind die Sie-

---

*) Siddik صديق hebräiſch צדיק (nicht zu verwechſeln mit Sadik صادق צר. Voltaire's Zadig) heißt der höchſt Wahrhafte, und dürfte daher urſprünglich mit dem indiſchen Satjük d. i. dem goldenen Zeitalter der Wahrheit und Unſchuld verwandt ſeyn. Dieſen Namen trug der indiſche Dſchudiſter, der hebräiſche Melchiſedek الملك الصديق, der ägyptiſche Joſeph und der Nährvater Jeſus herunter bis zu Ebubekr dem Wahrhaftigen ابوبكر الصّديق

benschläfer mit ihrem Hunde Kitmir getreten, deren Namen noch heute auf türkischen Schiffen angeschrieben, wie ehemals auf phönizischen der der Kabiren. Daß die Diwe der Perser und Dschinnen der Araber von den Dejotas oder Dijutas der Inder abzuleiten sind, ist schon vielfältig bemerket worden, weniger, daß auch der ägyptische Typhon daher abzuleiten sey, und daß die Typhonen und Giganten der Griechen *) sich auch so dem Worte als der Sache nach bey den Arabern befinden. Schon Selden hat bemerkt, daß der Koran den Namen Typhon's in dem seinem Wesen ganz entsprechenden Sinne eines heftigen Sturmwindes طوفان gebraucht, und was die Giganten betrifft, so heißen dieselben dem Araber Dschinn B. Dschan جنّ بن جان (Γιγαντες), welche vor der Erschaffung der Menschen die Welt beherrschten, und sich wider den Schöpfer empörten, wie die Giganten der Griechen. (Siehe Herbelot unter dem Artikel Gian.)

Endlich hat noch Niemand bemerkt, daß die Athene Onka, d. i. die Minerva der Gephyraer, welche Cadmus mit nach Boiotien gebracht hatte (s. Pausanias, Creuzer II. 399. IV. 568, und Selden Syntagma II.) in dem berühmten gefiederten Weisheits-Symbole der Morgenländer, welches die Perser Simurgh, und die Araber Anka nennen عنقا noch heute wirklich mythologisches Daseyn habe. (Siehe auch hierüber, was Hr. Professor Wahl in den Noten zu seinen Proben aus dem Schahname Fundgruben des Orients. V. Band. S. 365, über die Weiblichkeit des Simurg's bemerket hat); die syrische Legende von der Fee Ankud (siehe Herbelot unter Omm Ankoud) durch den Volksglauben als Helferin wider das Halswehe angerufen wird, hat vermuthlich eben der phönizischen Onka ihr Daseyn zu verdanken. Athene (vom Phönizier Onka, vom Aegypter Neith genannt) wurde vom Araber auf das Gebirge Kaf, so wie die ägyptische Athor unter dem Namen Asara عذارا als Jungfrau des Himmels unter die Gestirne verpflanzt. (Siehe Hug's Untersuchungen über den Mythos der alten Welt. S. 104), und so findet sich denn die ägyptische Neith und Nephthis auch bey den Arabern wieder, deren Sprache auch die Benennungen entnommen sind, unter denen zu Edessa Merkur und Mars verehret ward, indem sie den ersten Monim منعم d. i. den

*) οὐ γαρ Τυφωνας ἐκεινους, οὐδὲ τους Γιγαντας ᾽ρχειν. Plutarchs Pelopidas 21.

Wohlthätigen, und den zweyten Asis عزيز d. i. den Hochgeehrten nannten (*Julianus* Apostata in hymno ad solem bey Selden Syntagma II. Cap. 1.) Der tyrische Herkules hieß Malekartes: ملك آلارض (Malekolers) d. i. der König der Erde und dem assyrischen Jupiter oder Sol wurde der Name des einzigen Gottes Adad (lies Ahad אחד أحد) beygelegt (Macrobius Saturnal. I. Cap. 18.)

Minder ausgemacht ist der Gott Omanes, der vielleicht aus dem Worte Omman عمّان d. i. das Weltmeer als Gott der Gewässer (im Gegensatz mit Adad, dem Gott des Himmels und der Erde) zu errathen ist.

Wie bey den Arabern, so finden sich auch bey den Persern häufige Spuren nicht nur in den alten Sendbüchern, sondern auch in den Vedas, deren Lehre auf diesem Wege in die vorder-asiatischen Religionen, und durch dieselben in die griechische übergegangen ist. Einzelne Uebereinstimmungen persischer und ägyptischer Religionslehre dürfen uns nicht Wunder nehmen, und nicht wechselweise von einander abgeleitet werden, da deren gemeinschaftlicher Ursprung höher in einem älteren Religionssysteme zu suchen ist. So findet sich z. B. Herakles, der bey den Aegyptern Σωμ hieß, in dem Herkules des alten persischen Heldenbuches des Schahname als Sam سام wieder, und nach einer Stelle des Berosus beym Agathias wurde derselbe von der Indern Σανδης genannt. So hießen die Aegypter (nach Vetius Valens Antiochenus bey Selden Syntagma I. Cap. 6), den Mars Αρτης, mit einem ganz persischen Worte Art آرن, welches stark, mächtig, tapfer bedeutet, in Ardeschir, آردشير (Artaxerxes) und anderen vorkömmt, und der Wurzel nach in Kartikia, dem Mars der Inder, vorhanden ist. Der uranfängliche Gott der Orphiker, der zu Alexandrien verehrte Aion Αιων, von welchem die fünfte der vorliegenden Abhandlungen Zoega's handelt, ist die grenzenlose Zeit Ayan اوان der Sendbücher, er hieß Πρωτογονος Αυτογονος, Ωογενης d. i. der Erstgeborne, der Selbstgeborne, der Ergeborne. Nach Orphens wurde, wie Athenagoras lehrt, aus dem Wasser und Schlamm eine Schlange mit einem Löwen- und Stierkopf und einem Gottesgesicht zwischen beyden geboren, deren Brut, ein ungeheures Ey, in zwey Theile zerborst, aus deren

oberem der Himmel, und aus dem unteren die Erde ward. Dieses ist ganz die Lehre der indischen Weltschöpfung, wo ebenfalls das Weltey in zwey Theile zersprungen, deren einer die Oberwelt, und der andere die Unterwelt bildet. (S. Moore's Ind. Pantheon und Maier's mythologisches Lexikon 1. Th. S. 261). Die Inder stellen das Weltey von der Schlange Ananda (Ohnende), d. i. der Unendlichkeit (Αιων) umschlungen, die Japaneser vom Stiere gerollt, vor. Dieser Weltstier, dessen Haupt der orphische Chronos mit einem menschlichen verbunden trägt, findet sich ganz in der Lehre der Sendbücher, wo der Stier den ersten Menschen und den Urstier zugleich vorstellend, als Stier Abudad, als Mensch Kaiomorts oder nach der heutigen Aussprache Kajomers كيومرث heißt. (S. Bundeheſch III. in Kleuker's Zend-Aveſta pag. 63 und 129). Dieser Mythos des Stiermenschen, der in der orphischen und parsischen Lehre so klar zu Tage liegt, ist von der höchsten Wichtigkeit, und wir werden bey Gelegenheit der Mithras-Mysterien wieder darauf zurückkommen. Eine Spur davon hat sich auch im griechischen Minotaurus erhalten, dessen erste Namenshälfte Minos mit den Menus der Inder, vollkommen zusammenstimmt. Beyläufig bemerken wir, daß das indische Wort Men der Verstand (Μῆτις) und Ueberlegung auf persisch Menisch منش das Stammwort des lateinischen Mens und des deutschen Mensch ist.

Eine der schönsten Mythen aller Religionen ist die der persischen Anahid ناهيد, d. i. der griechischen Αναιτις, der sogenannten persischen Artemis oder Venus Urania, welcher zu Babylon, Ekbatana, Komane, Akliſſene, Zela Tempel geweiht waren, mit Gott geweihten Dienern ἱεροδουλοις und Tempelmädchen ἱεραι, welche sich den Fremden preisgaben, und die Reichen auszogen (Herodot, B. II. Strabo, B. XII. §. 36.), wie noch heute die indischen Bajaderen so manchen Nabob. Diese persische und armenische Anaitis war, wie schon Hr. Hofr. Creuzer es treffend durchgeführt hat, eine und dieselbe Göttin mit dem höchsten Ideale der weiblichen Natur (deren Attribute Isis und die Diana von Epheſus trugen). Die assyrische Himmelskönigin Baaltis Urania, einer Nachricht Herodot's zu Folge dieselbe mit Derketo der Göttin von Askalon, oder Atargatis der Göttin von Hierapolis, wurde unter den Namen Zarete, Ζαρητις, Astarte Ασταρτη, Alitta Αλιττα, oder Mylitta Μυλιττα, Mithra Μιθρα und Aine Αινη (daher

Aeneas der Sohn Aphroditen's) und als Anaitis *Avaitis* in Medien und Assyrien, in Arabien und Syrien, in Armenien und Persien, in Pontus und Kappadokien bis an den Bosporos als Aphrodite, Urania, Artemis, Persephone, Luna und Diana lucifera u. s. w. allgemein verehrt.

An allen diesen Tempeln wurden Orgien und Mysterien gefeyert, und Artaxerxes Memnon empfing bey seiner Thronbesteigung unter feyerlichen symbolischen Gebrauchen die höheren Weihen einer Göttin, welche mit der Athene verglichen wird, und gewiß keine andere, als die assyrische oder armenische Anaitis war, deren Namen Nahid ناهيد auch mit dem der ägyptischen Athene Neith zusammentrifft. »Ihre Mysterien »zu Pasargada« (sagt Hr. H. Creuzer) »waren wahre Thes»mophorien, Feste des Aufgangs und Anfangs des geord»neten Staates; die Gottheit, der sie gelten, ist der Quell aller »natürlichen Güter, und aller bürgerlichen Wohlthaten; Liebe »und Ordnung kommen von ihr« (Creuzer's Symbolik, IV. Seite 226). Wie gegründet diese Ansicht sey, erhellet am besten aus dem noch heute im ganzen Orient lebendigen, durch den Koran beglaubigten und durch die neuere persische Dichtkunst frisch ausgebildeten Mythos von Nahid oder Anahid, dem weiblichen Genius des Morgensternes (von den Arabern Sühre زهرة genannt, daher die *Zαρητις* des Hesychius), welche als Göttin der Liebe und Ordnung unter dem Getöne der mit den Strahlen der Sonne besaiteten Lyra den Reigen der Sphären mit lichtem Einklang anführt, und die Harmonie des Weltalls regiert. Ein Symbol des Falles höherer Naturen und des Aufschwungs der Seele aus der Befangenheit der Sinnlichkeit in die höheren Regionen des Lichtes und himmlischer Klarheit durch Liebe und harmonische Ordnung.

Anahid oder Nahid war nach der persischen Sage die schönste und tugendhafteste der Menschentöchter, deren Schönheit und Tugend Erde und Himmel in Bewegung setzte. Harut und Marut, zwey höhere Geister, erhielten vom Herrn des Himmels die Erlaubniß, auf Erden, jedoch nicht als Engel, sondern als Menschen, handeln und wandeln zu dürfen, daß sie sich selbst überzeugen möchten, ob es den in Sinnen befangenen Sterblichen so leicht sey, der Herrschaft der Sinne nicht zu unterliegen, und den Himmel zu verdienen. Sie gingen die Bedingniß ein, und wurden das heilige Wort gelehret, wodurch sie vom Himmel nieder zu steigen, und wieder aufzuschweben vermöchten. Anahid für welche sie in sträflicher Liebe entbrannten, versprach ihnen Gewäh-

2564974

rung ihrer Wünsche, wenn sie ihr das heilige Wort lehren wollten. Kaum hatten Harut und Marut dasselbe durch die Mittheilung in so sträflicher Absicht entweihet, als sie es vergaßen, und Anahid, die es aussprach, erhob sich kraft desselben in den Himmel, wo sie zur Belohnung ihrer Tugend in den Morgenstern als Genius desselben versetzt ward. Dort führt sie mit Sonnenstrahlenbesaiteter Lyra den Reigen der Gestirne und die Harmonie der Sphären an, während Harut und Marut zur Strafe dafür, daß sie statt zu führen, verführen wollten, bis an den jüngsten Tag im Brunnen zu Babel in Ketten aufgehangen sind, und als Schwarzkünstler die Menschen Zauberey lehren. Alle Gedichte der Perser und Türken wimmeln von Anspielungen auf die schöne Lautenspielerin des Himmels und den Reigen der Sterne, die nach ihren Tönen tanzen.

Dieser ganze schöne Mythos der Diana Phosphora, der ganz eigentlich in Persien oder Arabien einheimisch zu seyn scheint, leitet seinen Ursprung ebenfalls aus Indien her. Sohre (Ζαρηις), der Name des Planeten Venus, heißt im indischen Schukra, der aber ein männlicher und kein weiblicher Genius des Morgens- und Abendsternes ist, seine Tochter Dajani lag als Gott geweihte Tempeldienerin dem Gesang und der Tanzkunst ob, und daher scheint Anahid in Vorder-Asien die Lautenspielerin und Bajadere des Himmels geworden zu seyn. Ihr Name ist fast unverändert aus dem Indischen übertragen, wo Anahut die Harmonie der Sphären bedeutet, so daß daraus dieser schöne Mythos von der Apotheose des Morgensternes, der den Reigen der Gestirne anführt, auf einmal klar wird. *) Anahut das Brausen der zugehaltenen Ohren, das Pulsen der Schlagadern, welches dem betrachtenden Inder für den Urton der Welt, und den Rhytmus der Bewegung der Sphären galt, ward dem Perser der Name des Morgensternes, während der Araber den aus dem indischen Schukra abgeleiteten Suhra beybehielt, und so gelangte Anahid (ناهيد Αναιτις) oder Suhre (زهره Ζαρηις) in ganz Vorder-Asien zur göttlichen Verehrung.

Sie ist die Baaltis der Assyrier, die Urania der Griechen, und auch die Astarte der Syrer, welche auch von den

*) Anahut a sound without any earthly cause, and which they consider to have existed from all eternity after the following manner. When a man closes the orifices of his ears with his fingers, the perceives an inward noise to which they gave this name Ayeen Akberi. II. 456.

Griechen Astroarche Ἀστροαρχη d. i. die Herrscherin der Gestirne, genannt ward. Die syrische Göttin Derketo (im Grunde Eins mit Astarte, wie schon Selden bemerkt hat) weiset durch ihre Gestalt (oben Weib, unten Fisch) auf ihren Ursprung aus den Wassern hin, den die Griechen durch den Namen der Schaumgebornen (Aphrodite) bezeichneten. Dieses Symbol der allmaligen Entwickelung des thierischen Lebens aus den Gewässern nach der großen Flut, oder noch vor gänzlicher Gestaltung der Erde, bezeichnet der indische Mythos durch die erste Verwandlung (Avatar) Wischnu's, in welcher er halb Gott, halb Fisch erscheint; die dunkle Sage dieser Verwandlung scheint sich in der Gestalt der syrischen Fischgöttin, so wie in der Sage des assyrischen Fischgottes Oannes erhalten zu haben, und eine Spur der zweyten Verwandlung Wischnu's, wo er auf einer Schildkrote stand, hatte sich vielleicht in der Aphrodite der Eleeer erhalten, die auf einer Schildkröte stand, welche Plutarch freylich bloß als das Symbol weiblicher Häuslichkeit und Eingezogenheit erklärt. Gewisser als diese Vermuthungen ist die indische Abstammung Harut's und Marut's, jener ganz unverändert, der Genius der Winde bey den Indern, und dieser aus Varuna, dem Genius der Wasser, entstanden. Die Geschichte von Harut und Marut hat der Talmud in der Sage von den zwey Engeln Asa und Asael wiederholt. (S. Eisenmengers entdecktes Judenthum) und älter als der Talmud finden sich die der Diana beygegebenen Hirsche in der Hindin der Morgenröthe des 22. Psalm אילת השחרר. (S. Bochart Hierozoicon III. 888.)

Eben so wenig als diese armenische, syrische oder assyrische Naturgöttin, welche sich bey den Griechen in die Aphrodite, Diana, Nemesis, Athene und mehrere andere theilte, ursprünglich in Persien zu Hause war, eben so wenig der Dionysos der Griechen, der sich zwar in dem persischen Dschemschid nicht verkennen läßt, dessen indischer Ursprung aber selbst schon von den Griechen nicht bezweifelt wurde. Dschemschid, den die Araber auch den ersten zweygehörnten Iskender nennen, trägt (wie schon Hr. H. Creuzer in seiner vortrefflichen Abhandlung *Dionysos* klar gezeigt hat,) alle Kennzeichen des Bachus an sich: die Hörner βυγενης, den Becher κρατηρ جام جم und den Spiegel *Κατόπτρον* آينهٔ جم. Endlich war Dschemschid (wie die zweyte Hälfte des Namens beweiset) die Sonne, wie Dionysos und Osiris. Die Identität des griechischen Dionysos mit dem indischen Rama ist oben erwähnt worden, und hier ist nur noch zu bemerken, daß der griechische

Name einer Bachantin Καλιμας noch heute ein gewöhnlicher arabischer Weibername (حليمه Halima) ist, indem die Amme Mohammed's so hieß. Der arabische Bacchus ward unter der Gestalt eines schwarzen Steines (noch heute die erste Reliquie der Kaaba) verehrt, der ein vom Himmel gefallener (Διοπετες) Aerolith war, wie die Steine von Pessinunt, Delphi, Ascalon, Emessa, Komana und Paphos, die als Cybele, Apollo, Derketo, Baal, Anaitis und Urania verehret wurden.

Außer diesen vielfältigen Spuren des griechischen und indischen Mythos, welche sich sehr kennbar auf ihrem Durchzuge von Osten nach Westen den Religionen Asiens und den Sagen der Araber und Perser eingeprägt und erhalten haben, treffen wir auch überall einzelne Feste und Religionsübungen an, deren Herkunft sich abermals vom Griechenlande auf dem südlichen Wege über Phönizien und Aegypten, oder auf dem östlichen über Kleinasien und Persien nach Indien zurückführen läßt, so daß sowohl Dogma als Ritus auf demselben Wege bis zu ihrem Ursprunge zu verfolgen sind. Wir fangen demnach mit den Religionsübungen, und zwar mit dem Gebete an, und gehen dann zu den Festen, Tänzen und andern gottesdienstlichen Uebungen über.

Das Niederwerfen des Leibes auf die Erde (προσκυνησις) damit sich der Geist desto freyer zu seinem Schöpfer erhebe, und das Niederknien (εγγονασις) damit der Flehende so leichter die Knie des Angeflehten umfange (wie schon Thetis die Knie des Zevs umschlingt) sind so alt als die Welt, und noch heute im Orient und Occident eine äußere Form des Gebethes. Das Sitzen aber (το καθεζεσθαι) und das kreisförmige Herumgehen (το προσκυνειν περιστρεφομενους) welches (S. Plutarchs Numa XIV) von den Aegyptern und Pythagoräern geübt ward, ist noch heute dem Orient ausschließlich eigen. Das fünfmalige Gebet der Moslimen theilt sich bekanntermaßen (S. *Mouradjea D'Ohsson* tableau de l'empire *Ottoman* und *Relandi* Moslimus precans) in die drey verschiedenen Akte des Stehens اقامة des Niederwerfens سجود und des Niedersitzens, قعود und die Hauptübung der Wallfahrt nach Mekka besteht in den siebenmaligen Herumgange um das heilige Haus der Kaaba nach dem Beyspiele Mohammeds, der als er im neunten Jahre nach seiner Flucht in Mekka erobernd einzog, und die Idole der Kaaba niederstürzte, mit seinem ganzen Heere den siebenmaligen Umgang طواف hielt. Diese Art

der Gottesverehrung ist uralt und rein indisch, indem (S. *Moores* Hindou Pantheon) durch schweigendes Herumgehen um einen verehrten Gegenstand der höchste Grad des Staunens, der Bewunderung und der Verehrung ausgedrückt wird, nach dem Beyspiele der Wandelsterne, die still anbetend ihren Kreislauf um die Sonne unaufhorlich wiederholen. In dem oben angeführten Paragraphe erwähnt Plutarch auch der ägyptischen Gebeträder, welche die Unbeständigkeit des Lebens und aller menschlichen Schicksale anzeigten. Solche Gebeträder oder Cylinder finden wir noch heute im lamaischen Gottesdienste bey den Mongolen (S. Klaproth's Reise in den Kaukasus und nach Georgien. I. Th. Seite 181.), deren Namen Kürdä das persische Kerde كردن oder Rad ist. Auch sind die Blumenräder bekannt, welche die Inderinnen bey Wiederkehr des Frühlings am Feste Krischna's flexten, zur Nachahmung derjenigen, mit denen Krischna, als er unter den Gopias lebte, diese Kuhhirtinnen spielend warf, und verfolgte *).

Der siebenmalige Umgang um die Kaaba ruft unsere Aufmerksamkeit zunächst auf das Kleid oder die Bedeckung desselben, welche ehemals von dem Chalifen zu Bagdad, dann von denen zu Kairo und heute von den Sultanen der Osmanen alle drey Jahre erneuert wird. Dieses Kleid und dieser Ueberzug scheint mit dem Peplon der Athene verwandt, dessen Plato und Pherekydes, und nach ihm Origenes (contra *Celsum*) erwähnt, und der als Demetrius Poliorketes denselben erneuerte, vom Sturm zerrissen ward (Plutarchs Demetrius XII.).

Das Palmenfest, und das feyerliche Herumtragen von Zweigen schrieben die Griechen dem Andenken des Theseus zu, und am 7. des Monats Pianepsion aßen sie ein aus verschiedenen Hülsenfrüchten zusammen gemischtes Gericht, eine Art von Olla potrida oder Hoche-pot, weil die Gefährten des Theseus, was sie bey ihrem Einzuge in die Stadt an übrigen Speisen fanden, in einem Topfe zusammen kochten, und mitsammen aßen. Dieses Fest ist ganz das von den Moslimen am zehnten des Mondes Moharrem unter den Namen Aaschura عاشوره gefeyerte, an dem ein aus allerley Korn und Hülsenfrüchten ge-

*) Endlich ist die Schmückung der Idole, welche bey den alten Aegyptern im Brauche war (γάνωσις των αγαλματων *Plut.* quæstiones Rom. XCVIII.) und bey den Arabern vor Mohammed تزيين اصنام hieß, und wo von der im arabischen Ritterromane Antar vielfältig die Rede ist, in Indien noch heut wie in der ältesten Zeit üblich.

mischtes Gericht aufgesetzt wird, zum Andenken des Herausganges Noe's aus der Arche, als ein Rettungsfest Noe's und seiner Söhne, wie jenes zu Athen als ein Rettungsfest des Theseus und seiner Gefährten gefeyert ward. Die Palmenzweige, welche bey dieser Gelegenheit von den Athenienern zu Ehre der Vermählung des Dionysos (Plutarch's Theseus XXIII.) feyerlich herumgetragen worden, werden noch heute unter dem Namen Nachl نخل bey allen morgenländischen Hochzeitsaufzügen vorgetragen, und die athenienische ωσχνοφορια erinnert an das Palmenfest der christlichen Kirche. Aelter aber als bey den Moslimen, Griechen und Hebräern finden wir dieses feyerliche Tragen der Zweige bey den Persern (in den Sendbüchern) und was noch merkwürdiger gerade in die Faste (in den Monat Adur oder März) fällt auch der alpersische Eselsritt (S. *Hyde* historia Religioni veterum Persarum. p. 249. und *Ferheng* Schuuri) der ehemals am Osterdienstage überall (und vor 30 Jahren noch zu Hernals bey Wien) als ein Narrenfest gefeyert ward.

Zwey Tage früher, als das Fest Aaschura, wird im mohammedanischen Kalender das Martyrerfest Hussein's, des Sohnes Ali's, begonnen, und in Persien zehn Tage lang mit öffentlichen Wehklagen, Trauerbezeugungen, Aufzügen, Kämpfen und Schauspielen gefeyert, gerade wie das Fest des erschlagenen Adonis bey den Phöniziern und des ermordeten Osiris bey den Aegyptern. Die Stelle, welche Hussein in der neu-persischen Geschichte vertritt, nahm in der alt-persischen der unschuldig geopferte Fürstensohn Sijawusch ein, und eine Blume trug den Namen seines Blutes, wie bey den Griechen das Andenken an den gewaltsamen Tod des Adonis durch die Gärten des Adonis, d. i. durch Blumengeschirre verewiget ward.

Von den Tänzen, welche bey diesen Festen aufgeführet werden, so wie von denen der Derwische treffen wir die meisten in den Nachrichten der Griechen in ihren Mysterien an. Des kretischen und pyrrhichischen Tanzes nicht zu erwähnen, der noch heute in ganz Griechenland sich als die Romaika und als der Schwerttanz erhalten hat, sey hier blos von den asiatischen Lusttänzern und Tänzerinnen die Rede. Diese von den Römern Gaditanae, von den Arabern Aalme (d. i. die Ausgelernten عالمة oder vielleicht auch vom griechischen αλλομαι) von den Indiern Nartagi, Dewadaschi und insgemein Natsch oder Bajaderen genannt, sind ursprünglich die Gottgeweihten Tempelmädchen, welche schon am Tempel der assyrischen Anaitis, dem Dienste der Gottheit und der Priester, dem Vergnügen der Fremden und der Wallfahrter geweihet waren, wie noch heute

die Dewadaschi an den Pagoden Indiens; wenn der Namen Dionysos (nach Sir William Jones und Fra Paolino) aus Diwanaschi entstanden ist, so erinnern die Diwadaschi, so durch ihren Namen als durch ihre Beschäftigung an die περι Διονυσον τεχνιτας. Die Tänze der Almen sind wenigsten ganz die der Bachantinnen, und werden von denselben Instrumenten, nämlich von der Halbtrommel (τυμπανον), und den Klappern (Κροταλοις) begleitet. (Ein Anklang derselben ist der spanische Fandango). Die Choraget in ist ein altes Weib, welche die Musik und den Tanz zugleich leitet, und einen Hymnus an die Nacht vorsingt, dessen immer wiederholter Schlußfall Ja leila, ja leila, d. i. o Nacht! o Nacht! an die alte Nachtfeyer der Venus und an die der Nacht geweihten griechischen und römischen Hymnen erinnert *). Andere Spuren dieses Dienstes der Nachtgöttin (der ägyptischen Athor und der syrischen Lilith) finden sich in dem Liligeschrey der syrischen und ägyptischen Weiber, welche im Bade oder in froher Gesellschaft versammelt, stundenlang ein ohrendurchdringendes, helles, eintöniges Lili hervorgurgeln, das am Ufer des Niles in der Entfernung mehrerer Stunden deutlich gehört wird. So bewillkommten die Weiber in den Dorfern von Jafa nach Jerusalem die Gesellschaft englischer Pilger an deren Spitze Sir Sidney Smith die Wallfahrt zum heiligen Grabe mit vorgetragener englischer Standarte unternahm, mit diesem Li li li li von den Terrassen der Häuser; so schrien es die ägyptischen Weiber den siegreich in Aegypten einziehenden englischen Truppen zu, wo es der Schreiber dieser Zeilen am Nile auf unglaubliche Entfernung gehöret hat. Dieses Lilischreyen ist unstreitig das αλαλαζειν der phrygischen Mysterien, das Strabo im 10ten Buche beschreibt. ψαλμος δ'αλαλαζει **).

Wie sich die Tänze der Bachantinnen in denen der Almen und Bajaderen erhalten haben, so die der Kureten in den Tänzen der Derwische Mewlewi. Das beständige Herumdrehen der letzten im Kreise ist nichts anderes als die Darstellung des planetarisches Tanzes der Kureten des Kreisens der himmlischen Sphären Κερνοφορον ορχημα (Creuzers Symbolik und Mythologie. III. 374) dieses ist der Tanz mit den Gestirnen der in den samothrakischen Weihen die Seligkeit nach dem Tode bezeichnet zu haben scheint. (S. Münter's antiquarische Abhandlungen. Seite

*) Νυκτι φωνην, νυκτι βουλην, νυκτι την νυκτην διδου. *Plutarch Themistocles* 26. Da noctis mediae *Horat.* L. III. 14. Dicetur morita Nox quoque naenia. *Horat.* Lit. III. 22.

**) *Strabo* ed. *Siebenkees*, IV. pag. 193.

236) aber diese ganze Idee des Gestirnen-Tanzes ist rein indisch, indem nach der indischen Mythologie Krischna als Sonnengott, und mit der Flöte als Murlidur oder Gott der Harmonie, die ihn umkreisenden himmlischen Körper in harmonische Bewegung setzt. (S. *Moore's*, Hindou Pantheon. Fol. 62). Verschieden von dem kreisenden Tanze der Mewlewi ist der convulsive der Derwische Rufai, welcher von den meisten Reisenden (am besten von Clarke und Hobhouse) beschrieben worden ist, und in einer sehr schnellen und heftigen Bewegung des Oberleibes und der Lenden vor- und rückwärts besteht, vermuthlich der persische κυισμος der Mysterien. Von diesen beyden religiösen Tänzen der Derwische, sind die gewöhnlichen der Einäden ganz verschieden; sie werden wie der phrygische Σκιννις mit lärmender Musik aufgeführt, und sind bloße Mimik der Zeugung, deren türkischer Name Sikisch سكش mit Abschlagung der Endsylbe derselbe wie der des Tanzes ist.

Aehnliche Tänze und Orgien wurden sowohl in den Mysterien als bey anderen Festen, besonders in Aegypten gefeyert, von denen wir noch eines, nämlich: das Lampenfest (weil es sich überall in den alten Religionen und noch heute im Orient findet) besonders erwähnen, und dadurch zu den Mysterien des Mithras übergehen wollen, mit denen sich eine der vorzüglichsten vorliegenden Abhandlungen Zoega's beschäftiget.

Das ägyptische Lampenfest wurde zu Sais zu Ehren der Neith, wie das griechische zu Athen zu Ehren des Pallas, gefeyert. In Indien und China sind die Lampenfeste derselben Gottheit heilig, in Indien der Durga, und in China dem Vollmonde jene die Hekate und diese die Diana, welcher bey den Römern und Griechen ebenfalls Lampenfeste gefeyert wurden. (*Beyeri* ad *Seldeni* syntagmata additamenta. Cap. 27.) Auch finden sich in den Jahrbüchern der osmanischen Geschichte nebst dem jährlichen Lampenfeste in der Hälfte des Fastenmondes auch die Tulpenlampenfeste ausführlich beschrieben. (S. Staatsverfassung und Staatsverwaltung des osmanischen Reichs. I. Th. pag. 497). Feuer, zur Zeit der Sonnenwende angezündet (die Johannesfeuer) finden sich bey alten Völkern, bey einigen in des Sommers Sonnenwende, bey andern in der Sonnenwende des Winters. Um diese Zeit feyerten die alten Perser sowohl das Feuerfest am 4. December (s. Hyde p. 254) als das Mithrasfest Mihrgan مهرگان am 25. December zu Ehren des Mithras, auf dessen Denkmalen überall der Jüngling mit der gesenkten und der gehobenen Fackel erscheint.

Der Name des Festes Mihrgan, von Mihr, die Sonne,

am Tage der Rückkehr desselben vom Nordpole gefeyert, ist das eigentliche alte persische Fest des Mithras, von dessen Dienste hier ausführlicher zu sprechen der Ort ist.

Das Fest und der Name des Genius der Sendbücher Mithra oder Methre läßt keinen Zweifel übrig, daß der Mithras-Dienst wirklich alt-persisch gewesen sy; ob aber auch ursprünglich, ob er nicht vielleicht aus Indien durch Persien oder unmittelbar nach Cilicien gekommen, ist eine andere Frage, deren Beantwortung zwar schwer, aber auf dem Wege der vorausgeschickten Nachweisung der ältesten Dogmen und Liturgien des süd-europäischen und west-asiatischen Gottesdienstes nach Indien, nicht so unwahrscheinlich seyn dürfte, wie der Hr. Professor Welcker meint. Selbst was er in seinen Zusätzen zu Zoega wider Fra Paolino sagt (der auf die Aehnlichkeit der Attribute des Namens des Sabazius und Schiwa zuerst aufmerksam gemacht hat), entkräftet die auf diese Aehnlichkeit begründete Vermuthung nicht, und wenn gleich in der Folge Sebazius als phrygischer Bacchus vom cilicischen Sebesius als persischer Sonnengott unterschieden ward, so widerspricht dieses doch keineswegs der sehr großen Wahrscheinlichkeit, daß der phrygische Sebazius und der cilicische Mithras ursprünglich eine und dieselbe, in der Folge aber von einander unterschiedene Gottheit waren, wie die Diana von Ephesus, und die persische Artemis, die syrische Astarte, und die cyprische Aphrodite, ursprünglich gemeinsame Darstellungen des Einen und desselben weiblichen Naturprinzips, in der Folge von einander unterschieden wurden. Der Name Sebazios oder Sebesios war beyden gemein, und wenn derselbe dem ersten zukam, warum soll er auf dem Denkmale des letzten nicht auf den Gott, sondern (wie Zoega, mit willkürlicher Hinzusetzung eines N, Sebesio in Sebesion verwandeln will) auf das Opferblut bezogen werden? —

Die Uebersetzung des Sebesios mit der persischen Bedeutung des Wortes, nämlich der Grüne oder der Allbegrüner läßt sich sehr standhaft nicht aus der bloßen Wortbedeutung, sondern aus der Uebereinstimmung der Sache und der Begriffe vertheidigen. Nicht deßhalb weil Sebes (auf persisch) und Chifr (auf arabisch) grün heißt, ist der Sabazios oder Sebesios derselbe mit dem Mithras der Sendbücher, sondern weil Mithras in dem Jescht, das seinen Namen trägt, und an vielen andern Stellen der Sendbücher wirklich der Begrüner heißt, und weil Chifr, d. i. der noch heute fortlebende Genius der orientalischen Mythologie nichts als der begrünende Genius des Frühlings ist, der die Fluren (wie Mithras in den Sendbüchern die Wüsten) mit Grün überzieht, und der mit grünem Kleide

angethan im Lande der Finsterniß den grünen Quell des Lebens hütet. (S. Khedher oder Khizir bey Herbelot.) Er ist der Genius des Frühlings, der Führer der Seelen, der Vermittler zwischen Menschen und Gott, wie der Mithras der Sendbücher; nur den persischen Beynamen Sebesios hat er in den arabischen Chisr, der dasselbe bedeutet, verändert, der Sache nach aber sich ganz unverändert erhalten. *Nama Sebesio* heißt also Lob dem Grünen oder Preis dem Allbegrünenden. Nama, auf indisch Lobpreis, findet sich im persischen als Nam, نام und ist (wenn gleich Hr. W. aus Unkunde der morgenländischen Sprache dieß nicht finden kann) die Wurzel des griechischen νομος, welches Gesang und Hymnus heißt, und das die Araber in dem Sinne von Gesetz und Richtschnur als Namus ناموس wieder später von den Griechen zurückgenommen haben.

Durch diese ungezwungene, aus der persischen Sprache und den Attributen, welche die Sendbücher dem Mithras beylegen, hergenommene Uebersetzung sind jene beyden bekannten *Nama Sebesio* und *Nama Cunctis* leicht verständlich, ohne irgend eines Zusatzes oder Verdrehung der Worte (wenn sie als griechisch gelten sollten) zu bedürfen.

Wir gehen nun auf Mithras selbst über, mit kurzer Berührung der Hauptfragen, womit sich Zoega's Abhandlung so wie die aller Alterthumsforscher, welche bisher über den Mithras und seinen Dienst geschrieben haben, beschäftigen, nämlich 1) ob der Mithras und Mithra der Perser und Griechen eine und dieselbe Person? 2) Wer denn eigentlich Mithras? ob die Sonne, ihr Genius oder ein höherer? 3) Was das auf allen Mithras-Denkmalen vorgestellte Opfer eigentlich bedeute, und 4) über die Mysterien, und ob der Ursprung derselben nicht vielleicht ursprünglich doch in Indien zu suchen sey? Der Beantwortung dieser Fragen schicken wir die unsers Erachtens sehr nothwendige Bemerkung voraus, daß man in der Untersuchung dieses Gottesdienstes sowohl als jedes anderen über Westasien und Griechenland verbreiteten, weder die Griechen noch die Morgenländer einseitig abhören, noch das Stillschweigen irgend einer alten Urkunde (wenn andere Quellen sprechen) als einen Gegenbeweis derselben aufstellen dürfe. Wenn daher über manche Beziehungen des Mithras oder der Mithra, welche die Griechen bezeugen, die Sendbücher schweigen, so läßt sich daraus um so weniger Etwas den griechischen Zeugnissen Gegentheiliges folgern als (was auch Zoega heraushebt) die Sendbücher gar nicht als ausgemacht für das allgemeine Gesetzbuch der alten Parsen-Religion gelten können, welche

in gar manche Sekten getheilt war, so daß uns in den Sendbüchern vermuthlich nur die Schriften einer einzigen dieser Sekten vorliegen.

Wenden wir nun diese Bemerkungen auf die Beantwortungen der ersten Frage an, so scheint uns das Daseyn einer doppelten, Person: eines Mithras nämlich und einer Mithra ganz ausgemacht; ungeachtet dessen, was die letzten Stimmengeber hierüber (Rhode über Alter und Werth einiger morgenländischer Urkunden, und Freyherr Sylvestre de Sacy in den Noten zur zweyten Ausgabe von *Saint-Croix* recherches) für die Einheit des Mithras und für die Residenz desselben als weiblicher Genius im Morgen- oder Abendsterne vorgebracht haben. Da der Mythos des weiblichen Genius des Planeten Venus, nämlich Anahid's, aus arabischen, persischen und indischen Quellen oben so ausführlich auseinander gesetzt, und die Identität der Anaitis mit der assyrischen Mylitta und der Venus Urania, welche Herodot Mithra nennt, dargethan worden, so läße sich das Daseyn dieser alten persischen weiblichen Gottheit (welche die Griechen bald Artemis und bald Athene nannten) und die Verschiedenheit derselben von Mithras nicht bezweifeln. Wenn gleich die von *Anquetil du Perron* nach Europa gebrachten Sendbücher der Anahid oder Anaitis (der Mithra Herodot's) nicht erwähnen, so findet sich dieser schöne Mythos doch in allen alten morgenländischen Quellen, im Koran und in den ältesten persischen Werken aus der alten persischen Religion in die des Islams aufgenommen.

Schwerer ist die zweyte Frage zu beantworten: wer denn eigentlich Mithras in der persischen Religionslehre gewesen? gewiß nicht die Sonne selbst, wiewohl der Name desselben Mihr auf persisch sowohl die Sonne als die Liebe heißt; aber auch mehr als der bloße Genius derselben, indem er der Erste der Iseds, der Vermittler der Schöpfung, der Führer der Seelen, der Herr des gestirnten Himmels, der Demiurg, in dessen flatternder Chlamys die Mysten (wie Zoega sagt) ein Sinnbild dieses von ihrem Gott als Sonne oder Demiurg beherrschten Firmamentes fanden. Da gewisse Begriffe des Mythos wie der Grundfaden durch das ganze Gewebe alter Religionen gehen, da Dionysos überall ein demiurgischer Gott, und sey es als Osiris, sey es als Adonis, derselbe mit der Sonne ist, so scheint auch die nächste Verwandtschaft des phrygischen Bacchus Sabazios mit dem persischen Mithras Sebesios nicht zu bezweifeln. Ob der Mithras-Dienst, wie er unter Pompejus aus Cilicien nach Rom gekommen, ur-

sprünglich rein persisch oder indisch, ob derselbe in Vorder-Asien anders ausgebildet worden sey, wird wohl schwerlich je mit Gewißheit entschieden werden können; dennoch, da dieser Cultus zunächst aus Persien kam, wird auch in den Sendbüchern zunächst die Erklärung der ganzen überall wiederholten Opfergruppe und des Opfers selbst zu suchen seyn.

Zoega ist auf dem schon von Herder (aber nicht mit gehöriger Sprachkenntniß) versuchten Wege glücklich fortgeschritten, und hat daher den wahren Begriff des Opfers als Sühne-Opfer weit richtiger aufgefaßt, als die Hrn. Eichhorn und Silvestre de Sacy, welche in dem Stieropfer nur ein Sinnbild der erneuerten Natur und der Aussicht auf bessere Zeiten gesehen. Mit Beseitigung der bekannten sinnreichen aber keineswegs verbürgten Erklärung, daß der Stier die Erde, und der Dolch den dieselbe eröffnenden Sonnenstrahl vorstelle, läßt sich nicht wohl begreifen, wie der geschlachtete Stier die Wiederkehr des Frühlings und glücklicher Zeiten vorstellen soll. Ganz anders erscheint dieses Opfer auf dem von Zoega eingeschlagenen, aber dann wieder zum Theile aufgegebenen Wege der Lehrbegriffe der Sendbücher. Nach diesen ist Kajomors, oder wie die neuen Perser aussprechen, Kejumers der Urstier, aus dem alle andern Geschöpfe hervorgegangen, und der erste Mensch zugleich (Bundehesch III.). Das Opfer des Stiers ist also zugleich ein blutiges Menschenopfer, von Mithras dem Vermittler zur Sühne Gottes und des Menschen, zur Vernichtung der ahrimanischen Erbsünde dargebracht. Der Grundbegriff dieses Opfers findet sich in den erschlagenen Meistern aller alten Mysterien im Osiris und Adonis, wie im Atys und Jacchus oder Zagreus, Nyktelis, Isodaites, der immer mit Dionysos und dem Sonnengenius ein und dasselbe Wesen ist (*Plut.* de Ei apud Delph.).

Unter allen diesen Gestalten liegt kein anderer, als der demiurgische Bacchus verborgen, dessen mystische Stiergestalt *) *ταυρομορφος* schon Creuzer in seinem Dionysus (pag. 267 u. 278) mit dem Schöpfungsstier der Inder und Perser, so wie Zoega (in den vorliegenden Abhandlungen Seite 141) das sühnende Taurobolium mit dem Stieropfer des Mithras in Verbindung gesetzt hat. Wenn man von diesem Begriffe ausgeht, lassen sich die Attribute des Stieres, die dem guten und

*) Κρατίνου του ταυροφαγου γλωσσεις βαχχεῖ ἐτελέϑη. *Plut.* de gloria Atheniensium.

Διο και ταυρόμορφα Διονυσου ποιουσιν αγάλματα πολλαι των Ελλήνων. Αργείοις δὲ βουγενὴς Διονυσος ἐπίκλην ἐστίν. De Iside et Osiridi XXXV.

bösen Prinzip angehörigen Thiere im Gegensatze, der hier vermittelt wird, am ungezwungensten erklären. Sonne, Mond und die Gestirne des Himmels verherrlichen das Opfer als Zeugen, und nur die beyden Genien mit gesenkter und gehobener Fackel, welche aber sehr wahrscheinlich ein späterer Zusatz sind, schweben noch in einiger Dunkelheit. Diejenigen, welche den Mithras mit der Mithra oder Anaitis vermischen, und ihm seinen Sitz im Planeten Venus anweisen, wollen diese beyden Genien für den Abend- und Morgenstern erklären; aber sie bedenken nicht, daß in dem morgenländischen Mythos immer nur der Genius des Morgensterns, und nie der des Abendsterns erscheint, und daß sich auch hierin der Gegensatz des Morgen- und Abendländers klar ausspricht, indem jener in demselben Planeten vorzugsweise nur den Herold des Morgens, und dieser den Boten des Abends liebgewann und verehrte.

Will man das Mithras-Opfer, wie es uns am sichersten und gerathensten scheint, so weit als die vorhandenen Quellen reichen, aus der persischen, und aus der morgenländischen Ansicht erklären, so dürften diese beyden Genien mit gehobener und gesenkter Fackel wohl auf den Fall und das Wiederaufsteigen der Seele, deren Wanderungen nach Porphyrius in den Mysterien des Mithras dargestellt worden, bezogen werden. Der Grund dieser Vermuthung liegt in der morgenländischen Auslegung des oben erwähnten Mythos von dem Falle der Engel Harut und Marut und dem Aufschwunge Anahid's unter die Gestirne, worunter die Lehre von dem Falle und dem Wiederaufsteigen der Seele verborgen liegt *).

*) Als Beleg stehe eine sich darauf beziehende merkwürdige Stelle aus dem Glossarium der berühmten, persischen Geschichte Waßaf's wörtlich übersetzt hier. Nachdem der Verfasser die Geschichte Anahid's mit Harut und Marut erzählt, fährt er folgendermaßen fort: »wie dem nun auch sey, wenn auch der äußere buchstäbliche »Sinn dieser Geschichte nicht zugegeben wird, so ist doch der innere »Sinn derselben klar und deutlich. Beidhawi und Abdol hekim »Schalkuni sagen hierüber in ihren Randglossen ganz bestimmt: »Harut und Marut bedeuten Geist und Verstand, die von »der unkörperlichen Welt auf die körperliche niederstiegen, sich mit »dem menschlichen Leibe, dessen Schönheit durch den Planeten Ve»nus vorgestellt wird, sinnlich verbanden, und fleischliche Lüste ge»nossen. Der sinnliche Mensch erhob sich mit ihrer Hülfe vom Staube »gegen den Himmel, d. i. die Bildung führte den staubgebornen »Menschen himmelan. Als aber die Form des Leibes zerstört, und »die Elemente zerstreut wurden, wollten auch Geist und Verstand »in ihr Vaterland zurückkehren; weil sie sich aber dem Sinnlichen »unterwarfen, und dem Zeitlichen die Herrschaft über das Ewige ein»geräumt hatten, wurden sie eine Zeitlang (nämlich während des

Wiewohl diese Erklärung des Mythos zunächst bloß auf die Mysterien der Anaitis oder persischen Artemis angewendet werden dürfen, so dürfte der Versuch diese Lehre von dem Mysterien, der Mithra auf die des Mithras zu übertragen, durch die Stelle des Porphyrius gerechtfertiget seyn, welcher den Mysterien des Mithras die Lehre der Seelenwanderung beylegt. Das merkwürdigste, was wir weiters über diese Mysterien wissen, ist, daß in denselben die Dreyfaltigkeit des Mithras (τριπλασιος) *) gelehrt ward, und verschiedene Sakramente, als: die Feuertaufe **), die Firmung ***), die Eucharistie ****) und die Buße in der Gestalt vieler harten Proben statt fanden. Alle diese Lehren lassen sich nach Indien zurückführen, wo noch heute die Brahmanen nach der Verschiedenheit ihrer Sekten verschieden auf der Stirne gefirmet sind, und wo sich die Fakire und Dschogis noch heute durch die strengsten Bußübungen überbieten, wie schon zu Zeiten Alexanders die Gymnosophisten.

Solche Bußübungen finden sich nun wirklich auf den Seiten-Basreliefs des tyrolischen Mithras-Monumentes im k. k. Antiken Kabinete zu Wien, was auch Hr. Professor Welcker hierüber einwenden, zweifeln oder anders vermuthen mag. Die darauf vorkommenden und in dem Aufsatze in der Wiener Literatur-Zeitung 1816. Nro. 92. angegebenen Vorstellungen sind eben so richtig, als das vom Freyherrn v. Hormayr angegebene Maß von 4 Fuß Höhe, und beynahe 5 Breite richtig ist, wiewohl Hr. W. umgekehrt 5 Fuß hoch und 4 breit vermuthet.

Daß übrigens durch jene Beschreibung in der W. L. Z. die

»menschlichen Lebens) durch Beraubung des ewigen Genusses und des »geistigen Lebens bestraft.«

*) Diese Dreyfaltigkeit fand sich nach Plutarch auch in Ormusd. De Is. et Osis. XLVII. Ωρομαζην τρις εαυτον αυξησας.

**) *Tertullianus* de Bapt. C. 5. de praes. C. 40.

***) *Mithras* signat in fronte milites suos. *Tertullianus* de praescript. Cap. 40.

****) *Mithras* celebrat et panis oblationem et imaginem resurrectionis inducit. *Tertullianus* in cit. loco.

Id (Eucharistia) ut in *Mithrae* mysteriis quoque fieret, pravi daemones imitati docuerunt; nam panem et poculum aqua in ejus, qui initiatur, mysteriis, quibusdam verbis additis apponi, aut scitis, aut discere potestis. *S. Justinus* Apol. I. N. 66. (de S. S. Eucharist.) Das unblutige Opfer mit Brod und Kelch ist rein persisch, wie es aus den Sendbüchern erhellt, wo dasselbe Hom und Miesd heißt. Aus dem letzten Worte ist wohl am wahrscheinlichsten das griechische μυστηριον abzuleiten.

frühere desselben Denkmals durch Hormayr und Giovannelli gehörigermaßen berichtiget worden, wird am besten aus dem Stiche der getreuen Zeichnung (die sich zu diesem Ende in Hr. Hofraths Böttigers Händen befindet) erhellen. Wenn auch über die Vorstellung der Wasser- und Feuertaufe gestritten werden könnte, so ist doch die reine indische Vorstellung des Mysten, der die Kuh beym Schweife hält, so wie die des in die Höhe fahrenden Sonnenwagens außer allem Zweifel, und wenn gleich der ober dem Wagen im besondern Felde ausgehauene Meisterstuhl nicht auf derselben Linie steht, wie das erste Feld auf der rechten Seite der Basreliefs, so scheint dasselbe dennoch zu den fünf unteren zu rechnen zu seyn, so daß die Zahl der zwölf Prüfungen der Mysterien des Mithras herauskömmt. Daß auf den Basreliefs der linken Seite von keinen körperlichen, sondern nur von geistigen Proben die Rede sey, zeigt hinlänglich der bloße Anblick des Monuments.

Ein großer Beweis für den indischen Character dieser Vorstellungen ist, daß als Hrn. Keene (dermalen Fellow am Sidney-College zu Cambridge) nach neunjährigem Aufenthalte in Indien, dieses Denkmal so gezeigt ward, daß er mit Verdeckung des Mithras-Opfers nur die Seiten-Basreliefs sah, er alsogleich in denselben die treue Abbildung der indischen Büßungen erblickte, wie denn auch das zweyte Basrelief mit dem Kupfer im 2ten Bändchen von *l'Hindoustan* (Paris 1816. Seite 143) ganz übereinstimmt, und noch merkwürdigerer Aufschluß dürfte erhalten werden, wenn (wie dazu Hoffnung ist) die Zeichnung des ganzen Monumentes gelehrten Panditen in Indien zur Erklärung aus ihrer Religionslehre vorgelegt werden wird. Indessen aber genügt schon die hiesige Ansicht desselben, um eine frühere oder spätere Vermischung indischer Lehre mit den Mysterien des Mithrasdienstes nicht zu bezweifeln, und da, wie wir oben gezeigt, sich die Spuren indischer Religionsbegriffe in den Mythologien aller asiatischen Religionen erhalten haben, so dürfte über die Verwandtschaft der Mithras-Mysterien mit indischen um so weniger etwas Erhebliches einzuwenden seyn, als selbst die heiligste Formel der eleusinischen Mysterien (die doch weit mehr griechisch, als die des Mithras) im Samskrit aufgefunden worden ist; wie diese noch heute den Schluß indischer Opfer macht, so wiederholen indische Büßer noch heute die auf diesem Mithras-Monumente vorgestellten Proben, und wenn Hr. Welcker das Resultat seiner Zusätze mit der Behauptung beschließt, daß in den Denkmalen und der Religion des Mithras Persisches und Phrygisch-Griechisch-Römisches zu ungefähr gleichen Bestandtheilen verschmolzen sey, so hätte er kühn das Indische hinzusetzen, und sagen dürfen, daß der Cultus des

Mithras und seiner Monumente eine aus Indischen, Persischen, Phrygischen, Cilicischen, Griechischen, Römischen und (nach den oben angeführten Zeugnissen der Kirchenväter) sogar aus hernach Christlichen Religionsbegriffen zusammengesetzte Mosaik seyn.

Die Vermischung der Religionsbegriffe verschiedener Völker und verschiedener Zeiten in dem Mithras-Cultus ist auf einigen dieser Denkmale, deren Zoega (unter Gruppen, Basreliefs, und geschnittenen Steinen) 42, und die Hr. Welcker in seinen Zusätzen bis zu einen halben Hundert aufzählt, mehr als auf anderen sichtbar; besonders auf der von Zoega unter Nr. 34 aufgeführten Glasplatte mit einem gegossenen Mithras-Basrelief. Auf derselben befinden sich außer verschiedenen nicht deutlich genug abgebildeten Vorstellungen der Gott Chronos und Aeon der Orphiker, der erste nach den Magiern der Vater aller Götter, der zweyte die bewegende Kraft der Zeit, und das Maß der Ewigkeit mit Flügeln versehen, und in der Rechten einen Stab haltend. Zoega hat das Verdienst, diesen wenig bekannten Gott mit allen seinen Beziehungen den Alterthumsforschern vorzustellen. Schon bey den alten Tragikern kömmt Aeon als Sohn der Zeit und Genosse der Moira vor, aber erst von den Orphikern und Neuplatonikern ward er zu vollen Ehren gebracht. Chronos und Aeon beyde in der orphischen bekannten Litaney genannt, wurden oft mit einander vermischt, wie Vernunft und Seele, und in den orphischen Theogonien ist meistens nur vom Chronos die Rede. Seine Gestalt war (nach Damascius und Athenagoras) die einer geflügelten Schlange mit einem menschlichen Kopfe zwischen einem Stier- und Löwenkopfe. Während diese Gestalt nirgends öffentlich verehrt worden zu seyn scheint, gab es nicht wenige Statuen des Aeon in welchem der alte Phanes, der Kronos oder Saturnus der gemeinen Mythologie und die ewige Zeit der Magier (deren Namen Awan اوان dasselbe Wort mit Aeon ist) vereinigte. Er wurde geflügelt, Schlangen-umwunden, und mit einem Löwenkopf in den Händen, den Maßstab der Zeit und die Schlüssel des Jahres tragend, vorgestellt. Zoega bemerket mit Recht, daß die Gnostiker aus der Schule Valentin's ihren vollkommenen ersten Aeon dem Aeon der Orphiker nachgebildet haben. Diese Bemerkung mag mit dem Zusatz erweitert werden, daß mehrere gnostische Sekten, namentlich die Ophiten, von dem Gotte Aeon auch die Löwengestalt hergenommen haben, worunter sie den unvollkommsten und letzten aller Aeonen (Jaldabaoth oder Sabaoth) d. i. den Gott der Juden und Christen vorgestellt. An die Beschreibung von zehn bisher bekannt gewordenen Bil-

dern, des Gottes Aeon, womit Zoega's Abhandlung über den Dienst und die Denkmale des Mithras schließt, knüpft sich ganz ungezwungen die darauf folgende Abhandlung über den ursprünglichen Gott der Orphiker an, welcher Eros, Pan, Priapos, Dionysos, Phaeton, Erikapäos und Metis genannt ward. Auch des letzten Namens bemächtigten sich die Ophiten, indem sie denselben als einen der vielen gebrauchten, womit sie die Sophia, d. i. die Mutter Jaldabaoth's benannten, welche ihnen sonst, Achamot, Barbelo, Prunicos, Noria u. s. w. hieß. Da bey den älteren Orphikern die Welt aus Chaos hervorgeht, und außer der Nacht keine uranfängliche Gottheit vorkömmt, so scheint die Behauptung Zoega's, daß dieser Gott erst mit der christlichen Zeitrechnung durch die Eklektiker zu dem ersten Gott der Orphiker erhoben wurde, außer Zweifel zu seyn. Theon unterscheidet denselben in dem orphischen Schwure, so von der Sonne als von der Nacht; er nimmt hier vor derselben (sey es als ihr Vater, sey es als ihr Sohn) dieselbe Stelle ein, wie Eros in der Reihe der uranfänglichen Erzeugungen in dem Argonauten-Gedichte, das den Namen des Orpheus führt. Seine Beynamen sind der Erstgeborne *Πρωτογονος*, der Selbstgeborne *Αυτογονος*, der Erstgesäete *Πρωτοσπορος*, der Eygeborne *Ωογενης*. Das Ey, dem er sich geflügelt entwand, findet sich, wie wir schon oben bemerket haben, in den ältesten Mythologien der Welt, in der ägyptischen, wo (s. den Deckel der kostbarsten Mumie des k. k. Antiken-Kabinets zu Wien) im rothen Weltey Harpokrates als gelber Dotter sitzt; in der indischen, und nach Plutarch (de *Iside* et *Osiride* XLVII) auch in der persischen. Nach Orpheus, sagt Athenagoras, war das Wasser das Princip des Alls (auch nach Homer und Thales, der seine Kosmogonie aus Aegypten holte. S. Plutarch de *Iside* et *Osiride* XXXIV.); aus dem Wasser gewann der Schlamm Festigkeit, aus dem ein lebendiges Wesen geboren war, eine Schlange mit einem Löwen- und Stierkopf, und zwischen beyden ein Gottesgesicht; ihr Name Heracles oder Chronos, ihre Brut ein Ey, woraus Himmel und Erde ward, und Phanes hervorging, den hernach Zevs verschlang. Da Phanes auch Metis hieß, so erklärt sich hieraus der alte Mythos, daß Zevs seine Tochter Metis verschlang. (Hieraus scheint auch die Lehre der Valentinianer, Ophiten und anderer gnostischen Sekten entwickelt worden zu seyn, nach welcher der erstgeborne Aeon oder Vater, seine gefallene Tochter Sophia ins *πληρωμα* zurücknahm, d. i. mit sich selbst wieder vereinigte.) Zoega leitet den Namen Metis vom ägyptischen *μενι* denken her, und Eros von der Wurzel *EP*, die den Aegyptern und Grie-

chen gemeinschaftlich ist, und Werk und Bewegung ausdrückt. Unter mehreren Erklärungen orphischer Kosmogenie hebt Zoega nicht unverdient die von Cedrenus wiederholte und von Suidas ausgezogene Stelle Malala's hervor, wo aus dem Aether das Urlicht, und aus diesem das uranfängliche Wesen, Metis, Phanes, Erikapaios, d. i. Rath, Licht und Leben hervorgeht. Zoega bemerkt, daß von Suidas unter dem Namen Orpheus ein Gemische von griechischer und mosaischer Kosmogonie vorgetragen wird. Die angeführte Trias ist jedoch rein ägyptisch, und findet sich in der heiligsten, über allen Tempeleingängen schwebenden, ägyptischen Hieroglyphe des geflügelten Balkens mit angehängter Schlange. Diese bedeutete den alten Aegyptern das Leben, die Sonnenkugel stellte das Licht, und die Flügel den Geist vor (wehend über den Wassern), Licht, Leben und Geist. Diese alt-ägyptische Dreyfaltigkeit der göttlichen Urkraft wurde also von den Neu-Orphikern durch die Schlange mit dem Stier- und Löwenkopfe vorgebildet, aus welcher Vorstellung dann die der Abraxas, nämlich die Schlange mit dem umstrahlten Löwenhaupte hervorgegangen ist, wo die Schlange wie immer das Leben, die Strahlen das Licht, der Löwenkopf die Stärke oder die Kraft des Geistes zu bezeichnen scheinen, so daß Licht, Leben und Kraft ein ιερος λογος der neuesten wie der ältesten Mysterien ward.

Die orphische Hieroglyphe der Schlange mit dem Stier- und Löwenkopfe und dem Göttergesichte in der Mitte scheint in irgend einer (heute zwar nicht mehr klaren) Verbindung zu stehen mit der alt-persischen oder chaldäischen bey Ezechiel von den vier Angesichten der Räder, deren eines das eines Cherubs oder Stieres, das zweyte das eines Menschen, das dritte eines Adlers und das vierte eines Löwen war. Löwe, Stier und Menschengesicht entsprechen dem Stier- und Löwenhaupte und Gottesgesichte der orphischen Welterscheinung, nur an die Stelle der Schlange ist der Adler getreten. Auch die uralte Lehre des Empedokles von den vier Weltwurzeln oder Elementen (bey *Athenagoras* in legatione pro Christianis) scheinet damit verwandt. Die vier dort vorkommenden Gottheiten sind Zevs, als Aether oder Feuer, Here als Luft, Aidoneus oder Pluto als Erde, und Nestis als Wasser. Diese vier Gottheiten, die bey den Aegyptern Osiris (Zevs), Isis (Here) Typhon (Aidoneus), und Nephtis (Nestis) hießen, wurden von denselben ebenfalls durch vier Köpfe, deren einer ein Menschenangesicht, die drey andern aber Thierköpfe waren, vorgestellt. Diese sind die vier Elementargeister, welche bald in Geniengestalt, bald als Krüge mit den oben erwähnten verschie-

denen Köpfen auf den ägyptischen Mumien vorkommen. Sie bewachen die Leiche des Verstorbenen als schützende Gottheiten, deren eine (Isis) ein Menschenangesicht hat, die drey andern aber mit Thierköpfen erscheinen, nämlich Osiris mit dem Habichtskopfe, Typhon mit dem Schweinskopfe und Nephtys mit dem Wolfskopfe. Wiewohl hier auch der schon vom Plutarch hervorgehobene Gegensatz des guten und bösen Prinzips hervortritt, indem Isis und Osiris dem guten, Typhon und Nephtys dem bösen Prinzip angehören, so läßt sich doch in der Zusammenstellung dieser hieroglyphischen Gestalten mit den vier Weltwurzeln des Empedokles die elementarische Grundbedeutung derselben um so minder verkennen, als auch Empedokles nebst diesen vier Weltwurzeln zwey höhere dieselbe beherrschende Prinzipien nämlich Liebe φιλιαν und Streit νεικην, d. i. das Gute und Böse annahm.

Daß die Nephtys oder Athor der Aegypter die Nemesis oder Dike der Griechen war, hat schon Hr. Professor Hug in seinen vortrefflichen Untersuchungen über den Mythos der berühmten Völker der alten Welt (Seite 107) auseinander gesetzt, und noch deutlicher hat dieß Zoega in der zweyten der vorliegenden Abhandlungen, welche Tyche und Nemesis überschrieben ist, dargethan, und die mit dem das Resultat der Abhandlung zusammenfassenden Aufrufe beginnt: »Göttin, die du alles bist, »Tyche dir neig' ich mich, vielnamiges Wesen, das unter man»nigfachen Gestalten alle Völker verehren; Aphrodite, Adra»stea, die wir Nemesis und Nacht nennen. Isis und Athene »und die schnelle Artemis, die alte Rhea, Themis, He»stia und die wandelbaren Loose, Spes die schmeichelnde und »unerbittliche Möra, die Dioskuren, und so viele Götterbilder »Griechenlands Tempel schmücken, alle bist du und alle fassest »du in dir, Okeanine, Tochter des Zevs und Mutter des »Zevs, Erstgeborne der Mutter Nacht«

Die Verwandtschaft von Tyche und Isis ergibt sich aus dem orphischen Hymnus, und die Fortuna aus Necepso und aus Makrobius, der nach denselben lehrt, daß bey der Geburt des Menschen vier Götter hilfreich beystehen: Δαίμων, Τύχη, Ἔρως, Ἀνάγκη. Von diesen ist Daimon die Sonne, Tyche der Mond, Eros die Venus und Ananke Merkur. Die Planeten oder Götternamen hießen bey den Aegyptern Osiris, Isis, Nephtys und Anubis, welche wieder in die oben angeführte Tetras fallen, nur mit dem Unterschiede, daß Hermes, Merkur, oder Anubis die Stelle der Ananke vertritt, welche besser dem Typhon zukömmt, auch ist Anubis ursprünglich nicht der vierte, sondern der fünfte, der aus Plutarch

bekannten ägyptischen Schalttags-Götter. Tyche ist auch Nemesis als Gesetzgeberin der himmlischen. Als Austheilerin (nach der griechischen Ableitung des Wortes) ist sie dieselbe mit Adrastea, einer aus dem Morgenlande nach Hellas gekommenen Gottheit, in Aegypten Athor, in Phönizien Astorot genannt, und dann in Aphrodite Urania verwandelt, welche die älteste der Moiren hieß. Zoega bezieht die letzte Benennung auf das Vergangene, Gegenwärtige und Künftige als das Gebiet der dreygestalteten Moiren. Da die Moiren aber ursprünglich dieselben mit den Musen und Planeten sieben an der Zahl sind (siehe Hug. Seite 238 und 239); da Astorot auch Astroarche, d. i. die Sternenbeherrscherin hieß, und Anaitis oder Venus Urania bey den Persern und Assyrern den Reigen der Gestirne anführte, so dürfte die Nemesis oder Aphrodite Moiragetes diesen Namen bloß in Bezug auf die sieben Planeten, als Leiterin derselben geführet haben.

Im Vorbeygehen sey es bemerkt, daß diese Siebenzahl der Schicksalsgöttinnen sich auch in den morgenländischen Mythos der sieben arabischen und persischen Parzen erhalten hat, von denen zwar im Koran nichts vorkömmt, welche aber in der Sage und in der Dichtung fortleben, und Takwin تكوين d. i. Seynbestimmung heißen (s. Herbelot Tacwin.) Die Moiren, die Fortunen, Adrastea und Ananke, Dike und Tyche, Themis und Nemesis sind bald dasselbe, bald ganz verschiedene Wesen, unter verschiedenen Beziehungen gedacht. Der Grundbegriff von allen ist die Ordnung, der von den Menschen unabhängigen Dinge als ewiges Gesetz gedacht, Themis als Wesen der vollkommensten Gerechtigkeit, Dike als unabänderliche Ordnung des Sternenhimmels, Adrastea, als unveränderliche Nothwendigkeit, Ananke als scheinbarer Zufall, Tyche als Vergelterin Nemesis. Die letzte sammt Tyche und den Moiren waren griechische Volksgottheiten. Themis wurde minder verehrt, Ananke und Dike hatten keine Altäre in Griechenland. Die Göttin von Rhamnus war Aphrodite, Nephtys, d. i. die gute Geberin und Austheilerin, die mit Ate nichts gemein hat, wiewohl Nemesis an die Stelle von Ate getreten zu seyn scheint. Die Herderische Erklärung, wodurch Nemesis als Göttin des Maßes und der Mäßigung erscheint, ist schön und alterthümlich, aber nicht erschöpfend. Die waltende regierende Göttin würde ihr Wesen besser ausdrücken. Ihr ältester Name Adrastea (Athor, bedeutete Nacht, und als Nacht war sie die Mutter von Moira, Dike, Tyche, Sejene, und den Dioskuren, lauter Wesen, welche auf die

Schicksale der Sterblichen Einfluß haben, und durch Ideen-Uebertragung die dreyfache Wirkung des Schicksals: Entstehen, Verweilen, Fallen vorstellen. Durch die Eintheilung alles Schicksals in günstiges und ungünstiges, entstanden die beyden Nemesis von Smyrna, die Töchter der Göttin von Rhamnus, d. i. der Nacht, welche so das Glück als Unglück gebiert, eine uralte Vorstellung, die sich noch heute im Morgenlande im volksthümlichen Spruche El-leiletun hubla حبلى الليلة d. i. die Nacht ist schwanger (mit Schicksal) erhalten hat.

Nebst anderen gehaltreichen Aufsätzen, nämlich: Lykurgos von den Mänaden bezwungen; Bemerkungen über ein Denkmal im Pioclementinischen Museum; Homer, über Lykurg und die Sparter; Vermuthungen über den Ursprung des Namens der Volsker; der capitolinische und der palatinische Hügel nebst ihrer Nachbarschaft, enthält dieser Band noch eine Abhandlung Zoegas: Vorlesungen über die griechische Mythologie überschrieben, deren Auszug die Anzeige beschließet.

Die gesammte Mythologie zerfällt nach einer bequemen Haupteintheilung in Theologie und Heroologie, d. i. Götter- und Heldensage. Die griechische Mythologie sollte der eigentliche Gegenstand dieser Vorlesung seyn: die orientalische und römische aber jene als Säugemutter, diese als Stieftochter der griechischen in einem besondern Abschnitte behandelt werden. Schade, daß der ganze Aufsatz schon mit dem zweyten Abschnitte abbricht, und von dem dritten in der Handschrift des Verfassers nichts als der Titel Theogonien und Heroogonien übrig war.

§. 1. Ursprung der falschen Religionen. Der Grund der Idolatrie liegt in dem allen Menschen natürlichen Ideenmechanismus, durch welchen unsere Seele unwillkürlicherweise alles, was wir in uns selbst wahrnehmen, auf jedes andere Wesen, ohne vorübergehende Erfahrung oder Prüfung überträgt. Je weniger der Mensch ausgebildet ist, je mehr überläßt er sich diesem natürlichen Hange; je unaufgeklärter ein Volk ist, je näher dem Stande der Wildheit, desto unbedeutender sind die Gegenstände seiner Verehrung. Diese Verehrung von Idolen, die man mit einem verstümmelten Namen Fetische zu nennen pflegt, hat sich in dem unaufgeklärten Theile des Volkes überall am längsten erhalten, und selbst bey Aegyptern, Griechen und Römern überlebten den Dienst von Ammon und Zevs die Phylakterien und Talismane. Auf den Dienst der Fetische

und Amulete scheint die Verehrung der Berge, Flüsse, Haine gefolgt zu seyn, und von den irdischen Gegenständen erhob sich sein Blick zu den überirdischen, zu den Meteoren und Gestirnen. Die frohe Iris und der schreckende Donner, Sonne und Mond, der Morgen- und Abendstern wurden ihm Götter. Die Jüngsten derselben sind die idealen, d. i. persönliche Vorstellungen erst vorausgesetzter dann wirklicher Eigenschaften. Der Dienst der großen Erdkörper und Gestirne führte auf den der Elemente, in die man durch angedichtete Lenker Einheit brachte. So der Gott des Meeres, der Luft, des Feuers, von denen die ältesten Theogonien ausgehen, und so erhielt jeder verehrte Gegenstand seinen besondern Genius. Als der Polytheismus seine Reife erreicht hatte, suchten Philosophen, Dichter und Künstler die einzelnen Vorstellungen desselben auszubilden und zu verschönern, und das Ganze in ein vernünftiges System zu ordnen. Der Erfolg entsprach doch niemals dem vorgesteckten Zwecke, daraus eine rein begränzte Dogmatik zu bilden. Ein Anhang zu den idealen Göttern waren die Heroen, deren Dienst von Vielen als der Ursprung aller Idolatrie angegeben wird, der aber unter allen Gattungen derselben der späteste scheint. Der Gedanke von der Fortdauer der Seele und die dankbare Erinnerung an die Wohlthäter des Menschengeschlechts brachte an ihren Gräbern die fast bey allen Völkern üblichen Inferien hervor.

§. 2. Uebersicht der griechischen Religion. Der Verfasser nimmt Pelasger und Hellenen mit Recht als Ein Volksgeschlecht und als die eigentlichen Urgriechen an, die er von den neuern mit Fremden untermischten Griechen unterscheidet. Bey den Urgriechen herrschte Polytheismus ohne klaren Unterschied der angebeteten Götter. Sie hatten Götter aus allen oben angegebenen Gattungen, nur keine vergötterten Heroen. 1) Eigentliche Fetische. Der hölzerne Stab, den die Chäroneeer verehrten, wie die Sabiner die Curis, woraus hernach der Mars Quirinus geworden; die Haarlocke in einem Topfe zu Tegea, das Palladium von Troja. 2) Denkzeichen, die in Fetische übergegangen, als: die Eiche zu Dodona, die heilige Palme auf Delos, der Oehlbaum in der Akropolis zu Athen verehrt, wie die Ficus ruminalis der Tyber-Bewohner: die heiligen Grotten, Erd- und Steinhaufen, die einzelnen Steine, die der Verfasser als Denkzeichen des Ortes annimmt, wo das Volk sich versammelte, Gesetze bekannt gemacht, Eide abgelegt, Bündnisse geschlossen wurden, woraus Hermes Agoreus, Janus, Phales, Jupiter Lapis, Kronios Lithos entstanden zu seyn scheinen; ursprünglich Luftsteine, woran der Verfasser nicht gedacht, weshalb alle Bätylien und Abbadiere sa-

turnische Steine genannt wurden. Vorzüglich wurden die Gränzsteine bey den Römern als Terminus, bey den Griechen als Zevs Horios verehrt. 3) Kosmische Götter. Der Dienst der Sonne und des Mondes, die in Griechenland verschieden von Apollo und Artemis verehret wurden, machen es wahrscheinlich, daß schon vor Ankunft der ägyptischen Kolonien in Aegypten Gestirne und Elemente verehret wurden. 4) Ideale Götter. Die Namen mehrerer derselben sind ursprünglich griechisch, wie Here, Themis, Apollon. Den größten Einfluß auf die griechische Religion hatte die ägyptische, die als Staatsreligion ein Resultat des Fetischen-Dienstes des Volks und des raisonirten Pantheismus der Priester war, und deren Götter Cekrops, Danaus, Lynceus, Melampus bey den Pelasgern und Hellenen einführten. Hierauf traten Mythologen und Dichter als Verfasser von Theogonien auf, und Philosophen schoben der Volksreligion ihre Systeme und Theorien unter; die Stoiker theilten alles in Allegorien, und die Epikureer (nach Euhemerus) führten alle Götter Griechenlands auf Menschen zurück. Die Eklektiker behaupteten, daß alle Mythologie sich auf Sonne und Mond bezöge, und die Platoniker verwirrten dieselbe, indem sie alle Sekten und Meinungen in derselben vereinigen wollten.

Der Rezensent, der in dieser Anzeige den Pfad der Zurückführung griechischer Mythologie auf asiatische verfolgt hat, wiederholt zum Schlusse derselben das Bekenntniß seiner Ueberzeugung, daß dieses allein der wahre Weg auf diesem weiten Felde der Forschung sey, auf dem, ungeachtet der reichen von Sir Jones gesammelten Ernte, noch immer beträchtliche Aehrenlese übrig bleibt. *Exeῖvos μὲν γὰρ ἐθέριζε τὴν Ἀσίαν, ἐγὼ δε καλαμῶμαι.*

Jos. v. Hammer.

Art. VIII. Praktische Abhandlung über verschiedene Krankheiten des Unterleibes. Von Dr. C. R. Pemberton, Mitgliede der königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu London, des königl. Collegiums der Aerzte, außerordentlichem Arzte Sr. königl. Hoheit des Prinzen Regenten, Arzte Sr. königl. Hoheit des Herzogs von Cumberland, und vormaligem Arzte am St. Georgs-Hospitale. — Nach der dritten Ausgabe aus dem Engl. übersetzt von Dr. Gerhard von dem Busch. Mit einer Vorrede und Anmerkungen. Herausgegeben von Dr. J. A. Albers. (Mit zwey Kupfertafeln.) Bremen, bey J. G. Heyse, 1817. 201 S. in gr. 8.

Vorliegende Abhandlung, für deren Uebersetzung Hr. Dr. von dem Busch Dank verdient, gehört zu den schätzbarsten

Schriften der neuen medicinischen Literatur Englands. Sie ist uns in einer doppelten Beziehung wichtig, in sofern nämlich ihr auf täglich vorkommende Krankheiten sich beziehender Inhalt jedem praktischen Arzte Vergnügen und vielleicht manche Belehrung gewähren wird, und in sofern die Bearbeitung dieser Gegenstände von einem Manne, der seit mehreren Jahren ausübender Arzt ist, eine ausgebreitete Praxis in London hat, und in großem öffentlichen Ansehen steht, einen nicht unpassenden Maßstab abzugeben scheint, den dermaligen Stand der praktischen Medicin in England zu bestimmen. Gegen letztere Ansicht dürfte sich schwerlich eine gegründete Einwendung machen lassen, da bekanntlich in England seit Cullen, dessen Vorbild unser Fr. Hoffmann war, die Theorien und Systeme der Medicin weder so wechselten, noch (was selbst von dem Epoche-machenden Systeme des geistvollen Brown gilt) einen so bedeutenden Einfluß in die Ausübung gewannen, als wir es, leider! in Deutschland zwey volle Jahrzehente hindurch gesehen haben.

Den Standpunct, von welchem aus gegenwärtige Schrift beurtheilt werden soll, bezeichnet der Verf. in seiner Vorrede durch die Erklärung, daß selbe keine vollständige Beschreibung der Krankheiten des Unterleibes, sondern nur Resultate aus seiner eigenen Praxis, und solche Erfahrungen enthalte, die von ihm gemacht, und von andern bestätiget wurden. Letztere Versicherung gibt seinem Werke einen hohen Werth, und macht uns gegen den Mangel an Vollständigkeit, die wir freylich sehr gewünscht hätten, nachsichtig. Der größte Theil des in eilf Kapiteln vorgetragenen Inhaltes betrifft acute und chronische Entzündungen des Bauchfells, der Leber, der Milz, der Nieren u. s. w., ein anderer Theil nicht entzündliche Krankheiten des Magens, Darmkanals, Pankreas, der Nieren ꝛc. Ohne sich aber hier in allgemeine pathologische Untersuchungen über das Wesen der Entzündungen überhaupt, oder doch über den Grund der Verschiedenheit der Entzündungsformen im Bauchfelle und in der Substanz der verschiedenen von diesen umkleideten Eingeweide einzulassen, beschränkt sich Hr. Pemberton bloß auf das, was das Erkennen der zum Gegenstande gewählten Krankheiten erleichtern und befestigen, den Unterschied von ähnlichen Uebeln erweisen, die Beurtheilung derselben berichtigen, die zweckmäßige Behandlung begründen und leiten kann — was also dem ausübenden Arzte nächstes Bedürfniß ist. Die gedrängte Kürze des Verfassers gestattet kaum einen Auszug seines Werkes, ohne einen großen Theil desselben abzuschreiben; wir glauben daher am besten vorzugehen, wenn wir, ohne uns streng an die Ordnung des Verfassers zu halten, zuerst das von ihm über die Entzündungen der Organe des

Unterleibes Vorgetragene zusammenstellen, dann das über andere Krankheiten derselben Gesagte folgen lassen, in so weit es in diagnostischer, prognostischer oder therapeutischer Hinsicht das bisher davon Bekannte begründet, oder berichtiget, oder als neu die Grenzen unserer dermaligen Kenntnisse erweitert.

Was die Entzündungen betrifft, so handelt Hr. Pemberton acute und chronische ab.

Bey den acuten Entzündungen des Bauchfells, S. 11 und 12, der Leber S. 30 u. 31, der Gallenblase und Gallengänge S. 56, der Milzumkleidung S. 79, der Nierensubstanz von Harnsteinen S. 83 u. 84, des untersten Theils des Darmkanals unter der Form von Ruhr S. 144, der Bauchfellshaut der Gedärme S. 175, und der Schleimmembranen derselben S. 186, gibt er die charakteristischen Symptome weit kürzer, aber nicht besser an, als sie in den Lehrbüchern von Burserius, P. Frank, S. G. Vogel ꝛc. vorkommen, berührt den Verlauf, die Dauer und Ausgänge nur flüchtig, die Prognose nur in einzelnen Puncten, und verbreitet sich etwas weitläufiger blos über die Unterscheidung benannter Krankheiten von ähnlichen Uebeln, so wie über seine Behandlungsgrundsätze und die durch seine Erfahrung bewährten Heilmittel. Insbesondere lehrt er die Unterscheidung der Leberentzündung von einer Entzündung eines Organs in der Brusthöhle, und von krampfhaften Zuständen der Gallengänge S. 32 u. 33, die Unterscheidung der Entzündung der Nierensubstanz von dem durch einen Stein in den Harnleitern erregten Leiden, von rheumatischen Beschwerden der Rückenmuskeln, von einer Entzündung der Zellhaut des Psoas-Muskels, von Krankheiten der die Nieren umgebenden Organe und anderer Theile der Harnwerkzeuge S. 84. bis 88, und der Ruhr von andern Krankheiten des Darmkanals S. 145. Wohl hätte die Unterscheidung der Leberentzündung von jener des Bauchfells in der rechten Rippenweiche hier auch eine Stelle verdient. Die Peritonitis puerperarum halt Hr. P. nicht für eine idiopathische Entzündung, sondern für ein Symptom des Puerperalfiebers, gegen welches er nachdrücklich antiphlogistisch verfährt. Neu war dem Rec. unter den Zeichen eines in einem Harnleiter steckenden Steines S. 85. ein konsensueller Schmerz in der Haut des Unterleibes zwischen dem Darmbeine und dem Nabel, der durch den gelindesten äußern Druck vermehrt wird, und in einigen vom Verf. beobachteten Fällen so heftig war, daß er die ganze Aufmerksamkeit des Kranken fesselte, welchen man nur mit Mühe überzeugen konnte, daß er nicht an einer Entzündung der Eingeweide leide.

Die Grundsätze, nach welchen, und die Mittel, mit welchen Dr. P. die genannten acuten Entzündungen behandelte, stimmen

mit jenen überein, die alle unbefangenen Praktiker seit Hippokrates mit Glücke befolgen und anwenden; Aderlässe, örtliche Blutausleerungen durch Blutigel, und hierauf im Erforderungsfalle Blasenpflaster, auf eine so wenig als möglich reizende Art bewirkte Leibesöffnungen, erweichende Umschläge, und eine strenge antiphlogistische Diät machen auch bey ihm den nach Umständen, welche er genau festsetzt, erforderlichen Heilapparat aus. Jedoch können wir für unser Klima und für die meisten unserer Kranken die Anordnung Pembertons, einem Erwachsenen gleich Anfangs sechzehn Unzen Blut zu entziehen, durchaus nicht als Regel, sondern vielmehr nur als höchst seltene Ausnahme gelten lassen; auch wissen wir nicht, wie wir es nehmen sollen, wenn P. S. 18 u. 94, wo es sich um ein so wenig als möglich reizendes Abführungsmittel handelt, Ricinusöhl mit Pfeffermünzwasser, und S. 33. inf. Sennae dr. decem, magnes. sulph. dr. tres, Tinct. sennae, und syrup. moror. aa dr. unam auf einmal zu nehmen, anräth; — wenn er bey der Behandlung der Ruhr S. 147 vorschreibt, der Arzt dürfe von dem freyen Gebrauche der abführenden Mittel erst dann abstehen, wenn der Kranke sagt, daß die Empfindung einer Last in seinen Eingeweiden, die er durch die größten Anstrengungen fortzuschaffen sucht, nach einer gehörigen Ausleerung entfernt sey; — und wenn er S. 148 glaubt, mit der bewirkten Ausleerung des Kothes sey das Vorzüglichste in der Behandlung geschehen, und der darin noch verbleibende entzündliche Zustand der Drüsen der dicken Gedärme erfordere, daß mit den abführenden Mitteln, jedoch in einem geringeren Grade, fortgefahren werde. So sehr wir überzeugt sind, daß Anfüllung der Därme mit Koth die Ruhr verschlimmern müsse und sie tödtlich machen könne; so wenig wir dem Verfasser absprechen, daß die chronische Ruhr in manchen Fällen einzig und allein von einer im entzündlichen Stadium derselben nur unvollkommen bewirkten Ausleerung entstehe; und so gewiß es ist, daß nicht wenige Aerzte, durch die Schmerz- und Krampfzufälle bey der Ruhr verleitet, nur zu oft durch einen voreiligen Gebrauch des Opiums unberechenbaren Schaden anrichten: so müssen wir dennoch, auf genaue Beobachtung und richtige Theorie gestützt, die eben angedeutete Behandlungsweise Pembertons bloß auf jene Modifikationen der Ruhr einschränken, welchen ein gastrischer Saburalzustand entweder zum Grunde liegt, oder als complicirende Krankheit beygesellt ist. Sollten dem Verf. in London immer nur Fälle dieser Art, und nie rein katarrhöse, nie rheumatische Ruhren vorgekommen seyn? Und doch wird die katarrhöse Darmentzündung S. 186 so richtig und genau beschrieben.

Sehr anziehend und der Aufmerksamkeit eines jeden practi-

schen Arztes werth sind Pembertons practische Bemerkungen über die chronischen Entzündungen des Bauchfells S. 20, der Leber S. 48, und der Gekrösdrüsen S. 190. Für die Existenz chronischer Bauchfells-Entzündungen sprechen nicht nur die vom Verfasser aus Lommius und Fernelius angeführten Stellen, sondern auch die von de Haen, Baillie, Voigtel u. a. als Folge derselben in den Leichen wahrgenommenen Verdickungen und Entartungen des Bauchfells. Irrig aber glaubt S. 21 der Verf. daß diese Entzündung vor ihm noch von keinem Schriftsteller ordentlich abgehandelt worden sey, da doch, wie der gelehrte Albers anmerkt, schon Broussais in seiner histoire de phlegmasies ou inflammations chroniques etc. Paris 1808. T. II. p. 397 — 545 hierüber viel Schönes gesagt hat. Doch gebührt dem Verfasser das Verdienst, auf diese gewiß manchmal übersehene Krankheit neuerdings aufmerksam gemacht, und S. 21 bis 28 die Kennzeichen, den Verlauf, die Ausgänge (in acute Entzündung, in Absonderung gerinnbarer Lymphe, wodurch die Bedeckungen der Eingeweide zusammengeklebt werden, in Verdickung des Bauchfells, und in Genesung) kurz aber richtig angeführt zu haben, und in der Behandlung zweckmäßig vorzugehen. Nach eben erwähnten Beziehungen sind auch die chronische Entzündung der Leber und die der Gekrösdrüsen abgehandelt. Sehr richtig erwähnt Hr. P. S. 49 der Blutungen aus der Nase, dem Magen, oder den Gedärmen als öfterer Erscheinungen bey der chronischen Leberentzündung in Folge des gehinderten Durchganges des venösen Blutes durch die Leber. Wenn aber auch Hr. Albers eben so wahr bemerkt, daß Bauchwassersucht gewiß öfters Folge einer chronischen Entzündung der Leber, und deren Volumen dadurch vergrößert sey, so sind wir doch geneigt zu glauben, daß nicht der größere sondern nur jener kleinere Theil der Aerzte mit dieser Anschwellung die falsche Vorstellung der Verhärtung verbinde, welchem die überzeugenden Resultate hieher Bezug habender Leichenuntersuchungen eines Morgagni, Lieutaud, Baillie und Sömmerring, Stoll, P. Frank unbekannt sind. Uebrigens kann man, ohne dem Verf. zu nahe zu treten, behaupten, daß er in Betreff der chronischen Leberentzündung seinen Gegenstand weder so gründlich aufgefaßt noch so umfassend bearbeitet habe, als es die Wichtigkeit dieser Krankheit, ihrer Wirkungen und Folgen verdient, ihr häufiges Vorkommen in England nach Saunders Zeugnisse, und ihre öftere Verwechslung alldort mit Dyspepsie (nach Wright) erfordert hätten. Aber auch bey uns in Deutschland — wir können es nicht läugnen — wird die chronische Leberentzündung, ungeachtet wir uns gründlicherer und vollständigerer Abhandlungen derselben von

Stoll, Burserius, Schwarz, Murray, P. Frank, R. und A. G. Vogel, A. G. Richter rühmen können, noch oft genug als der wahre Grund langwieriger Verdauungsfehler übersehen, oder für eine auf Atonie beruhende Anschoppung der Leber gehalten, und darum in der Cur im ersten Falle gar nicht, im zweyten wenigstens nicht gewöhnlich auf angemessene Weise berücksichtiget. Minder unvollständig aber auch ohne alle neue Bemerkung ist das, was Hr. P. über die chronische Entzündung der Gekrösdrüsen, und ihren Unterschied von einer acuten und chronischen Bauchfellsentzündung anführt.

Zur Heilung der chronischen Bauchfellsentzündung werden nebst anhaltender strenger Milchdiät und vegetabilischen Speisen vor allem kleine Aderlässe zu 6 Unzen wöchentlich ein oder zwey Male, oder, wenn die Krankheit noch keine bedeutenden Fortschritte gemacht hat, 6 oder 8 Blutigel oder Schröpfköpfe auf den Unterleib gesetzt, täglich 2 — 3 Stuhlausleerungen, und von zehn zu zehn Tagen ein Zugpflaster; zur Heilung der chronischen Lebersentzündung hauptsächlich Purgirmittel, das taraxacum und Quecksilber-Einreibungen, und zur Heilung der chronischen Entzündung der Gekrösdrüsen bey starkem Fieber Abführmittel und Calomel, bey mäßigem Fieber tonisirende Mittel, Bewegung in freyer Luft und Bäder empfohlen.

Das schleichende Fortschreiten dieser Krankheiten, und die bey langsam und kaum bemerkbar von statten gehender Wirkung der Heilmittel gewöhnlich geringe Ausdauer der Patienten machen nicht nur diese, sondern wohl jede chronische Entzündung der Eingeweide gefährlich. Es wäre deßhalb auch nach Brousfair noch ein des Fleißes gelehrter und erfahrner deutscher Aerzte höchst würdiger Gegenstand, die chronischen Entzündungen in ihrem ganzen Umfange, mit Benützung der zerstreuten trefflichen Abhandlungen über einzelne derselben, einer neuen gründlichen Bearbeitung zu unterziehen. Diese Arbeit, im Geiste ächter Erfahrung ausgeführt, würde nicht nur in der deutschen medicinischen Literatur glänzen, sondern auch durch Bereicherung und Befestigung unserer Diagnostik in diesem noch so dunklen Gebiete theils zur glücklichen Heilung, theils zur öfteren Verhütung mancher schwerer und zwar jener Krankheiten gewiß sehr viel beytragen, welche so oft bald als Symptome, bald als Folgen leicht zu übersehender und wirklich übersehener oder verkannter, und darum verwahrloster oder unangemessen behandelter, selbstständiger oder symptomatischer chronischer Entzündungen vorkommen. Dieß würde unter andern ohne Zweifel nicht selten bey Gedächtnißfehlern, Verstandesverwirrung, hartnäckigem tiefsitzenden Kopfleiden, innerer Kopfwassersucht, bey Lungen- und Luftröhrenschwindsucht u. v. a. der Fall seyn. Gleich-

weit entfernt von der Ungläubigkeit der Einen, gegen welche der große Beobachter Stoll Mühe hatte, die Existenz mancher sogenannten verborgenen Entzündungen zu vertheidigen, und von der Oberflächlichkeit Anderer, denen Schmerzgefühle oft schon die Gegenwart einer Entzündung beweisen, liegt auch hier zwischen diesen beyden Endpunkten die Wahrheit. Zu ihr führen unter der Leitung einer gründlichen Theorie der Entzündung überhaupt, und einer pathologischen Anatomie im Geiste J. F. Meckels sowohl eine scharfsinnige Erwägung der Erzeugungsmomente und eine genaue Beobachtung des Verlaufes acuter Entzündungen in verschiedenen Individuen und in verschiedenen Organen, als ganz vorzüglich die nicht genug zu empfehlende Beachtung vieler Krankheiten des Systems häutiger Gebilde, des Lymhgefäßsystems, der Verdauungs-, Ab- und Aussonderungsorgane, z. B. des Rheumatismus, Katarrhes, acuter und chronischer Ausschläge, der Scrofelsucht, Lustseuche, Gicht u. s. w., welche vorzüglich oft chronische Entzündungen verschiedener Organe bald als Symptome oder Metaschematismen zur Begleitung haben, bald als Metastasen (in der nicht blos materiellen Beziehung genommen) nach sich ziehen. — Wir wenden uns zur weiteren Inhaltsanzeige.

Den Entzündungen läßt sich das remittirende Fieber der Kinder (f. infantum remittens) S. 166 — 175 zunächst anreihen. Hr. P. hält es mit Grunde für Symptom eines Reizungszustandes und damit wesentlich verbundener Störungen in den Baucheingeweiden. Die Krankheit befällt Kinder von 1 bis 10 — 12 Jahren; sie hat im Verlaufe einige Aehnlichkeit der Symptome mit jenen der Gehirnhöhlenwassersucht, doch setzt Dr. P. ihren Unterschied durch vorzügliche Hinweisung auf die eigenthümlichen Zufälle des Unterleibes bey der ersteren treffend auseinander. Bey der Behandlung, welche gewöhnlich einen erwünschten Erfolg hat, sucht er die fehlerhaften Stoffe aus dem Darmkanale auszuleeren, dann der Reizbarkeit und Schwäche abzuhelfen. Diese Krankheit ist auch deutschen Aerzten als febr. mesenterica *Baglivi.* längst bekannt gewesen. Sie befällt auch Erwachsene oft genug, ward in der neuesten Zeit von G. A. Richter als venöses gastrisches, von Ackermann als splanchnisches Fieber beschrieben, und unter der nämlichen Benennung in ihren Varietäten vom Prof. Bischoff gewürdiget. Wer Richter's genaue Beschreibung hievon mit den Erscheinungen am Krankenbette richtig zusammenhält, wird dieses Fieber, oft, nicht blos im weiteren Verlaufe anfänglicher Saburral- und Gallenfieber, sondern auch bey katarrhösen und rheumatischen Leiden, nach Erkältungen, nach verwahrlosten oder plötzlich unterdrückten, oder mit unangemesse-

nen Erregungs- und Reizmitteln behandelten Durchfällen ꝛc. antreffen.

Was der Verfasser über einige andere Reizungszustände, nämlich die Cholera S. 141, und die Bleykolik S. 154 anführt, besteht in praktisch nützlichen Bemerkungen ohne neue belehrende Ansichten und ohne neue Behandlungsmethoden. In Betreff der Bleykolik nähert er sich de Haen's und Stoll's Ansicht und Behandlung, indem er S. 156 sagt: »Da die Krankheit vorzüglich eine krampfhafte Affection des Colons zu seyn scheint, wodurch der Unrath in demselben eingeschlossen wird, so muß der Hauptpunkt der Behandlung dahin gerichtet seyn, daß dieser Unrath auf eine so wenig als möglich reizende Art entfernt werde. Die Verstopfung hängt in diesem Falle einzig (?) vom Krampfe ab, weßhalb das Opium hier als ein Abführungsmittel (wohl nur Ausleerungsmittel) wirkt.« Gegen die aus Bleyvergiftung entstandene Lähmung der Hände empfiehlt er S. 162—163 den in mehreren Fällen hülfreich befundenen Gebrauch einer Schiene, die auf einer Kupfertafel versinnlicht ist. Rec. war verwundert, in der Abhandlung über den Durchfall, S. 152, die höchst einseitige Behauptung zu finden, daß dieser durch eine vermehrte Absonderung der Drüsen der Gedärme entstehe, und deßhalb die Behandlung dahin gerichtet werden müsse, diese vermehrte Absonderung durch adstringirende Mittel zu hemmen (!)

Wo bey der Entzündung der Gallenblase und der Gallengänge von der symptomatischen Gelbsucht die Rede ist, werden S. 58—60, die Unterscheidungsmerkmale dieser von derjenigen Gelbsucht auseinander gesetzt, welche von eingeklemmten Gallensteinen, und welche von Krämpfen entsteht; auch wird die Art, auf welche nach der, wie uns scheint, richtigen Vorstellung des Verfassers ein Gallenstein durch den Gallengang durchgetrieben wird, mittelst einer beygefügten Zeichnung anschaulich gemacht, und in Betreff der chemischen Bestandtheile der Gallensteine auf die Analyse von Dr. R. Powell und Dr. Saunders verwiesen.

Ueber die Krankheiten der Bauchspeicheldrüse, S. 71, erklärt sich Dr. Pemb. mit Bescheidenheit dahin, daß er kein Zeichen kenne, welches auf eine anfangende oder schon ziemlich ausgebildete Krankheit des Pankreas schließen ließe, aber glaube, daß man dieselbe durch negative Schlüsse (vom Mangel bestimmter Krankheitszeichen benachbarter Baucheingeweide) auffinden könne. Wenn das Pankreas allein krank war, sah er die Kranken so abmagern, daß die äußeren Bedeckungen nur auf ihnen zu hängen schienen, dahingegen bekanntlich bey Scirrhus in der Leber, Milzanschwellung und Krankheiten der Gekrösdrü-

sen der Bauch vor dem Tode immer beträchtlich anschwillt. Die zwey vorzüglichsten Krankheiten des Pankreas sind, Seite 75, Verhärtung und Vereiterung, als Folgen einer gewöhnlichen Entzündung. P. erhielt von Dr. Baillie einen Stein aus dem Pankreas eines Menschen, welcher aus kohlensaurem Kalke bestand; ein anderer aus dem Pankreas eines Ochsen bestand nach Dr. Wollastons chemischer Untersuchung aus phosphorsaurem Kalke.

Von den Zeichen der Milzkrankheiten, S. 78, sagt P., daß sie eben so dunkel seyen wie die der Krankheiten des Pankreas; die Milz sey einer Entzündung des sie umgebenden Theils des Bauchfells, wie alle von diesem eingehüllten Eingeweide, ausgesetzt, aber eine Entzündung und Vereiterung der Milzsubstanz selbst habe er (gegen Marcus) nie beobachtet; träge nicht entzündliche Geschwülste könne man oft finden. Solche Anschwellungen vergehen öfters von selbst, doch könne die Heilung durch Purgiermittel und Merkurialeinreibungen beschleunigt werden. Bey gleichzeitiger großen Empfindlichkeit des Magens empfiehlt er kleine Gaben von Calomel mit Schierlingsextrakt.

Im Kapitel von den Nierenkrankheiten bemerkt P. nicht nur S. 88 den von Andern bereits angegebenen Umstand, daß sehr bedeutende und langwierige Uebel, selbst Vereiterungen der Nieren, ohne beträchtliche und sogar fast ohne alle Abmagerung des Körpers bestehen, und sucht denselben bey übrigens dunkeln Symptomen, wo nämlich bey den örtlichen Krankheiten die Schmerzen fehlen, als Unterscheidungszeichen eines Nierenleidens von krankhaften Veränderungen anderer Baucheingeweide, besonders der Gekrösdrüsen zu benützen; sondern glaubt sich auch, um diesem Umstande eine ausgedehntere Bedeutung zu geben, durch viele Beobachtungen zu der Behauptung berechtiget, daß chronische Krankheiten solcher Organe, die man zu den Erhaltungs- oder Ernährungsdrüsen (glands of supply) zählen könne, immer von großer Abmagerung; jener Organe hingegen, die zu den Ausführungsdrüsen gehören, von keiner oder nur unbeträchtlicher Verminderung des Körperumfanges begleitet seyen. Zu ersteren Organen zählt er die Leber, das Pankreas, die Gekrösdrüsen, gewissermaßen den Magen und die dünnen Gedärme; zu letzteren die Nieren, die Brüste, die aushauchenden Gefäße und die dicken Gedärme. In der That kann diese Berücksichtigung dazu dienen, manchmal wenigstens zu bestimmen, wo eine Krankheit ihren Sitz nicht habe. — Was der Verfasser S. 98 in der Anmerkung 35 von den Eigenheiten, und insbesondere von dem gegen die Säuren und Alkalien sich zeigenden Verhalten der von Wollaston aufgestellten vier Arten von Harnsteinen sagt, scheint uns noch

nicht bekannt genug, und wenigstens für eine palliative Behandlung von Harnsteinen Leidender, so wie für Verhinderung der Bildung oder Erneuerung der Harnsteine so wichtig zu seyn, daß es hier einen Platz verdient. »Harnsteine der ersten Art, harnsaure Steine bestehen ganz, oder doch größtentheils aus Harnsäure oder harnsaurem Ammoniak. Die Salzsäure wirkt auf dieselben nicht ein, wohl aber die reinen Alkalien. Vor dem Löthrohre werden sie gänzlich aufgelöst. Die Harnsteine der zweyten Art, schmelzbare Steine, sind größtentheils aus phosphorsauerm Kalke und der dreyfachen Verbindung der phosphorsauren Magnesie und des Ammoniaks zusammengesetzt. Die reinen Alkalien wirken nicht auf dieselben, wohl aber die Salzsäure. Vor dem Löthrohre schmelzen sie zu einem weißen Emaille. Die Harnsteine der dritten Art, maulbeerartige Steine, bestehen vorzüglich aus sauerkleesaurem Kalke. Sie werden weder von den Alkalien, noch sehr schnell von den Säuren angegriffen, und mit Salzsäure digerirt nur nach und nach ausgelöst. Vor dem Löthrohre werden sie zu Kalk reducirt. Die Harnsteine der vierten Art, knochenerdige Steine, enthalten hauptsächlich phosphorsauren Kalk. Sie sind in Salzsäure auflöslich, und vor dem Löthrohre unschmelzbar.« Nach P. kömmt der schmelzbare Stein und Gries öfter vor, als man gewöhnlich glaubt. Er fand in vielen Fällen die Salzsäure sehr wirksam dagegen. Er ließ jeden der fünf Kranken, von denen er S. 100 und 101 ausdrücklich redet, alle zwey Stunden sechs Tropfen Salzsäure mit Wasser nehmen. Zwey von ihnen spürten augenblickliche Linderung nicht bloß derjenigen Beschwerden, die einen gewöhnlichen Anfall zu begleiten pflegen, sondern auch einer höchst peinlichen Unruhe, eines außerordentlichen Durstes und einer fortwährenden Kraftlosigkeit, die bey dieser Art von Steinen vorherrschende Zeichen zu seyn scheinen. Zwey Andere wurden ebenfalls geheilt, jedoch war die Wirkung nicht so schnell. Dem fünften ging während des Gebrauches der Säure eine große Menge Gries ab, der mürbe war. Ob dieser Kranke völlig geheilt sey, kann Pemb. nicht versichern.

Von Krankheiten des Magens werden im siebenten Kapitel S. 103—141 abgehandelt: Magenschmerzen, schmerzloses Erbrechen als Folge von Uebelkeit, Säure im Magen, Stricturen der oberen und unteren Magenmündung, scirrhöse Geschwülste und Krebs des Magens, Blutbrechen. Der enge Raum von 37 Octavseiten für so viele und wichtige Krankheiten läßt schon vermuthen, daß hier keine Abhandlungen, sondern nur Bruchstücke und Andeutungen vorkommen, welchen übrigens bey der noch mangelhaften Diagnostik der Magenkrankheiten ihr Werth für den praktischen Arzt nicht abzusprechen ist. Die Magenschmerzen sind

nach P. in einigen Fällen bey leerem, in anderen bey vollem Magen heftiger. Schmerzen bey leerem Magen scheinen von einer vermehrten und veränderten Absonderung der Drüsen der Schleimhaut des Magens herzurühren. Wird diese Flüssigkeit reichlicher abgesondert, als daß sie durch die genossenen Nahrungsmittel eingehüllt und unwirksam gemacht werden könnte, so wird sie nach vorausgegangenen heftigen Schmerzen ausgebrochen. Die Krankheit wird dann Wasserkolk (Sodbrennen, Pyrosis) genannt. Sie ist in Schottland und Irland häufig, und kömmt öfter bey Weibern als bey Männern vor. Worin besteht aber der Grund dieser krankhaften Absonderung? — Die Meinung Pemberton's, daß fehlerhafte Beschaffenheit der Verdauungsorgane, die so lange anhält, bis sie den Ton des Magens zu schwächen im Stande ist, Anlaß zur Pyrosis gäbe, daß also bloß Schwäche des Magens zum Grunde liege, können wir wenigstens nicht allgemein annehmen; denn wir sahen alle Abstufungen von Magenschwäche ohne Sodbrennen, und wenn wir die uns vorgekommenen Fälle von Sodbrennen überblicken, so waren es bleichsüchtige, hysterische, schwangere, von Zorn oft erschütterte, gichtische, auch scrophulöse Personen, die daran litten, bey denen also ohne gehörige Berücksichtigung der zum Grunde liegenden allgemeinen Zustände von den hier von P. empfohlenen Mitteln keine gründliche Heilung zu erwarten gewesen wäre. Diese Mittel sind: Säure, brechende und besänftigende, später zusammenziehende, nämentlich: Kinogummi mit Opium und arabischem Schleime; Alaun, Seifenpillenmasse und Opium mit Aniswasser und Magnesie; Pillen aus schwefelsaurem Eisen, kohlensaurer Soda, Myrrhe und Zucker. — Die Schmerzen, welche nur bey vollem Magen entstehen, scheinen dem Verfasser von der Reizbarkeit der Muskelhaut desselben herzurühren, und vorzüglich chlorotische Weiber und hypochondrische Männer, gewöhnlich mit Kopfschmerzen verbunden, zu befallen. Die Kur ist auf Stärkung und auf Minderung der allgemein vermehrten Reizbarkeit zu richten. Sind die Schmerzen heftig, so räth P. einige Tropfen Opiumtinktur, oder einen Theelöffel voll Branntwein vor dem Essen zu nehmen, in sehr hartnäckigen Fällen ein Blasenpflaster auf die Magengegend zu legen. — Die Symptome der Strictur der Magenmündungen sind richtig angegeben. Heilmittel sind ihm so wenig als uns bekannt. Auch kennt er kein verläßiges Zeichen eines Scirrhus des Magens; die Zeichen eines offenen Krebses desselben führt er kurz an. In diesen Krankheiten kann nur Erleichterung auf einige Zeit verschafft werden; der Gebrauch des Calomels und Schierlings mit einer Milchdiät vereinigt, schien ihm hierzu am besten geeignet zu seyn.

Von den Krankheiten des Netzes soll das über die des Bauchfells Gesagte gelten, nur bemerkt P., daß im Netze sich zuweilen Hydatiden vorfinden, welche im eigentlichen Bauchfelle nie angetroffen werden. Er sah eine ziemlich große Hydatide von der Gestalt eines länglichen Cylinders, die vor dem Tode als eine längliche harte Geschwulst gerade über dem Nabel zu fühlen gewesen war. — Ablagerungen von Fett im Netze können nach ihm nicht als Krankheiten (aber doch wohl manchmal als Wirkungen von Krankheiten) angesehen werden.

Zum Schluße darf nicht unbemerkt bleiben, daß sowohl die Noten des Hrn. Uebersetzers, als die des gelehrten Hrn. Albers, wovon jene größtentheils die Angabe der von Pemberton erwähnten zusammengesetzten Arzneyen nach der Londner Pharmakopöe, diese aber sehr zahlreiche theils bestätigende, theils berichtigende oder widerlegende Bemerkungen theoretischen und praktischen Inhalts liefern, sehr gehaltvoll sind, und den Werth der deutschen Uebersetzung über jenen der Londner Originalausgabe erheben. Die Auflage dieser Uebersetzung ist lobenswerth.

P.

Art. IX. Die Alterthümer des israelitischen Volks (Volkes). Mit einer nach den neuesten Beobachtungen von C. J. Klöden gezeichneten und Carl Mare gestochenen Karte von Palästina, einem Grundriß des Tempels zu Jerusalem, einem colorirten und einem schwarzen Kupferstiche. Berlin. 1817. Bey August Recker. 23 Bogen in 8.

Als Recensent die Vorrede dieses Buches durchgelesen hatte, glaubte er sich zur angenehmen Erwartung berechtigt, einem nicht eingebildeten Bedürfnisse unserer Zeit abgeholfen zu sehen. Nun fehlt es wohl keineswegs, wie in der Vorrede gesagt wird, an gelehrten Werken über diesen Gegenstand; doch an einem, welches solchen, ohne ihn mit dem Gewande der Gelehrsamkeit zu bekleiden, erläuterte. Es fehlt an einem Werke, aus welchem sich die eben nicht wissenschaftlich gebildete Lesewelt, so wie von andern wissenswerthen Gegenständen, auch von diesem, selbst unterrichten könnte. Behandelte ein solches Werk seinen Gegenstand zweckmäßig genug, so kann es nicht anders kommen, als daß die daraus geschöpften Belehrungen den vortheilhaftesten Einfluß auf das künftige Betragen gegen die Nachkommen der Hebräer bey der gebildeteren Classe haben müssen; ein Einfluß, der sich dann bald auch bey jener Classe des Volkes zu äußern anfangen wird, die sich durch Lectüre nicht bilden kann. Die Aufforderung hierzu ist nun um so stärker, da von Seite der israelitischen Gelehrten und Volkslehrer jetzt so viel für die Bildung ihres Volkes geschieht.

Das vorliegende Werk hat für diesen Zweck viel gethan, ja, es hatte nach der Meinung des Recensenten alles gethan, wenn es alle einzelnen Abschnitte verhältnißmäßig mit der Ausführlichkeit und Gründlichkeit abgehandelt hätte, als es dieß im 24ten Abschnitte gethan hat. Warum haben sich die Herren Verfasser (denn es sind ihrer mehrere, die einzelne Abschnitte bearbeiteten) gar so sehr der Kürze beflissen! Hätten sie doch den Mittelweg zwischen einem streng gelehrten Werke und einem skizzenmäßigen Auszuge aus einem solchen besser zu treffen gesucht, und sie würden ihren allerdings sehr löblichen Zweck vollkommen erreicht haben! Bey der großen Gedrängtheit und der Eile, die man dem Vortrage ansieht, muß dem Leser sehr vieles dunkel und unverständlich bleiben. Die häufig angezogenen Bibelstellen tragen zum Hauptzwecke dieses Buches selten bey, denn sie sollen ja meistens durch die Bekanntschaft mit den Alterthümern erst Licht erhalten. Daß sich die Hrn. Verfasser, wie im Vorworte gesagt wird, alles überflüssigen Raisonnements enthalten haben, wäre wohl allerdings recht lobenswerth, da überflüssiges Raisonnement nie willkommen und ohne Nutzen ist; aber, wie es Recens. scheint, haben sie über dem Bestreben, nicht weitläufig zu werden, gar zu wenig Anwendung und Vergleichung gemacht. In einem Werke dieser Art, für Leser bestimmt, die an trockne Behandlung der Gegenstände nicht gewohnt sind, werden pragmatische Bemerkungen, wenn sie auch noch so kurz sind, ein unerläßliches Bedürfniß. Wir wollen nun den Inhalt des Werkes durchgehen, und jenen allgemeinen Bemerkungen noch einige besondere beyfügen.

In der Einleitung, die eine kurze Uebersicht der Schicksale der Hebräer liefert, wird gleich von Mose ausgegangen, ohne von ihren Stammvätern die geringste Erwähnung zu machen. Es wird dann der mosaischen Schriften und der Sammlung aller heiligen Bücher durch Esra, des Talmuds und seiner Eintheilung erwähnt. Das ganze Werk zerfällt in vierundzwanzig Abschnitte. Den Anfang machen die heiligen Alterthümer in sechs Abschnitten, die vom Religionsprincipe der Hebräer, von den Sekten, von den religiosen Gebräuchen, vom Sabbath und den Feyertagen, von den Priestern und Leviten, von der Stiftshütte, dem Tempel und den Synagogen handeln. Dann folgen die politischen in vier Abschnitten: von der Staatsverfassung und dem Königthum, von dem Finanzwesen, von der Gerichtsverfassung und den Freystädten, vom Kriege und Kriegswesen. Hieher hätte dem Systeme gemäß auch der 23ste Abschnitt gehört, welcher die Geschichte der Hebräer vom Auszuge aus Aegypten bis auf die Zerstörung Jerusalems durch die Römer enthält Die häuslichen Alterthümer sind in zwölf Abschnitten abgehandelt; von der

Jagd, der Viehzucht und dem Ackerbau, vom Handel, vom Gelde, Maß und Gewicht, von der Erziehung und den Prophetenschulen, von der hebräischen Sprache und Literatur, von den Künsten und Wissenschaften, von der Ehe und den ehelichen Verhältnissen, von den übrigen Familienverhältnissen, von der Leibeigenschaft, von der Kleidung und dem Schmucke, von den Speisen, von verschiedenen Sitten und Gebräuchen, von der Trauer und dem Begräbnisse. Ihnen sollte der 24ste Abschnitt, nämlich die Landeskunde, voraus gehen. Er ist seinem inneren Gehalte nach der vollendetste, und macht beynahe die Hälfte des ganzen Werkes aus. Wie in der Vorrede gesagt wird, hat er als ein für sich bestehendes Werk benützt werden sollen. S. 17 heißt es: die Samariter hätten einen eigenen Tempel auf Garizim mit Erlaubniß Alexanders des Großen gebauet; da doch dieser Tempel zur Zeit jenes Welteroberers schon beynahe hundert Jahre stand; denn Darius Nothus hatte ihnen die Erlaubniß gegeben. Von Alexander dem Großen wurden die Samariter nichts weniger als begünstiget. Der Rechabiten wäre besser unter den Proselyten S. 21 Erwähnung geschehen, da sie, wie die Keniten, zu den Proselyten des Thores zu gehören scheinen. Aus den Stellen der Bibel, wo ihrer Meldung geschieht, scheint hervor zu gehen, daß sie zwar den einigen Gott verehrten aber sich um das mosaische Gesetz nicht kümmerten. S. 36 soll es wohl, statt: »an diesem Feste« heißen: an diesen Festen; denn nicht nur am Laubhüttenfeste, sondern an allen dreyen höchsten Festen mußten die erwachsenen Hebräer beym Tempel oder heiligen Gezelte zusammen kommen. S. 38 heißt es vom Feste der Neumonde: »dieses scheint eigentlich ein Fest der Frauen gewesen, und aus dem Feste der ägyptischen Isis entlehnt zu seyn.« Der Ausdruck entlehnen ist hier unschicklich gewählt. Moses entlehnte vom Götzendienste kein Fest; aber er mußte wohl dem Hange der Hebräer zur Abgötterey, der während ihres Aufenthaltes in Aegypten sich ihrer so sehr bemächtigte, als weiser Gesetzgeber und Religionsstifter dadurch entgegen zu kommen suchen, daß er auch die Gelegenheiten, bey welchen sich die Hebräer der Verehrung irgend einer Gottheit leicht erinnern konnten, dazu benützte, ihre Gemüther auf die Verehrung des wahren Gottes hinzulenken. S. 43 ist von dem mit zwölf Edelsteinen besetzten Brustschildchen die Rede, welches der Hohepriester über dem Ephod trug; und wird gesagt, daß man es Urim und Thumim hieß. Jenes Brustschildchen hieß Cheschen, nicht Urim und Thumim; es bestand, wie Exod. 39, 9 gesagt wird, aus zwey Theilen, so daß es hohl und einer Tasche ähnlich war. In dieser Tasche nun war das Urim und Thumim, oder das heilige

Loos. S. 44 soll Kadösch Jehova übersetzt seyn: »der Heilige des Herrn«, nicht: das Heiligthum des Herrn. S. 52 spricht der Verfasser davon, daß in der Lage, in welcher sich das israelitische Volk auf seiner Wanderung durch die Wüste befand, ein fester Tempelbau nicht wohl möglich war, und Moses sich also mit einer Einrichtung begnügen mußte, die dem Nomadenleben entsprach. Hier wäre wohl die Bemerkung recht an ihrem Platze gewesen, daß aus Amos 5, 26 zu schließen, dieses heilige Gezelt nicht das erste war, und daß es von den Karthaginensern bekannt ist, daß sie sich auf ihren Heerzügen eines ähnlichen heiligen Gezeltes bedienten. *Diodor. Sic.* XX. 65. S. 59 heißt es: Nach einer Stelle im Ezechiel 41, 18, 19 hatte der eine (Cherub) die Gestalt eines geflügelten Löwen, der andere aber die Gestalt einer geflügelten Sphinx. Diese Stelle hat der Verfasser falsch verstanden. Nicht von zwey Cherubim ist die Rede, sondern es wird gesagt, daß immer zwischen zwey Cherubim eine Palme stand, daß aber jeder Cherub zwey Gesichter hatte, ein Löwen- und ein Menschengesicht. (Warum gerade einer Sphinx?) So wurden die Cherubim in der Malerey oder Stickerey dargestellt. Eigentlich aber waren sie, wie aus Ezech. 1. deutlich hervorgeht, monströse Figuren mit vier Gesichtern, nämlich einem Menschen-, Löwen-, Ochsen- und Adlergesicht. S. 62 hätte der Verfasser die zweifelsüchtigen Leser, wie er sie nennt, in Ansehung der ungeheuren und unglaublichen Zahlen, nicht geradezu auf das Buch der Chronik verweisen sollen; denn dieß wird, wenn sie schon einmal zweifeln, ihren Zweifel nicht lösen; sondern er hätte anmerken sollen, daß diese unglaublichen Zahlen in den Büchern der Könige und Chronik wohl größtentheils Fehler der Abschreiber sind, welche die Buchstaben, mit welchen die Hebräer ihre Zahlen ausdrückten, aus Versehen leicht verwechseln konnten. S. 74 kommen Schreiber vor, die Semrim geheißen haben. Ist dieß ein Druckfehler statt Sopherim? — Eben so wird wohl der Hister, von dem dort die Rede ist, der Haschother seyn sollen? S. 75 hätte, wo von der Salbung der Könige die Rede ist, nothwendig beygesetzt werden sollen, daß nur immer der erste einer neuen regierenden Familie gesalbt wurde, und daß diese Salbung auf alle seine Nachfolger aus der nämlichen Dynastie überging. Von zwölf Stufen, die zum Throne geführt haben sollen, weiß Recensent nichts. Der Thron Salomons, der doch der prächtigste war, hatte nur sechs Stufen. Auch standen die Löwen nicht um den Thron, sondern an beyden Enden der Stufen. S. 82 ist es falsch, daß die Kreuzigung erst von den Römern eingeführt wurde; schon die hasmanäischen Könige haben sie eingeführt. S. 92 wird blos gesagt, daß man

sich bey Belagerungen eines Wurfgeschützes bediente; aber weder worin dieses Geschütz bestand, noch wie man bey Belagerungen vorzugehen pflegte. S. 97 wird der Esel von den Herden der Patriarchen ausgeschlossen; worauf sich diese Behauptung gründet, weiß Recensent nicht; unter mehreren Stellen erhellet aus 1 M. 22. 3, 5. das Gegentheil. S. 98 sollen die Ziegen in Palästina weißes Haar statt des schwarzen haben. S. 100 läßt der Verfasser den gestürzten Acker mit Walzen (?) ebnen; das geschnittene Getraide in Garben binden, und gleich, so wie bey uns, in die Scheune fahren. Von der Dreschtenne, die sich gleich auf dem Felde befand, sagt er gar nichts. Von seinen Dreschmaschinen oder Dreschwagen kann sich niemand, der sie nicht anders vorher kennt, einen Begriff machen. S. 104 kommt ein Längenmaß Atzna statt Aezba vor. S. 111 scheint nach reiflicher (?) Kritik Mose nicht der Verfasser aller unter seinem Namen vorhandenen Bücher zu seyn; es soll vielmehr wahrscheinlich seyn, daß deren Sammlung später, erst unter Samuel, Saul oder David Statt gefunden. Das Buch Esther wird als ein historischer Roman aufgeführet, der, wie es scheint, auf besondern Befehl der Heldin desselben, geschrieben wurde. Ueber den Verfasser des Buches Job wird nichts entschieden, sondern nur die verschiedenen Meinungen über diesen Punkt werden angeführt. S. 117 nimmt der Verfasser ohne Anstand an, daß Jonas nach Ninive gereiset ist. Im Jesaias kommen dem Verfasser viele allgemeine Wahrsagungen vor, »der, der Welt aus dem Eroberungsgeist bevorstehenden Uebel, anzuwenden auf alle Völker, auf alle Zeiten.« Von den verschiedenen Meinungen über den Verfasser der Sprüche, des hohen Liedes und des Predigers, schweigt der Verfasser, und gesteht sie Salomon zu. Dieß hätte er auch bey den oben angeführten thun sollen. Sonderbar, daß er gerade über diesen Gegenstand ausführlicher wird. Wozu die Leser, für welche dieses Werk bestimmt ist, in kritische Schwierigkeiten verbickeln? Eine allgemeine Charakteristik der heiligen Literatur der Hebräer hätte genügt. S. 122 und 123 könnte die Beschreibung der Häuser, wie sie die Hebräer hatten, wohl auch vollständiger seyn. Das Alija wird ein Erker genannt; vom Backofen heißt es: er war eine vielleicht ausgemauerte Grube. S. 124 besteht das Hausgeräthe in Betten, Tischen, Stühlen und Lampen; aber worin sich diese Geräthe von den unsrigen unterscheiden, davon wird gar nichts erwähnt; nur zum Bette soll, aus 1. M. 49, 4 zu schließen, eine Treppe geführt haben. S. 126 heißt es: »es ist sehr auffallend, daß ein Volk, wie die Israeliten, das unter dem heitersten Himmel Chaldäa's, Aegyptens und Arabiens

lebte, sich so geringe Kenntnisse in der Astronomie erworben hat.« Das Auffallende dieser Erscheinung verschwindet alsogleich, wenn man erwäget, daß bey allen jenen Völkern Astronomie mit Astrologie verbunden war, die den Hebräern, als zu den Künsten des Aberglaubens gehörend, von Mose strenge untersagt war. 5. M. 18, 10. S. 128 läßt der Verfasser den Hebräern von Mose gar das Sonnenjahr verordnen! S. 132 wird unter den musikalischen Instrumenten eine Harfe — Agaph — (doch nicht etwa Uggab?) angeführt: ein anderes Instrument — Zalzilin? — soll mit Schellen versehen gewesen seyn; u. s. w. S. 138 wird gesagt, daß jener, der die Pflichtehe verweigerte, den Beynamen Barfüsser bekam; was aber dieser Beyname eigentlich bedeute, nämlich einen Verschwender, und wie dieses zusammenhänge, davon wird geschwiegen. S. 149 wird das Oberkleid mit einem Gürtel befestigt, und den Quasten soll die Kraft der Amulette beygelegt worden seyn. S. 160 gab man zum Zeichen der Freundschaft in Ermanglung anderer Sachen sogar seine eigenen Kleider. Eine einseitige Darstellung. Kleider pflegten Könige und Große ihren Ministern, Feldherren, Gesandten, Gelehrten u. s. w. zum Geschenke zu machen; diese Auszeichnung aber war um so größer, wenn der Schenkende sein eigenes Kleid auszog; wie in der vom Verfasser angezogenen Stelle 1. Sam. 18, 4 der Fall ist. S. 161 heißt es: Moses verordnete die Beerdigung mit dem Ablauf des siebenten Tages. Gerade das Gegentheil wollte Mose, nämlich die baldige Beerdigung des Todten; deswegen setzte er die Verunreinigung, die man sich durch einen Todten zuziehen konnte, auf sieben Tage fest. Man eilte daher so viel möglich mit dem Leichname aus dem Hause, um der Gefahr, sich zu verunreinigen, los zu werden. S. 162 soll das Abscheren der Ecken des Bartes ein Zeichen der Trauer gewesen seyn; da dieses doch, freylich in einer ganz andern Rücksicht, verboten war; in der angeführten Stelle 3. M. 19, 27 ist gar nicht von der Trauer die Rede. S. 164 wird der König Jojakim wie ein todter Esel an einen abgelegenen Ort geschleppt, ohne den eigentlichen Sinn jener sprichwörtlichen Redensart anzugeben. Die ganze Geschichte wird auf 37 Seiten abgehandelt, und in 6 Zeiträume eingetheilt; nämlich: vom Auszuge aus Aegypten bis Saul — von diesem bis auf die Trennung des Reiches — das Reich Juda und Israel, jenes bis zur babylonischen Gefangenschaft, dieses bis zu seinem Untergange. — Die Rückkehr der Stämme des Reiches Juda aus der babylonischen Gefangenschaft. Besser hieße es der Hebräer; denn nicht nur die Stämme des Reiches Juda, nämlich Juda und Benjamin kehrten zurück, sondern Hebräer aus allen übrigen

Stämmen schlossen sich höchst wahrscheinlich an sie an. Die Geschichte der Maccabäer bis Pompejus — die Juden unter den Römern bis auf die Zerstörung Jerusalems. Wir wollen nun auch hier auf einige auffallende und unrichtige Stellen aufmerksam machen. S. 165 erhalten die Israeliten durch Mose auf dem Berge Sinai die ersten geschriebenen Gesetze, wahrscheinlich (?) die zehn Gebote. S. 166 nimmt Josua Jericho und Gibeon durch Verrätherey und Religionsschwärmerey ein. Weiter: Moses begünstiget den Handel nicht, weil er die Absicht hatte, seine Nation zu isoliren; aber es wird mit keiner Sylbe erwähnt, warum er diese Absicht hatte; nämlich, um die Hebräer von dem Rückfall in die Abgötterey zu verwahren, der bey häufigem Handelsverkehr mit benachbarten Völkern unvermeidlich gewesen wäre. S. 167 war das Amt der Richter nicht lebenslänglich; wahrscheinlich wollte der Verfasser sagen: nicht erblich. S. 167 scheint es Recens. zu schonungslos gesagt, daß man Salomon mit großem Unrecht den Beynamen des Weisen gibt. In Hinsicht auf seine Bildung und Gelehrsamkeit, mag ihm dieser Beyname immerhin gegeben werden. S. 181 ist zwischen Amasia und Usia von einem Zwischenreich von elf Jahren die Rede, von dem Recensent nichts weiß. S. 186 läßt der Verfasser den König Jojakim von Nebucadnezar gefangen nach Babylon führen, und ihn dort nach seinem Tode den Vögeln und wilden Thieren hinwerfen. Er folgt hierin 2. Chron. 36, 5 — 8; da es doch 2. K. 24, 2 — 6 heißt: Jehova habe die Chaldäer gegen Juda gesandt; Jojakim sey gestorben, und Jojachim sein Sohn habe den Thron bestiegen. In das Buch der Chronik scheint hier durch die Abschreiber ein Fehler eingeschlichen zu seyn, welchen der Verfasser mittelst Michaelis Anmerkungen zu 2. Chron. leicht hätte vermeiden können. S. 188 heißt der Sohn Jeroboams Nadal vielleicht durch einen Druckfehler (?) statt Nadab. S. 189 soll Jehu die Vielgötterey aus Politik begünstiget haben. Er ließ wohl die goldenen Rinder stehen, aber den Baalsdienst hob er auf. Die innerlichen Unruhen zwischen der Regierung Jeroboams II. und seines Sohnes Sacharia konnten wohl 12 bis 13, aber nicht 23 Jahre gedauert haben, wie S. 190 gesagt wird; denn Jeroboam starb im fünf und zwanzigsten Jahre Ussiä, und sein Sohn bestieg den Thron im acht und dreyßigsten Jahre Ussiä. Auf der nämlichen Seite kömmt ein König von Assyrien, Thul statt Phul vor. S. 191 wird Phekachja nach zwey Monaten von seinen Ministern ermordet, da er doch nach 2. K. 15, 23 — 26 zwey Jahre regierte. Auf die Frage: wohin die zehn Stämme gekommen seyen, läßt sich nichts be-

stimmtes antworten; daß sie aber mit andern Völkern ganz verschmolzen sind, wie S. 192 gesagt wird, ist doch nicht gar so wahrscheinlich. Die Aufforderung Cyri ist an alle Hebräer ergangen; ihr zufolge haben sich gewiß viele Israeliten an die große Caravane unter Zerubabel angeschlossen, oder sind nach und nach in kleinen Haufen zurückgekehrt, ohne daß die Geschichte ihrer erwähnt. Schon 1. Maccab. 5. finden wir Galiläa und Peräa mit Israeliten besetzt.

Seite 205 ist die Reihe der römischen Procuratoren sehr unvollständig, und mit der Jahreszahl 66 n. Chr., am Rande wird ein Pontius Festius aufgeführt, der wohl Porcius Festus heißen soll, welcher aber von 60 bis 63 sein Amt verwaltete. Unter Gessius Florus heißt es, wollten die Juden dem Kaiser statt für den Kaiser nicht mehr opfern.

Wir kommen nun zu dem mit Genauigkeit und Benützung der Nachrichten Seetzen's bearbeiteten 24sten Abschnitte der Landeskunde. S. 219 wird der Ursprung des Jordans aus dem See Phiala nur als eine Sage angegeben. In Betreff der Hypothese über die Entstehung des todten Meeres kömmt der Verf. im Wesentlichen mit dem überein, was schon Michaelis, Rosenmüller und Jahn darüber gesagt haben. Nach Seetzen's Beobachtungen finden sich noch Lager von gediegenem Schwefel sowohl am Nord- als Südende des See's. Merkwürdig ist es, daß, wahrscheinlich auch auf Seetzen's Ansehen, der Meinung widersprochen wird: die Ausdünstung des See's sey höchst schädlich; die sich auf das Zeugniß des Plinius, Tacitus, und unter den Neuern, des Pokockius gründet. Das Wasser, heißt es nämlich, ist sehr gewöhnlich mit flüßigem Erdpech bedeckt, das bey seiner leichten Verdunstbarkeit, wenn der Luftzustand es begünstiget, übelriechende, aber keineswegs ungesunde Dämpfe bildet. Auffallend war Rec., daß es als etwas Unentschiedenes dargestellt wird, ob schon in ältern Zeiten in Palästina Baumwolle gebaut wurde, da sie doch schon Jos. 2, 6 zum Unterschiede von dem Flachse פִּשְׁתֵּה עֵץ Baumflachs genannt wird. Seite 240 wird die interessante Bemerkung gemacht, daß, wenn man die in Palästina wild wachsenden Pflanzen mit denen anderer Länder vergleicht, sich eine nahe Verwandtschaft dieser Flora mit der des südlichen Frankreichs zeigt. Von S. 241 bis 256 folgt nun ein ausführliches Verzeichniß der im Lande wild wachsenden Gewächse; jene die nur vermuthlich dort vorkommen, weil sie in den umliegenden Ländern zu finden sind, sind mit einem Fragezeichen versehen.

Zu Cäsarea befand sich nicht eine römische Cohorte, wie

es S. 138 heißt, sondern fünf Cohorten; eine lag mit zu Jerusalem. Bey Paneas (S. 275) fand Seetzen griechische Inschriften, die dem Pan und den Nymphen der Quelle gewidmet waren; wodurch bestätiget wird, was Philostorgius sagt, daß nämlich der Name Paneas von Pan herzuleiten sey. Aeußerst anziehend und für den Alterthumsforscher wichtig sind die Nachrichten Seetzen's von Dscherrasch, dem alten Gerasa, einer Stadt in Dekapolis (S. 276) welche er, der erste Europäer, bisher gesehen hat. Sie liegt in einer offenen fruchtbaren Gegend. Mitten durch fließt ein schöner Bach. Schon außerhalb derselben findet man Sarkophage mit niedlichen Basreliefs; einer davon hat eine griechische Inschrift. Der Umfang der Mauer beträgt beyläufig eine Stunde; sie ist eingestürzt, und bestand aus Marmorquadern. In der Stadt selbst findet man noch zwey prächtige Amphitheater von festem Marmor, mit Säulen und Nischen sehr gut erhalten; etliche Paläste, drey Tempel, ein herrliches Stadtthor. Alles aber übertrifft an Schönheit eine lange Kreuzstraße, auf beyden Seiten mit einer Reihe Marmorsäulen korinthischer Ordnung eingefaßt. Man sieht noch einen Theil des Straßenpflasters, welche aus Quadern bestand. Im Ganzen zählte Seetzen über zweyhundert Säulen, die zum Theile noch ihr Gebälke tragen; aber die Zahl der umgestürzten ist größer. Schade, daß er nur die Hälfte des Raumes sah, den die Stadt einnahm, weil ihm seine Begleiter und Wegweiser nicht mehr länger verweilen wollten. Eben so interessant sind die Nachrichten jenes berühmten Reisenden über Gadara. (S. 279) Matth. 8, 28. Jetzt heißt der Ort Mkes, und zeigt noch schöne Ruinen, eine Menge Sarkophage aus Basalt. Die Bäder sind eine Stunde nördlich von der Stadt. Die südliche benachbarte höhlenvolle Gegend heißt Al Dschedur, das das alte Gadara. Aus der in diesem Lande so oft vorkommenden Umwandlung des G in Dsch in den eigenen Namen der Städte, Flecken u. s. w. will Seetzen schließen, daß die Römer ihr G wie Dsch ausgesprochen haben. Soll ihm denn die nahe Verwandtschaft des hebräischen oder aramäischen Gimmel und des arabischen Dschim unbekannt gewesen seyn? An der Stelle des alten Aschtharoth-Karnaim gibt Seetzen einen großen Ort mit vielen Ruinen und einem Kastelle an, den er Bussera nennt, worin der alte Name dieser Stadt Beestera noch lebt. In Rabboth-Amoe, dem alten Sitz der Könige der Amoniter fand Seetzen ebenfalls sehenswürdige Ruinen. Die merkwürdigsten waren ein viereckiges schön verziertes Gebäude, Ruinen eines alten Palastes, ein gut erhaltenes prächtiges Amphitheater mit einem Peristyl von korinthischen Säulen, eine große verfallene Kirche; auf dem Berge die Reste eines Säulentempels, der eine

Rotunde bildete, dessen Säulen eine bewundernswürdige Größe hatten, Spuren von der Stadtmauer, und vielen andern Gebäuden. Machärus, die stärkste Festung im jüdischen Lande, wo Johannes der Täufer gefangen und enthauptet wurde, fand Seetzen (S. 323) noch als ein Kastell mit Ruinen in der Nähe, das nun Mkaur heißt. An der Stelle des alten Lascha, später Kallirrhoe, sind nun Ruinen, die jetzt Sara heißen (S. 325). Es entspringt dabey ein heißer Bach, der nicht weit davon in das todte Meer fließt. In Ansehung der Streitfrage, ob es ein oder zwey Aroer gegeben habe, erklärt sich der Verf. für die letztere Meinung (S. 325), weil die Bibel so oft Aroer mit dem Beysatze am Arnon nennt, und ein solcher Beysatz nur solchen Oertern gegeben wird, welche verwechselt werden können. Das andere Aroer wäre demnach, wie er vermuthet, im Districte Gad in der Nähe von Rabboth-Arwe zu suchen. Die Hoffnung des Verf. diesen Zweifel mittelst Seetzen's Bestimmungen zu lösen, wurde leider getäuscht; denn der einzige Ort am Arnon, auf welchen die Lage Aroers paßt, ist Uem el Oerszas; wo aber Seetzen hinzusetzt: hier oder an der Quelle des Serka (Jaboks) wo der Verf. das erste Arver ohne Beysatz annehmen möchte. Er sucht zwar auch diese zweifelhafte Angabe Seetzen's auf eine scharfsinnige auch wahrscheinliche Weise zu Gunsten seiner Meinung zu erklären; aber die Erklärung stützt sich wieder nur auf Vermuthung, und die Schwierigkeit ist nicht gehoben. An der Stelle, wo auf der Karte Sibmah steht (S. 327), die Moabiterstadt, des Weines wegen berühmt 4. M. 32, 38. Jes. 16, 8. 9. hat Seetzen Ruinen gefunden, die Sümle el Alia heißen. An der Stelle des alten Ar, Rabboth Moas, der Hauptstadt der Moabiter (S. 327) fand Seetzen noch die Ruinen eines uralten Palastes oder Tempels, wovon noch einiges Mauerwerk, und von dem Peristyl zwey Marmorsäulen korinthischer Ordnung, aber ohne Piedestal stehen. Charak Moba, 2 Monab. 12, 17 fand Seetzen (S. 328) größtentheils zerstört, das Schloß verfallen und unbewohnt. Es heißt noch Karrak.

Der vorzüglich schönen und schätzbaren Karte von Palästina schickt Hr. Klöden (S. 331) eine Vorerinnerung voraus, in welcher er über die Gründe der Abweichungen dieser Karte von den früheren genügende Rechenschaft gibt, und die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit auf eine Art entwickelt, die den gründlichen Gelehrten in diesem Fache in ihm nicht verkennen läßt. Außer den älteren Vorarbeiten nennt er zwey neuere, die auf den Entwurf seiner Karte großen Einfluß hatten. Die erste ist eine Karte von Syrien von Ch. Paultre, einem französ. Artillerieoffizier in Kahira gezeichnet, und von Lapie und Piquet in Paris her-

herausgegeben. Nur bedauert Hr. Kl. daß bey dieser Karte die astronomischen Ortsbestimmungen in Palästina noch nicht benützt worden sind, die während Napoleons Feldzug in Aegypten und Syrien durch die Gelehrten-Kommission zu Stande kamen. In der Gestaltung des todten Meeres ist Hr. Kl. ganz Seetzen gefolgt, und glaubt, daß die anscheinend mondförmige Gestalt des Sees, die frühere Reisende gesehen haben wollen, ihren Grund in optischen Betrügen habe. Sein Gewährsmann Seetzen verdient um so mehr Glauben, da er außer dem Abte des Klosters von St. Saba der einzige Reisende ist, der den See umreiset hat. Der Bach Chrith ist auf der Karte östlich des Jordans gesetzt, weil ihn Hr. Kl. in dem in den Hieromax fließenden Bach Mojet el Uehrid zu finden glaubt; die Gründe für seine Vermuthung haben wirklich viele Wahrscheinlichkeit. Der See Jaser ist mit Recht ausgelassen; denn die Stellen Jerem. 48, 32. vergl. mit Jes. 16, 8, 9. machen keineswegs das Daseyn eines See's nöthig, und Seetzen fand keinen See in dieser Gegend. Die Lage und Richtung der Ebene Esdrelon hält Hr. Kl. jetzt für richtiger als auf den früheren Karten bestimmt, aber gegen die Lage des galiläischen Meeres und die darnach zu bestimmende Lage des Thabors ist er selbst noch mißtrauisch, und glaubt, daß ersteres zu weit nördlich gesetzt sey, wegen der Widersprüche, die daraus in Hinsicht der Entfernungsangaben entstehen; deren aber auch neue zum Vorschein kommen, wenn der See südlicher gerückt wird. Hr. Kl. sagt dann noch einiges recht Interessante über die Lage und Geschichte der Oerter, die nicht zu Palästina gehören, aber doch auf der Karte sind; als: Petra, Damaskus, Sidon u. s. w. Als Beleg für die Wahrheit, daß auch außerhalb Palästina im eigentlichen wüsten Arabien, was Ruinen und Kunstdenkmäler betrifft, noch ungemein viel Kennenswerthes zu finden sey, rückt Hr. Kl. aus einem Briefe Seetzen's sehr interessante Bruchstücke ein, und vereinigt sich dann mit jenem uns leider zu früh entrissenen gelehrten Wanderer in dem Wunsche, daß bald ein europäischer Reisender dieses merkwürdige Land bereisen, und durch seine Entdeckungen so manches noch Räthselhafte und Dunkle enthüllen möchte.

Art. X. D. Johann Georg Rosenmüllers Handbuch eines allgemein faßlichen Unterrichts in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre nach seinem christlichen Lehrbuche für die Jugend. In zwey Theilen. Erster Thl. Christliche Glaubenslehre. S. XX. 442. gr. 8. Altenburg und Leipzig. F. S. Brockhaus. 1818.

Mit diesem ersten Theile ist die christliche Glaubenslehre noch nicht vollendet. Es sollen, nach einem Vorworte des Herausge-

bers (M. Georg Hieronymus Rosenmüller, Sohnes des Verfassers) im achten Hauptstücke des zweyten Theiles noch die zur Dogmatik gehörigen Lehren von dem Worte Gottes, der Taufe, dem Abendmale und der Kirche abgehandelt werden. Wenn dagegen in diesem Theile noch von den Bedingungen der Seligkeit, von der frühen Besserung der Menschen und von der Bekehrung der Lasterhaften, lauter Gegenstände, die in das Gebiet der Sittenlehre gehören, gehandelt wird, so ist der Grund solcher Abweichung von der wissenschaftlichen Form darin zu suchen, daß dieses auch für Layen geschriebene Handbuch ganz der Ordnung des Lehrbuches folgt, dessen Text durch besondere Schriftzeichen bemerkbar völlig in den Zusammenhang der Rede eingewebet ist.

Schon in seinem Vorberichte zeigt der Verf. seine gemäßigte nüchterne Denkungsart, welche aus den Verwirrungen, in die eine unter tausend wechselnden Gestalten alles kritisirende Vernunft die Theologie gestürzt hat, so gut es sich thun ließ, zu retten und in's Licht zu stellen sucht, was mit dem Christenthume dem Menschen gegeben worden ist. Läßt sich gleich bey der Darlegung seiner Ansichten, sowohl was die Wahl und Ordnung, als auch die Behandlung seines Stoffes betrifft, eine gewisse Besorglichkeit, überall eine Seite offen zu behalten, die sich in anderer Darstellungsweisen füge, nicht verkennen, so ist solche bescheidene Art nicht so strenge zu beurtheilen an einem Lehrer einer Religionsgesellschaft, in der es jedem frey steht, über Wahrheiten des Glaubens zu denken und zu reden wie er will. Daß aber dem Verf. mit dieser Beschuldigung kein Unrecht geschehe, wollen wir gleich an dem ersten Satze seines Lehrbuches zeigen. In der Einleitung nach der Frage: »Was ist Religion?« wird gesagt »jeden Unterricht von Gott und von der Verehrung, die man ihm schuldig zu seyn glaubt, nennt man Religionslehre« und nun wird dem Religionslehrer die Weisung gegeben, darauf aufmerksam zu machen, daß dieser Unterricht auch falsch seyn könne, und überhaupt gesagt; daß keine Religion an sich durchaus wahr, so wie auch keine durchaus falsch sey, darauf aber das Kriterium angegeben: »Wenn aber ein Religionsunterricht der gesunden Vernunft und der heil. Schrift offenbar widerspricht, so — wird durch denselben schädlicher Aberglauben erzeugt und fortgepflanzt.« Was ist nun mit alle dem gesagt? Ist nicht bey solcher Ansicht des Heiligsten und Theuersten, was der Mensch hat, allen nur gedenkbaren Irrthümern und Thorheiten eine Thüre offen gehalten — nur allein die ewige Wahrheit, die aus Gott ist, will sich nicht hineinfügen, weil sie es nicht ertragen kann, daß sie auch falsch, also — nichts seyn sollte. Wie es der Religionslehrer anfangen werde, das Zutrauen seiner Lehrlinge zu gewinnen, wenn er ihnen sagt, daß keine, also auch

— seine Religion nicht durchaus wahr ist, scheint den Verf. gar nicht angefochten zu haben. — Wir sind dagegen des festen Glaubens, daß die Religion, die wir lehren, durchaus wahr seyn müsse — objectiv, dargestellt im lebendigen Worte, das aus Gott ist, und für jeden als solches erkennbar, der es nur auch erkennt, daß ohne das Wort von Gott auch nicht ein Gedanke an Gott in seiner Seele zum Leben gekommen ist, und darum auch subjectiv, weil, wer nicht selbst glaubt, daß die Lehre, die er verkündiget, von Gott sey, auch nicht sagen solle, daß er Religion (was den Menschen mit Gott verbindet) lehret. Was kann einem Menschen das Recht geben, seinen Brüdern, die nicht schlechter sind, als er, Heil und Verdammniß anzukündigen, wenn er es nicht aus Gottes Auftrag thut? Wenn wir doch nur einmal von dem Irrthume, der alles verwirrt hat, zurückkämen, daß der Mensch auch nur Etwas von dem, was Gott angeht, selbst erdacht habe; solches ist allemal falsch, das Wahre kommt allein von Gott. Erfinden mag der Mensch, aber was er findet, ist nicht sein, er soll es dem rechtmäßigen Herrn zurückstellen, dem allein die Ehre gebührt. Der Mensch, der sich, statt den wahren, lebendigen, und alles belebenden, beseligenden Gott anzuerkennen, mit einem Gespenste begnügen muß, das eben aus seinem Gehirne ausgekrochen ist, und das jede aus dem erhitzten Blute in seine Phantasie emporsteigende wilde Glut sogleich wieder vernichten kann, ist wohl ein armseliges Wesen. — Es schien uns nöthig, unsere Meinung klar auszusprechen über einen Gegenstand, der zuerst vollständig ins Reine gebracht seyn muß, bevor nur weiter ein Wort über Religion gesagt werden kann. Darum — wenn wir es gleich billigen, daß der Verf. dem neuerlich in der Theologie mit so viel Aufwand von Scharfsinn in Bezeichnung der Begriffe geführten Streit über Offenbarung und die Möglichkeit derselben nicht in sein Handbuch aufgenommen hat, so hätten wir uns dennoch nicht begnügt, blos zu sagen S. 19. »Gott hat die Menschen auf eine Art, die wir nicht erklären können, belehrt« sondern hinzu gesetzt, daß — wo Gott zu den Menschen sprach, es allemal nur an ihnen selbst fehlte, wenn sie das Wort nicht hörten, also auch, daß wir Christen vollkommen sicher seyn dürfen, daß unsere Religion eine wahre Offenbarung, das ist, eine für Menschen mittelst derselben Organe, wodurch ihr Geist allen Stoff seiner Erkenntnisse aufnimmt, vernehmbares Wort Gottes sey. Was hierüber noch weiter zu sagen wäre, über das lebendige, ewige Fortbestehen dieses Wortes in unwandelbaren Formen und Tönen, und wie doch dieses die Bedingniß der Sicherheit und Klarheit im Anschauen des Göttlichen und Hören des göttlichen Wortes sey, das durfte man freylich noch weniger in einem

protestantischen Lehrbuche erwarten; aber desto weniger wird es uns zu verargen seyn, wenn wir unsere jüngeren katholischen Religionslehrer warnen vor jener Unsicherheit, Selbst- und Menschengefälligkeit, die jeden, der nicht fest bey dem bleibt, was ihm als Gottes Wort überliefert und anvertraut worden, daß er es wieder also überliefere, ohne vom Menschlichen was hinzuzuthun, um alle Wahrheit, um seine eigene Ehrlichkeit, Ruhe und Seligkeit betrügt. Man meinte nur eine Methode des Lehrunterrichts anzunehmen, als auch in Lehrbüchern der Professoren auf katholischen Universitäten, nach Art der protestantischen, zwischen den Glaubenslehren unterschieden wurde, welche mehr oder weniger populär seyen, ja wohl, welche gar nicht für den Volksunterricht geeignet seyen; ja selbst die Mühe, die sich manche gaben zu zeigen, daß alle Glaubenslehren auch dem Volke vorgetragen werden müssen, gab schon zu erkennen, daß sie über eine völlig zweifelfreye Sache unsicher und schwankend gemacht worden sind. — Wenn wir nicht wüßten, was wir lehren sollen, so stünde es übel um uns; so aber wissen wir es, und sind ruhig, weil wir eine Kirche haben, die von Gott ist, und die treu bewahret und festhält das Wort von Gott. Wir wollen nichts halb seyn, nicht Menschenerfindungen und Gotteslehren zugleich vortragen, wir nehmen den ganzen Christum, wie er uns das Evangelium, die Botschaft von der Liebe des Vaters, auf die Erde brachte. Dieses Evangelium verkündigen wir auch ganz, nicht blos das, was einige Jünger des Herrn viele Jahre nach seiner Himmelfahrt von seinen Lehren und Thaten aufgeschrieben haben, und was so genannt wurde; sondern Christum selbst, der unseres Wissens niemals etwas aufgeschrieben, sondern immer nur geprediget, und auch zu seinen Jüngern nirgends gesagt: Nehmt Pergament und Griffel, und schreibt, damit nichts von dem, was ich rede und thue, verloren gehe für die Nachkommen, sondern immer nur sagte: Prediget auf den Dächern, geht von einer Stadt in die andere, geht in die ganze Welt und lehret. Dennoch ist uns auch das geschriebene Evangelium wahres Gottes-Wort und heilig; wir haben es auch immer heilig und in Ehren gehalten; wir haben niemals etwas davon weggeschnitten nach menschlichem Belieben, noch diese heiligen Bücher auf die Folterbank sogenannter höherer Kritik gelegt, und sie durch anmaßende Klügeley entwürdiget, und für uns vernichtet. Wir glauben, daß die Kirche, welche Christus selbst auf Erden gestiftet, zu der er selbst den Grundstein gelegt hat, noch immer sichtbar ist, und bis an der Welt Ende sichtbar seyn werde auf Erden, weil wir überhaupt den ganzen Christum nehmen wie er ist, und gewiß sind, daß in seinem Munde kein Betrug gefunden worden ist, daß er keine Lüge gesagt habe. — Also allein mögen wir uns auch für Religionsleh-

rer halten, da wir nicht lehren, was unser, sondern was Gottes ist, so wie ja er selbst sein Wort nicht als Menschenwort, sondern Gotteswort verkündigte, und überall nicht seine, sondern Gottes Ehre suchte. — Wir müssen uns dagegen verwahren, als ob wir zu allem dem, was wir hier nur aus Anlaß der eben angeführten Stellen sagten, sonst noch in diesem Handbuche Ursache gefunden hätten. Vielmehr müssen wir, aus dem Standpuncte eines protestantischen Religionslehrers betrachtet, dem Verf. die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er, wie wir gleich im Eingange sagten, vom Christenthum überhaupt eine hohe, würdige Meinung habe, und die einzelnen Glaubenslehren desselben gegen die Anfechtungen bloß rationalistischer Lehrer zu vertheidigen, und ihre praktische Seite zu beleuchten sucht. Die Verschiedenheit unserer und seiner Ansichten kann daher größtentheils nur die Methode des Vortrages, oder das Urtheil über Popularität einzelner Glaubenslehren betreffen. Schon in der Vorerinnerung erklärt sich der Verf. gegen die kantische moralische Interpretation der Bibel; in der Einleitung, die von der Religion überhaupt und ihren Erkenntnißquellen handelt, setzt er sehr klar die Unhaltbarkeit der kantischen reinen Pflichtenlehre auseinander, deckt die Widersprüche auf, in welche sich ihre Vertheidiger verwickeln, sie mögen schon die zwey verschiedenen Begriffe von Glück und Glückseligkeit anerkennen oder nicht, und zeigt am Ende, daß Christus und die Apostel Eudämonisten waren, ganz gegen die Vorstellungsart der kritischen Moralphilosophen, die sich mit dem Evangelium nie vereinigen lassen wird. Alle christlichen Prediger sind mit ihren Versuchen, die kantische Moral zu lehren, verunglückt. Vom alten Testament sagt der Verf., daß es zum Theil auch für uns Christen noch eine Vorschrift des Glaubens und Lebens sey, »es ist darin von Christo geweissagt; Christus und die Apostel selbst machten Gebrauch davon.« Was aber die Verbreiter der Bibelgesellschaften dazu sagen werden, wenn es heißt: »Wenn daher Christen lernen wollen, wie sie gut und glückselig werden können, so müssen sie nur dasjenige lesen im alten Testament, was zu ihrer Erbauung dienlich ist. Das Uebrige dient zur Erweiterung unserer Kenntnisse, ist aber nicht nothwendig zu wissen,« wissen wir nicht, wohl aber, daß auch noch andere protestantische Lehrer, und wohl noch nachdrücklicher dasselbe ausgesprochen haben.

Das erste Hauptstück des Handbuches handelt von Gott und der Erschaffung aller Dinge, von Gottes Vorsehung und von seinen Eigenschaften. Natürlich wird hier zuerst die Brauchbarkeit der gewöhnlichen Beweisarten für das Daseyn Gottes geprüft, und mit Verwerfung der ontologischen, für die physikotheologische und moralische entschieden. Schon, daß allemal von diesen Beweisar-

ten gesprochen wird, zeigt den Zwang an, den die Schule dem Religionslehrer anlegt, und der die freye Ansicht im Lichte des lebendigen Glaubens hindert. In den Psalmen finden sich herrliche Betrachtungen der Schöpfung Gottes; aber es sind eben Betrachtungen dessen, was schon da ist im festen Glauben an Den, Der vor allem war, und alles gemacht hat, keine Beweisführungen für das Daseyn Gottes. Hier heißt es ganz kurz: »Der Narr sagt in seinem Herzen, es ist kein Gott.« Wir lassen alles gelten, was aus der Betrachtung der Mannigfaltigkeit, Ordnung, Schonheit und Größe des Weltalls Erbauliches gezogen werden kann; aber nur wollen wir es dem Volke nie in der Form einer Beweisführung vortragen, weil wir damit immer zu spät kommen, und es allemal eine Täuschung ist, wenn wir meinen, daß einer aus der Betrachtung der Welt Gott erst erkennen möge, wenn er nicht schon glaubt, daß Er ist. Noch weniger können wir den sogenannten moralischen Beweis, als solchen gelten lassen, und wir haben gemeint, der Verfasser werde denselben eben so, wie das Kantische Moralprinzip abgewiesen haben, weil es ja doch nicht schwer ist zu entdecken, daß die Idee eines Vergelters des Guten und Bösen nothwendig in der Idee von Gott liegt, also doch wohl auch im Menschen schon lange früher gewesen seyn muß, ehe ihn die philosophische Forderung einer nothwendigen Ausgleichung der Tugend und Glückseligkeit erst darauf gebracht hätte. Der Verfasser sagt es ja selbst S. 231, wie viel sich die Menschen von dem aneignen, und für ihre Erfindungen ausgeben, was sie doch nur der Belehrung durch das Christenthum zu danken haben. Wie lebendig, Menschen von allen Bildungsstufen angemessen, eindringlich und würdig spricht dagegen das Buch aller Bücher von dem Schöpfer aller Wesen. Er ist da, er lebt und wirket, überall der selbe, der ist, war, und seyn wird. Der Verfasser hat dieses in seiner Darstellung Gottes nach der Schrift herrlich gezeigt. Der zweyte Abschnitt von der Vorsehung Gottes enthält eine klar und im besten Sinne des Wortes populär geschriebene Theodicee, wie überhaupt Klarheit, Faßlichkeit und Brauchbarkeit für den Volksunterricht ein entschiedener Vorzug dieses Handbuches ist. Dasselbe gilt durchaus von dem dritten Abschnitt, in welchem von den Eigenschaften Gottes, nur vielleicht zu weitlaufig, gehandelt wird; wiewohl es uns gar nicht zu viel wurde, was der Verfasser bey der Gerechtigkeit von den Strafen Gottes S. 127—138 sagt, zu lesen; ja wir hätten gewünscht, daß er eben so, wie er die Strafgerichte Gottes an einzelnen Menschen darstellte, an dem Sturz und Verfall ganzer Städte und Völker die waltende Gerechtigkeit Gottes gezeigt hätte; denn es gibt auch Nationalsünden, die ein jeder mitbegeht, weil und wie er zur Nation gehört, für die jeder

mitbestraft wird, weil und wie er zur Nation gehört. Dasselbe mit der würdigsten Vorstellung von Gott, mit der Liebe als Princip aller Gerechtigkeit, und mit deutlichen Aussprüchen Christi in Einklang zu bringen, wäre dem Verfasser gewiß eben so wenig schwer gefallen, als es ihm so schön gelungen ist, die schönsten und stärksten Beruhigungsgründe über das moralische Uebel in der Welt auf die faßlichste und eindringlichste Art darzulegen. Im vierten Abschnitte wird nochmal eigends von der Einheit Gottes gehandelt, wobey gleichsam beyläufig von der kirchlichen Lehre, daß in einem göttlichen Wesen drey Personen, der Vater, der Sohn und der heilige Geist, unterschieden werden, Meldung geschieht. Es sey uns genug hier zu bemerken, daß es der Verfasser gelten läßt, auch die Worte Dreyeinigkeit, Dreyfaltigkeit in den Unterricht aufzunehmen, während so viele andere davon gar nichts hören wollen, und z. B. Fritsch in seinem Handbuch ausdrücklich sagt: »er finde an der Lehre von der Dreyeinigkeit gar nichts praktisches, und würde es auch nicht finden, wenn sie auch wirklich biblisch richtig, und an sich gegründet wäre.« Wir möchten dagegen um alles in der Welt keinen Menschen um das betrügen, was uns in der Erkenntnißquelle unseres Glaubens gegeben wäre, und dafür unsere Einbildungen für Wahrheit ausgeben.

Das zweyte Hauptstück handelt von den guten und bösen Engeln. Was hier gleich im Eingang über den Einwurf, den manche gegen viele Lehren der Schrift aus dem möglichen Mißbrauch derselben hernehmen, S. 159 gesagt wird, verdient gelesen und zu Herzen genommen zu werden. Der Verfasser hält sich bey dem Vortrage dieser Lehre ziemlich an die Darstellungen der Bibel; dennoch hat er es nicht gewagt, die Ursache aller Sünde in der Welt dem bösen Feinde, der ein Mörder von Anfang war, Joh. 8, 44, zuzuschreiben, und in den Besessenen zur Zeit Christi was anders, als bloß natürliche Krankheiten mit ungewöhnlichen Symptomen zu finden.

Das dritte Hauptstück handelt von dem Menschen nach seiner Natur und Bestimmung, nach seinem ursprünglichen und jetzigen Zustande. Es konnte nicht Zweck eines solchen Handbuches seyn, eine philosophisch begründete Anthropologie zu liefern, sondern vielmehr die durch den allgemeinsten Sprachgebrauch bestimmten Begriffe klar zu entwickeln, und jedem Worte die Bedeutung zu lassen, die ihm eben der allgemeine Sprachgebrauch gegeben hat. Darum möchte es vielleicht nicht jedem zusagen, die vorzüglichsten Kräfte unserer Seele »Vernunft und freyer Wille« zu nennen, und »Verstand« die Anwendung des Vernunftvermögens. S. 181. Auffallend ist es auch, daß der Ver-

fasser den Thieren Seelen zuspricht, wiewohl keine vernünftigen, und dennoch gleich darauf eben den Thieren Denkvermögen, selbst ein Vernunftvermögen zutheilt, da er ihnen nur die Anwendung des Vernunftvermögens, den Verstand, abspricht. S. 182. schon früher S. 46. hat er sich noch auffallender über die Seelen der Thiere ausgesprochen. »Es wird in der Natur nichts vernichtet, mithin wird auch die Seele des Thieres mit dem Tode des Körpers nicht zerstört, sondern vielleicht stufenweise bis zu einer vernünftigen Seele und zu einem vollkommnern Zustand in einem veredelten Korper erhoben werden.« Solche seelenwanderische Vorstellungsarten möchten wir niemanden vorsagen, weil sie wirklich Aberglaube sind, nicht erst dazu mißbraucht werden können.

Zweyter Absatz. Der Verf. nimmt die Schöpfungsgeschichte an, wie sie Moyses gibt, ohne sich in eine Widerlegung der vielen dagegen erhobenen Schwierigkeiten einzulassen. Seine Tendenz ist durchaus praktisch. So behandelt er auch die Geschichte von dem Sündenfalle der ersten Menschen, und erlaubt auch alles Uebel, was daraus für alle Menschen hervorgegangen ist, die Erbsünde zu nennen; behauptet aber doch, die Schrift erkläre sich hierüber nicht, woher das Uebergewicht des Bösen über das Gute, die Sünde entstanden sey S. 202, und führt doch selbst (S. 200) Röm. 5, 12 an. Von dem Verderben des Menschen wird nun der Uebergang gemacht zu seiner Erlösung oder Wiederherstellung, und im

Vierten Hauptstück von Jesu Christo, dem Erlöser der Menschen, gehandelt, und da zuerst von seiner Person, von der Gottheit Christi würdig, klar und mit Aushebung der praktischen Seiten, dann von seiner Geschichte auf Erden gesprochen, und hier nach Art der alten Religionslehren das dreyfache Amt Christi, das prophetische, das priesterliche und das königliche unterschieden. Zuerst ist Christus der Stifter der besten Religion. Wir haben uns im Lesen des Buches viele treffliche Stellen angezeichnet, die wir nun, da wir ohnehin schon fast die Grenzen überschritten haben, nicht mehr ausheben können. Nicht blos die Lehre, auch die Wunder und Weissagungen sind Beweise der Wahrheit der Religion Jesu. Die Versöhnungslehre ist ganz anders vorgetragen, als in De Wette's Büchlein de morte Christi expiatoria. Hier bemühet sich auch der Verfasser, und nicht vergeblich, die zu strenge Vorstellungsart Luthers, von der Nothwendigkeit des Glaubens allein ohne die Werke, zu mildern. Die Auferstehung Christi wird als nothwendige Bedingniß der Möglichkeit der Verbreitung seiner Lehre angenommen, und in ihrer ganzen Wichtigkeit als der Sieg Jesu über den Tod dargestellt. Wie aber der Verfasser nach Annahme dieses Wunders sich noch bemü-

hen mag, seine Erscheinungen bey verschlossenen Thüren, sein Verschwinden unter den beyden Jüngern zu Emmaus natürlich zu erklären, sehen wir nicht ein. Auch sind wir überhaupt mit den vielen Paraphrasen der Schriftterte, die öfter das eigene Leben der Worte der Bibel tödten, als es deutlicher machen, nicht einverstanden. Was soll z. B. das matte (»schon vorhanden gewesen«) nach den Worten Christi: »Ehe denn Abraham ward bin ich.« (S. 220.) Verliert nicht dadurch das Wort seine Kraft?

Im fünften Hauptstück redet der Verfasser von den letzten Dingen, namentlich 1) von dem Tode des Menschen, 2) von der Auferstehung der Todten, 3) von dem allgemeinen Weltgerichte, 4) von dem Ende der Welt, und 5) von der darauf folgenden ewigen Seligkeit der Frommen, und ewigen Unseligkeit der Verdammten. Die Lehre von dem Tode des Menschen machte dem Verfasser Schwierigkeiten, wegen der Trennung der Seele von dem Leibe, und der Ausmittelung des Zustandes, in dem sich die Seele nach dem Tode befindet. Das mögen die Widersprüche beweisen, in die sich der Verfasser hier unvermerkt verwickelt hat. »Die Seele,« heißt es S. 293, behält auch nach dem Tode des Leibes ihr Bewußtseyn, ihre Kraft zu denken, zu wollen, zu wünschen, sich zu erinnern, zu freuen, zu betrüben; und S. 295: »Mag es immer seyn, daß die Seele durch die Trennung vom Körper in eine Art von Betäubung versetzt wird, so wird und kann doch diese nicht fortdauern. Sie wird vielleicht nur so lange währen, bis die Seele in ihren neuen Aufenthalt, in ihre neue Wohnung versetzt ist.« Solches hätten wir gewiß lieber gar nicht gesagt, wenn wir am Ende hätten hinzusetzen müssen: »Wie der vom Körper getrennte Geist fortfahren könne zu denken und zu wirken, davon können wir freylich die Art und Weise nicht angeben, aber möglich ist es.« Ueber die Beweise der Unsterblichkeit der Seele können wir kein solches Urtheil fällen, wie über die Beweise vom Daseyn Gottes, weil sie der Verfasser nirgend anders, als aus den Eigenschaften Gottes, der Weisheit, Güte, Gerechtigkeit und Heiligkeit, hernimmt, und nach alle dem Christum, den Geber der Unsterblichkeit, dafür sprechen läßt. Da läßt sich was beweisen, wo man von Gott ausgeht; aber wo man den Gott, der überall schon da ist, erst machen will, da ist alles Philosophiren eitel. Im Anfange schuf Gott Alles, und im Anfange war das Wort, durch das Alles ist, was ist. Mit diesem Lichte finden wir die Wahrheit. Die Hypothese von einer möglichen Besserung der Verdammten in jener Welt, so gut gemeint sie seyn mag, und so viel der Verfasser Mühe anwendet, sie durchzuführen, will uns doch nicht einleuchten. Es kommt die Nacht, wo Niemand wirken kann. Christus selbst hat

Luc. 16, 20—25, Matth. 25, 38 u. s. a. diese Lehre zwar nur in paraboliſcher Form, aber zu klar in ihrem Sinne vorgetragen, als daß ſie eine andere Erklarung zuließe.

Im ſechsten Hauptſtück bemerkten wir, daß der Verfaſſer ganz gegen den Sprachgebrauch und die Ableitung des Wortes unter der frühen Beſſerung des Menſchen ſeine erſte Erziehung zur Tugend und Religion verſtehe. Die hierin von den unſrigen abweichenden Anſichten darzulegen, erlaubt der Raum nicht. Wir müſſen uns begnügen, mit der im Eingange ausgeſprochenen Verwahrung, das allgemeine Urtheil zu wiederholen, daß in Rückſicht der Mäßigung und Beſonnenheit, der oft lebendigen Wärme, mit der der Verfaſſer dem Chriſtenthum das Wort redet, vorzüglich aber der klaren, lichtvollen Darſtellung und Brauchbarkeit für den Volksunterricht, dieſes Handbuch proteſtantiſchen Religionslehrern, und auch als ein Leſebuch für ihre Layen ſehr zu empfehlen iſt.

W. P.

Art. XI. Satire di *Angelo D'Elci Fiorentino*. Firenze della stamperia *Piatti* 1817, mit dem Porträte des Verfaſſers, zwey Ausgaben, eine in Oktav, die andere in Quart.

Gute Satyren ſind in der neuen Literatur aller Völker ſo ſelten, daß der Ausruf difficile est Satyram non scribere hier gerade umgekehrt, wahr zu ſeyn ſcheint. Unter allen Satyren-Dichtern europäiſcher Nationen (deren jegliche die ihrigen und keine mehrere als der Italiener aufzuweiſen hat) iſt Boileau allein zu wohlverdientem klaſſiſchen Anſehen gelanget, und alle anderen Verſuche, hierin den Römern nachzueifern, ſind weit von dem vorgeſteckten Ziele zurückgeblieben. Der Grund davon liegt nicht in der Unſchuld der Zeiten, nicht in der Unfähigkeit der Sprachen, oder in der Untüchtigkeit der Dichter, ſondern in der romantiſchen und mit einem Kunſtworte ſogenannten ſentimentalen Stimmung des Genius aller neueren Poeſie, wodurch die Satyre weit minder als durch den antiken und naiven Ton klaſſiſcher Vorzeit begünſtiget wird. In unſeren Tagen phantaſtiſcher Verwirrung und myſtiſcher Verirrung, wo die Poeſie faſt überall zum Schattengefechte von übertriebenen Empfindungen, oder von leerem philoſophiſchen oder myſtiſchen Bombaſt heruntergeſunken iſt, wo es verwehrt iſt, nicht nur die Perſonen, ſondern auch die Sachen bey ihren wahren Namen zu nennen, fürwahr — Difficile est Satyram scribere! —

Schwer iſts nämlich für den heutigen Satyriker, auf den viel betretenen Bahnen klaſſiſcher Muſter mit Beyfall fortzuwandeln; aber noch viel ſchwerer, ſich deren neue zu brechen. Das Kleeblatt

der römischen Satyriker: Horatius, Juvenalis und Persius, bleibet für immer die Verzweiflung des Nachahmers der alten, und des Erfinders neuer satyrischer Formen. Selbst Boileau dankt die Größe und Allgemeinheit seines Ruhmes nur der ängstlichen Treue, womit er sich an den Musterbildern des Alterthums festhielt, und auch keinen Schritt über den selbst gezogenen Kreis römischer Anordnung und französischer Schicklichkeit hinauswagte. Viele Versuche der Satyrendichter aller europäischen Nationen, sich von diesem dreyfachen Canon zu entfernen, und auf eigenem Pfade die Palme der Satyre erringen zu wollen, haben bisher mißlungen, und während Boileau überall, sey es in der Uebersetzung, sey es in der Ursprache, gelesen wird, kennet fast keine Nation die Satyriker der Nachbarn.

Von diesen Wahrheiten durch Erfahrung überzeugt, versuchte der Verfasser sein Heil in schulgerechten klassischen Satyren. Diese sind zwar durch die reinste toskanische Sprache, und die Ottave rime der äußeren Form nach zu italienischen gestämpelt, dem Inhalte nach aber echt römischen Geistes und Gehaltes; weder blos für den Italiener, der die Klassiker nicht kennt, noch für den Liebhaber klassischer Literatur, dem die Feinheiten der italienischen Sprache und toskanischen Mundart unbekannt sind, sondern blos für Leser geschrieben, die mit den klassischen Werken der alten und neuern Bewohner Italiens gleich vertraut, der Fülle altklassischer Gelehrsamkeit und neuerer Dichter-Sprache vollkommen mächtig, zur Lesung und zum Genusse keines Sach- und Sprach-Wörterbuches, keines grammatischen und philologischen Commentares bedürfen; dennoch wäre der letzte sehr zu wünschen, da gewiß nur den wenigsten der Leser das ganze Hausgerathe antiquarischer, historischer und philologischer Gelehrsamkeit in ihrem Gedächtnisse so zu Gebote steht, daß sie das Erforderliche bey jeder Strophe sogleich zum Gebrauche zu verwenden im Stande wären. Der Verfasser wollte, scheint es, diese Sorge künftigen Herausgebern seiner Satyren überlassen, indem er dieselben auch mit keiner einzigen Note, mit keinem Vorberichte, mit keiner Schlußrede, mit keiner Inhaltsanzeige der einzelnen ausgestattet, sondern sie so ganz rund, gediegen und kornicht in sich selber geschlossen, und alle äußeren Zusatze verschmähend als ein klassisches Werk in die Welt geschickt hat. Die Benennung klassisch kömmt denselben, wie schon aus dem Gesagten erhellet, aus mehrfachem Grunde ganz eigentlich zu; denn sie sind nicht nur allgemein klassisch durch Reinheit der Sprache, durch klaren und glücklichen Versebau, durch besonnene Anlage und Anordnung der einzelnen Theile zu einem vollendeten Ganzen, durch Ernst und Würde, sondern auch insbesonders, und zunächst römisch-

klassisch durch die gedrängte Fülle alterthümlicher und geschichtlicher Kenntnisse, durch die beständigen Beziehungen auf die großen Thaten und die großen Männer griechischer und römischer Dichtung und Geschichte, durch den ölichten Kern nahrhafter Gelehrsamkeit, den die wohlgeglättete Schale eines abgerundeten Versbaues umschließt.

Was den Ton betrifft, ist derselbe keineswegs der leichttadelnde des venusinischen Sängers, sondern der hart strafende und bitter lachende Juvenal's; er spielt nur selten mit der Gerte des Sokrates, und schwingt lieber die archilochische Geißel: und wiewohl einzelne Stellen und sogar die Anordnung von ein Paar Satyren, namentlich die der Reise durch Italien, an horazische erinnern, so hat der Verfasser doch augenscheinlich im Gange und in der Anordnung der seinigen die juvenalischen zum Muster gewählt. Die meisten derselben sind eine Porträt-Sammlung, worin dasselbe Laster oder dieselbe Thorheit unter verschiedenen Beziehungen und Stellungen, und immer mit den lebendigsten Farben und stärksten Schlagschatten abkonterfeyet wird; auch die gewählte Form der Strophe in Ottave rime sagt dieser Anordnung am besten zu, indem dieselbe den angemessensten Rahmen zu den einzelnen Porträten hergibt. Die Horazische Satyre würde sich im Italienischen in Versi sciolti ganz gewiß freyer bewegen, als in dem klingenden Waffenrocke der achtzeiligen Strophe; da der Verfasser aber dieser und seiner Sprache vollkommen Meister ist, so ziemt seiner geharnischten Rede sehr wohl der achtzeiligen Strophe tönende Rüstung.

Von den zwölf Satyren des Verfassers behandeln die meisten zwar Stoffe, in denen sich schon die großen römischen Meister, seine Musterbilder, versuchet haben, und drey derselben, nämlich: die über die Adelichen, die Weiber, und die Schriftsteller, gewähren um so anziehendere Vergleichungspuncte, als nach Horaz und Juvenal auch Boileau denselben Gegenstand in dreyen seiner berühmtesten Satyren behandelt hat. Wie D'Elci in der Porträtmalerey der Weiber mit Boileau um den Preis turniret, so tiostet er in dem Porträte des Geizigen mit dem größten Maler desselben, mit Moliere. Die Horazische Reise (Sat. L. I. 5. Egressum magna me accepit Aricia Roma hospitio modico) und die dritte Boileau's, welche den lächerlichen Aufwand eines schlechten Mittagmales beschreibt, haben dem Verf. die Idee zu seiner siebenten und vierten gegeben, worin er jedoch das Netz desselben Umrisses auf ganz andere und eigene Weise ausgefüllt hat. Nach Juvenal und Horaz geißelt der Verfasser auch in der dritten Satyre den Aberglauben, und in der neunten die schlechten Schriftsteller durch, doch so, daß er nicht einzelne

Lächerlichkeiten schlechter Dichter, und falscher Andächtigen heraushebt, sondern alle Hauptsünden der Schriftstellerey im Ganzen, und die beyden äußersten Enden von Aberglauben und Unglauben in einer Hand zusammenfassend, dieselben mit der anderen unbarmherzig durchpeitscht. Der Stoff der drey letzten Satyren, nämlich die Wuth der gesellschaftlichen Vergnügungen, die Verstellung und der Luxus, sind unsers Wissens noch von keinem anderen Satyriker behandelt worden, und gehören sowohl von Seite der Erfindung als der Behandlung ganz eigen dem Verfasser an, welcher hingegen in der ersten Satyre welche die Veranlassung des Buchs, und allgemeinen Tadel des Lasters und der Thorheit enthält, sich mit seinen Musterbildern, Horaz und Juvenal, und auch mit Boileau begegnet. Er beginnt:

Mentiste assai; tempo non è di fole,
Muse, cantiamo il vero: assai taceste
Ciò che dir si dovria, nè udir si vole,
Se ancor sonasse in musica celeste.

spricht dann aus Begeisterung der Galle:

Taci. Parla la bile *(facit indignatio versum)*

und weihet sich der Satyre:

Poiche il frizzo piu scotta, che il Vangelo,
(Ridiculum acri fortius et melius magnas plerumque secat res);

zwar fliehen alle den Satyriker;

Fuggasi, ognun già grida, ecco il Poeta,
Che spumanti nemici, e amici addenta,
Noti, e ignoti; e con pagina faceta,
Non corregge, ma offende, e i vizj inventa.
(Omnes hi metuunt versus, odere poetas.
Foenum habet in cornu; longe fuge: dummodo risum
Excutiat sibi, non hic cuiquam parcet amico).

Soll ich deßhalb aufhören, frägt der Dichter: Ch' io cessi?

So höre denn die in falschen Eifer verkappte allgemeine Sucht übler Nachrede zuvor auf:

Cessi il rancor, che sembra zel, nè sbrani
Merto, e innocenza, nè guerreggi in pace;
Cessi il sospir maligno, i sali urbani
(Pugnal permesso) e il fiel d' odio sagace;
La favella del gomito, e d'arcani
Sguardi l' empia pietà; cessi il mordace
Silenzio, e il bisbigliar di santa vespa,
E il ghigno del livor, che i nasi increspa.

Diese Tadler sind zu fürchten und zu meiden,

Questi i sicarj sono; indi profonde
Piaghe, qui l' erba olenza, e l' angue è sotto.

(Hic niger est; hunc tu, Romane, caveto.
Hic nigrae succus loliginis
Hic latet anguis in herba.)

So will ich denn schreiben, aber wer liest, und was liest man?

Chi legge? *(quis leget haec? — Persius I.)*
Leggon Matrone amor, Preti bugia,
Farse il Legista, e il Monaco gazzette.
Se offendon pudor, trono, o sagrestia
Le impresse carte, son vietate, e lette.
Legge il volgo, e di libri epidemia
Va in palagi, in tugurj: ognun da infette
Pagine beve il morbo, e all' alme il vischio
Cresce così, che l' alfabeto è rischio.

Uebrigens darf sich Niemand persönlich getroffen fühlen, schließt der Dichter:

Son tutti i rei, che accenno, o finti, o morti.

Nachdem der Dichter in der zweyten Satyre den hochmüthigen Ton der Anmaßung, die über alles und ohne hinlängliche Kenntniß abspricht, gemeistert hat, gibt er in der dritten dem Unglauben, wie dem Aberglauben, volle Ladung:

Empietà nella Fè, Cristiani i vizj,
Estesa all' Arca veggio impura mano;
In sen Barabba, e sull' altar palmizj,
Veggio, e misto il Vangel coll' Alcorano
Scuopro.

Er empfiehlt seiner Muse Vorsicht, um die Heiligkeit des Priesterthums nicht zu entweihen, und ihre Hirten nicht zu brandmarken:

Lungi la Musa mio dal Presbiterio
Provida sferzi il gregge, e tu i pastori;
Nè acerbo ghigno in argomento serio
Il Teta imprima ne' tuoi senatori.

Der letzte Vers ist einer der vielen, gewiß für viele der Leser unverständlichen; denn wie viele derselben wissen, daß den Sclaven und Missethätern bey den Römern und Griechen das Verdammungsurtheil mit dem griechischen Buchstaben Θ (Θανατος Tod) an die Stirne gebrannt wurde, und wer erinnert sich sogleich des hieher gehörigen Verses aus Persius: *(Et potis es nigrum vitio praefigere theta. Pers. Satyra 4.)*

Er eifert wider die Christen, die heute nur noch durch die Taufe und durch das Leichenbegängniß als solche erscheinen:

La gente, che ora sol nel Battisterio
Cristiana appare, e sol nel cimiterio.

Die unschickliche Weise, womit in der Kirche die Musik lieb-

haber den Kastraten Beyfall zollend, sich vom Altare gegen den Chor wenden, ist nirgends lebendiger und bündiger zurecht gewiesen, als in den folgenden vier Versen:

Mentre in suon di nequizia i sacri detti
Canta un cappon degli Angeli vicario,
E intanto il folto stuol nel divo albergo
A lui volge la faccia, e al Nume il tergo;

und die folgende Strophe schließt mit dem kräftigen Epiphonem, daß der Herr, der die Tische der Wucherer im Tempel umstürzte, nun die Altäre selbst hinauswerfen werde:

se dai Templi avari,
Già i deschi tolse, or toglierà gli Altari.

Neu sind die Portraite der Tischgenossen des Gastmales in der vierten Satyre, und manche Züge, womit das Portrait des Geizigen in der fünften ausgemalt ist, wie die folgenden beyden Strophen:

Con tenue vitto il ventre ai servi strigne,
Nè a' figli è più cortese, o all' egra moglie,
Lattughe, e cavoli in lucerna intigne,
E conta del basilico le foglie.
Il pozzo, e la cisterna son sue vigne,
E avarizia il fatò da tutte vaglie:
Ne spende infermo in medici prudenti,
Ma le membra consegna a esperimenti.

Se gliel concedi, struggerà i sacrati
Vasi ancor pieni, e pissidi, e patene
Sull' ara istessa cangerà in ducati,
E al Nume aurato raderà le schiene,
Getterà in mar, pria de' barili amati,
Dal grave pin (se mal l' onda il sostiene)
Getterà i figli suoi, benchè non speri
Le balene di stomaco leggieri.

Die sechste Satyre, über den Adel, dürfte bey der Mehrzahl der Getroffenen wohl das größte Aergerniß vor allen übrigen erregen. Wie Juvenal die seinige mit der Frage beginnt: *Stemmata quid faciunt?* so der Verfasser:

Torvo mi guardi, perche Duca, e Conte
Nascesti, e t'empie della schiatta il vento;

ohne adeliche Leser, wie Boileau, durch den Eingangsvers: *La noblesse, Dangeau, n'est pas une chimère* in Voraus zu sänftigen. Ueberhaupt gebührt dem Verfasser durchaus vor Boileau das Lob, nirgends seiner Satyre, wie jener (und wohl auch Horaz an Mäzenas) Schmeicheley beygemischt zu haben, indem er ohne alle Menschenscheu Recht und Wahrheit zuerkennt:

Ma il degenere seme io non adulo;
Do la sella al cavallo, e il basto al mulo.

Wie in der Satyre über den Adel, so tritt er auch in der über die Weiber mit Juvenal und Boileau in dieselbe Laufbahn, doch so, daß seine Behandlungsweise durchaus mehr an den ersten, als an den zweyten erinnert, ohne deshalb irgend wo die Gränze des Anständigen zu verletzen. Das Schlimmste, was wider die Frauen gesagt werden kann, enthalten die vier folgenden Verse:

Quindi tutte son prave: anzi il giudizio
Le fa più ree, quando il periglio e finto.
Calcolo in molte è il fallo; e la più pura
È quella che più pecca per natura.

Was aber auch schon Juvenal gesagt:

Faciunt graviora coactae
Imperio sexus; minimumque libidine peccant.

Wider die schlechten Dichter haben zwar die Satyriker aller Zeiten genug geeifert, aber der Verfasser gibt der neunten Satyre einen weit größeren Umfang, indem er alle herrschenden Modethorheiten der Schriftstellerey, des Bücherluxus und der Bibliothekenwuth durchmustert, als: den unberufenen Sprachforscher:

Crea nuove lingue, e morte fa le vive;
Verrà in Crusca Etiopico e Cinese.

Den unanständigen Satyriker:

Quei le satire volge a infami uffizj;
E i vizj punge col sermon dei vizj.

Die Liebhaberey der Prachtausgaben:

Quindi lusso e Virgilio, Omero è moda,
E anco il Vangel pel margine si loda.

Den Bibliothekar als eine Art von Bedienten:

Che tien fra i ladri del salario
Pur questo in forma di Bibliotecario.

Den schmarotzenden Sittenrichter:

Rigor vanti, e con lingua di Catoni
Ogni vizio a leccar vai nei palagj?
(Qui Curios simulant, et Bacchanalia vivunt.)

Und endlich die encyklopädische Unwissenheit:

Lo stuol, che in più cheta stanza,
Studia l'enciclopedica ignoranza.

In der folgenden Satyre läßt der Verfasser die Wuth des Spieles, des Theaters, des Tanzes Gassen laufen, und in den beyden letzten den Betrug und den Luxus. Alle diese Satyren sind, wenn gleich durch die Sprache zunächst auf toskanische, doch

durch die Allgemeinheit des Stoffs für europäische Leser aller Nationen berechnet; nur die siebente, die Reise nämlich durch die Hauptstädte Italiens, ist auch dem Inhalte nach zunächst für Italiener beschrieben, weil die ertlichen Thorheiten Neapels und Roms durchgegeißelt werden, so daß der Verfasser mit Freude wieder in sein nüchternes Florenz zurückkehrt:

Torno; a te torno, o mia frugal Firenze,
Ove penuria ha splendide apparenze.

Zu Rom umgeben den Reisenden sogleich im Gasthaus drey Begleiter:

Tre all' ostel mi precorrono, e sicarj
Pareano agli atti. Li saluto, e scendo:
Chi sian, dimando. Il fior degli antiquarj
Son io, l'un disse. L'altro: Idoli vendo.
A quel replico: Ho studj letterarj
D' opre moderne. A questo: in altro spendo.
Al terzo, ch' era immondo, e mascalzone,
Chiedo: chi sei? Rispose: Cicerone.

Man muß wissen, daß zu Neapel in zweyrädrigen einspännigen und einsitzigen Fiakern zwey Personen, einer auf des anderen Schoß sitzen, um die beyden Verse zu verstehen:

V' ascese un Frate, ed io con gran licenza
M' assisi in grembo di sua Reverenza.

Was der Verfasser auch weiter wider die Neapolitaner sagt, hindert nicht, daß seine Satyren dort wirklich dermalen auf den Schulen von den Professoren den Schülern als Muster vor- und ausgelegt werden, was nach unserem Erachten kein geringer Beweis zur Bestätigung unseres Urtheils von der Reinheit der Sprache und der Reinigkeit der sittlichen Gesinnung derselben liefert.

T.

Art. XII. Alte deutsche Volkslieder in der Mundart des Kuhländchens. Herausgegeben und erläutert von Joseph Georg Meinert. Erster Band. Wien und Hamburg 1817. In Commission bey Perthes und Besser. XXIV. und 462 S.

Auch unter dem Titel:

Der Fyelgie von J. G. Meinert. Erster Band. Wien 1817.

In der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ward von mehreren Seiten auf Würde und Werth des deutschen Volksgesanges aufmerksam gemacht; wohl nach Anregungen, die aus England zu uns herüber kamen, denn dort fing man zuerst an, auf alles, was die Alterthümer und die Volksthümlichkeit des Landes betraf, angestrengt aufmerksam und bemüht zu seyn, das noch Uebriggebliebene dem Untergange zu entreißen.

Ein gar herrliches und liebes Büchlein flog damals durch die deutschen Lande, seine Väter haben es leider zum Theil verstoßen, aber in dem Andenken jedes sinnigen Deutschen wird es auch in fernerer Zeit fesistehen. Es war: von deutscher Art und Kunst; einige fliegende Blätter (1773). In ihnen gehört der erste Aufsatz: »Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker« hieher, und man sieht schon dieser Ueberschrift an, wie sehr sich das Ganze dem Englischen Volksliede zuwendete. Darum begegnet uns in diesem Aufsatze nur wenig Deutsches, nur Stellen eines Jägerliedes (S. 47. 48), Liebesklage (S. 54), und das gar herrliche: Sah' ein Knab' ein Röslein steh'n (S. 57). So gemischt, wenig Heimisches, aber Treffliches darunter enthaltend, waren dann auch die späteren Sammlungen: die Volkslieder, welche Herder 1778, 1779 in zwey Bänden herausgab; Elwert's Reste alten Gesanges (Marburg 1781), Bothe's Volkslieder und die lieblichen Gesangweisen, welche von Seckendorf in den achtziger Jahren dem sinnigsten Gefühle der Lieder abhorchte. Dennoch entstand schon damals eine Sammlung rein deutscher Volkslieder, die aber dem Sammler unter den Händen zum Gegentheil dessen umschlug, was er beabsichtigte. In den Jahren 1778 und 1779 nämlich gab Fr. Nikolai seinen »feinen kleinen Almanach« heraus. Er sollte die Liebe zum Volksgesange und dem Vielen ungestaltet erscheinenden Volksliede lächerlich machen; es mögen auch viele in ihrer Weisheit darüber gelacht haben, aber drey Jahrzehnte nachher ward diese Sammlung, die treu und genau aus dem Munde des Volkes oder alten Drucken genommen war, der Grundstein, worauf andere Sammler fortbauten; und der selbst gegen Gegner, wie vielmehr noch gegen Freunde auf das freundlichste bereitwillige Nikolai theilte an Büsching und v. d. Hagen seine reichhaltigen Papiere mit, damit diese ihre Sammlung, die zur Würdigung und Erhebung des Volksliedes unternommen ward, daraus vervollständigen konnten. So dienten sie also zweyen verschiedenen Ansichten, aber die Bessere hat wider Willen und Glauben des ersten Unternehmers die Oberhand behalten, und erst vor kurzem kündigte ein Mann, dessen Name die deutsche Gelehrtenwelt an eine rege und treffliche Zeit des Aufblühens deutschen Schriftenthums erinnert, von Göcking, eine neue vermehrte Ausgabe des feinen Almanach's an. Hoffentlich wird sie treu das Wort des Volkes wiedergeben, nichts besser machen und umwandeln wollen.

Gräter's Bragur, die mit dem Jahre 1791 anfing, theilte viele liebliche und ergötzliche Volkslieder mit, und eine schöne Abhandlung von Gräter, über die deutschen Volkslieder und ihre Tonweisen, im dritten Bande der genannten Zeitschrift, leicht das

Eindringlichste und Trefflichste, was Gräter je für das altdeutsche Schriftenthum, bei seinen vielen sonst bekannten Verdiensten darum, geschrieben hat, mußte die dafür reizbare Jugend entzünden, und that es auch. Im Stillen wirkte der gestreute Same fort, und der Anfang dieses Jahrhunderts sollte die Früchte davon zeigen.

Achim von Arnim und Brentano gebührt der Ruhm, zuerst deutsche Volkslieder auf das umsichtigste und fleißigste gesammelt, und sie ihren Landsleuten lieb und werth gemacht zu haben. Ihre Sammlung enthält den Kern deutschen Volksgesanges, und wenn auch noch eine große Anzahl reizender Lieder fehlt, so wird man sich doch gerne in dem lieblichen Garten, den sie uns eröffnet, ergehen, und nur bei denen, die für ihres Volkes Freude, Frohsinn, Scherz, so wie für Leid und Trauer kein Herz haben, kann des Knaben Wunderhorn eine Zielscheibe schlechten Witzes seyn, und das Stichblatt, worauf sie stumpfe Stöße richten. Wenn wir einen dieser Sammlung oft gemachten Vorwurf wiederholen, der Untreue und der Ungewißheit, was alt, was neue Uebertünchung ist, so thun wir es nur darum, da wir in dieser kurzen Uebersicht jegliches Bestreben nach seiner ganzen Wirksamkeit und seinem Werthe zu schildern bemüht waren.

Büsching und von der Hagen schlossen sich ein Jahr nachher (1807) mit ihrer Sammlung deutscher Volkslieder an die eben genannte als eine Ergänzung an. Manch liebliches Lied war ihnen, die zu gleicher Zeit gesammelt hatten, vorweg genommen, aber sie suchten durch die bei ihrem Büchlein befindlichen Singeweisen, die ebenfalls aus dem Munde des Volkes aufgenommen waren und die hier zum erstenmale (nur der feine Almanach hatte schon einige geliefert) mitgetheilt wurden, ihrem Unternehmen einen neuen Reiz zu geben. Sie wollten nicht bloß die Blüte des Gesanges geben, sondern sie wollten zeigen, wie das Volk in seiner frohen und kecken Weise sang und singt, und konnten nicht daran denken, manches Lied vor den Richterstuhl ernster Kritteley zu ziehen. Der beynahe funfzig Seiten einnehmende Anhang von Bemerkungen, welcher nachwies, woher das Lied genommen, wie es in Abweichungen im Volke umhergeht, wie es mit diesem und jenem Nebenstamme deutscher Mundart übereinstimmt u. s. w., mag vielleicht dem Büchlein ein schwerfälligeres Ansehen gegeben haben, aber er reizte zugleich die Lust, tiefere Untersuchungen über das Flüchtige und leicht Bewegliche des Volkslebens anzustellen, die mehr gute Früchte schon getragen haben, und die der Vorläufer von einer Art und Weise waren, die seitdem von beynahe allen Herausgebern dieser Art Schriften beobachtet worden ist.

Wenn die beyden oben genannten Bücher Theilnahme und

Sinn für die deutsche Vorwelt erregten, so wollen wir doch nicht eines andern Mittels vergessen, welches sie besonders in den gesellschaftlichen Kreis einführte. Es waren die lieblichen Singeweisen, welche ihnen, im freyen Sange oder in Benutzung alter Volkstöne, mehrere Tonsetzer zu geben wußten. Wir nennen nur Reichhard und seine Tochter Louise, Wilhelm Schneider, Wollank, Maria von Weber und andere.

Darauf erschien keine allgemeine Sammlung weiter, nur an einzelnen Orten wurden verschiedene mitgetheilt, besonders durch von Seckendorf in seinen Musenalmanachen, der für Oesterreichs Freyheit zu früh 1809 den Tod fand; durch Gräter in der Idunna und Hermode ward für Lied und Singeweise einiges gethan, und Büsching gab in seinen wöchentlichen Nachrichten nahe an zwanzig unbekannte Volkslieder mit den Singeweisen, größtentheils aus der reichen Sammlung seines Freundes Dr. Hohnbaum, der auch an Herausgabe einer großen Sammlung arbeitet.

Einleuchtend ward es aber immer mehr, daß es besonders zweckmäßig sey, dafür zu sorgen, daß die Lieder der Einzelnlande Deutschlands gesammelt würden, theils da der im Allgemeinen Sammelnde zu vielen nicht gelangen kann, und auch nicht immer die Sangabweichung genau zu bemerken im Stande ist, wenn seine Anmerkungen nicht unverhältnißmäßig anschwellen sollen, theils da es so viel darauf ankommt, auch der Landes-Mundart, in welcher sie gesungen werden, ihr Recht wiederfahren zu lassen, da es immer mehr anerkannt wird, welch eine reiche Quelle für Verbesserung der Gesammtsprache und Schriftsprache in den einzelnen Mundarten lebendig aufsprudelt.

Durch Friedrich Schlegel's deutsches Museum 1813. Bd. VI. S. 116, und durch den Musenalmanach von Erichson 1814. Wien. S. 213 bis 228, wußte man, daß Hr. Professor Meinert mit einer Sammlung der Volkslieder des Kuhländchens beschäftigt war, und die mitgetheilten Proben ließen viel erwarten. Die Erwartungen hat das vorliegende Werk vollkommen erfüllt, und uns eine neue Kenntniß deutschen Volksgesanges eröffnet. Mit welcher Liebe und Umsicht diese Ausgabe behandelt worden ist, wird eine aufmerksame Betrachtung des Werkes selbst am besten zeigen.

»Während meines zweyjährigen Aufenthaltes in dem Kuhländchen — sagt der Herausgeber im Eingange der Vorrede — lernte ich einen Geist kennen, den die dortigen Landleute Fyelgie nennen, und der zuweilen erscheint, um ihnen die langen Winterabende zu erheitern. Eine liebliche Mummerey, welche die menschliche Gestalt kunstreich verlängert, durch die Lage auf

Händen und Knieen, und unter weißen Tüchern verbirgt, das höhere Wesen durch grüne und rothe Bänder, und eine Art von Monden oder Schmetterlingsflügeln auf dem Haupte andeutet — bewegt er sich langsam und leise in die Versammlung, richtet sphinxartig sich auf, um landschaftliche Lieder zu singen und kleine Gaben zu vertheilen, und beschließt seine Rolle nicht, ohne das Bild einer dem Menschen befreundeten Gottheit in den Gemüthern zurückzulassen.« Daher nahm der Herausgeber den zweyten Titel.

Auch im Kuhländchen verschwanden schon diese Lieder, klagt der Herausgeber; in manchen Dörfern sind sie Fremdlinge, und ein aufmerksames Ohr gehört dazu, um sie noch aus ihren Schlupfwinkeln heraus zu suchen. »Die Kunst, Lieder aus dem Munde des Volkes zu sammeln, besteht in dem, das Geschäft des Kunstrichters einschließenden Bienenfleiße: über ein und dasselbe Lied nicht bloß Einen Mund und zwar mehr als Einmal, in bedeutenden Zwischenräumen zu vernehmen, sondern es Vielen — ja, wenn es möglich wäre, Allen abzufragen, die es besitzen, und die verschiedenen Sänger gleichsam als eben so viele, mehr oder minder reichhaltige, leserliche und abweichende Handschriften zu betrachten, aus denen sich der Text zusammentragen, und durch sorgfältige Vergleichung in seiner möglichstschönen Gestalt herstellen lasse.« Die vorliegende Sammlung enthält nun »etwa vier bemerkte Fälle abgerechnet, wo aus gegründeter Vermuthung, oder aus gedruckten Volksliedern berichtigt und ergänzt worden, nicht Ein Wort, nicht Eine Sylbe, die nicht aus dem Munde des Volkes genommen wären.«

»Was etwa ein Menschenherz bewegen mag, in Freude und Leid, was den Sinn aufschließt für die vorübereilende Erscheinung, und den Gedanken in Freyheit setzt, was die engeren Kreise der Gesellschaft trübt und erheitert, was antreibt und warnt, und wovon das Beste den Deutschen kennzeichnet — das athmet darin: heiterer Sinn und kecke Laune, kräftige Lebenslust, Genüge, treuherziger Spott, tiefes Gefühl für Recht und Unrecht, Ehrfurcht vor den heiligen Banden des Bluts, der Stolz und die Gefahr jungfräulicher Unschuld, die Eingebungen, Thorheiten, Verlegenheiten und Schmerzen der Liebe, — Treue, die über das Grab fortdauert, Klagen der Waisen, denen das Mutterherz unter der Erde antwortet. Du hörest Hirten singen, und siehe da! mit jedem Tone entfaltet sich ein neuer Zug von dem großen Gemälde des menschlichen Lebens; in ihrer Brust hat der Genius zum Theil die unentweihten Jahrbücher deines Volkes niedergelegt; sie fordern, durch Feldraine getrennt, sich zu leichten Wechselgesängen auf, und enden mit jenen erzählenden Liedern ernsthaften und am

liebsten schauerlichen Inhalts, die uns die Denkmalworte des Zeitschreibers erläutern.«

So schildert der wackere Herausgeber seine Liedersammlung. Wer den Volksgesang kennt, wird er nicht seiner Meinung beipflichten? Ehe wir nun zur Betrachtung der Lieder selbst übergehen, die wir mit unserer Sammlung von Volksliedern zu vergleichen gedenken, welche Hr. Meinert nicht kannte, um so eine Ergänzung zu seinen Anmerkungen zu liefern, müssen wir noch zum voraus bemerken, daß die ganze Ausgabe überaus fleißig gemacht worden ist, und daß, wenn der zweyte Band, der bald erscheinen möge, und der noch Lieder, eine Abhandlung über Vers und Reim und Gesangweisen enthalten soll, neben diesem ersten Bande steht, nichts zu wünschen übrig bleiben möchte.

Die Lieder sind genau in der Landes-Mundart abgedruckt; das ist ihr Glück, denn sie werden dadurch vielen aberwitzigen Krittelеyen entzogen werden, indem diejenigen, welche einen unwiderstehligen Kitzel dazu fühlen doch die Mühe des Lesens zu sehr scheuen. Zum Verständniß ist übrigens durch ein Wörterbuch gesorgt, das für die einzelne Mundart nicht allein, auch für die allgemeine deutsche Sprachkunde von Wichtigkeit ist. Die zu den Liedern gehörigen Anmerkungen werden wir gleich bey den Liedern mit berücksichtigen, in sofern wir etwas anzumerken finden.

Nachbars Lämmchen (S. 4.) ist ganz auf die Singeweise passend, welche das Lied in der Sammlung deutscher Volkslieder von B. und v. d. H. S. 180 hat.

Ach, Mutter, liebe Mutter,
Mein Kopf thut mir so weh!

wenn auch beyde durchaus von einander verschieden sind. Die Arme-Sünder-Blume ist wohl ganz lückenhaft, nicht bloß in dem angegebenen Theile. Das Ganze mag ein schauerliches Lied gewesen seyn, und vielleicht höchst alt, wenigstens zeigen es die aus sehr altem Liede entlehnten Stellen S. 6., die in dem Sange: Es stand eine Lind' im tiefen Thal, vorkommen. Diesem Liede entspricht auch wahrscheinlich die Singeweise. Späte Reue und die Unbestechliche stehen sich als Gegenstücke einander gegenüber, und in dem letztern, worin die den Volksliedern so liebe und genehme Steigerung wieder vorkommt, ist die Stelle: weillst schneide schwoarzbraun Gewand, das heißt: das Brautkleid zuschneiden, besonders für alte deutsche Tracht von Wichtigkeit, indem wir solche Schauben oder Mantelbräute schon im funfzehnten Jahrhundert in Nürnberg zum Beyspiel finden.

Auch durch diese Lieder zieht der alte Volksglaube hindurch, den deutsche Stämme gewiß schon aus frühester Zeit durch alle Zeiten bis noch bewahrten. So S. 14. der Glaube, daß das viele

Weinen um einen Todten sein Leichenhemd benetze. Hier folgt Treulieb selbst in's Grab, und erschrickt vor dem schauerlichen Aufenthalte nicht. Der Gerechtfertigte (S. 16.); die Ueberschrift paßt nicht. Das Liedchen klingt so, wie wir viele Lieder haben, welche die dabey betheiligten Personen selbst sangen. So mag denn wohl auch ein Joseph des Kuhländchens seiner getäuschten Schönen dies Lied zum Unglimpf gesungen haben. Die Aufforderung zum Spinnen (S. 21.) hat auch das Wunderhorn III. 40., aber weit kürzer.

Vergies mein nicht (S. 34.) stimmt mit dem lieblichen Liede, welches Herder uns zuerst bekannt machte: Wenn ich ein Vöglein wär', aber nur im ersten Versatz, die andern weichen ab, sind aber auch recht lieblich. Bey Gelegenheit des Hexensegen's (S. 43.) verspricht der Verfasser im zweyten Bande Nachrichten über Gespenster und Hexenglauben, als einen Nachtrag zu Dobenek's Volksglauben, zu liefern. In der Alpbeschwörung (S. 44.) ist die Benennung Nockwer's Knecht, welche uns dies Lied in uralte deutsche Zeit zu versetzen scheint. Hr. Meinert äußert darüber nichts; weiß er etwas Näheres darüber, so bitten wir ihn um Mittheilung. Daß Nockwer in jener Mundart auch Nachbar heißt, wissen wir wohl, dennoch gemahnte uns das Wort an alten vergessenen Eddischen Glauben der heidnischen Zeit, und in Nockwer glaubten wir den Gott Noerwe, den Vater der Nacht, wieder zu erkennen. Daß solche Begriffe noch unter uns verschleiert und zum Theil unbekannt hausen, ergibt die Deutung des Wortes Melthau. Die thörichten Wünsche (S. 49.) erinnern an ein Lied in unserer Sammlung S. 44: Wollte Gott, ich wär' ein Pferdlein klein. Die vielen Veränderungen, die wir in den Anmerkungen zu diesem Liede nachgewiesen, machen es wahrscheinlich, daß beyde einem Stamm entsprossen. Das Oho (S. 50.) ist als ein Bruchstück des bekannten Liedes aus Tyrol: A Schüsserl und a Rainerl, oder wie es auch anfängt: A Höfala, a Schüssala, zu betrachten, welches sich in unsern Volksliedern S. 223. findet. Der erste Vers auf S. 225. entspricht diesem Lied, zu dem eine ganz andere Singweise gehört. Der Brautmörder (S. 61.) kommt mit Schön Ullerich und Hanselein in Gräters Idunna überein; die Abweichungen sind höchst bedeutend, besonders im Anfange. Ulrich und Annle (S. 66.) ist eigentlich dasselbe Lied, nur durch den wechselnden Mund des Volkes umgewandelt.

Der Schluß des Liedes: Wassermanns Braut (S. 79).

's hot mir wos gesoet bai Mondeschain,
doß se artreinke soulld' ai'm Rhain;

ist sehr merkwürdig, indem er entweder auf einen westlichen Ursprung dieses Landes und Wanderung gegen Morgen deutet, oder aber

es geht auf die ursprüngliche Bedeutung des Namens Rhein. Der Wettgesang (S. 80.) erinnert an das Räthsellied, worin eine Jungfrau rasch die Räthsel, welche ihr vorgelegt werden, beantwortet. Es steht mit zwey Singeweisen in Büsching's wöchentl. Nachrichten I. 66. Hier wechseln aber beyde Schlag auf Schlag ihre Räthsel. Liebchen schafft Rath, ist das Lied, welches in unsern Volksliedern S. 200 steht, dort der Traum heißt, und aus dem Munde des schlesischen Landvolks aufgenommen ist. Die Verwandtschaft ist klar, doch die Verschiedenheit nicht unbeträchtlich. Für die beyden letzten Verse bey Hrn. M. heißt es bey uns:

An wenn ich's nu war fert'g han,
Beschahr mir Gott was 'nein,
Daß ich zu Jauhr kann sprecha:
Das Häusla das ist mein!

Das Lied vom Himmel (S. 99.) haben wir auch, wenigstens stellenweise, aber noch nicht vollständig, hier in Schlesien gehört. Das Lied ist aber gewiß neu, und erst seit 1740 gedichtet.

Wiedervergeltung (S. 106.) ist verworren, aber merkwürdig, indem es auf eine in Deutschland weit verbreitete Erzählung sich bezieht, wobey auch der Gebrauch: Keulen in die Thore der Stadt zu hängen, in Betrachtung kommt. Es ist darüber zu vergleichen, was wir darüber in Schlegel's deutschem Museum Bd. IV. S. 77. gesagt haben. Der Fuhrmann (S. 118) ist für schlesischen Volksgesang wichtig, denn es ist auch ein in Schlesien gedichtetes Lied, welches die Bemühung des Fuhrmanns, nach Praßla (Breslau, noch Braffel ausgesprochen) andeutet, so wie die Sprache. Der erste Reimsatz von dem Liede, Schmerz des Scheidens (S. 121), wie der Wächter singt:

Stiet uof, stiet uof, dos ies schu Zait,
Wel's Knavle ba'm schon' Livle lait!
Dar Tog thut sich aidrenge;

erinnert höchst merkwürdig an viele Wächterlieder des 13ten und 14ten Jahrhunderts in der Manessischen Sammlung. Besonders fiel uns dabey ein der Anfang des Wächterliedes vom Marner II. S. 166.

Ich kiunde in dem done,
Der Tag vil schone
Wil uf sin;
Swer Bugen minne,
Der beginne
Wachen, des ist zit.

Die Judentochter (S. 135) ist aus manchen Anklängen zusammengesetzt. So erinnert der zweyte Versatz an das Lied in unseren Volksliedern S. 180. die Königstochter; sonst sind beyde ganz verschieden. Dagegen ist aber das folgende Lied: der Selbstverräther

(S. 137) mit der eben erwähnten Konigstochter im Ganzen übereinstimmend, wenn auch im Einzelnen viel abweichend. Nachdem sie ihm das Vingerlein gegeben, heißt es:

Sie schwang sich um ihren Mantel,
Und sank wohl in die See:
Gute Nacht, mein Vater und Mutter!
Ihr seht mich nun nicht mehr.

Da hört' man Glöcklein lauten,
Da hört man Jammer und Noth:
Hier liegen zwey Königskinder,
Die sind alle beyde todt.

Die Steyrische Juppe (S. 144) ist auch im Oesterreichischen bekannt und verbreitet. Aus dem Munde des Volkes um Wien mit der Singeweise steht in Büschings wöchentlichen Nachrichten Bd. III. S. 204, von den Hrn. Ziska und Schottky, denen wir bald eine Sammlung österreichischer Volkslieder verdanken werden, aufgenommen. Der eiferfüchtige Knabe (S. 146) stimmt im Schlusse, das heißt in den letzten fünf Versätzen mit: der Strafe falscher Liebe in unsern Volksliedern S. 231 überein. Die ersten drey Versätze sind ganz verschieden, aber es scheint, daß sie in unserer Sammlung zu einem andern Liede gehören; das Lied aus dem Kuhländchen ist unstreitig richtiger. Das Lied im Wunderhorn II. 17. ist von beyden verschieden, dagegen stimmt das Herder'sche mit dem in unsern Volksliedern überein. Es ist weit verbreitet, auch in der Schweiz wird es gesungen. Des Mädchens Entdeckung (S. 168.) ist sehr alt, es findet sich schon stellenweise in Fischart's Gargantua und Pantagruel, hier ist es entstellt und verändert. Der Ertappte (S. 170) stimmt entfernt mit dem bekannten Liede: Es hat ein Bauer ein junges Weib; näher, aber auch sehr verschieden, ist ihm ein schlesisches Lied des 16ten Jahrhunderts, das wir aus einer alten Liedersammlung des genannten Jahrhunderts in unsern wöchentlichen Nachrichten II. 250 bekannt machten.

Der Kukuk ist eine Verringerung des: Mannes mit zwanzig Weibern, der, vom Hrn. Peschek mitgetheilt nach der Mundart des Oberlausitzer Landmannes, in unsern wöchentlichen Nachrichten I. 217 steht. Des Baders Rath (S. 175) ist gewiß neuen Ursprungs, wie einzelne Stellen andeuten. Birnlein will nicht fallen (S. 193.) ist ein bekanntes Spielwerk, das nicht gesungen, sondern recht rasch und hastig, ohne sich zu versprechen, gesagt werden muß. Die Untersuchungen, welche Gräter darüber in der Idunna und Hermode 1812, St. 40. 41 anstellte, sind höchst wichtig und merkwürdig, indem er nicht allein eine lateinische Uebersetzung nachweiset, sondern sogar in hebräischer und

chaldäischer Sprache dieses Lied als Osterlied der Juden, freylich anders, auffand.

Der Jäger (S. 203) findet sich auch in unsern Volksliedern, aber an einer Stelle abweichend, zusammengezogener, doch wahrscheinlich entstellt. Ein frisches Liedlein, gedruckt in diesem Jahr, lieferte es uns. Die Mordeltern (S. 207. 210) sind beyde Umwandelungen desselben bekannten Gegenstandes, daß die Eltern ihren Sohn, den sie nicht wiedererkennen, ermorden, die Grundlage des vierundzwanzigsten Februars, jenes schauerlichen, aber kunstreichen Stückes von Werner, das so viel Gräuel auf die deutsche Bühne gefördert hat. Auch haben wir ein fliegendes Blatt des vorigen Jahrhunderts, welches diese Geschichte als damals bekanntes Volkslied gibt. Der Schluß stimmt mehr mit der Erzählung überein, nach welcher ein Kind das andere ermordet, die Mutter das schuldlos mordende tödtet, das dritte, unvorsichtig auf eine Kufe hingesetzte, ertrinkt, der Vater erstickt die Mutter, und erhenkt sich selbst.

Der Tannenbaum (S. 212) findet sich auch in Schlesien, und ist, wie er dort gesungen wird, in unsern Volksliedern S. 98. Das kurze Lied möge hier zum Vergleich stehen.

O Tonnabaum! o Tonnabaum!
Du bist a edles Reis!
Du grunest in dem Winter,
Os wie zur Summerzeit! —

»Worum soll ich ne gruna,
»Do ich noch gruna koann?
»Ich ho weder Voater noch Mutter,
»Die mich versorga koann.« —

Der Schluß ist ganz eigen; die Singeweise fehlt uns, aber es scheint wohl ein Tanzliedchen zu seyn, wie in Oesterreich und Bayern so viele gefunden werden. Das ist es? (S. 221) findet sich auch, mit der Singeweise, in unsern wöchentlichen Nachrichten Bd. II. aber weit kürzer, nur vier Versätze, bey denen der erste bey Meinert den beyden ersten gleich ist. Der Spruch (S. 233) ist wohl durch ganz Deutschland bekannt. Die Betrogene ist unstreitig ganz verworren. Die ersten zwey Zeilen gehören dem Liede S. 234. Liebesprobe (S. 234) ist ein schönes und sehr altes Lied. Es steht in unsern Volksliedern (S. 193), wobey die Anmerkung zu vergleichen ist. Schon Fischart kannte es im 16ten Jahrhundert. Unser Abdruck ist schon berichtigter, als der im Wunderhorn, theils nach einer Handschrift, theils nach Jugenderinnerung aus mündlicher Mittheilung. Versatz 7. S. 244 war uns neu, so wie Versatz 2. Seite 245; sonst stimmt es vollkommen, nur sind durch die Mundart manche Aenderungen hervorgebracht, bisweilen hat sich auch ein Versatz in zwey getheilt.

Der Mutter Fluch (S. 246) ist ein wunderbares Lied, indem Anfang und Ende mit dem Anfange und dem Ende Ulrich und Annle übereinstimmt; sie sind aber die Einfassung einer ganz anderen Geschichte, welche sich auch in andern deutschen Volksliedern findet. Man sieht, daß solche Stellen als gemeinsames Gut der ganzen, lebendigen Volksdichtung angesehen, und so benutzt wurden. So findet sich gleich ein anderer Beleg von dem gemeinsamen Eigenthum eines Gedanken in der: unendlichen Liebe (S. 253), wo der Schluß lautet:

Wenn glai der Hiemmel popiren weär',
Onn ides Stanle a Schraiberle weär',
Onn schrieben a'n ides meit sievn Hend',
Se queme ni meit mai'r Liv zu End'.

Maria und der Ritter S. Georg (S. 260) ist zusammengewürfelt aus zwey verschiedenen Gedichten. Die beyden ersten Sätze betrachte ich bloß als einen kleinen Spruch; mit dem dritten fängt ein eigenes Liedchen an, zu dem auch die Singweise bekannt; es ist ein Wiegenliedchen, und heißt:

Da droben auf dem Berge da wehet der Wind,
Da sitzet Maria und wieget ihr Kind,
Sie wiegt es mit ihrer schneeweißen Hand,
Dazu braucht sie kein Wiegenband.
Ich habe mein Kindchen schlafen gelegt,
Ich hab' es mit schönen Blumen bedeckt,
Mit Rosen und Lilgen und weißem Klee,
Mein Kindchen soll schlafen, so lang' es Gott will.

der Schluß ist auch in meiner mündlichen Ueberlieferung entstellt.

Unter den Fulnecker Weihnachtsliedern ist das erste ganz verstümmelt. Es ist in Schlesien ein bekanntes Lied, und haben wir es vollständig nach einem alten Drucke in unsern wöchentlichen Nachrichten Bd. I. S. 36 mitgetheilt. Die Singeweise ist uns später auch mitgetheilt worden, und wir denken, sie im vierten Bande des genannten Werkes bekannt zu machen. Das Lied ist in seiner vollkommenen Gestalt sehr lieblich und anmuthig. Auch die hier folgenden Fulnecker Lieder sind äußerst freundlich und zart. Unter den Kinderreimen sind 1. und 2. im übrigen Deutschland, wie wir glauben, allgemein bekannt, wenigstens haben wir sie an den verschiedensten Orten gehört.

Der so fleißig ausgearbeitete Anhang verdient noch eine besondere Betrachtung. Den Anfang macht: das Kuhländchen und seine Bewohner. Der südlichste Theil des Fürstenthums Troppau, bewässert von der nicht fern entspringenden Oder, verbunden mit einem Stückchen des Landes Mähren, sind der Kern des Kuhländchens, das ungefähr einen Flächenraum von vier Geviertmeilen einnimmt. Die Fruchtbarkeit des Landes, die

reichen Viehweiden, die vielen dort gehaltenen Kühe, gaben ihm wahrscheinlichst seinen Namen. Die Einwohner bilden eine deutsche Insel unter Völkern slavischer Zunge, wie wir slavische und wendische Inseln so manche in den deutschen Gegenden Schlesiens und der Lausitz finden. Des Volkes Leben und Sitten muß man im Buche selbst, mit Wärme und Vorliebe beschrieben, lesen. Aus dieses Ländchens Stamme gingen 1627 die nach Polen ausgewanderten Mährischen Brüder aus, und die, welche 1722 nach der Lausitz wanderten und Herrnhut gründeten. Sie berühren dreyerley Länder, die Grenzen von Mähren, Ungern, Schlesien; ihre Geschichte ist dunkel, aber ihre Sprache ist die, welche die Schlesier sprechen, die dem Gebirge entlängs bis zur Lausitz wohnen. Die Bevölkerung des Kuhländchens durch Deutsche setzt Hr. M. in das dreyzehnte Jahrhundert, und nimmt besonders Ottokar II. als Hauptförderer der Deutschen in diesem Lande an, und ihm war Bruno von Schauwenburg, Erzbischof von Olmütz, eifrig behülflich, wie neun neue von ihm angelegte Dörfer im Kuhländchen beweisen, welche alle deutsche Namen tragen.

Das Ergebniß, welches Hr. M. aus seinen nicht leicht zu widersprechenden Untersuchungen aufstellt, ist: »daß in diesen Kuhländlern sich schlechterdings keine Urdeutschen der Völkerwanderung bis auf unsere Tage fortgepflanzt haben.« — »Betrachten wir die Lieder selbst. So viele von ihnen und gerade die ältesten und schönsten, sind nicht in dem engen Umkreise dieser slavischen Gebirge gelebt und gedichtet worden. Sie sind höhere Blüthen des Gesammtgeistes der Deutschen, von einem größern Schauplatze der Verhältnisse und Leidenschaften, aus einer dichtungsreichen Zeit, vor Erfindung der Buchdruckerey hieher gekommen, und Jahrhunderte lang durch eine tiefe, allmälig verglommene Empfindung festgehalten worden in dem Herzen des Volkes — durch die Erinnerung an die alte Heimat in Deutschland, aus der sie zugleich ausgewandert waren.« Dies lehrt denn auch die vielfache Uebereinstimmung mit dem noch in Deutschland umwandelnden Sange, den wir im Einzelnen gezeigt haben, und der Herausgeber selbst vielfach nachweist. Ist nun aber auch anzunehmen, daß manches Lied der entfernten Landsmannschaft auch in späterer Zeit zugeflogen ist, so beweisen dennoch diese Lieder, verpflanzt im dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderte in die engen Grenzen des Kuhländchens, und dort abgeschieden bewahrt, für den uralten Werth unseres deutschen Volksgesanges, und wer sich mit dem Volkslied beschäftigt und befreundet hat, wird leicht heraushorchen, was uralte Töne sind. Manches Lied zeigt uns nun so schon eine mehr als sechshundertjährige Dauer, die wir, bey dem wechseln-

den Leben Deutschlands, den in Deutschland noch gesungenen Volksliedern nicht bestimmt nachweisen könnten, hier aber, aus dem Vergleiche sie zu folgern, berechtigt sind.

Die zweyte Betrachtung widmet Herr M. der Mundart des Kuhländchens. Die nähere Würdigung überlassen wir Beurtheilern, denen diese in die Tiefen der Sprache gehenden Forschungen näher liegen als uns, und die etwas Belehrendes und Erweiterndes darüber sagen können. Wir haben uns, wie aus dem darauf folgenden Wortbuche manches Wort ausgelesen und angemerkt, das eine Einbürgerung in den jetzigen Sprach- und Schrift-Schatz wohl wieder verdient und das diesem lebendigen Quell entströmte. Nicht alles soll diese Beurtheilung Allen gewähren, wir wünschen indessen, daß sie dem Leser und dem wackern Herausgeber genehm sey, den wir bitten, die deutsche Welt bald mit dem zweyten Bande seines lehrreichen und ergötzlichen Werkes zu beschenken.

Büsching.

Art. XIII. Glossar zu dem Urtexte des Liedes der Nibelungen und der Klage. Zunächst zum Gebrauch für Schulen bearbeitet. Nebst einem kurzen Abriß einer altdeutschen Grammatik. Von Carl Friedrich Ludwig Arndt, Conrector der Domschule zu Ratzeburg. Lüneburg, bey Herold und Wahlstab, 1815. VIII. und 91 S. gr. 8.

Herr Arndt, der mit vorliegendem Werke zum erstenmal auftritt, gibt, was er mündlich lehrt und übt, hier zur Verbreitung in einem größeren Kreise. Dieß besonders den Schülern bestimmte Wörterbuch sammt der Sprachlehre, schließt sich ganz der von der Hagen'schen Ausgabe der Urschrift (1810) an, und kann als eine Zugabe derselben angesehen werden, da es in demselben Format und auch mit denselben dafür geschnittenen Buchstaben gedruckt ist. Allerdings ist hiedurch auch einem Mangel dieser Ausgabe für diejenigen, welche des Herausgebers Vorlesungen darüber nicht hören können, abgeholfen, ohne dem von demselben bey einer neuen Ausgabe beabsichtigten Glossar in den Weg zu treten. Hr. Arndt gibt zwar meist nur ganz kurze Erklärungen, doch zuweilen auch etymologische und geschichtliche Andeutungen, besonders zur weiteren Ausführung für den Lehrer. In aller Rücksicht ist es gut, daß er die Eigennamen mit aufgenommen und erklärt hat. Ueberhaupt ist es eine recht wohlgerathene und gründliche Arbeit, und dem Rec. war es besonders überraschend und erfreulich, wie Hr. Arndt so ganz in den Sinn des Herausgebers, welcher nach bis jetzo noch nicht bekannt gemachten Grundsätzen aus Vergleichung und gewissen Beobachtungen der Handschriften, die Rechtschreibung und Sprachlehre wählte und

feststellte, eingedrungen ist. Er hat das Wörterbuch und die Sprachlehre bey denselben Uebersetzung des Nibelungen-Liedes (1807) benutzt, und hat auch den seitdem hie und da gegebenen geschichtlichen Erläuterungen fleißig nachgespürt, überall aber auch durch eigene Forschung die Sache gefördert. Wir wollen seine Arbeit mit einigen Bemerkungen durchgehen.

Ab, von, als Vorwort, lebt noch in ab-seiten. — abriten ließe sich etwa auch erklären: beym Reiten, Turniren verderben, verschwenden, verschenken. vergl. V. 170. 2-62. 5196. — Abnet (V. 2117. 3229.), die alte tonvolle Form für Abend, ist nicht aufgeführt. Otfrid hat abant und abnet; Niederländ. noch avond, avend. Es ist ein Particip, gleichsam der abende Tag, von aben, abwärtsgehen, hinabgehen, wovon auch Ebbe, ebben. Dann auch abenden, alt, für Abend werden; wie tagen. Angelsächs. aefen, Engl. *even, evening*; Schwed. afton; Dän. aften; Altnord. aftan, aptan, vollständig aptan dags, von aptan, afte, nach, hinter; Schwed. *efter*, unser after: kömmt also ebenfalls von ab, Niederdeut. af. Aehnliche Participe sind aber viant, vrient (Feind, Freund), wigant; in welchem letzten Worte sich noch die alte volltönige Aussprache erhalten hat, in Weigand: so wie sie in lebendig sogar den Accent von der Stammsylbe auf sich gezogen hat (der einzige Fall dieser Art in der deutschen Sprache). Obgleich fast nur die jüngere Münchner Hdsf. der Nibel. die alten Formen des nahe mit dem Particip verwandten Gerundiums (runu nde, weinunde, slafunde, videlunde ff.) hat, so ist doch gewiß, daß dessen Form auf e in den übrigen älteren Handschriften, auch noch einen durch das Versmaß stark hervorgehobenen Accent behalten hat, indem diese Wörter meist in dem weiblichen Abschnitte stehen, und das e der vorletzten Sylbe die Hebung desselben bildet. Noch deutlicher zeigt sich dieß, wo diese beyden Endsylben sogar den weiblichen Reim bilden, wie in der Klage, V. 2463, suchunde auf stunde. Einen ähnlichen Nebenaccent haben die Adjektivendungen in für en, in denen von Metallen und Stoffen abgeleiteten Wörtern: guldin, hurnin, sidin; und das i für e in den Superlativen: grözíste. Der Schluß aus diesen und ähnlichen alten volltönigen Formen (wie vor für ver, gewarnot für gewarnet, vorderost für vorderest) auf eine ältere Gestalt des Liedes, wovon dieß noch Ueberbleibsel wären (wie Joh. v Müller meinte) ist also ganz unsicher, da diese Formen sich gerade in den älteren Handsch. zum Theil gar nicht finden, zum Theil nur noch in den Reimen neben den gewöhnlichen stehen, und endlich in solcher poetischer Freyheit auch in den Minneliedern und noch in andern viel spätern Gedichten vorkommen, ja noch in den Mundarten gehört

werden. — allez ist vielleicht durchaus in alles zu berichtigen, wie die Münchener Handschrift auch einmal V. 9282 liest, und die erste Hohen-Emser, V. 8694 (eben so Apollonius, Gothaer Hdss. S. 293. a. und in allen Stellen bey Oberlin), obgleich in den übrigen Stellen alle Hdss. allez haben; denn es ist ein elliptischer Genitiv, etwa für alles weges, alles males, stäts; eben so wie eines für eines males, einst; und anders für anderes weges, sonst. Eine Zusammenziehung davon ist als, V. 1233, welches in derselben Form und Bedeutung noch in der Schweiz (s. Stalder, unter all und als) lebt. Die Negation davon ist das ältere nallas, nalles, nals, keinesweges: wie nie von ie, noch von auch. Sonst könnte allez auch der absolute Akkusativ seyn, wie allezeit, jeden tag; der Nominat. aber, wofür es Hr. Arndt erklärt, wird nie so absolut gebraucht. — alters-eine, das Hr. A. unter einer aufführt, gehört hieher. Es ist dort, nach v. d Hagen, von der Einsamkeit und Verlassenheit des Alters erklärt; mehr poetisch als wahr: Alter ist hier s. v. a. Zeitalter, Welt, Menschen; es ist also ein pleonastischer Ausdruck, wie: allein auf der Welt, verlassen von allen Menschen; und entspricht ganz dem Nordischen aldr-eigi, niemalen; von auld, aldr, in demselben Sinne, und eigi, nicht. Aehnlich ist der werlde nieman (V. 2808), niemand auf der Welt (vergl. unten werlt), und Isl. aevagi, nie, von *aevi*, aevum. Die Endung ung in den Stammnamen ist unser jung, was in allen Nordischen Mundarten bloß ung lautet, und einerley mit ing: Nibelungen und Karolinger; entspricht also ganz dem Griechischen ίδης. — Anander, ist an einigen Stellen allein aus dem Müller'schen Druck aufgenommen, und findet sich nicht in den Münchener und St. Galler Hdss. — anden, (von dem Isländ. önd; Schwed. ande, Dän. aand, Odem, Athem: wie anima von ἄνεμος und spiritus von spirare) ahnden, ursprünglich einerley mit ahnen, bedeutet zuerst auch: lebhaft empfinden und äußern; daher finen Zorn anden, wie wir noch sagen Zorn athmen, Rache schnauben. Dieß Wort hat dann aber, wie so viele, die ursprünglich überhaupt nur Gemüthsbewegung ausdrücken (vgl. meine, muot), für sich schon die böse Bedeutung, also: ahnden, strafen, rächen; wie rügen, v. alten ruchen, beachten, geruhen; eben so animadvertere. — anderswa, besser anderswa, da es nicht ander und swa, sondern der Genit. anders und wa ist. — anderthalb, jenseits; wie noch in allenthalben, meinethalb, meinerseits: Isl. alfa, halfa, Seite, Gegend, Theil, Halbtheil, Hälfte. — ane, ohne, hat gewöhnlich auch den Accus. (V. 1430); wenn es aber mit dem Genitiv steht, so ist es eigentlich ein Adverb.,

das wie alle Adverb., die Mangel oder Fülle ausdrücken (ledig, voll, arm, reich) den Genitiv hat, und steht dann hinten. Nur einmal in der St. Galler Hdf. (V. 9603) steht es als Präposition vor dem Genitiv: ane min, außer mir; wo die Lesart der übrigen Handschriften und min den Genitiv min zwar von niemen schon regieren ließe, wie V. 3278: hier steht aber in allen Hdff. noch got voran, das dann auch schon im Genitiv stehen müßte. — angesigen ist nicht so wohl: überfallen, als obsiegen; obgleich siegen vom alten sigen für sinken, und seigen, das transit. von sigen, sinken machen, herkömmt. angesigen, ansiegen, ist dann gebildet wie anmuthen, anliegen, angewinnen, und wird auch mit dem Dat. verbunden (V. 2527). — Arabisches Gold und Seide kömmt schon in der Bibel vor, konnte dem Dichter aber auch durch den damals (vor der Umschiffung des Kaps) insonderheit blühenden levantischen Handel bekannt seyn. — In Arbeit kann die Endung nicht eit seyn, das sonst nicht vorkömmt, sondern wohl heit, cheit, keit, was vormals ein eigenes Wort war, und Person bedeutete; das h wäre nur durch das stärkere b verschlungen, wie umgekehrt in werdecheit, Würdigkeit, das g vom ch. Doch ist sicher Arbeit das Nord. arvidi, ervidi, erfidi, Arbeit, eigentlich Ackerarbeit: v. eria, (Præterit. ar, Partic. arid), ackern, Engl. ear, Altd. eren (arare, ἀρόω); und von vinna, vida, arbeiten, streben (in unsern alten wider winne, er-winden, und noch in gewinnen): also zusammengesetzt und gebildet wie swik-raedi, Verrath, lang-lifi, Lang-leben, u.dgl. (s. Rask's Isl. Sprachlehre S. 166). Ebenso bedeutet das Isl. Zeitwort arvida, ervida ganz unser arbeiten; welches, wenn die Endung eigentlich heit wäre, in der alten Sprache ganz einzeln dastände: bewahrheiten, und ähnliche sind erst neuerlich gebildet. Das Isl. ar allein heißt schon Ackerarbeit und Arbeit überhaupt, und dieß Stammwort greift mit seinen Wurzeln tief durch alle germanischen und verwandten Sprachen: es ist eben die Urfylbe ur, or, ar, ir, er, welche das Uranfängliche, das wirkliche Werden in der Zeit ausdrückt. Nahe Ableitungen davon sind: erben, werben, dürfen, streben (Isl. starfa), und sterben. — Zu baren, tragen, gehört auch gebären (wie tragen. V. 2886), trächtig seyn), und empor. Ebendaher ist barn, Kind. (Isl., Schwed. und Dän. noch barn), und davon Baron (liber baro) gleichsam Kind im edlen, vorzüglichen Sinne, wie Infant und enfans de France von *infans*, und vielleicht *liberi* von *liber*. Pers. barna, juvenis; bari, liber. — Die jetzo untrennbare Vorsylbe be ist ursprünglich bi, bei, wie noch ersichtlich aus behende, bei der Hand; bevollen, bei Fülle, vollends; benöthig und bei nöthig,

biderb und bederb, beneben, beineben, beseitigen und beiseite. Hebel hat immer noch bi für be: wie in manchen alteren Handschriften. Die adverbiale Zusammenziehung veranlaßte die tonlosere Aussprache, wie en hant für an, in der hant. An den Zeitwörtern hat das be auch meist den Sinn des beharrens, beruhens, beleibens. Weil in beleiben die Zusammenziehung in bleiben das be undeutlich gemacht hat, so tritt es auch wohl an andern damit verbundenen Wortern hervor; so hört man wohl: besitzen, beziehen, behangen bleiben. — beraten, in dem Sinne von besorgen, versehen, fügen, kömmt von rat, Vorrath. — beloſen, berauben, kommt von los, lösen, wovon auch verliesen verliren (wie kiesen und küren), Verlust: Engl lose, lost. — Beruochen, besorgen, beachten; noch in geruhen, ruchlos, verrucht; Isl. reka, treiben, betreiben, und raekia, verehren, beachten, davon rügen und rächen, wie das obige ahnden. — Gespart (V. 5092) ist nicht zunächst von sparen, sondern von sperren, wie gelahrt, gesandt. — bevilde, Bestattung, kömmt wohl von befehlen, nämlich der Erde, und gehört zu dem Isl. fela, Dän. fiele verbergen (hehlen), bewahren; daher auch fehlen, mangeln. Bey Ulfilas: usfilhs, Begräbniß; v. filhan, begraben und befehlen, und filgan, verbergen (franz. fouler, fouiller). bevilt ist nicht beträgt, sondern: dünkt zu viel, zuweilen auch fehlt, mangelt. — biderbe, zeigt in dieser Form seine Abstammung von turren, dürfen, Niederd. derwen, wagen, also einerley mit derb. Isl. diarfur, Schwed. djerf (davon djerfvas, sich erdreisten) und dän. diärf, kühn, keck. Das alte bederben, nützen, ist der Gegensatz von verderben. Darben, bedürfen, dürftig seyn, gehört auch dazu. Perf. tarbu, vestis densa. — Von bieten hat das Präs. nur im Sing. biut (beut), im Plur. wieder bieten (V. 1269. 8171.). — Birt seyd, setzt einen zwar nicht vorkommenden Infinitiv biren, seyn, voraus; andere Formen nur davon sind: war (das waren vorausgesetzt; Schwed. vara, Isl. vera, dän. vaere; unser währen und werden), und was von wesen (wieder wie küren und kiesen); desgleichen, ohne den Hauch: Isl. er, ist, Engl. are sind; und wieder s für r, Niederd. is, ist (esse), wovon si, sey, seyn vielleicht eine bloße Umkehrung. Birt, trägt, gebiert, gehört ursprünglich auch zu demselben Stamme. — Das Präterit. beit, von biten, hat im Plur. wieder biten wie riten von reit. — blide, freundlich, ist auch Isl. Dän. und Schwed. blid; Angels. und Engl. blithe; Niederl. blyde. — Von boxen, pochen, ist Ambos, bosseln, und das Franz. *pousser*. Eine andere Form ist botten, batten, wovon battre, bataille. — In der Wap-

pensprache wird noch immer Bracke für Hund gebraucht. — Von breſten, gebrechen, iſt noch breſthaft, der ein Leibesgebrechen hat, alſo die gewöhnliche Schreibart preßhaft unrichtig. — brunne, Panzerhemd, Genit. und Dat. brünne; Angelſ. gehryngrd byrn; Altfranz. brunie, brugne. — Bey dem Buhurt theilten ſich (nach den altfranzöſiſchen Romanen) die Ritter in zwey Scharen, eine äußere und eine innere: Tioſt dagegen iſt das paarweiſe Lanzenbrechen, Zweykampf; Isl. und Dän. dyſt. das mittl. Lat. dextrarius, Ital. destriere, Altfranz. destrier, ritterliches Roß, das von dextra abgeleitet wird, gehört vielleicht hieher. Daß die Isl. burt-reith wirklich auch ein Turnier iſt, zeigt Halfdans Branafoſtra-Saga, Kap. 17. wo auch burt-ſtaung für Lanze. Vgl. Peyerup's hiſt. ſtatiſt. Schilderung von Dänemark und Norwegen, Thl. 1. S. 179. — Chebſe, Kebsweib, entſpricht dem Nord. kiaepſir oder kefſir, Knecht, Unterthan, deſſen Beyſchläferin kiaeps-vif, Kebsweib hieß. Nach Verelius von kopſaſt aliena sequi et appetere. Altd. verkepfen, verwechſeln, verlaſſen. Angelſ. cifeſe, cyfeſe, Kebsweib. Vielleicht von kaufen im alten Sinne für erwerben überhaupt; Angelſ. ceapan und cepan, kaufen und erwerben, wovon ceap-cnight, Mieth-Knecht. Lat. mancipium, manceps, Kauf, Eigenthum, Sklave und Sklavin. Span. manceba, Beyſchläferin, und *mancebo*, Jüngling und Lehrling, mercenarius, (*capere*, kaufen und geben iſt Ein Wort). Demnach wäre Kebsweib gebildet, wie Hure, von heuern, Engl. *hire*, Holländ. hure, vermiethen; und wie *meretrix* von *merces*. — Die choufliute ſind alſo auch nicht bloß Kaufleute im jetzigen Sinne, ſondern überhaupt Erwerb- und Gewerbstreibende Leute, auch Handwerker. — chieſen iſt küren, Niederd. kören, noch in erkoren, Kurfürſt; wie quaero, quaeso, Franz. *choisir* (alt auch für ſchauen). — chradem, Lärmen, zunächſt von krähen, alt kreien, wovon kri, krei, kreidon, Feldgeſchrey, kreier, Herold (κήρυξ von κράζειν); mittl. Lat. crida, cridum; Ital. grida, Geſchrey; Isl. grata, graeta; Dän. graede; Schwed. graota, weinen; Franz. crier, und unſer ſchrien, ſchreien, kreiſchen, kreißen. Dieſe Bildung der Hauptwörter auf em findet ſich nur noch in ludem, gadem, brodem, odem, ſwadem. Sie iſt wohl urſprünglich eins mit der auf en, womit ſie auch wechſelt: oden. — Choſte, Koſt, Köſtlichkeit, v. chieſen; wie Isl. koſtr, Wahl, (Willkür) Vermögen, Beſchaffenheit, Koſt: köſtlich entſpricht alſo delicatus. — Chraft hat im Genit. und Dat. Sing. chrefte. — chulter, von culcitra. — Quam, wie noch im Niederl. iſt eigentlich das Präterit. von quemen, welches wir noch in be-

quemen (convenire) haben. — chunne (Span. alcunna), Geschlecht und Abkömmling, besonders weibliche, wie das dazu gehörige kind und chone, Frau. Eben so Isl. Kyn, Kyni, Geschlecht (Genit. als-konar, aller Art), kynd, Kind, und kona, Frau, qvän, Königin (Angels. cwen, Engl. queen), qven, qvon, qvinna, Dän. kone und qvinde, Frau, Weib (qvind, Hure; Engl. quean), Schwed. quinna, Weib, kona, Frau (jetzo Hure). Ulfil. kuni, Geschlecht und qvino, Weib: davon dann auch das Isl. konr, Abkömmling, besonders edler, und König; konungr ist davon abgeleitet, Schwed. konung, Niederl. koning; zusammengezogen Isl. kongr, Dän. konge, und unser König; Pers. kaan und Chan. Chun kühn. (Pers. kaw.) heißt also eigentlich auch edel, von Geschlecht, von Geburt (ingenuus). Vgl. V. 7729. Auch das alte chunder, kunder, Wunder, Ungeheuer, Ausgeburt gehört hieher, Pers. gunn, species (γενος, genus: Altd. chunne, Engl. kind); Arab. ginni, genii. Von Thiernamen sind dieses Stammes Kuh, Hund (Κυων, Köter), Slaw. kon, Pferd; vielleicht auch Huhn und Hahn, dem das Isl. hun, hann, sie, er, entspricht. Pers. auch khun, sanguis (χυμος?). — Dagen, Isl. thegia, schweigen, stimmt ganz mit tacere und wird mit doppeltem Accusativ verbunden, wie helen und leren und celare und docere: von decken, tegere. Dazu gehört tougen heimlich, und dagen ist vielleicht mit tagen einerley, wie das alte tougeni Myster., auch Offenbarung (Apokalypse), Entdeckung, bedeutet. Pers. tanha, secretum. — Danch, Wille von denken, gedenken, wie das Isl. thocki, Wille, und thoki, Dank, von thykia, däuchten, dünken, denken, und umgekehrt das Franz. gré von gratia. — In deheiner und deweder ist das de wahrscheinlich ein der; derweder kömmt auch vor, und Niederl. und Niederd. ist de (Engl. the) zugleich der und die, wie im Niederl. wie für wer. — Der für er in derstorben, derchorn ff. ist noch in den Mundarten, und mit ver, vor und ur eins, wie zer mit zu. — Deste, findet sich auch des de und des do geschrieben, und scheint do für da zu seyn, also expletiv: deß, deßhalb, da. Aber wie do und da überhaupt, so ist es auch hier eine Flexion vom Artik. und Pronom. der, und die ältere Form de eigentlich ein elliptischer Dativ von das (wie Isl. thvi von that; Ulfil. thev. thata, duthe, darum; bey Otfried bi thiu, deßhalb; in den Nibel. davon, deßhalb). Ganz sichtbar ist dieß auch bey des, deßhalb, welches der Genit. von das ist, der auch, alt, allein für deste, gebraucht wird: des baß. Eben so der Isl. Dat. thvi, wie der Lat. eo, für desto. Deste, desto ist also nur eine verstärkte, pleonastische Zusammensetzung, und

ursprünglich der Genit. und Dat. desselben Wortes. Die andere alte Form deſter ist ein dunkler Komparativ, weil dieses Wort immer noch einen anderen Komparativ bey sich hat, also ähnlich dem mehrere, letztere. Andere elliptische Formen und Kasus von das sind ursprünglich auch die Konjunctionen daß, dar, dann u. s. w. — diche, oft; wie das Ital. spesso vom Lat. spissus. — diemuotich, demüthig, hat Rec. auch schon abgeleitet von diet-mutig, gleichsam Volksmuthig, popularis, wie leutselig, herablassend: doch ist ihm nur in Ottokar's Reimchronik, Kap. 688. die Form ditmutiglich vorgekommen. Hieher gehört dann auch wohl deutlich und das Engl. dutch. Das Wortspiel dietrichs mit seinem Namen (V. 9392.) kömmt auch in der Ravenna-Schlacht einigemal vor. — do wird immer nur von der Zeit und dem Grunde gebraucht; da nur vom Raume, wie wo und wa. — drate, rasch, bald; wohl von draehen (Präterit. drate) drehend fliegen, wirbeln. — durchel, durchlöchert, von durch, hat nur wenig ähnlich gebildete Beywörter: übel, frevel, michel und lützel. Ulfil. thairh, durch, und thairko, Loch. — Zu eche, Ecke, gehört auch Axt, Age, Achel (Aehre). — ein, V. 542 ist nicht darinnen, sondern eine, und eine, V. 501 ist das einfache alleine. — Von ellen, Kraft, stammt auch Ellenbogen und die darnach gemessene Elle. — ellich (Kl. 4391.) ist nicht von all, sondern von ê, Ehe, Bund, oder von ê, eh', im Sinne von ie, je, wie jeglich. — en ist eine tonlosere Form von an, in; vgl. oben be: eben so ist das Präfixum en eigentlich an, wovon ent, und enp (vor den Wörtern auf f: enpfüren, entpfesten, wie empfinden) nur andere Formen sind: mit der Bedeutung ist auch hier der Ton abgeschwächt und verändert, obwohl er manchmal noch wieder hervortritt: antvang, untpfang, Empfang; wie antlitz, (Isl. alit u. andlit; Schwed. anlete). — entwesen, heißt nicht, aufhalten, sondern, nicht-seyn, ohne-seyn, entbehren, und wird auch mit dem Genit. verbunden, daher V. 9397 mit der St. Galler Handsch. es ('es, des) für iz zu lesen ist. — Erburt, empört, ist Präterit. von erberen. — erbeizen, das eigentliche Wort für Absteigen vom Rosse, gehört wohl zu beißen, beizen, eindringen, fressen (wie bitter, scharf, vom Niederd. biten); daher Beize, Jagd, Hetze (Isl. beita transit. von bita) und die Redensart ins Gras beißen. Franz. baisser, v. bas, basso, mittl. Lat. bassus (in Griech. Gloss. übers. παχὺς, besser viell. βαθὺς): unser baß, stark, tief. — Erbiben ist das Intransit. v. erbeben; wie unser erschrack eigentl. das Präterit. v. alten erschricken. Für erschrachte (V. 9388. intransit.) kann man erschrach lesen, wie V. 4096. 8809, und die Münchner Hdsf. in allen drey Stellen

lieſet: obgleich in denſelben die St. Galler, und in der erſten auch die Hohen-Emſer 1. jene tranſit. Form hat. Auch kömmt öfter die tranſit. Form für die intranſit. Bedeutung vor, z. B. erwagete (V. 8302.), und umgekehrt, erwach (V. 8985.) — Eben ſo iſt erlaſch nicht Prät. v. erleſchen, ſondern von erliſchen. — ernslichen, ernſtlich kömmt wohl von arnen, ſtreben. — erſmielen, iſt nicht ſchmählen, ſondern gerade das Gegentheil, lächeln: Schwed. smila, Dän. und Engl. smile; ſchmeicheln könnte dazu gehören. — Ervar iſt nicht ſowohl aufgeregt, als verfärbt, entfärbt, vor Schreck; von dem alten var für farb, farben, und er für ver; Niederd. verfären, Holländ. vervaaren, Dän. förfaerde, erſchrecken. Gewöhnlich leitet man es von Fahr, Gefahr ab. — Ervollen iſt erfüllen, vollbringen, ſättigen. — Erweinen, als Tranſit., kömmt auch vor im Titurel, Kap. 39. (St. 5714). und Jenaer Meiſtergeſangbuch, S. 12. St. 41. Eben ſo grätta, weinen (grata) machen in den Edda-Liedern (v. d. Hagens Ausg. S. 24.). — Erwinden iſt unſerem ſich unterwinden entgegengeſetzt; Isl. und Schwed. vinna, ſtreben, gewinnen — Et, ot iſt urſprünglich wohl eins mit iht, icht; daher auch ichtewas und ichteswanne für etwas und etwann. Ganz daſſelbe iſt, und ähnlich gebraucht wird das Isl. ed; vgl. zu ſumelich, — Floittieren (V. 6077) iſt nicht Flöte, ſondern Flöten, das Zeitw. — Für flöwen, ziehen, kömmt auch, flehen, flöhen vor; es ſcheint das Tranſit. v. fliehen. Isl. flaga, Schwed. flaa, Dän. flaae, Engl. flay, flea, abziehen, ſchinden. — Zu freis, Schauer, gehört auch Froſt, Niederl. vreezen, fürchten, und vriezen, frieren; daher Frisland, friſch u. ſ. w. Perſ. frashidan, fremere. — Freiſchen, vernehmen, iſt nur das umgekehrte forſchen. Bey Ulfil. fraiſan, verſuchen. Isl. fretta, fra, fregna (fragen); Schwed. fresta, Dän. friſte, Perſ. harashidan, rogare. — friedel, anderswo auch vridil, friudil, iſt nicht eine Abkürzung und Verkleinerung von Sifrit, ſondern ein altes, allen germaniſchen Sprachen gemeines Wort: Isl. frithil, Geliebter, und fridla, frilla, Geliebte, Buhle (Altd. fruidilinna, friedelin); im verächtlichen Sinne noch Schwed. *frilla*, Dän. frille. Von freien, Niederd. frien, Niederl. vryen, Schwed. *fria*, Dän. frie, Isl. fria, fryia, (vgl. Glossar. Eddic.), Ulfil. frijon, wovon das Partic. frijonds, Isl. fraendi, Schwed. und Dän. fraende, Niederl. vriend: unſer Freund, alt vriunt, in der St. Galler Hdſ. öfter vriwent (ganz wie Feind, Altd. viant und viant, v. fia, haſſen), im alten Sinne auch Geliebter, (altfranz. ami), und friundelin, Geliebte, wie amicus von amare. Zu demſelben Stamme gehört das Isl. fridr,

frinnr, schön, schmuck, stark (unser altes freidig?), fridr, Liebe und Friede, Freya, die Göttin der Liebe und Schönheit, Frau (auch das alte Fron, Herr?), unser freuen, Freude, froh, frei, und das Isl. frodr, prudens. — frumen, frommen, fördern, schaffen, vom Isl. framm, vorwärts, Angels. und Schwed. fram, Engl. from, Dän. frem: daher unser fremd, alt auch fromd, eigentlich Particip. von frumen. — Das Fürbuge hielt den Sattel besonders beym Lanzenstoß, und das Zerbrechen desselben entschuldigte den Fall, V. 6452. vgl. Apollonius von Tyrland, S. 290. b. (V. 19006). — Gahen verhält sich zu gehen, wie zogen zu ziehen. — Gahes ist eigentlich wieder ein Genit. wie jählings, eilends, und etwa Fußes, Schrittes ausgelassen. — Garten ist nicht Praterit. von gurten, sondern von garen, d. i. gar (gahr) fertig machen. Eine andere Form ist garwe, gerwe (wie varwe von var), und davon gerwen, gerben (gahr machen), und Garbe. Gar ist dann auch das Stammwort zu gart, gurt. — Gebaren für sich gebärden (von bären, wie gestus von *gerere*) ist noch Schlesisch und Oberd., und hat Göthe. — Von Gebände ist auch Ital. *benda*, *bindello*, Kopfbinde, Kopftuch der Nonnen. — Gebouwer, Gebäuer, ist nicht männlich, sondern geschlechtlos, wie alle Kollektiven. Eben so gebuoze. — Gegensiedel ist besonders der dem königlichen Sitze gegenüber stehende Hochsitz: wie in den Altnordischen Sälen, vgl. Gualangs-Saga, S. 164, und die Abbildung dabey. — Gehugen, gedenken, gehört zu hägen (Hag, Hecke), innerlich hegen, sinnen; daher behagen, und der Name Hug, Hugo, Hagen (ab Indagine). Ursprünglich eines mit haben (alt, auch im Sinne dafür halten, wie habere), wie das alte eigen, heigen, Altfries. agen, hagen, und haben, und die deutsche Aussprache Kopenhagen für Kiobnhavn (Hafen) zeigt. — Gelezze ist nicht so wohl Anstand, als überhaupt Aussehen, von lazen, erscheinen, sich anlazen, auslazen. — gelpf ist nicht eigentlich falsch, sondern übermüthig; von gellen, alt gelfen, schallen, welches, wie bellen, belfern und hallen, auch dazu gehört. Isl. gala, gella; Schwed. *gala*, *gaella*; Dän. gjalde; bey uns in Nachtigall (daher vielleicht auch *gallus*) Niederl. bellen, schellen, klingeln, und bassen, baffen, bellen, Niederd. blaffen. — Genade ist eigentlich Neigung, von nieden, genieden, oder noch einfacher von nah, Isl. na, davon na, nahen, und nad, Gunst, Ruhe; Schwed. naode, Dän. naade: unsergenaden, sich neigen; die alte häufige Redensart: die Sonne geht zu Gnaden; neigen ist auch nur eine andere Aussprache desselben Wortes. — Genaren ist nicht

das Präterit. von genesen, sondern von generen, welches freylich denselben Sinn hat, und auch dasselbe Wort ist. Das einfache neren (nähren) ist aber das Transit. zu genesen. — Bey geniezen ist die eigene Bedeutung des Particips genozzen, V. 3742, übergangen: es ist ein Jagdausdruck, den der treffliche Frisch aus Flemmings Teut. Jäg. S. 259 also erklärt: »Genüsse des Leithundes, wenn man ihn etwas vom Hirschen genießen läßt, als worinnen Schweiß (Blut), oder die zerschnittenen testiculos, oder etwas vom Halse.« Vergl. Gottfrieds Tristan V. 2916 u. f. w. — genote, heftig, eifrig, sehr, ist gebildet wie gedrange, gestrenge, geringe, und das alte gezite, zeitig, und gehört, mit not, Arbeit, Noth, zu nieten, genieten (sich), sich befleißen (Lat. niti), ergötzen. Not ist aber eigentlich die Verneinung von od, ot, leicht (bey Otfried), Niederd. noch öde, leicht; Isl. aud (öd), nur in Zusammensetzungen, z. B. aud-miukr, Schwed. oed-miuk, Dän. yd-myg, Altd. ot-muatig, otmütig; Holländ. ootmoedig, Niederd. Ood-mödig, demüthig, facilis: ursprünglich ist dieß aud, od, wol eins mit dem Hauptwort, Isl. audr, Vermögen, Reichthum, facultas; deutsch nur noch in Allod, Kleinod, und im Gegentheil Oede, Ein-öde, öde; Isl. audr. Vom Niederd. öde, leicht, auch wohl das Märkische öt, öte, von Mädchen, geziert, subtil. Die Verneinung ist nun Isl. anaud, Gefangenschaft; unodi (bey Otfried), schwer; Niederd. unnode, schwer; ginote, genote, schwer, heftig. — Ger, Speer, ist eines Stammes mit Wehr, *guerra, guerre*, daher Germanen. Es bedeutet überhaupt das spitz und schräg auslaufende, keilförmige (vergl. Ort): daher auch der geren, vom Weiberrock, eigentlich der durch Keile und Falten nach unten erweiterte Umkreis desselben; im mittl. Latein. *sagittae* vel *gerones*. In der Schweiz heißt die Gehre noch eine Gabel, womit man große Fische sticht; deßgl. der Hausgiebel und Schiffschnabel, und gehren, schräg schneiden. (s. Stalder.) Vielleicht gehört quer hieher. — Gestraht, ist das Partic. von gestrechen, strecken, straff machen. — Geswichen (V. 8845.) ist das Partic. von swichen, weichen, im Stich lassen; Isl. svikia, Schwed. svika, Dän. svige, täuschen, trügen, wo es auch mit dem Dativ verbunden wird; daher swach (V. 747. 9568.) falsch. — Getelingen, Gefährten; Oberd. noch göti, götel, göteling, Pathe: von dem großen, eigentlichen, selber Stamm und Abkunft bezeichnenden Stammworte aet, atta, Vater, — Got, Gut, Tot ꝛc., dazu auch Gatte, sich gatten, gesellen. — Gevelle ist nicht Fall, sondern Gefälle, Abhang. — Gezouwe, Rüstung von zouwen, eilen (zogen) ist gebildet, wie geverte, gereite

und gezeug. — gezemen, zemen, ziemen, wird außer der gewöhnlichen Verbindung mit dem Dativ (es ziemt mir), auch als ein regelmäßiges Activ gebraucht: ich zieme, d. h. ich habe Fug und Grund zu etwas, V. 4658. 6217. 6810. Kl. V. 590. vgl. V. 7073. 7159. — Git ist nicht sowohl von geben als von dem alten gen, in Schwaben und der Schweiz noch gé, gä, gibe, Gabe: auch bey Ulfil. giba. — Gige, Geige, hängt vielleicht mit dem Franz. *gigot* (Schinken) zusammen, wegen Aehnlichkeit der Gestalt. — gouch, Gauch, Geck, hat hier zugleich Beziehung auf die bekannte Unart des Kukuks, daß er seine Jungen von der Grasmücke ausbrüten und aufziehen läßt, und bedeutet s. v. a. Bastard. Diese doppelte Bedeutung, Kukuk und Gauch, hat auch κοκκυξ, cuculus, Isl. gaukr, Angels. geac, gaec, Engl. gawk, Schwed *goek*; und Altd. Gauch: Fischart, aller Praktik Großmutter: »die Geuch werden im Feld fliegen, aber in der statt gehen.« Die Dänen unterscheiden gjög und gjäk, Niederl. koekoek und gek. Da nun koekoek auch einen Hörnerträger bedeutet, so ist wahrscheinlich, daß cocu, Altfr. coucoul, Engl. cuckold, mittel. Lat. cucullus, dasselbe Wort, und Hahnrey (welches Wort erst im 16ten Jahrhundert vorkommt) ein Mißverstand von cocu (coc) ist. Genauer nannten die Römer ihn *curruca*, Grasmücke. Eine üble Vorbedeutung ist der *cuculus* in Warnefridt gest. Longob. VI. 55. — Graund bunt: bunt ist noch im Niederd., wie bont im Holländ., für Pelzwerk gebräuchlich: und da im Altd. bunt auch nur in diesem Sinne von buntem Pelzwerk vorkömmt, so ist Frisch's Ableitung von *Pontus*, woher man damals, vor dem unmittelbaren Verkehr mit dem nördl. Asien, dasselbe bekam, ganz annehmlich; zumal da bekanntlich das Hermelin, mustela erminea, seinen Namen von Armenien hat, obwohl es dort eben nicht zu Hause ist, und es auch *mus Ponticus* hieß. Merkwürdig ist nun die ganz ähnliche Verbindung im Altfranz. fourures de *gris* et de *vairs* (Le Grand, fabliaux, T. III. p. 113.), welches *vairs* im Mittl. Lat. *vares*, *varii*, nach Jul. Scaliger, de murib. *Ponticis*, zum Aristoteles, eine Art derselben, die nur am Bauch weiß, am Rücken schwärzlich ist. Die Veergares in des Benjamin Tudelens. itinerar. (um 1173) erklärt *du Cange* durch *vairs gris*. Eine andere Form ist *vaius*, wovon noch das Ital. *vajo* (und unser vehe, fehe, welches alt überhaupt bunt (wehe, zierlich, schmuck, gehört vielleicht auch hieher), eigentlich aber buntes Pelzwerk bedeutet. Daher noch weiße Fehe oder Fehwamme, von dem weißen Bauche, und schwarze Fehe oder Fehrücken von dem schwärzlich grauen Rücken dieses Thieres. Bunt ist also dem Sinne nach ganz einerley

mit *varius*, *vairs*, *vajo*, vehe. Gra, Grauwerk scheint aber nicht sowohl die eine Art dieses bunts oder Fehe's zu seyn, als das Pelzwerk von den im Winter grau werdenden Eichhörnchen, besonders den sibirischen; mittl. Latein. *Grisia* vel *varia*; de *grisio* seu *vairo*; *varia griseaque* pellicea; pelles *grisiae* et *variae*; de *griso* seu de pellibus *grisis*. Franz. noch petit *gris*, Grauwerk. — Guote liute (V. 4258.) sind wohl nicht Gutsherren, sondern Geistliche, Mönche, besonders die barmherzigen, mildthätigen der milden Stiftungen, für Kranke, Fremde u. dergl. In der Schweiz sind guote lüte, besonders mildthätige, gastfreye Leute. — Wie halsberge (Isl. auch halsbiorge) und beinberge, findet sich im Isl. auch nefbiorg, Nasenberge, Vordertheil des Helmes (Visir), für Helm überhaupt, wie halsberge für Panzer — Unserm halt entspricht das Franz. *tiens*, *tenez*, das eben so, als Auffoderung zur Aufmerksamkeit, in die Rede eingestreuet wird. In Schlesien hört man auch ganz vollständig: gelten Sie. Unser dafür halten (alt auch haben, wie habere) hat dieselbe Bedeutung. Eben so ist das mein, das in manchen Gegenden so eingeworfen wird, wohl von meinen, der Imperat. oder die erste Pers. Präs. (wie waehne, waehn') Vergl. V. 7766. — Es ist nicht einzusehen, warum hantwerch, wie die Münchener Hds. liest, eine falsche Lesart seyn soll, für antwerch, welche letzte Form zwar häufiger, aber doch offenbar aus hant gebildet ist. Im mittl. Lat. wird es wörtlich durch *manoficium*, χειρούργημα übersetzt, und noch jetzo heißt in der Lausitz der Rammbloc das Handwerk. Die Form antwerch ist nur aus Verwechselung mit dem alten ant-ent-werken, zerstören, und antwerk, Zerstörung, welche durch jene Handwerke, Kriegsmaschinen, bewirkt wurde. — ze hant, behende, ist wie das Franz. maintenant, oder stehendes Fußes. Von hant ist auch das Altfranz. hanter, hantement, Behandlung. — Harte für sehr, ist auch Isl. hardla, harla (nach Ihre, auf Runensteinen harda), und Span. *harto*. — In heimuot (bey Ulfil. heimoth) Heimat, ist noch ein Ueberbleibsel der alten tonvolleren und bedeutsameren Aussprache, für Heimde, wie es jetzo in manchen Gegenden auch lautet, und gebildet, wie hemde (Isl. hamr, Dän. ham), alt Hemede, das alte und Niederd. erbermede, Erbarmung, und in schärferer Aussprache, Fahrt, Nothdurft, und Gift (vongeben): eben so bey Ulfil. gahugda, Gedächtniß, meritha, Ruhm, thaurfts, Durft, gabaurth, Geburt; Isl. haed, Dän. Höjde, Höhe, ferd, Fahrt, Gift, thurft. Das d und t in diesen Endungen scheint verwandt mit dem t im Partic. (daher das alte geworhte, Gewirke, wie noch in der Schweiz bachete, Gebäck, und auch

das häufige Augment in den übrigen geburt, geschicht). Auch das t im Nord. und Niederd. Artikel gehört wohl dazu, deßgleichen et, iht, ot, od, ursprünglich selbstständige Wörter (vergl. genot) wie heit, das dem Lat. tas und do entspricht. — Für hemdebloz liest die St Galler Hdsf. zwar auch hende-bloz, doch ist jenes schöner und bedeutender, und auch gewöhnlicher gebildet, vergl. V. 5496. Kl. V. 1931. Im Dän. findet sich barhaendet, mit bloßen Händen, und barsaerk, Isl. beserkr, bloß bis aufs Hemde, näher unserm baar-fuß, baar-haupt. — Hofscheit, verkürzt aus Hofischheit, liest auch die St. Galler Hdf., und muß bleiben: es ist eine harte Form, wie hobisch, hübsch. — Hoher, höher, für weiter, ferner, erklärt sich durch das noch gebräuchliche hohe Meer, Höhe des Meeres. — Hort hat den dopelten Sinn von Reichthum und Trost, wie Schatz und Schutz dasselbe Wort ist, und ist nahe mit gart (hortus, χόρτος) verwandt. Bey Ulfil. haurda, Isl hurd, Thür; huod, Schatz, und huzdjan, Schatz sammeln, bey Ulfil., gehören auch wohl dazu. — Ein Uebergang zu hulst, Hülle, ist Hülse. — hurten und hurdiren für bohurdiren, findet sich öfter im Apollonius V. 17787. 17852. 19790. — Für iacht (V. 4624.) liest die St. Galler Hdf. auch iaget. — Für iaria liest dieselbe Hdf. iaraia, welches auch im Apollonius, S. 289. a. (V. 18902.) vorkömmt, und deutlicher das wiederholte ia, als Wehruf (V. 3969.), zeigt. — Anstatt iht ist Niederd. noch ichts und ichtens, was eigentlich der Genit. davon ist, wie unser nichts von niht. — Wie unser inbizzen, Imbiß halten, ist im Isl. snaeda (schneiden) speisen. — Inder, indert, irgend, ist entstanden aus ie, iene, ienen, iender (welche Formen alle vorkommen) wie itzund, itzunder, aus iezu. — itenîuw, wieder neues, ließe sich erklären als eine Verkürzung von nitnew, was bey Ottokar, Kap. 85. 123. und öfter vorkömmt, so wie Kap. 126. das Zeitw. nitnewen, erneuen: nietneu, das noch gebräuchlich ist, wäre demnach ganz unser nagel-neu, auch spau (spangen)-nagel-neu (alt »Spannew« s. Kochs deut. Lit. Gesch. II. 324. Isl. spanyr, übers. Verelius spillerny), und funkel-nagel-neu, und die Anschauung wäre von blankem, neuem Geschmeide, Rüstung und Geräth hergenommen. Vergl. 7834. Dennoch scheint dieß Wort mit itewizzen, wiederholt vorwerfen, verwandt, so wie mit einigen älteren: itlon, Wiederlohn, Vergeltung, (bey Kero und Tatian), itporan, wiedergeboren, itaruchit, wiederholt, in Gedanken, von ruchen (bey Willeram und in alten Glossen). Besonders findet sich auch im Angelsächs. eine Reihe von Wörtern mit aet, aed, ed, welches ebenfalls die Bedeutung des

lat. re hat, und einigemal mit unserm er übereintrifft: edcenned, wiedergeboren, (unser chunne), geedcvicod, wiederbelebt (erquicket): und so auch edwit, edwiten ganz unser itewizzen, Engl. noch twit; und edniwian, erneuen. Es könnte also nietneu wohl eine sinnvolle Verwechselung sein: wie etwa das noch gebräuchliche lidlon vom obigen itlon. Dieß it scheint aber nicht sowol mit iht, et verwandt (obgleich Angelf. auch edwist, substantia, etwas), als mit dem Schwed. aoter, Dän. atter, unser wieder (Lat. item, iterum, iterare). — isrin, eisern, setzt ein altes Hauptw. iser voraus, wie es noch im Niederd. lautet; bey Ulfil. eisarn, und adj. eisarneins. Gewöhnlich ist isen, Eisen, wovon auch alt isenin vorkömmt. — Mit dem Lande zu Kyben sind wohl schwerlich die Cumanen vom Kuban gemeint, sondern Kiow, Kiew, die Hauptstadt in Rothreußen und damals noch der Sitz der Großfürsten, denen alle andere russische Fürsten unterworfen waren (v. 900 — 1238). Bey den Byzantinern heißt sie κιοβα, bey Eggehard, kitawa und Cuiewa. Die St. Galler Hdf. liest Chiewen richtiger als Kyben. *Helmoldi Chr.* Slav. I., hat Chue, die Hauptst. von Chunigard, d. i. Rußland, wo früher die Hunnen gewohnt. Sonst findet sich um 900 auch eine Stadt Keve in Ungarn, gegen Mähren hin; vergl. die Krusische Karte. — lanch-lib ist nicht lebenslang, sondern langlebend, ganz wie das Isl. langlifr und langlifi, Lang-Leben. Eben so ist langraeche ganz das Isl. langrakinn, lang-rächend. Beyde Wörter sind gebildet, wie schon bey Ulfil. dedja, Thäter, wartja, Wärter, wohl noch Wart, wie Herzog (von zogen), und besonders wie noch jetzt in Schwaben und in der Schweiz Rathgeb für Rathgeber. — Dem Oberd. laz, müde, entspricht wohl das Niederd. lat und Niederl. laet, spät; beydes von laffen, laten; eine andere Form läffig. Von lat ist auch der letzte, Alt letste, leste. Perf latah, vetus. — Von lit, wie noch im Niederd., ist Glied, eigentlich das Kollektiv, alt: das gelide. — leich ist nicht geschlechtlos, sondern männlich (Tristan, V. 3466). Das dabey angeführte Isländ. lay ist wohl ein Irrthum. Zunächst verwandt ist aber das Isl. leikr (Schwed. leek, Dän. leg) Spiel, auch Kampfspiel; leikari, Spielmann (leiksmadr, lustiger Gesell. Wilkina-Saga). Das Franz. lay gehört näher zu unserem lei (noch in mancher-derlei), welches freylich durch lich, leich (in ge-leich, gleich, Niederd. lik, Engl. like) mit jenem zusammenhängt. Desselben Stammes scheint das Isl. lag, Weise, lög, Gesetz, (leggia, legen, setzen): wie Gesetz, Lied, Strophe, bey den Meistersängern, νομος, Gesetz und Weise; und das Holländ.

wette, Gesetz, eins mit vitta, vittea, Alliterazionssatz, welches letzte Wort schon vor dem Prolog zu der von Ludwig dem Frommen veranstalteten sächsischen Bibelübersetzung in Versen, als Kunstausdruck zur Zeit des heiligen Bonifaz vorkommt, und mit unserer Weise, Isl. und Schwed. visa, Dan. vise, Holländ. wyse verwandt ist: so wie es auf die Indischen Veda's und die Nordische Edda hinweiset. — Mage, V. 6726 ist nicht Zucht, sondern der Genit. Pl. von mach, Verwandter, Blutsfreund; und der Sinn ist: sie (Dietlinde) ist von hohem, edlem Geschlechte. Eben so ist magenkraft, majestas, eigentlich Menge, Höhe der magen, und gemeit, (gemagt) und magetlich, von einem Zeitw. magen, Mage haben, d. h. hohe, berühmte: also wie edel und kühn (v. âtt und chunne), die Geschlechter (Patrizier) in den Reichsstädten, und wie man noch schlechthin sagt von Geburt. Vergl. oben zu barn. Ueberhaupt kömmt mage als ein weibl. Hauptw. und in jenem Sinne, nirgend vor, und magezog ist nicht Zuchtmeister, sondern wörtlich Kinder-zieher (παιδαγωγὸς); wie her-zog, Heerführer. Mage sind Verwandte und Kinder beydes Geschlechtes; maget, meit aber, wie noch, Magd, Maid. Galisch mac, Sohn; Pers. madah, feminina. Ulfil. magus, Knabe, und magath, Jungfrau. Eben so, Isl. man (neutr.), Magd und Knecht, besonders aber Jungfrau; und madr, älter mannr, Mensch überhaupt, besonders aber Mann, wie junger Mensch nur von Männern gebraucht wird, dagegen das Mensch nur von Weibern: Mensch selber ist eigentlich das Adject. von Mann (männisch), wie Isl. mennskr. Das Stammwort ist machen, mögen, Isl ek, mâ, Präs. v. mega, mögen; Engl. may, Isl. magn, megin, Stärke, Macht. Dahin gehört auch unser altes michel, Ulfil. mikils, Isl. mikill, einfacher megn, Schwed. mycken, Engl. much, (Angelf. mickel), Niederl. mooi, Span. mucho, Lat. mas, magnus, Gr. μέγας, μέγαλος. — maer, maere, ist nie weibl., sondern immer geschlechtlos: wo es mit die steht, ist es die Mehrzahl. — mehte ist der Conj. für möhte, möchte (Engl. might von may); maht (V. 417) ist für magst, wie sollt für sollst. — mein, Trug, ist nicht weiblich, sondern männlich, von meinen, minnen (Isl. und Schwed. minna, Dän. minde, gedenken), wie mentiri von mens (monere), μενος, (Pers. mana, opinio; Angelf. gemynde, Engl. mind, Geist)- und wie das obige ahnden und rügen. Umgekehrt im guten Sinne, ist unser Minne, Isl. ast (anst, Gunst) von unna (gönnen), das auch im bösen Sinne gebraucht wird; ebenso Dank von denken, ge-

denken. Kourag v. Würzb. gebraucht mein auch im guten Sinne: mit herzeklichem meine. S. Trojan. Krieg, V. 15445. — Meisteil ist eine Zusammenziehung von meist teil wie leiste von leist'te. — Die mettine ist die erste der sieben Tagezeiten oder hora's, und die vesper-zit (V. 3269) die vorletzte. — mitternacht ist eigentlich ein absolut. Genit. (wie eines Tages), woraus wieder ein Nominat. geworden ist. — molte, Staub: Isl. mold, Staub, Erde, Dän. muld, davon moldvarpa, Maulwurf. Von der andern Form malmen ist bey Ulfil. malmo, Sand; unser altes melm (Göthe hat einmal mulm). Der Mehlthau, den Hr. A. hiebei anführt, nach der gewöhnlichen Ableitung von Mehl, ist schon von Gräter, im Bragur, I. 202. bedeutsamer abgeleitet vom Isl. mel, Gebiß (weil es von den Zähnen gemalmet wird), und daugg, Thau, weil nach Vafthrudnismal, St. 14 und Snorri's Edda, Fab. 8. der Nachtgöttin Nott Roß Hrim-faxi (Thau-mähne) jeden Morgen die meldropar (Tropfen vom Gebisse) fallen läßt, wovon der Thau (daugg) komme. Dieß bestätigt das Eddalied von Helgi, Hiorvarths Sohn, S. 29 (v. d Hagens Ausg. S. 10.), wornach der von den Mähnen der Rosse der Walkyren triefende Thau das Jahr fruchtbar macht. Uebrigens ist dieses malen, malmen (Isl. mala, mola, mylia: daher Thors Hammer Miolnir, malleus. Pers. malidan, molere), verwandt mit mählen, sprechen (Isl. maela, Russisch, molitsia, beten; auch μελος?), noch in Gemal (Verlobten) wie sagen mit sagen (serere und serrare), und das alte spel, Erzählung, mit spillen. Auch mahlen (pingere) von mal (Isl. merki, was dasselbe Wort, unser Mark), Zeichen, Merkmal, gehört dazu. — Moune, der Mayn: so heißt in Urkunden (s. Chron. Gottvic.) der alte Mayn-Gau Moingowe, Meunegouwe. »Franckfurt uff dem Meůne« in Urk. v. 1332. *Schöpflini* Alsat. dipl. II. 283. — Misenburch, Ungarisch Mosony, an einem Donauarm, der Ungarisch Moson heißt, nahe am Einfluß der Leyta: daher auch wohl Musenburg, jetzo Wiselburg. Hier schifften sich auch die ersten Kreuzfahrer und Montevilla auf die Donau ein. Lazius hält es für des Antoninus *Limusa*. — Möringen liest auch die St. Galler Hds. auf neueren Karten Mehring, auf älteren Möring; auf einer von 1696 aber Phoring, und auf der beym Chron. Gottvic. Pheringa. In Annal. regg. Francor. ad a. 787 (bey Reuber) Pheringa. Aventini ann. *Boior.* III. p. 272. Phoro, vicus. »Pferingen der marckt« in einer Theilungsurkunde, in *Scheidtii* bibl. hist. Goet-

ting. I. 224. Falkenstein, antiquitat. Nordgaviae, T. I. p. 90. Pföring. Gottscheds geograph. Wörterb. Pföringen, Pferingen, im Nordgau, unweit Prunn (vergl. zu Swanevelde) an der Donau, mit einer Brücke, d. h. wohl nur Fähre: denn vermuthlich ist der Ort hienach benannt, und einerley mit Vergen, wo (V. 5177 St. Galler Hdf.) Chriemhild über die Donau fuhr. *Heinr.* comes de Feringen und Veringen, um 1150 in hist. de *Guelf.* bey *Leibnit.* scriptt. Brunsv. I. 791. und Marqvardus de Feringen, Zeuge einer Urk. K. Heinrich VI. 1196 zu Ehenheim. *Schöpflini* Alsat. dipl. Nro. 357. — Von maneger, Mehrzahl, maenige (daher menige, Menge) ist das Franz. mainte, alt maincte. — Die Form muos und muoste, mußte, setzt einen Infinit. müsen voraus. — muoten heißt nicht, hold seyn, sondern begehren, wie noch in der Redensart: ein Lehn muthen; und aus der Redensart an einen muten ist unser anmuthen, zumuthen. — Der Infinit. von naßte ist nicht nezzen (näßen), sondern netzen. — Bey dem Verhältnisse von ne und nicht ist zu merken, daß ne und en (eigentlich also nur das n) die bloße Negation, niht dagegen das verneinte Hauptwort iht, Etwas, ist, und Nichts bedeutet, (wie das Angelf. aht, uht und naht, Engl. ought und nought): beyde werden daher auch regelmäßig deklinirt: mit ihte (Apollonius, V. 15450); gert er nihtes (Nib. 1702), mit nichti, nichte (Apollon. 9287, 9963, 15585), wie noch mit nichten. Das Niederd. ichts, irgend, ist also eigentlich der Genit. von icht; ebenso ist unser nichts von nicht, und so unterschieden, weil wir das letzte als bloße Negation brauchen. (Im Schwäb. und Schweiz. unterscheidet sich beydes nur durch den Selbstlaut, nüt und nit; wie im Holländ. nuyt und niet, welche letzte Form in den Nibel. 6996 nur einmal den Reim fodert nieht, wie auch die St. Galler Hdf. liest. Daher unser Niete). In der alten Sprache haben dagegen beyde Wörter fast immer noch die substantive Bedeutung, und daher hauptsächlich sind die vielen von ihnen, und nicht von den Zeitwörtern, regirten Genitive zu erklären. Iht (deßgleichen ieman, iemer, dehein, deweder und noch weder) verneint aber auch manchmal schon ohne die negative Form, ganz wie das Isl. vaetur, vettur, jemand, ohne Negation zugleich niemand, und aeva, (Genit. von aevi, Lebensalter), jemals, eben so zugleich niemals, und ei, ja und nein bedeutet (vergl. auch nirgen), und wie im Franz. *point* und *pas*, Ital. *giammai*, ohne Negazion verneint, und *rien* (von unserm ringe, geringe) ohne dieselbe bejahet. Eine aspirirte Aussprache nur von iht ist wiht, wicht, wel-

ches auch ohne Negazion verneinend gebraucht wird: ein wiht, ein Nichts, häufiger aber ni-wiht (selten niwet, V. 3807. St. Galler Hdſ. nuit, was dem obigen nuyt, nüt nahe kömmt), und en-wiht oder gar ent-wiht. wicht, wichtlein, bedeutet auch einen Dämon, wie das Nord. vet, mit dem Artikel: vetur, vergl. Volſunga-Saga, Kap. 30). Ulfil. waiht und niwaiht; Angelſ. wiht, wucht, awiht, awuht und nawiht, nowiht. Die bloße Negation ne findet ſich auch im Isl., wie im Lat. (und in den daraus abgeleiteten Sprachen), und iſt wohl eins mit dem Griech. νι, νή (in Zuſammenſetzungen), vielleicht auch mit μή. — nein iſt die Negat. von ei, je, ja: Isl. ei, ae, immer, je, welches zwar auch wieder verneint, aber elliptiſch, da es vollſtändig ei-gi, e-cki lautet (ähnlich unſerm ia, en, ia, ne, ia'n, wahrlich nicht, V. 6133, 7765, 633), ſo daß dort gi und ki die eigentliche Verneinung ſind, welche allein auch, in ähnlichen Zuſammenſetzungen angehangt werden: z. B. ein-gi, en-gi, einer nicht, niemand; wovon das neutr. e-cki, verkürzt aus eit-ki, et-ki, nichts; woraus Dän. ekki, nicht (auch ej), wie unſer niht, zur bloßen Negat. geworden; dieſes et aber, deſſen Grundzug t eben der des neutralen Artikels in allen Nordiſchen und Niederd. Mundarten iſt, wofür im Oberd. ſ, iſt urſprünglich eins mit unſerm alten ot, et (noch in etwas), iht, und dem Nord. vaet, vet, wovon vaet-ki, nichts, ganz unſer nur umgekehrtes ni-wiht. Und dieſe Verneinung durch g und k haben auch wir in hein, chein (kein), was, wegen ihrer Verdunkelung, zugleich ein und kein heißt (obgleich das jetzige kein durchaus verneint), daher auch ne-hein vorkömmt; deßgleichen in nirgend, wovon ſogleich mehr. Das Franz. aucun, das auch ohne Negat. verneint, Ital. alcuno, iſt vermuthlich auch in Anſehung dieſer Art der Negat. mit hein, dehein, dukein, verwandt, welche Negat. im Griech. ϑα, ϑαχ, ϑαχι, ϑαχὶ vorgebildet ſcheint. Im Isl. iſt neinn, keiner, die Negat. von einn einer, und dem Neutro davon neitt ſcheint das Holländiſche nüyt, Schwäb. nüt, zunächſt verwandt. — neina iſt eine ausrufende Verſtärkung, wie manchmal im Vocat. herra, und im Imperat. rata, hilfa, vaha, neiner (V. 3505), anderswo auch iaer, iſt ganz das Altfranz. nennil, und oil für non und oui. — niene, nienen, niener, nirgend, iſt noch Schwäb. und Schweiz., und Negat. von inder, iener. Nirgen aber iſt ganz das Isl. hvörgi, hvergi, nirgend: v. hvar, wo, (beides eigentlich elliptiſch: hvar v. hvarr, hverr, wer, wer immer; und wo von wer, vgl. wiu in zwiu und das obige diu). Vollſtändig iſt unſere alte Form nie-uuergin, noch mit

der Negat., die auch in nirgen, nirgent eigentlich überflüssig ist. Auf ähnliche Weise bedeutet aber auch das Isl. hvargi wohl ubicunque, wie hvergi (eigentlich nullus) quisque (vgl. zu ne). — pfant erlosen, mit dem Dat. der Person, heißt wohl nicht: das Schuldige eintreiben, so daß der König hier gleichsam selber als Inhaber der Pfänder gedacht würde, und es etwa dem ähnlich wäre, als wenn wir sagen: bei jemandem sein Wort, sein Versprechen lösen (vgl. Maneß Samml. Bd. I. S. 25a; sondern der allgemeine Sinn dieser sprüchwörtlichen Redensart ist: für jemanden das versetzte oder ihm abgenommene Pfand einlösen. Dieß kam damals bey großen Festen, Hochzeiten und Turnieren oft vor, wo nicht nur die fahrenden Leute, Fiedler und Sänger, sondern auch die Ritter selber sich in den Herbergen festzehrten, und Kleider, Waffen und Rosse versetzen mußten; und des Festgebers Milde zeigte sich besonders durch Auslösung dieser Pfänder. Beyspiele hievon sind im Glossar zu v. d. Hagen's erster Erneuung der Nibel. angeführt; auch in der Wilkina-Saga, Cap. 103, kömmt ein solches vor. Und es ist ja noch Sitte der Fürsten, bey gewissen freudigen Ereignissen den Armen die Pfänder einzulösen. Dann aber wird dieser alte Ausdruck auch besonders in Beziehung auf Ritterspiele, Buhurde und Turnire gebraucht, wo die besiegten ihre abgewonnenen Rosse, oder, wenn sie gefangen worden, sich selber auslösen mußten, nach Gutdünken des Siegers oder nach einem vorher bestimmten Preise (vgl. das Gedicht von Biterolf und Dietlieb): was damals für manche arme, von Turnir zu Turnir abenteuernde Ritter ein eigener ritterlicher Erwerb war. (Vgl. Parcival, V. 1992. 2076. 2138. Deßgleichen Apollonius von Tyrland, Bl. 291, b. (V. 19078),

Maniger ward da abgefalt (im Turnier)
Der pfand-lose gald.

Und darauf, V. 20504.

Es was wol pey den zeytten,
Das dj herren wolten reyten
Yeglicher jn sein lant:
Do pedarffte niemand losen pfand,
Wann sy hetten alle genuog,
Weß man gedachte od (er) gewuog.

Diesem Pfand-lösen, im allgemeinen, für: gütlich thun, ist entgegengesetzt das Pfand-nehmen, das eben so allgemein für: berauben, gebraucht wird, z. B. Nibel. V. 6847 (nach der Hohen-Emser Handschrift. Daher so häufig bey den Minnesingern: an Freuden pfänden; oder anders gewendet: die Minne setzt dem Liebenden Noth zu Pfande, die sie nicht einlösen will. Maneß. Samml. I. 25. a. Und dann auch: zu Pfande las-

sen, sitzen lassen, aufgeben, verlieren. — pfellil ist, wie pfellol, wohl nicht Diminut. von pfelle, sondern nur die lispelnde Aussprache der andern alten Form pfeller, wovon das Adject. pfellerin und pfellorin: wie Hügel und Höcker. — pfliht haben heißt eigentlich Verkehr, Verbindung haben, Pflicht im ursprünglichen Sinne von flechten. — Raste als Wegemaß, findet sich auch bey Ulfil. rasta, und in der Edda, Kenningar Jardar: »Röst, Leuca.« Nach den alten Glossen in Docen's Miscell. (richtiger bey Du Fresne) machen 1500 Schritt eine Gallische leuua, und zwey leuuae eine deutsche rasta. Vielleicht gehört die Russische Werste auch hieher. Das Franz. *rester* kömmt aber wohl von *restare*. — rat ist wieder ein Vocabul. medium, und bedeutet bald Vorrath, bald Entrathung, Mangel: im letzten Sinne wird es noch in Oesterreich gebraucht. — Die Recken und die Zagen werden öfters entgegengesetzt im Apollonius und Jansens Fürstenbuch. Wieland und Alxinger gebrauchten Recken auch schon wieder für Helden. In dem alten Gedichte von den zwolf Himmelszeichen (Leipz. Hdf.) kömmt Reckerey für Ritterschaft vor. Unser Range (wie Räckel) ist vielleicht nur eine andere Aussprache. Zu diesem Wortstamme gehört auch wohl Fischarts rack-tod (Franz. *roide* mort): daher auch verrecken, abrecken, für sterben. — Von risen, sinken, haben wir noch das Frequent rieseln. Dasselbe Wort ohne Zweifel ist das Engl. rise, aufsteigen, und unser reisen, gleichsam sich aufmachen, und Reis, Sprößling. — Die Riegelsteine und Riegellocher würde Rec. lieber durch die Löcher und Röhren erklären, die von den Fußböden alter hoher Säle durch die Wand hinausgehen, und entweder zum Abfluß des Wassers beym Reinigen oder zum Luftzug dienen. Zwar paßt der Name nicht, aber die Lesarten der Münchener Hdf. ringen steinen und ringel boge, führen doch schon naher auf Rinne, Rinnestein. Die St. Galler Hdf. liest wie der Druck. — Die Ringe, Panzerhemde: vergl. Heimskringla, I. 237. serk hringofin, ringgewebtes Panzerhemde. — Von sal, schmutzig, ist das Zeitwort selwen oder sulwen. Ulfil. saulnon, beflecken; Isl. sollin, beschmiert (vergl. Edda. L. von den Nibel. S. 69), und sulla, mischen, trüben (södeln, sudeln). — Von samnen ist vermuthlich auch das Franz. *semondre*, einladen. — Sarwat ist wohl vom alten ser, Wunde (Verletzung), Isl. sar, also Gewand gegen Wunden; ähnlich dem sonstigen Sturmgewand. Die Ableitung von dem Nord. serk, Hemde, Panzerhemde, gäbe eine Verdoppelung: doch spricht für sie die Zusammensetzung sar-ring, und das einfache saro in dem Bruchstücke von Hildebrand und Hadubrand.

— schacher, Schächer, von schach, Raub; schon in Lex Longob. schacus, und in Capit. Carol. *scacchator*. Isl. skaka, skėkia, schütteln, stoßen; Angels. sceakan; Engl. *shake* und *skok*; Franz. *choquer*: unser schaukeln und schachern, wuchern. Verwandt ist im mittl. Lat. *scaciarius*, Jäger; Ital. *scacciatore* und *cacciatore*, Franz. *chasseur*; das Niederd. schassen, für wegjagen, scheint nicht erst aus dem Franz. zurückgenommen. Eine einfachere Form ist sack-mann, wofür auch schach-mann (vergl. Oberlin) vorkömmt, Isl. sakman. (Wilkina-Saga, Cap. 94) in demselben Sinne wie Schächer. Mittl. Lat. *saccomannus*, wovon *saccomannum*, Raub, und *saccomannare*, auch *saccagere* (Franz. *saccager*) plündern, verwüsten; daher unsere alte Redensart Sackmann machen, nicht von Sack, einsacken, wie man gewöhnlich annimmt. Eher gehört das Isl. saekia, heimsuchen, angreifen, hieher. Die Aehnlichkeit mit dem lat. *sicarius* ist auch wohl nicht zufällig. — Schalte, Ruderstange, von schalten, alt für stoßen. Fischart sagt: ein Schiff abschalten. Einfacher ist das alte schelen, scheiden: Isl. skilia und skella, Schwed. *skilja*, Dän. skille; Niederl. verschillen, verschieden seyn, und schillen, schälen, schille, Niederd. Schälle, Schaale (wie Scheide); unser schellen, zerschellen, (Schles. Schellart, zum Spalten der langen Scheite). — Die Scheideborte ist nicht das Blech, sondern die Borte an der Scheide, das Gehenk. — schilt-vezzel: V. 8169 weiset auf die Ableitung von Fassen, die freylich auch für Fessel gilt: doch bedeutet das Wort wohl nur die den Schild anfesselnden, festhaltenden Riemen, nicht die Handhabe, das Gefäß. — Mit schimpf (Isl. skemtan, Kurzweil, von skemmr, kurz), Scherz, scheint gaemelich, scherzhaft, nahe verwandt. — schirmen, fechten, ist Isl. skilmaz, wovon skilmari, Fechter, skilmara-slagr, Fechterschlag (ganz unser schirm-schlag) und skilmina, Fechtspiel; obgleich dieß letzte im Glossar zu Viga Glums-Saga von skalmr, Speer, abgeleitet wird. Von schirmen kömmt sicher auch scharmützeln. — schult, schulden, ist ein Wort mit sollen, das im Nord. und Niederd. auch mit sk, sch lautet, und das Hülfsw. des Futur. ist: daher auch Skuld, die Norne der Zukunft. Sold, solden, hat vorn wieder die einfachere Aussprache. Pers. shalhang, culpabilis. — se für si (wie durchaus im Niederd. scheint nur für den Accus., und wenn es zweymal dicht auf einander folgt, zu stehen, (V. 1467 liest die St. Galler Handschrift sise (ähnlich ist en für ihn, nicht für ihnen). — seine, säumig, langsam, spät, lautet auch im Isl. seinn, Schwed. und Dän. sen; Ulfil. seithus,

spät: das Lat. segnis ist auffallend ähnlich. Pers. san, aetas (senectus). — seich ist nicht Prat. von sinchen, sondern von sigen. senden, schicken, kömmt von dem alten sind, Weg (Otfr. thes sinthes; Desmales, wie das Isl. i senn, auf einmal, und that sinn, desmals) und sinnan, reisen: daher gesinde, Gefolge, und Seneschalk wie Marschalk. Angels. sith, Fahrt, gesith, Gefährte (daher Sitte). — sinwel ist überhaupt rund, nicht eckig, z. B. von Münzen, vom Schilde: wird aber ausdrücklich von scheibelicht und kugelicht unterschieden, und durch teres, rund wie eine Lanze, erklärt, was es auch meist bedeutet. Willeram sinowolde; Gloss. Florent. sunwelba. Isl. sivalur; Angels. sinewealt, rund zum drehen und sinewealtian, wankeln. Der hintere Theil des Wortes ist eines Stammes mit Welle, Wallen, Walze, wälzen (volvere), wölben (Angels. hwalf, gewölbt, Dän. hvaelve, wölben; Schwed. hvalf, Gewölbe: daher vielleicht halb, half; Ulfil. hwailahwairbs, wirblich)), und der vordere Theil scheint kein müßiger Ansatz, sondern mit dem obigen sind, sin, Weg, Fahrt, verwandt, da er auch in Gloss. Monseens. sinauuerpalo, tornatiles, so vollständig hervortritt. Das Ital. svelto, woran das Isl. sivalur erinnern könnte, ist nur zufällig ähnlich (von svellere, ausreißen). Noch jetzo simbel, simel, Oberd. für walzen-, säulenförmig. — sla ist nicht Schlagen, sondern Weg, Straße: daher Schlagbaum. Der Stamm ist zwar derselbe, und noch verwandt damit ist Schlag für Art, daher geschlacht, und Geschlecht. — spaehe, zierlich, ist von spähen, wie *speciosus* (ansehnlich von *specere*, und schön von scheinen. — Sprache für Unterredung, ist noch in Rücksprache, Zwiesprache, — stunt, mal, ist wie das Dän. gang, mal (wie ein Gang beym Fechten); ähnlich ist Stanze für Strophe. — Sturm, für Kampf, noch im Ital. Stormo, Isl. Stormr. — sumelich, etlich, vom einfachen sum, (Engl. some). Der Stamm ist so, welches ursprünglich ein Fürwort ist, wie do, wo: bey Ulfil. sa, so; Isl. sa, su, der, de, davon noch sie, sein. Es ist daher auch noch unveränderliches Pronomen relativ. (wie wo, und Nord. sem), und ganz sichtbar Dativ des Demonstrat. in su-lich, so-lich, solch (wie welich), so-mit; daher ferner elliptisch das alte sa, san, bald (Engl. sudden) so-gleich; Schles. so, so eben: wie da, dann von der. Und die andere Form des Dativs ist vielleicht das alte sam, eben so (noch in gleichsam), und sum. Das alte nur im Nachdruck stehende sus (Engl. thus, Niederd. dus; Lat. sic) ist wohl nur verkürzte Verdoppelung, für so so, sos, (bey Otfried), die wieder verstärkt ist in sust, sunst, sonst. Eine ähnliche, zu-

sammengezogene Verdoppelung ist swer, swelicher, swa, u. s. w. wofür auch so wer u. s. w. steht: ganz wie ὅστις und quisquis. Und diese Verdoppelung gibt eben allen diesen Wörtern die unbestimmte Bedeutung: wer, was, wo, wenn immer. — »den sommerlange Dag« steht auch in Kämpeviſ. Thl. IV. 22. Dagegen bedeutet Isl. sumarlangt (z. B. Gunlaugs-Saga, S. 116.), den Sommer lang, hindurch. Aehnliche Zusammensetzungen sind in unsern alten Liedern die winter-lange Nacht, der winter-weite Weg. — Ueber sunnewende vergl. noch Schilteri Glossar. sinüchten (sun-giht, sun-geht). Häufig sind alte Oesterr. Urkunden darnach ausgestellt, Duellii exc. geneal. hist. p. 14. 15. 28. 50. 55. ff. Ueber die persischen Sonnewenden-Feuer, s. Hyde, rel. Pers. p. 248. — sueze (wie auch die St. Galler Hds. liest) gehört nicht zu sahs, Schärfe, sondern ist Süße, Süßigkeit, und bezieht sich entweder auf die Weichheit des Pantherfelles, oder auf den Wohlgeruch, den die Sage dem Panther beylegt, s. den Renner, alt. Dr. Bl. 33. — Swanevelde, ist der alte Karolingische Gau Sualafeld, Sualafeldon, gewöhnlich Schwanfeld, im Fränkischen Theil des Nordgau's, an der Altmül; benannt von dem Flusse Sualanna, jetzo Schwal. Diese Gegend ist berühmt, durch die *Lex Sualaveldica;* hier ist der Graben, durch welchen Karl der Große um 793 die Altmül mit der Rednitz verbinden wollte; und hier geschah 876 die Theilung der drey Söhne Ludwigs des Deutschen. Vergl. Chron. Gottvic. Zu Prunn an der Altmül ward auch die Münchener Hds. der Nibelungen gefunden. — tageweide ist schwerlich Tageweite: die alten Formen weide und wite unterscheiden sich zu bestimmt. Das einfache weide findet sich im Wolfdietrich, Dresdener Hds., für Weg, Fahrt: vermuthlich vom Isl. und Schwed. vada, schreiten, waten, (wovon wuot, V. 9218.) Dän. vade, Angels. vadan, Engl. vade (Gr. βαδειν, Lat. vadere); Franz. va. Vielleicht gehört auch weide, Jagd (wovon in Nibel. weidenlich) hieher Wadsack, Reisesack, wird zwar auch durch Weidsack, Jagdtasche, und matsack, Speisesack, erklärt. — tan, Wald, stammt vermuthlich vom Ulfil. tains, Reis, Zweig; Angels. tan; vergl. zein. — Zu dem Stamme in tarn-chappe gehört auch wohl das Pers. dirk, scutum. Angels. deork, dunkel. — zetal, ist ganz das Altfranz. *a val,* wovon avaler; entg. *a mont,* zu Berge. — teilen, bey Ritterspiel und Kampf, ist besonders das gleichmäßige Austheilen; daher die Redensart: Sonne und Wind theilen, und noch das allgemeine urtheilen (ertheilen.) — Tronege wird in v. d. Hagens Uebers. der Niflunga-Saga, Kap. 363. auch durch Troneck bey Trier,

erklärt. — truhſaeze, Truchſeß, iſt truh-ſetze (gebildet wie mage-zoge), Truhſetzer, wofür auch Schüſſelträger vorkömmt; Lat. dapifer. Alte Gloſſ. in Docens Miscell. truhſaezen, discoforium. — trunzuon iſt zwar in der Franz. Form aufgenommen (wie garzuon) doch auch dem Stamme nach deutſch, von trun, trum, jetzo Trümmer. — Von trut, Geliebter, iſt noch im Henneberg. das liebkoſende Trutſchel. — tuſint, tauſend, iſt nach Notker, Pſalm 89. verderbt aus *decies centum*, zunächſt aus dem Wälſchen *descent*. Dieß iſt nur dahin zu berichtigen, daß das Wort im Deutſchen ſo urſprünglich iſt, als im Latein: zehn, Niederd. tein (zig und tig, und zwanzig, twintig; Niederd. Stiege, zehn Paar Garben) iſt eins mit δέκα, decem; und eben ſo hundert, einfacher bey Ulfil. und im Isl. hund, mit *centum*, Franz. *cent*; Perſ. hud und ſad, und dieß iſt auch wohl urſprünglich eins mit zehn, zig: Schweiz. tuſig, tauſend. — unt, unde: der alteigenthümliche Gebrauch dieſer allgemeinſten Konjunction verräth, daß es ſich damit eben ſo verhält, wie mit ſo, do, wo ꝛc., daß ſie nämlich Ueberbleibſel eines Pronomens iſt. Sie iſt daher ebenfalls (wie ſo, wo) ein unveränderliches Relativum (V. 4211. 4847. 5425. 7171. 8697. Kl. 2391.), was ihrer wiederholenden und vergleichenden Eigenſchaft als Konjunction entſpricht. Als ſolche ſteht ſie in bedingenden Sätzen auch häufig überflüßig, oder für ſo, wenn, ob (V. 221. 3339. 5602. 7484. 8012. 8171. 8368 — Kl, 2952. für wo), und auch ſonſt wohl expletiv (z. B. der König und der ſprach). Zuweilen hat dagegen und einen gewöhnlichen Nachdruck (S. 257. 3457. 8849.), und geht in den wirklichen Gegenſatz hinaus (V. 1708, 8093.) Aehnlich iſt es mit dem Isl. enn, dem Stammworte von unt, unde (Holländ. en, Niederd. un); welches enn zwar nicht und bedeutet, aber mit dem beſtimmten Artik. und Pronom. demonſtr. hinn, (in den Edda-Liedern oft bloß inn, enn, und auch als Suffixum bloß inn) verwandt, und das Relativum bey Vergleichungen iſt, und Wiederholung und den Gegenſatz ausdrückt (wie unſer aber); Schwed. aen, Dän. end. Deßgleichen erklärt Gunnar Paulsſon in den Edda-Liedern, Skirins-för, Str. 3. oc (unſer auch) das im Isl., Dän. und Schwed. unſer gewöhnliches und vertritt) für ein Relativum (das im Isl. gewöhnlich ſem und er). Zwar iſt dieß unſicher, da weitere Beyſpiele fehlen; doch iſt bekanntlich auch das verwandte Lat. ac, et, atque zugleich das vergleichende Relativum und der Gegenſatz (ot). Und eben ſo wird καὶ als Relativ. gebraucht, und ſcheint mit *que* verwandt, welches von qui, quis ſtammt, wie quis-que, *quis-quis* (Griech. ὅσ-τις) anzeigt. — unz, unze, bis, ſcheint aus an, in (ſin) und ze,

zu, entstanden; deutlich im Engl. *unto* und *to*; Dän. und Schwed. *til*; Isl. uns, unz, unst, was in Glossar. Eddic. von einem ellipt. Genit. ungs (vollständig til thes ungs), oder vom superl. Adverb. yngst, jüngst, abgeleitet wird. — uoben, wehklagen, Isl. opa, rufen, ist einerley mit dem aspirirten wofen; Ulfil. wopjan, Angelf. weopan, wepan, Engl. *weep*; Altd. auch wuchzen. Es ist wirklich zweifelhaft, ob dieses Wort unmittelbar von dem Schmerzenslaute ausgegangen: we, owe, ouwe, wehe; Ulfil. vai, Angelf. wa, wae (Lat. *vae*), (Gr. *ovai*), Engl. woe: Altd. auch wewe, bey Otf. wewa, wewon, (das) Wehe. Der andere alte Ausruf waffen, waffena weiset doch gar zu deutlich auf Ruf zu den Waffen, wie in den Nibel. V. 485. 7613. zu den Schwertern, die hier besonders Waffen bedeuten (V. 6143. 6263).); und ganz ähnlich ist das Franz. alarme (*à l'arme*), Ital. all'arma, woraus unser Lärm geworden. Es ist aber nicht unglaublich, daß Wehe und Waffe in der Wurzel verwandt sind, wie Schwert (Altd. swert, Engl. *sword*) mit fer, Sehr, Verfehrung. — vahs, Haupthaar ist auch Angel. feax; daher das edle Geschlecht fair-fax, Schönhaar, und noch im Engl. *faxed*, haarig. Isl. fax, Mähne (daher die Rosse strim-faxi und skinfaxi). — wigant ist, wie viant, wohl nur das Partic von wigen, fechten: obwohl der Participialendung überhaupt etwas Aehnliches wie ant, Geist, Wesen, zum Grunde liegen mag. — veich, feige, bedeutet hauptsächlich, verhängnißvoll (fatalis) im üblen Sinne, zum Tode bestimmt (V. 614. 7743.), sterbend und wirklich todt (V. 8274. 8422.) Die jetzige Bedeutung von feige hängt mit der alten dadurch zusammen, daß den Feigen der Tod um so gewisser ereilt, nach dem wie es im Alarkos heißt: »Aus Furcht zu sterben ist er gar gestorben.« Zu dem Stammworte, Isl. fa, wenig, gering (Ulfil. fawai, wenige) Engl. few, gehört auch das Franz. *feu*, verstorben. — verch bedeutet eigentlich den obern harten Theil des Leibes (vgl. herte), der Sitz des Herzens und Lebens, dann das Leben selbst. Pferch, Umzäunung, und Park, sind dasselbe Wort, und gehören mit bergen und Hürden zu einem großen Stamme. — verge, Fährmann, von vergen, (Ulfil. farjan, Isl. feria), überfahren, wie magezoge. Isl. ferju-madr, Dän. faerge-mand. — verwahsen, verwünscht, verflucht, scheint verwandt mit dem Isl. ör-vesi, Unmacht. Ulfil. wahs, böse (böse ist dasselbe Wort). — verwieren ist nur eine andere Form von wurchen, wirken, welches im Prät. worhte hat, wie im Isl. orte von yrkia. — ver-giselen hat Rez. nur noch in dem Heldengedicht von Biterolf und Dietlieb, V. 8941. 9213 (nach Primis-

fers Abschrift) gefunden, in der bestimmten Bedeutung: als Grisel entführen lassen, beym Ritterspiel. vgl. oben zu pfant. — vore (V. 2754) ist zusammengesetzt aus vor und è, ehe, pleonastisch. — volchs-degen und noch näher der Name Volcher ist ganz das Isl. fylkir, Schaarführer, von fylkia, schaaren, welches sich zu fylgia folgen, und folk, Volk, verhalt wie drottinn, Herrscher, zu drott, Volk und thiodan, König zu thiod, Volk (Alt. diet). — wann und wenn, für weil, da, ist noch in der Gerichtssprache. — In ze ware, ist ware das Substant. für Wahrheit, wie schöne, müde, und die Verbindung mit ze, zu, ist wie in ze wunsche, nach Wunsche. Die bekräftigende Bedeutung neben der gewöhnlichen zugebenden, hat zwar auch noch jetzo in Redensarten, wie: groß, und zwar sehr groß. — waete ist nur der Genit. Dat. und Plur. von wat. — waegerlich ist wohl das Isl. fagr, schön; Schwed. und Dän. *fager*; Dän. auch favr, faver; Angelf. faeger, Engl. *fair*. Ulfil. fagr, gut; faginon, sich freuen, fairhwus, mundus, κοσμος. (Perf. farghaj, laetitia; far, splendor, pulcritudo. Altd. var, varwe, Ansehen, Farbe, Franz. *farder*). — werlt, Welt, ist im Isl. verôld, eine deutliche Zusammensetzung von vera (Genit. Pl. von ver, Mann; Ulfil. wair, unser Wehr, Herr, Er: vir, ανηρ, und ôld, Alter, aevum; vergl. alters-eine. Im Holländ. noch vollständig wereld; Schwed. *verld*. Die Dänen haben in verden das l herausgeworfen, wie wir in Welt das r. werte liest auch die St. Galler Hdf. V. 5262, und findet sich in Urk. s. Oberlini Gloss. Unser altes werlt bedeutet auch noch häufiger als jetzo Welt, die Menschen (monde). Eine ähnliche Ableitung, wie die von werlen, umdrehen (quirlen: orbis) bey Frisch, hat schon der Renner, Bl. 14. b.

»Vnd das die welt verwirret lebet,
Dauon ist sie werlt genant.«

Und Tieck hat irgendwo die bedeutende Zusammensetzung: Weltwirrwesen. — wilen ist eigentlich der Genit. von wile, Weile; deutlich noch in der-weilen. Daraus ist wilunt, wilent, wilant, weiland, geworden, und wieder mit der Endung des Genit. weilands, ehmals. — wine ist ganz das Isl. vinr, Freund, vina, Freundin; Schwed. *vaen*, Dän. ven. Daher der Name Winelint. (Die Endung lint ist das Isl. lund, lyndi, Gemüth. — we und wol mich, seltener mir: wie das Lat. vae mit Accus. und Dat. — wirs Engl. *worse*, ist eigentlich ein alter Positiv, wie baz (Perf. baſi, magis), und eins mit unserm wirsch (gewöhnlich, mit dem verstärkenden un, unwirsch): auch kömmt wirser vor

(wie besser); hierzu gehört auch das Zeitw. werren, wirren. — Die Form wiu für wie zeigt, daß wie, wo und wa ein alter elliptischer Dativ ist, ähnlich dem Lat. quo und eo. Noch deutlicher wird dieses in der Verbindung mit der Präposition: ze wiu, verkürzt zwiu (umgekehrt wozu), an, wie, woran (bey Konr. v. Würzb.), an swiu (V. 4848); deßgleichen in welch, alt we-lich, wörtlich wem gleich. Eben so ist bey Ulfil. hwe (Isl. hvi), womit Dat. von hwa, was, und du hwe, wozu, ganz unser altes ze wiu; bei Otfrid bihiu, weßhalb. Daher noch das Oberdeut. unveränderliche Pronom. relat. wo (wie so: Engl. *who*). Unser altes wa, das hauptsächlich nur vom Orte gebraucht wird (wie da: obgleich wo ebenfalls nur örtlich, und dagegen wa zweymal für wie steht, V. 1767, 7189), erscheint noch in warum, alt auch in wa-von, wa-mit. Noch andere solche elliptische Kasus dieses Pronomens, außer wiu, wie, wo, wa, sind: was (als Partikel, weßhalb); wes, weßhalb; war, wohin; wenn, wann, wannen, want, wande (weil: quando); und die Zusammensetzungen swo, woher, womit, warum. Zu dieser Form des Pronomens gehören dann auch zunächst wohl die eben so gebildeten Partikeln hie, hier, her, hinnen, hievon, hierauf, hinab (wie im Lat. hic, huc, hinc); als Pronom. noch kennbar im Niederd. he, er, Holländ. het, es. Es verhält sich also hiemit, wie mit den zu da, so und net gehorigen Wörtern: und wie das obige wiu von waz, so findet sich nicht nur bey Otfried, sondern auch noch bey Gottfried von Straßburg diu (auch deu und de, Ulfil the, thes von that) in derselben Verbindung. Tristan, V. 21, 10316. 12343. 13945. 14957. 15567. — ze (Niederd. to) in Zusammensetzungen für zer, zeigt, daß es eigentlich die Präposition zu ist, welche den Begriff des Uebermächtigen (zu groß) auch als Nebenwort hat. In der Zusammensetzung verliert sie den Ton, wie be, en, ent, er, ver (für bi, an, ur, vor). Auch als Präposition steht gewöhnlich ze und zu, und zuo besonders nur, wenn ein gewisser Nachdruck des Sinnes oder des Verses es hervorhebt. Dasselbe gilt von uf und uof, do und duo, nu und nuo (vergl. oben zu be). Die alte Verbindung des ze mit Länder- und Städte-Namen (V. 19. 80.) hat etwas ähnliches im Griechischen, z. B. Stambul ist aus εις την κολιν, Istanko aus εις την κω, entstanden, und ist noch im Holländischen ter Veere, ter Goes. Auch lassen sich gewisse Ortsnamen bey uns nur durch ein solches ausgelassenes zu erklären, das wir auch noch auf die Briefe setzen, z. B. Hohen-Ems,

Hohen-Linden, Schöner-Mark, Schöner-Linde. Endlich der bekannte Name Zumsteeg ist ganz einerley mit dem Schweizer Dorf Am-Steg. — Von ze ware, zwar, wahrlich, ist wohl zunächst das Altfranz. voire, voirement, wahrlich, das neben vray, vrayment steht. — Zeichen (V. 3963. 4007. 8369.) ist, wie im Apollonius, V. 7879 die Wunde, womit der Tod zeichnet. Der Tod ist hier also persönlich gedacht, wie da, wo er im Streite sein Gesinde sucht (V. 9007.), und in dem lebendigen Ausdrucke: den Tod an der Hand haben (V. 6176. 8012. 8172); welcher mit dem Todtentanz verwandt ist. Vergl. auch Kl. 276. 1830.

Ueber die angehängte Altdeutsche Sprachlehre, in welcher alles sehr fleißig und brauchbar zusammengestellt ist, enthalten wir uns der weiteren Anmerkungen, nachdem die bisherigen über das Wörterbuch fast schon das Maaß überschritten haben. Rec. trägt sich schon lange mit einer vergleichenden Sprachlehre des gesammten deutschen Sprachstammes, aus welcher man die obige, so viel ihm bewußt, auf diesem Wege und in diesem Zusammenhange noch nicht versuchte Ableitung der Partikeln und Präfixa von den Pronomen und Präpositionen als eine gelegentliche Probe im Auszuge, ansehen möge. Durch die vollständige Ausführung einer solchen Parallele, die schon dem Hickes, ten Kate, Michaeler, und Willenbücher vorgeschwebt, wird die altdeutsche Sprachlehre erst recht verstanden werden, als Ueberbleibsel einer einst viel vollkommeneren Bildung, wie solche noch mehr in den älteren Denkmalen besonders Notkers und anderer St. Galler, und vor allen in der altnordischen Sprache, selbst höher und eigenthümlicher, als in der Mösogothischen, erscheint, z. B. unsere alte, aber etwas schwankende Veränderung des Grundlautes weiblicher Hauptwörter nicht bloß im Plur., sondern auch im Genit. und Dat. (im Accusat. nicht, wegen seines näheren Verhältnisses zum Nominat., als Objekt zum Subjekt), hat ihr regelmäßiges Vorbild im Isländ., und wenn die altdeutsche Sprache hant, hende, hende (noch in be-hende, bey der Hand), aber auch ahande, so hat die Isl. regelmäßig hönd, handar, hendi, hönd (ebenso: saga, sögu, fögu, sögu; fotr, fotar, faeti, fot; dagr, dags, daegi, dag). Das Princip ist übrigens dasselbe, wie in der Bildung weiblicher Wörter (Räthin), der Verkleinerungen und Vergrößerungen (Fräulein, größer), der Sammelwörter (Gebäude, Gestirne), des Konjunktivs (käme), des Transitivs (zücken, säugen, feigen), und der intransitiven Formen (gibt, kömmt, kam, gekommen: kurz, die Flexion im Grundlaute (meist

zum Umlaute, und verbunden mit der Umbeugung des harten Mitlauts in den weichen und Anhängung einer Sylbe), welche die deutsche Sprache so eigenthümlich als eine lebendige Wurzel- und Ursprache auszeichnet.

v. d. H.

Art. XIV. Briefe über Homer und Hesiodus, vorzüglich über die Theogonie, von Gottfried Hermann und Friedrich Creuzer, Professoren zu Leipzig und zu Heidelberg. (Mit besonderer Hinsicht auf des Ersteren Dissertatio de Mythologia Graecorum antiquissima, und auf des Letztern Symbolik und Mythologie der Griechen.) Heidelberg, im August. Oswald's Universitäts-Buchhandlung. 1818. VIII. und 224 S. 8.

Die Entstehung dieser in vielfacher Hinsicht merkwürdigen Briefe erzählt uns ihr Herausgeber, Hr. Hofr. Creuzer, in der Vorrede. Mehrere Stellen im Homerischen Hymnus an die Demeter oder Ceres, besonders V. 265 u. f. w., bey denen Creuzer in seiner Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen (B. IV. S. 282. u. f. w.) von den bisherigen Herausgebern der Homerischen Hymnen, also auch von Hermann, abzuweichen sich veranlaßt sah, bewogen ihn, diesen scharfsinnigen und gelehrten Kritiker um sein Urtheil über die in der Symbolik und Mythologie aufgestellten Ansichten zu befragen. So entstand ein gelehrter Briefwechsel, in welchem beyde bald zu allgemeineren Erörterungen hingeführt wurden, so daß sie sich ihre Ansichten von der griechischen Mythologie überhaupt gegenseitig mittheilten. Und dieses eben macht die Briefe so anziehend, besonders da wir zwey fast entgegengesetzte Ansichten darin ausgesprochen und scharfsinnig entwickelt finden, von denen jede, einseitig durchgeführt, die griechische Mythologie als solche aufheben würde; denn nach der einen Ansicht würde sich die griechische Mythologie als Mythologie, nach der andern als griechische auflösen; soll sie daher bestehen, so müssen beyde, das Allgemeine und das Besondere, in ihrer lebendigen Verknüpfung aufgefaßt werden, beyde also in eine höhere, harmonische übergehen, und in dieser ihren Widerspruch aufheben. Indem wir das Allgemeine, auf die griechische Mythologie überhaupt Bezug habende, aus diesen Briefen hervorheben, wollen wir es versuchen, diesen Gegensatz der Ansichten zu vermitteln.

Im ersten Briefe erklärt sich Hermann gegen die symbolische Erklärung der schwierigen Stelle im Homerischen Hymnus auf die Ceres. Homer und Hesiod, behauptet er, wußten von Symbolik und Mystik durchaus nichts, sondern, was sie erzählen, erzählen sie als Thatsachen ganz einfach in vollem Glauben, ohne

nach Grund und Ursache, oder einer andern Deutung zu fragen. Das Symbolische kann bey ihnen nur in der Sache liegen, indem sie einem andern Dichter folgten, dessen symbolische Rede sie aber nicht mehr verstanden, und daher anders faßten. Es gab nämlich vor Homer eine philosophische, symbolische Poesie in Griechenland, wie sich aus mehreren Stellen des Homer, und aus der Theogonie des Hesiod darthun läßt; und aus dieser schöpften die ältesten uns bekannten Dichter der Griechen, ohne an eine symbolische Deutung zu denken.

Im dritten Briefe führt Hermann diese Ansicht weiter aus. Das Daseyn einer alten Poesie (nicht aber in Alt-Griechenland, sondern in Thracien, Lycien u. a.) beweisen die einstimmigen Aussagen der Alten; Hymnen, Theogonien, Kosmogonien und Sittensprüche waren der Inhalt ihrer Gesänge. Diese alten Dichter waren unstreitig Priester; wenigstens hatten sie von Priestern ihre Kenntnisse und Philosopheme empfangen; denn in der griechischen Mythologie (der Homerischen und Hesiodeischen) liegt zu viel Sinn, als daß sie die leere Dichtung einer müßigen Phantasie seyn sollte; und zugleich enthält sie zu viel ähnliches mit orientalischen Mythen, als daß sich ihr Ursprung nicht im Oriente verlieren sollte. Doch haben ihnen die Griechen einen eigenthümlichen Character gegeben, den der natürlichen Einfalt, der alles Griechische auszeichnet. Die griechische Mythologie ist weder symbolisch (die Begriffe durch solche Zeichen darstellend, in denen die Gottheit selbst als vorhanden, oder mit denen sie als in einem wirklichen Zusammenhange stehend gedacht wird), noch allegorisch (die Begriffe durch Bilder bezeichnend, aus denen man das Wahre nach der Aehnlichkeit mit den gebrauchten Bildern auffinden kann), vielmehr trägt sie ihre Kosmogonie ganz schlicht und einfach, alles mit dem wahren Namen bezeichnend, und nach seinem natürlichen Zusammenhange, vor; ihr Vortrag ist aber poetisch und personificirend. Die vorhomerischen Dichter also, aus denen besonders Hesiod seine Theogonie geschöpft hat, bezeichneten die Elemente, Kräfte und Eigenschaften der Natur mit ihrem wahren Namen, führten sie aber als Personen ein, und stellten das Entstehen derselben auseinander, folglich als Zeugung, dar. Die uralte Lehre der Weisen blieb das Eigenthum der Volkslehrer und Priester; die Dichter des homerischen Zeitalters aber wußten nichts mehr von ihrer Bedeutung, und verstanden sie überhaupt nicht, wenn sie auch dieselbe treu vortrugen. Zwischen jener uralten Poesie und dem Homerischen Zeitalter ist eine Kluft von wenigstens einem Jahrhunderte; es gab also eine mittlere Poesie zwischen der uralten und der Homerischen.

Gegen diese Sätze haben wir mehrere Erinnerungen zu machen.

Die alte Poesie und die homerisch-hesiodeische möchten wir nicht so scharf trennen, wie Hermann gethan, noch viel weniger behaupten, daß die Dichter des homerischen und hesiodeischen Zeitalters die alte Lehre, aus welcher sie geschöpft, nicht mehr verstanden hätten, und daß die Mythologie, welche sie vortragen, nichts Symbolisches und Allegorisches enthalte. Unsere Ansicht ist diese: Das Daseyn einer orphischen Priesterweisheit, die mit Poesie verknüpft war, läßt sich wohl keineswegs läugnen; hier aber war die Poesie noch eigentliche Dienerin der Religion. Ihre Selbstständigkeit und mit dieser zugleich ihr exoterisches und bloß mythologisches Wesen, erlangte sie in der Epoche, wo sie sich nicht mehr unmittelbar und geflissentlich mit dem Göttlichen, mit der Entstehung der Dinge u. s. w., beschäftigte, sondern Volksgesang (δημώδης μουσική) wurde, also das Menschliche, d. h., das Gesammtleben, die Thaten der Völker, ausgezeichneter Stämme, Familien, Heroen u. s. f. zu verherrlichen begann. Also die epische oder homerische Poesie ist selbst der unmittelbare Austritt aus der symbolischen und priesterlichen Poesie. Die ältesten Sänger waren wie Orpheus (ein Collectivname, wie Homer und Hesiod, als Verfasser der Theogonie) Priester und Dichter zugleich (vates); dieses in der ersten Epoche noch ungetheilte Wesen trennte sich in seine Elemente: das Priesterliche trat als symbolische und geheime Götterlehre in die Mysterien zurück, das Dichterische aber als Volkspoesie und Nationalgesang hervor: in jenen lebte die alte, reine Götterlehre als esoterische fort, in der Volkspoesie aber ging die Mythologie, der Tendenz dieser Poesie gemäß, in das Sinnliche und Profane über; denn der Dichter, allem eine gefällige und schöne Form zu geben sich bemühend, kümmerte sich weniger um den Geist und den tieferen Sinn der ihm überlieferten Philosopheme und Mythen, vielmehr huldigte er auch dann, wenn seine Erzählung durch die idealische Darstellung und den geschichtlichen Stoff von selbst zum Didaktischen hinführte, dem Triebe nach Ergötzung und angenehmer Unterhaltung. Wir nehmen also keine mittlere Epoche zwischen der orphischen und homerischen Poesie an, sondern einen unmittelbaren Uebergang der alten symbolischen in die eigentlich poetische und mythologische, gesetzt durch die Scheidung der ursprünglich verbundenen Elemente, des priesterlichen und dichterischen. Ihre Ungetheiltheit erkennen wir im Hymnus, der theologisch und poetisch oder mythologisch zugleich ist, daher auch bald das theologische Element vorherrschte, wie im orphischen Hymnus, bald das dichterische und mythologische, wie im homerischen. Ohngeachtet aber dieser Trennung des theologischen und mythologischen Elements ermangelte die spätere Volkspoesie die) homerische und hesiodeische) keineswegs des Symbolischen und Al-

legorischen, welches aus der alten Götterlehre in sie überfloß; es lebte, wenn gleich unterdrückt, in der homerisch-hesiodeischen Poesie fort, und erhielt sich bis auf die spätesten Zeiten, in denen es, in seine Urquelle zurückstrebend, immer deutlicher und reiner hervortritt. Ohne dieses Symbolische und Allegorische, das auch in den Gesängen des Homer, des eigentlich geschichtlichen und exoterischen Dichters (wie ihn die Alten schon beurtheilt haben; man erinnere sich nur an Xenophanes, Platon u. a.) unverkennbar ist, wäre die Mythologie dieses und anderer Dichter inhaltslehre Dichtung, also nicht mehr Mythologie, d. h., auf ursprüngliche, dem Volke eigenthümliche und gemeinsame (nicht von Einzelnen willkürlich ersonnene) Ansichten und Lehren sich gründende und in poetische Form gekleidete Götter-, Natur- und Menschengeschichte. In den homerischen Gesängen nehmen wir freylich keine Andeutung des eigentlichen, tieferen Sinnes der alten Mythen wahr; dieses lag auch ganz außer dem Gesichtskreise dieser populären und historischen Poesie; daraus aber sind wir nicht berechtigt zu schließen, daß diese Dichter selbst die alte Lehre gar nicht verstanden, und die Mythen in vollem Glauben als Thatsachen erzählt hätten; denn konnten sie nicht ihre geheimere Kunde verschweigen — so wie Herodot, der die ἱερούς λόγους sich wohl hütet profan zu machen — und mußten sie es nicht, der Tendenz ihrer Poesie zu Folge? Es ist in der That auffallend, wie Hermann den ehrwürdigen Sängern überall Unkunde und Unwissenheit aufzubürden sich bemüht, und sein Urtheil erscheint um so einseitiger und ungerechter, je nichtiger die Beweise sind, durch die er es zu bekräftigen sucht. In den Briefen S. 20 und in seiner Abhandlung über die älteste Mythologie der Griechen S. III. führt er als Beleg für seine Behauptung die Stelle aus der Odyssee des Homer (XI. 602 ff.) an, wo der Dichter vom Herakles sagt, daß sein Schatten (εἴδωλον) in der Unterwelt sey, er selbst aber (αὐτός) bey den unsterblichen Göttern verweile. Unbegreiflich, sagt Hermann, ist es, wie der Dichter von derselben Person sagen könne, daß sie in der Unterwelt und bey den Göttern zugleich sey. Homer habe hier einen älteren Dichter vor Augen gehabt, diesen aber nicht verstanden. Der ältere Dichter nämlich habe dieses sagen wollen: die Tugend sey unsterblich, der Körper aber falle dem Todtenreiche anheim. Wir brauchen nicht zu klügeln, und den Herakles als Personification der Tugend, der Ruhmerwerberin, zu fassen; Herakles als Halbgott gehört theils den Göttern, theils dem Todtenreiche an; sein göttliches Wesen jenen, seine sterbliche Hülle diesem, und beydes hat Homer selbst durch αὐτός und εἴδωλον bestimmt genug unterschieden. Auch dem Hesiod schreibt Hermann gänzliche Unkunde dessen zu, was er in seiner Theo-

gonie vorgetragen habe, und will dieses durch die Stelle der Theogonie V. 131 ff darthun, wo Hesiod sagt, Gaea habe die Berge und das Meer hervorgebracht, darauf mit Uranos den Okeanos erzeugt. Der ältere Sänger, den Hesiod vor Augen hatte, verstand, behauptet Hermann, unter πόντος nicht das Meer, sondern die Tiefe; das Meer, Okeanos, wurde erst später als das die Tiefe erfüllende Gewässer erzeugt; also sey das: πέλαγος οἰδματι σῶον ein Zusatz des seinen Vorgänger mißverstehenden Hesiod. Ist denn aber die Behauptung, daß πόντος die Tiefe bezeichne, erwiesen? und ist es ein Widerspruch, wenn nach dem πόντος Okeanos auftritt? Wir können dem scharfsinnigen Gelehrten nicht beystimmen, und müssen auch diesen Beweis der angeblichen Unkunde des Hesiod für ungegründet erklären. πόντος ist das Wasser, von πένω, daher πόνος, πόντω, πόντος: eigentlich das dürftige, d. h. leere, öde, folglich auch unfruchtbare; daher das Beywort ἀτρύγετος, im Gegensatze zur fruchtbaren und nährenden Erde. Eben dieses ist πέλαγος (von πέλω, dann πέλλω, das lateinische pello), also das bewegte, wogende Gewasser. Ferner ist es, unserer Meinung nach, kein Widerspruch, wenn Hesiod den Himmel (Uranos), die Veste (die Berge) und das Wasser oder Meer, nach diesen aber das Weltmeer (Okeanos) entstehen läßt. Pontos ist im Gegensatze zur oberen Region, dem Uranos, und den Bergen das fluthende Wasser überhaupt, Okeanos aber das von dem Trockenen, der Erde, geschiedene Meer, also das die Erde umkreisende Weltmeer. So werden ja auch in der Mosaischen Genesis (I. V. 2. und 10.) Wasser und Meer unterschieden.

Mit Recht macht Creuzer im vierten Briefe Erinnerungen dagegen, daß Hermann das Symbolische und Allegorische von der ältesten griechischen Mythologie ausschließen will, und nimmt, wie es sich gebührt, die Mythologie selbst gegen ihn in Schutz; denn diese würde ohne jene, das eigentlich Wesentliche in ihr, nur spielende Dichtung und inhaltsleere Form seyn. Treffend thut Creuzer durch mehrere Beyspiele dar, wie das Symbolische und Allegorische selbst den homerischen, anthropomorphischen Darstellungen zum Grunde liege. Die alten Lehrsätze und Allegorien erhielten sich aus dem Priestergesange her bis zu der Periode, wo die Mysterienlehre sich in Wort und Sprache an jede neueste Form der gebildeten Nationalpoesie anschmiegte. Jeder durchgreifende Nationalmythus hatte ferner bey den ältesten Völkern eine doppelte Ansicht, eine innere, theologische und eine äußere, volksmäßige (Herkules, Minos, die vielleicht beyde gelebt haben, u. a.); beyde bestanden zugleich. An dieses werden höchst anziehende und geistreiche Bemerkungen angeknüpft.

Im fünften Briefe entwickelt Hermann nach seiner scharfsinnigen Weise die Grundsätze der Behandlung der Mythologie, und zeigt, wie die beiden Methoden, die des Trennens und die des Vereinigens, welche für sich zur Einseitigkeit hinführen, mit einander verbunden werden müssen. Die griechische Mythologie ist nicht ein System gewisser symbolisch ausgedrückter Lehren, sondern eine vielartige, ihrem Ursprunge nach zwar verwandte, aber keineswegs ein System ausmachende Masse. Hier nun kömmt es besonders darauf an, die griechische Mythologie, wenn auch die ihr zum Grunde liegenden Philosopheme aus dem Orient abstammen, als eigentlich griechische zu behandeln, nicht allein der ursprünglich griechischen Namen, sondern auch der Einfachheit wegen, welche das charakteristische Zeichen des griechischen Volkes ist. Bey den griechischen Mythen dürfen wir uns nichts anderes denken, als was sich der Grieche, der sie aufstellte, nothwendig dabey gedacht haben muß, und nicht, wo wir dasselbe Zeichen finden, dieselbe Sache annehmen. Die in der Mythologie dargestellten Philosopheme muß man aus ihnen selbst erklären, und zwar muß die älteste Nationalmythologie der Griechen etymologisch-allegorisch, die Lehre der Priester und Mysterien historisch-dogmatisch, und die exoterische Theorie der Dichter und Philosophen philosophisch-kritisch behandelt und erklärt werden.

Dagegen erinnert Creuzer im sechsten Briefe mit Recht, daß die von Hermann dargelegte Methode der Behandlung der Mythologie eine aus bloßer Reflexion entsprungene und aus einer Folge von discursiven Begriffen hergeleitete sey. Der Richtweg zum höheren Alterthume, mithin zum Gebiete des Mythus, ist vielmehr die Anschauung, der Sinn; wenn wir gleich, so bald wissenschaftlich verfahren werden soll, in Begriffen reden, so müssen wir uns doch jederzeit durch den Sinn orientiren. Es gibt ein Erfahren der Mythen, und derjenige erfährt die Mythen alle Tage, der sich umsieht in der lebendigen Haushaltung der Natur und das Volk in seinem Thun und Treiben betrachtet. Immer kömmt es hier auf das richtige Erfassen der Grundanschauung an; diese führt uns in den Mittelpunct, von welchem aus wir die divergirenden Stadien übersehen, die hier und dort ein Mythus genommen. Die wahre Mythologie ist nichts anders, als Reproduction ursprünglicher Anschauungen und Ideen in ihrem Zusammenhange; die originellsten Ideen und Anschauungen aber, die den Inhalt der Mythologie bilden, finden wir im Oriente; daher ist zum Verständnisse der Mythologie überhaupt eine sorgfältige und fleißige Aneignung der orientalischen Denkart erforderlich. Der Mythologe soll im Einzelnen das Allgemeine erblicken, und durch die Oberfläche der mythischen Erscheinungen auf den Grund sehen, wo sich

ihm erst das Wesenhafte, worauf aller Mythus beruht, in völliger Ganzheit zeigen kann. Darauf wird durch Beyspiele erörtert, wie sich die Hauptlehren der alten Theologie, z. B. die großen Erinnerungen an die Stiftung und Wohlthaten des Ackerbau's, bis auf die späteren Zeiten herab erhalten und fortgepflanzt haben. Mit Recht bestreitet auch Creuzer die Hermannische Behauptung, daß Homer die Bedeutung der Mythen gar nicht mehr verstanden habe; insbesondere wird dieses durch sinnreiche Betrachtungen über das Allegorische der Odyssee, das schon die Alten anerkannten, erörtert.

Hier nun tritt der schon erwähnte Gegensatz der Ansichten hervor. Hermann hat Recht, wenn er fordert, daß man die griechische Mythologie aus ihr selbst erklären, nicht aber mit fremden, vornehmlich orientalischen Ansichten und Darstellungen vermischen solle; aber auch Creuzer hat Recht, wenn er die griechische Mythologie als Reproductiv einer Urmythologie betrachtet, die wir am reinsten im Orientalismus finden; das heißt, die Ansicht des einen, wie des andern Gelehrten kann nicht unbedingt gelten, sondern sie muß eingeschränkt werden, und jede durch die andere sich modificiren und ergänzen. Die Behauptung Hermann's, einseitig durchgeführt, wie er selbst gethan in seiner Abhandlung über die älteste Mythologie der Griechen in Bezug auf die Hesiodeische Theogonie, würde nur auf die Ableitung und Erklärung der Götternamen aus der griechischen Sprache und auf die Ansichten des griechischen Volkes sich beschränkend, den unläugbaren Verband, in welchem die griechische Mythologie mit der der orientalischen Völker, der Aegyptier u. s. f. steht (man erinnere sich z. B. nur an die von Herodot ausgesprochene Gleichheit der ägyptischen und griechischen Götter), aufheben, die griechische Mythologie also gleichsam mit Gewalt und auf widernatürliche Weise aus dem gemeinsamen Leben der Mythologie, in welchem sie wurzelte, herausreißen; so würde sie verwandelt in ein trockenes, seelenloses — nicht Gewächs, sondern Gerippe, wie es in Wahrheit auch die hermannisch-hesiodeische Kosmogonie ist mit ihrem Spatium, Jupatinus, Ruta, Opertanus, Profundanus, Celerivena, Turbulus, Seiugus, und wie alle die wunderlichen Geschöpfe heißen mögen. Es ist das Wesen des Verstandes zu sondern, und jedes in seiner Einzelnheit und Losgerissenheit vom Ganzen aufzufassen; die Sonderung ist nothwendig und heilsam, aber nicht das einzig wahre, nicht das höchste; vielmehr muß die Einbildungskraft das vom Verstand geschiedene wieder in Eins zusammenfassen, und so ins Leben zurückrufen, damit es nicht in der Einseitigkeit erstarre und untergehe; und zuletzt muß die Vernunft den tiefern Sinn, die wahre Bedeutung des von der

Einbildungskraft zusammengefaßten und lebendig gebildeten ergründen, das Bild auf das Urbild beziehen, in dessen Geist und Wesen es geformt ist, und so im Besonderen das Allgemeine, in der Erscheinung das Wesen, im Endlichen das Unendliche erkennen. Sonach wird nur derjenige die griechische Mythologie verstehen, der nicht bloß den einzelnen Mythus in seine einzelne Elemente zu zerlegen, sondern dieses Zerlegte und in jedem seiner Theile Erkannte in ein lebendiges Ganzes wieder zusammenzufassen vermag, und der endlich dieses hellenische Gebilde nicht nur auf den Gesammtgeist und Grundcharakter der griechischen Mythologie, sondern auch auf die Tendenz der Mythologie überhaupt zu beziehen weiß, um durch die Beziehung des besondern Typus auf den allgemeinen und ursprünglichen die Bedeutung und das eigentliche Wesen des ersteren zu erkennen. Die Menschheit ist ursprünglich und in ihrer Idee aufgefaßt eine; diese ihre ursprüngliche Einheit tritt natürlich auch am reinsten in der ursprünglichsten Offenbarung ihres Wesens, nämlich in den der Menschheit mit dem denkenden, sinnenden und bildenden Geiste ursprünglich gegebenen Grundideen vom Göttlichen, vom Ursprunge der Dinge u. s. w., hervor, und diese Grundideen machen den eigentlichen Inhalt aller Mythologie aus.

Von der anderen Seite aber dürfen wir dem Streben, das Besondere immer auf ein höheres und allgemeines zu beziehen, nicht zu sehr huldigen; denn sonst entschwindet uns das Besondere in seiner Eigenthümlichkeit und nothwendigen Getrenntheit vom Allgemeinen. Die griechische Mythologie, so im Einzelnsten ihrer Bilder, Bezeichnungsweisen u. s. f. stets auf eine fremde, orientalische oder ägyptische bezogen, wird sich in der Allgemeinheit der Symbolik und Allegorie ganz verlieren, und als griechische sich darein auflösen. Darum können wir es nicht billigen, wenn Creuzer in seinen mythologischen Schriften fast alles mit allem vermischt, und nicht nur Griechisches mit Nichtgriechischem, oft ganz Fremdartigen in Verbindung bringt, sondern auch das Aelteste mit dem Neuesten und Jüngsten zusammenstellt, z. B. seine Erklärung der ältesten Mythen auf die Aussagen und Deutungen der Neuplatoniker gründet; denn so wenig die späteren, allegorisirenden Erklärer des Platon, denen der reine, natürliche Schonheitssinn und der altgriechische Geist überhaupt mangelte, diesen von ihnen vergötterten Weisen verstanden und richtig zu erklären wußten, indem sie vielmehr die sinnvolle Klarheit seiner Darstellungen durch öfters ganz geschmack- und verstandloses Allegorisiren trübten, eben so wenig können uns die späteren Philosophen, im Allgemeinen betrachtet, sichere Führer im Gebiete der griechischen Mythologie seyn. Daher auch bey ihm der Hang, selbst in das

Einfachste, was der alte Grieche gewiß ganz natürlich auffaßte, mystische Bedeutsamkeit zu legen, wie in Becher, Töpfe u. dgl.

Die griechische Mythologie sollte also, nach unserm Dafürhalten, so behandelt werden, daß man, mit sorgfältiger Unterscheidung der Zeit, der Localität u. s. f. alles aus der griechischen Sprache, den Grundideen und dem eigenthümlichen Character des hellenischen Volkes und seiner verschiedenen Stämme zu erklären versuchte, und an diese Erklärung dann theils das den Griechen zunächst Liegende (das Aegyptische, Vorderasiatische u. s. w.), theils das den griechischen Mythen zunächst Entsprechende und unläugbar mit ihm Verwandte, wenn auch der Localität nach Entferntere, anknüpfte, nicht blos der Vergleichung wegen, sondern auch, um den tieferen und allgemeineren Sinn des griechischen Mythus anzudeuten, und so die griechische Mythologie als besondere auf die allgemeine und ursprüngliche, von welcher sie ausgeflossen ist, zurückzubeziehen, damit im Nachbilde das Urbild erkannt werde. Beyde Methoden der mythologischen Forschung und Erklärung also, die trennende (Hermannische) und die vermischende (Creuzerische), müssen unserm Urtheile nach in dieser höheren verbunden werden, welche das Besondere mit dem Allgemeinen so zusammenfaßt, daß das erste weder vom zweyten ganz losgerissen und einseitig hingestellt wird, noch auch im zweyten sich auflöst, und seine Eigenthümlichkeit verliert.

Wie weit man nicht blos von der tieferen Bedeutung der griechischen Mythologie, sondern auch vom eigentlichen Wesen der Mythologie überhaupt abirren könne, wenn man, nach der Hermannischen Methode, nur bey der Ableitung der Worte aus der griechischen Sprache stehen bleibt, und die Bedeutung der Namen nach diesen oft willkürlichen Ableitungen bestimmt, davon gibt Hermann's Abhandlung über die älteste Mythologie der Griechen die auffallendsten Belege. Wir wollen nur einiges daraus hervorheben, um unser Urtheil zu bekraftigen.

Schon der Versuch, die ersten Wesen, von denen die Hesiodeische Kosmogonie ausgeht, das Chaos, die Gäa, den Erebos, die Nyx u. s. f., nach der Ableitung aus dem Griechischen zu erklären, müssen wir mißlungen nennen. Hermann macht das Chaos zum Spatium, die Gäa zur Materia, den Erebos zum Opertanus, und die Nyx zur Nuta. Das Chaos ist ihm also der leere Raum (spatium, quod omni materia vacuum est, in quo sunt omnia, wie er es erklärt); eben so fassen es Plutarch (üb. Isis S. 374. C.), Kanne (Mythol. der Griechen, S. 9. u. s. w.) und Wagner (Idee zu einer allg. Mythol der alt. Welt. S. 379.). Einen so abstracten Begriff dem Hesiodeischen Chaos unterzulegen, widerstreitet der Sache selbst und dem Zeugnisse des

Alterthums. Das Chaos ist vielmehr das, was die Inder (s. Majer's mythol. Lexik. Th. I. S. 252) und die Orphiker (s. Aristophan. Vrg. 694. daf. Buch, S. 72) durch das Bild des Eys bezeichneten: das ungeschiedene Urseyn, in welchem Himmel, Erde und Meer, noch nicht gesondert, in Eins verschlungen waren (s. Apollon. Rhod. Argon. I. 466.), was Anaxagoras durch sein ὁμοῦ πάντα χρήματα ἦην (s. Aristotel. Phys. VIII., 1. Valcken. z. Eurip. Bruchst. S. 40.) andeutete. Auch Platon (mit dessen Ansicht die Hermannische Erklärung keineswegs übereinstimmt, wie Creuzer, auf den Scholiasten sich stützend, annimmt) folgte dieser Idee; denn sein κινούμενον πλημμελῶς καὶ ἀτάκτως (Tim. S. 30. A.) und ἄρρατον εἶδός τι καὶ ἄμορφον, πανδεχές (S. 51. A.) bezeichnet deutlich genug das ungeschiedene, regellose Urseyn, in welchem alles noch in Eins verschlungen war; daher χάος von χάω, dann χαῶ, χαίνω (das Deutsche gähnen, d. h., den Mund öffnen, also verschlingen, dann in sich fassen, verwandt also mit dem lateinischen capio, und wohl auch mit dem deutschen fassen; denn χάω ging über in χάδω, χάσσω, woraus sich, nach Verwandlung des χ in f, fassen bilden konnte). Selbst die formlose Materie, wie sie die Spätern sich dachten, wäre noch zu abstract und inhaltsleer für das Hesiodeische Chaos.

Ganz verfehlt ist ferner die Erklärung der Gaea als Materie (ex qua fiant omnia). Wie konnte Hermann das Beywort εὐρύστερνος und den Zusatz πάντων ἕδος ἀσφαλὲς αἰεὶ Ἀθανάτων überſehen? Oder soll dieser wiederum ein Beweis der Unkunde des Hesiodos seyn? Γαῖα ist die heilige Mutter-Erde, wie das gesammte Alterthum sie faßte, von γέω (γέα- γῆ oder γάω (γαῖα) abgeleitet; γέω (das Lateinische feo), wovon γένω, γίνω, γίγνω und γίγνομαι abstammen, bedeutet: in sich fassen, oder tragen, also schwanger, oder fruchtbar seyn, folglich auch gebähren; also ist Γαῖα Procreatrix. Sehr bedeutsam ist es ferner, wenn Hesiod aus dem Chaos, nach dem in den ältesten Systemen herrschenden Dualismus, der sich auf die Geschlechtspolarität gründet, den Erebos und die Nyx hervorgehen, und von diesen wider den Aether und die Hemere entstehen läßt (auch Eros und Gaea verhalten sich zu einander, wie bildendes und bildungsfähiges). Erebos ist die Finsterniß (von ἐρέπω, ἐρίπτω, ἐρέφω, und dieses wieder von ῥέπω. ich neige mich, senke mich hinab, daher ἐρέφω ich senke hinab, versenke, verhülle, bedecke oder verfinstere); und zwar ist er als männliches Princip der Verhüller oder Verfinsterer, Nyx dagegen die Nacht, die verhüllte oder verschleyerte (von νύω, νύσσω, fut. νύξω, verwerdt mit nuo und nubo, daher nubes, nupta, νύμφη, und mit νέω, νεύω, dem deutschen neigen; denn was sich herabneigt oder herab senkt,

geht in die Tiefe und Verborgenheit hinab). In das Urseyn also schon legt der sinnvolle Kosmogoniker zwey Lebensprincipien, ein sich verhüllendes: Erebos, und ein verhülltes: Nyx; denn es ist als Urseyn durch eigene Kraft gesetzt, die ursprüngliche Verhüllung also eine Nacht, die sich selbst (als Erebos) gesetzt und gebildet hat. Hermann dagegen versteht unter Nyx den »motus, quo gravia deorsum feruntur:« daher macht er aus ihr eine Nuta (von νύειν, vergere): ein für diese gehaltvolle Kosmogonie leerer Begriff. Eben so wenig hat Hermann beym Aether und der Hemere, aus denen er eine Claria und Serena macht, jenen so sinnreichen Dualismus beachtet, den wir fast in allen Kosmogonien finden.

Aus der Gaea, dem Mittelpuncte des Weltalls (nach der alterthümlichen, pythagoräischen und auch platonischen Ansicht), läßt der Kosmogoniker einen neuen Gegensatz hervorgehen, den der oberen Welt, Uranos (von ὄρειν, sich erheben, oriri, und ἄνω, s. Pseudo-Aristot. üb. d. Welt K. 6. Phurnut. üb. d. Wes. d. Götter K. 1. Philon üb. d Welt. Th. I. S. 22. Pfeiff. u. a.) und den der niederen Region, des Wassers (Pontos); sie selbst, die Erde, bildet als Veste, Ἑστία, Vesta, das ἕδος ἀεισφαλές beym Hesiod), die Mitte; also: Himmel — Erde (als Veste bezeichnet durch οὔρεα μακρά bei Hesiod) — Wasser; jener, die befruchtende und von oben herab auf die Erde einwirkende Lebenskraft, dieses, die im Schooße der Mutter Erde verschlossene Bildungsfähigkeit, oder das weibliche Zeugungsvermögen. Im Gegensatze zu diesem in der Tiefe der Erde als Fluidum verschlossenen Wasser steht der Okeanos, das die Erde rings umfließende, also von der Veste geschiedene Weltmeer, wovon wir schon oben gesprochen haben.

Dieses genüge, um darauf aufmerksam zu machen, wie sich nicht allein die Hesiodeische Kosmogonie, sondern auch die gesammte griechische Mythologie in ein gehaltloses und bloß abstractes Begriffsspiel auflösen würde, wenn wir den Weg, den Hermann eingeschlagen hat, befolgen wollten. Wir müssen das Alterthum gegen dieses nur auf Vertilgung der bedeutsamen, alterthümlichen Mythologie ausgehende Verfahren auf das kräftigste in Schutz nehmen, und, wenn wir auch den Scharfsinn und die Sprachkunde in der Hermannischen Abhandlung keineswegs verkennen, doch, unserer Ueberzeugung zu Folge, ihre Tendenz und die ganze Hermannische Theorie, nicht nur für unrichtig, sondern auch für verderblich erklären, weil uns nach dieser Methode zuletzt statt ideenreicher Mythologie nur eine willkürliche Zusammenstellung dürftiger Begriffe übrig bleiben würde; und um so mehr halten wir es für nothwendig, uns in diesem Puncte gegen Hermann zu erklären, dessen sonstige Verdienste um die alte Litera-

tur nur Unwissenheit oder Verläumdung verkennen kann, je leichter das Ansehen des großen und berühmten Mannes verführen, und zu ähnlichen Versuchen auf dem von ihm betretenen Wege reizen kann.

A.

Art. XV. 1. The Law of Libel, and the history of his introduction and successive alterations in the Law of England etc. By *Thomas Ludlow Holt* Esq. Barrister at Law. London 1816.
2. Essai sur la loi, sur la souveraineté, et sur la liberté de la presse, par Mr. *Bergasse*. Paris. 1817.
3. Questions sur la législation actuelle de la presse en France par Mr. *Benjamin de Constant*. Paris 1817.
4. Sur les écrits de Mr. B. de *Constant* relatifs à la liberté de la presse par *J. Chr. Bailleul*, Ex-Député. Paris 1817.
5. Du Jury et du Régime de la Presse sous un Gouvernement représentatif, par Mr. *Ricard*. Paris 1817.

Die Preßfreyheit ist zwar ein Gegenstand, der in den Englischen Tagblättern und Journalen sehr häufig, und zuweilen auch wohl in größern periodischen Schriften zur Sprache kommt; eigne Abhandlungen darüber erscheinen aber in England seit langer Zeit nicht mehr. Die Sache ist, in praktischer Hinsicht, entschieden; und, was zur Theorie gehört, wird daher für überflüßig gehalten. Das oben angeführte Werk ist nichts als ein Handbuch für praktische Juristen, und hat keinen politischen, nicht einmal viel historischen Gehalt.

Desto mannigfaltiger und lebhafter sind in den letzten Jahren die Verhandlungen über Preßfreyheit in Frankreich gewesen. In diesem Lande trat mit dem Jahre 1814 eine neue Epoche der Gesetzgebung ein. Die vom Könige verliehene Verfassungs-Urkunde kündigte die Preßfreyheit in allgemeinen, sehr unbestimmten Formeln an. Ueber die Auslegung dieser Formeln erhob sich große Verschiedenheit der Meinungen, über die Grenzen und Bedingungen der Anwendung noch größere. Die Frage wurde in jeder Sitzung der legislativen Kammern, nicht ohne viel Geschicklichkeit und Beredsamkeit von beyden Seiten, oft auch mit leidenschaftlicher Wärme erortert, und bis in ihre kleinsten Bestandtheile zerlegt. Eine betrachtliche Anzahl von Schriftstellern nahm Theil an diesen Discussionen; die vollständige Sammlung ihrer Flugschriften, so wie der in den Jahren 1814, 1816 und 1817 in den Kammern gehaltenen, großentheils zum Druck beforderten Reden, würde jetzt bereits eine kleine Bibliothek bilden.

Wir haben einige der neuesten und merkwürdigsten dieser Schriften hier namhaft gemacht. Unsere ursprüngliche Absicht war, sie unmittelbar zu zergliedern und zu beurtheilen. Der Ver-

such hat uns überzeugt, daß diese Arbeit nur einzelne, zerrissene, wenig befriedigende Resultate gegeben haben würde, die ohne einen vorhergehenden Leitfaden zur Uebersicht des Ganzen keinen sonderlichen Werth gehabt hätten. Wir glauben, etwas Nützlicheres zu thun, wenn wir unsern Lesern, so weit es der Raum dieser Blätter gestattet, eine zusammenhängende, theils geschichtliche, theils raisonnirende Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Preßfreyheit in England und in Frankreich vorlegen, und erst nachher aus einzelnen Schriften herausheben, was zur weitern Aufklärung des Gegenstandes besonders dienlich seyn mögte. Zunächst müssen wir aber den Standpunkt bestimmen, von welchem wir bey dieser Darstellung ausgehen.

Wenn man über Preßfreyheit sprechen will, muß man, um sich selbst und Andern verständlich zu seyn, vor allen Dingen darauf Acht haben, welche Bedeutung dem Worte von dem Sprachgebrauch des Zeitalters, in welchem man lebt, beygelegt wird, und was in dieser Bedeutung zuläßig oder unzuläßig, brauchbar oder unbrauchbar seyn mag.

Unbedingte Preßfreyheit wäre der Zustand, worin jeder Einzelne das Recht hätte, seine Gedanken, Meinungen und Urtheile über Personen und Sachen, durch den Druck zu verbreiten, ohne weder vor der Verbreitung durch irgend ein Gesetz beschränkt, noch nach der Verbreitung irgend einem Gesetz dafür verantwortlich zu seyn. Für diejenigen, welche Rechte vor der bürgerlichen Gesellschaft, und unabhängig von derselben, oder sogenannte natürliche Rechte annehmen, könnte das natürliche Recht der Preßfreyheit nicht besser definirt werden.

Daß es außerhalb der bürgerlichen Verbindung, weder eine regelmäßige Mittheilung der Gedanken, noch ein Bedürfniß derselben, noch Schrift, noch Bücher, noch Druck-Pressen geben würde, leuchtet von selbst ein. Wenn aber alle diese Dinge auch nicht der Gesellschaft ihre Entstehung verdankten, so wären sie nichts desto weniger an ihre Regeln gebunden. Sobald einmal die gesellschaftliche Ordnung besteht, hat es mit den natürlichen Rechten ein Ende. Ob sie vorher existirt haben, oder nicht, ist eine Frage metapolitischer Speculation, die Jeder nach seinem System bejahen, verneinen, oder unentschieden lassen mag. Jedes Recht, woher es auch ursprünglich stammen möge, ist oder wird ein gesellschaftliches Recht.

Ein gesellschaftliches Recht aber ist ohne Schranken so wenig denkbar, daß sogar der reine Begriff desselben von wechselseitiger Beschränkung der Freyheit abgeleitet werden muß. Das Recht, seine Gedanken durch Schrift und Druck zu verbreiten, hat demnach, wie jedes andere, seine Schranken. Im gesellschaftlichen,

das heißt, im einzig zuläßigen Sinne des Wortes, ist unbeschränkte Preßfreyheit ein Unding.

Bis auf diesen Punkt sind ungefähr auch wohl alle, die in dergleichen Dingen eine Stimme verlangen können, wenigstens in der Theorie, mit einander einig. Es liegt zwar ein Streben nach Freyheit, selbst über die rechtmäßigen Grenzen hinaus, unverkennbar in der menschlichen Natur; Beschränkungen, deren Nothwendigkeit wir nie bezweifelten, werden uns oft, wenn sie uns beym Handeln in den Weg treten, verhaßt; und welcher Schriftsteller hätte nicht in Fällen, wo ein großes Interesse oder eine große Verantwortung ihm vorschwebte, in einzelnen Augenblicken gewünscht, jeder äußern Verpflichtung und Rücksicht entbunden, seinem innern Triebe allein, er mogte zum Guten oder zum Bösen führen, Gehör geben zu dürfen? Sobald es aber auf Grundsätze, und auf öffentliches Bekenntniß von Grundsätzen ankömmt, wird Keiner, der sich selbst achtet, solche Neigungen laut werden lassen; und ungebundene Preßfreyheit im vollen Sinne des Wortes, wird, wenn auch mehr als einen geheimen Freund, doch nicht leicht einen erklärten Vertheidiger finden.

Die große Spaltung der Meinung hebt erst an, wenn die Frage aufgeworfen wird, welche Art gesetzlicher Schranken die beste und zweckmäßigste sey, um in Rücksicht auf den Gebrauch der Presse, das Interesse der Gesammtheit zu sichern, ohne die Freyheit der Einzelnen zu zerstören? Der Krieg, der über diese Frage entstanden ist, hat zur Folge gehabt, daß das Wort Preßfreyheit selbst, bald eine engere, bald eine weitere, bald eine ganz willkürliche Bedeutung erhielt, und daß die, welche die gesetzliche Beschränkung dieser Freyheit nur in Einer Gestalt begreifen oder zulassen wollten, zuletzt jede andere Form als Geisteszwang, Unterdrückung und Knechtschaft verdammten.

Die Freyheit der Gedanken-Mittheilung kann bekanntlich auf zwey verschiedenen Wegen vor Mißbrauch bewahrt werden. Entweder durch Anordnungen, die diesem Mißbrauch vorzubeugen bestimmt sind, oder durch solche, die ihn nach der That, zum Gegenstande gesetzlicher Ahndung machen. Die ersten gehören in die Classe der Polizey-Gesetze, und werden im gegenwärtigen Falle Censur-Anstalten genannt. Die andern müssen Strafgesetze seyn, weil in der Regel keine Handlung vor einen Gerichtshof gezogen werden kann, welche nicht ein vorher bestehendes Gesetz in einer oder der andern Voraussetzung als straffällig bezeichnet hätte

Bis auf die neuesten Zeiten herab war der Gebrauch der Presse in den europäischen Staaten, England allein ausge-

nommen, durch Polizey-Gesetze regulirt *). Die den Schriftstellern in England zu Theil gewordnen Privilegien, wurden früher weder als Tadel noch als Vorwurf für andere Regierungen betrachtet. Man sah ein, daß sie mit allen übrigen Eigenthümlichkeiten der Brittischen Verfassung zusammen hingen, und daß sie, losgerissen von diesen, auf einem andern Boden, wo Regierungsform, Gesetzgebung, Justiz-Verwaltung, Volkssitten ihnen zuwider waren, nicht gedeihen konnten. Seitdem sich aber der menschliche Geist, im wirklichen Besitz größrer Ausbildung, und im eingebildeten Gefühl höherer Kräfte, daran gewöhnt hat, in alten Ordnungen nur alte Fesseln zu erblicken, ist auch der Wunsch, die Presse von der Polizey-Gesetzgebung zu emancipiren, durch ganz Europa lebendig und mächtig geworden. Was in Frankreich und den Niederlanden geschehen ist, hat diesem Wunsche neue Nahrung gegeben. Schriftsteller und Leser haben immer mehr und mehr die Richtung genommen, Preßfreyheit und Polizey-Gesetzgebung für unvereinbar zu halten; und nach und nach ist es dahin gekommen, daß man unter Preßfreyheit nichts anders mehr verstehen will, als das Recht zum Publikum zu reden, ohne irgend einer vorangehenden Aufsicht oder Controlle unterworfen zu seyn.

Wir wollen diesen Sprachgebrauch, da er nun einmal allgemein geworden ist, nicht unmittelbar anfechten; doch glauben wir nicht daß er vor einer strengen Prüfung Stich halten würde. So oft, sey es in öffentlichen Urkunden, sey es in Privat-Schriften, die Preßfreyheit auf diese Weise definirt wird, ist die einschränkende Clausel nicht weit: »Wohlverstanden, daß der Gebrauch dieser Freyheit mit den Gesetzen nicht im Widerspruch stehe.« Ein Recht, bey dessen Ausübung man bestehenden Gesetzen — die in dem vorliegenden Fall sogar Strafgesetze sind — verantwortlich bleibt, ist sicher nicht unbeschränkt. Mithin schließt die heutige Definition der Preßfreyheit bloß eine gewisse Classe von Beschränkungen, mit ausdrücklichem oder stillschweigendem Vorbehalte andrer, vielleicht nicht weniger lästigen, aus; und wenn dies nur

*) Es herrschte zwar im 17ten und 18ten Jahrhundert, in Holland, auf gewissen Punkten in der Schweiz, und in den Gebieten einiger unbedeutenden Reichsfürsten und Reichsstädte, eine stillschweigend autorisirte Preßfreyheit, von welcher die Gesetze keine Notiz nahmen, und der nur von Zeit zu Zeit Einhalt gethan wurde, wenn sich nachdrückliche Klagen darüber erhoben. Diese Beyspiele, die entweder in dem republikanischen Geiste, oder in der Kleinheit der Staaten, oder in besondern politischen Verhältnissen ihren Grund hatten, kommen, bey völlig veränderter Lage des Europäischen Gemeinwesens, nicht weiter in Betracht.

nicht zu weitern Irrthümern führt, wenn nur Jeder weiß, was *seine* Preßfreyheit bedeutet, und auf welche Bedingungen er sie genießt, so können wir uns das unbestimmte Wort wohl gefallen lassen. Sobald man sich aber zu einer freyern Betrachtung, und gründlichern Erforschung der Sache erheben will, müssen jene conventionelle und populäre Definitionen bey Seite gesetzt werden. Alsdann wird Preßfreyheit ein schlechterdings *relativer* Begriff, dessen Maß und Umfang, durch die zwischen dem erlaubten, und unerlaubten Gebrauch der Presse gezogene Grenzlinie bestimmt ist. Alsdann verliert die Frage, ob es besser sey Preßfreyheit zu haben, oder keine, alle Bedeutung, weil sie in einem gewissen Sinne nirgend, in einem andern allenthalben existirt.

Die Verbreitung der Gedanken durch das Mittel des Drucks ist an und für sich eine gleichgültige Handlung; dem Staate liegt ob, zu erklären, in welchen Fällen sie zur unerlaubten wird. Die Preßfreyheit kann eigentlich nie durch positive Verordnungen bestimmt werden; wo dieß geschieht, dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß man entweder ihr Wesen nicht versteht, oder besorgt ist, daß Andere, deren Vorurtheile man schonen, oder deren Meinungen man schmeicheln zu müssen glaubt, es mißverstehen mögten. Die Vorschriften, welche die Preßfreyheit zum Gegenstande haben, müssen durchaus nur gegen den *Mißbrauch* der Presse gerichtet, folglich immer *negativ*, und immer *beschränkend* seyn. Von diesem Gesichtspunkt muß auch die Untersuchung der Streitfragen, die gegenwärtig so viel Köpfe, und so viel Federn beschäftigen, ausgehen. Nicht, wie die Preßfreyheit zu gründen sey, — denn sie gründet sich von selbst — sondern, wie man sie, da sie ohne Beschränkung nicht bestehen kann, auf die unschädlichste und zweckmäßigste Weise zu beschranken hat, soll ausgemittelt werden. Und da die Wahl nur zwischen zwey Hauptformen liegt, so ist es am besten, die Frage folgendermaßen zu stellen: Welches von beyden Systemen, das, in welchem dem Mißbrauch der Presse durch Polizey-Gesetze vorgebeugt, oder das, in welchem der bereits eingetretne Mißbrauch durch Strafgesetze geahndet wird, verdient den Vorzug?

Wenn sich eine solche Frage durch blinde Vorliebe für das eine oder das andre System, durch absprechende Gemeinplätze, oder durch Argumente, in denen immer schon vorausgesetzt wird, was erst erwiesen werden sollte, entscheiden ließe, so würde sie ohne Zweifel bey der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther bald abgethan seyn. Viele würden meinen, es verlohne sich nicht einmal der Mühe, sie aufzuwerfen; andere würden sogar durch eine in ihren Augen so überflüßige Untersuchung, die Würde des schriftstellerischen Characters, die Ehre eines aufgeklärten Zeit-

alters, und eins der heiligsten Rechte des Bürgers gekränkt glauben. Daß das System der vorbeugenden Gesetze, selbst unabhangig von den zahlreichen Mängeln, die es in der Ausübung fast überall begleitet, und fast überall in Mißcredit gebracht haben, an und für sich nicht beliebt, nicht populär seyn kann, ist ganz begreiflich. Die Wirkungen dieses Systems sind von so einfacher Art, daß sie sich mit Leichtigkeit auffassen, und ohne viel Anstrengung beurtheilen lassen. Sie treffen in ihrer Allgemeinheit, obwohl nicht jeden Schriftsteller auf gleiche Weise, doch jeden in so fern, daß er sie, ohne verantwortlich zu werden, nicht umgehen kann. Sie sind ferner, auch unter den günstigsten Umständen, dem schweren Verdacht der Willkür ausgesetzt, und haben, was noch schlimmer ist, diesen Verdacht nur zu oft gerechtfertigt. Sie berühren endlich — und dieß ist der gefährlichste Punkt — eine Classe von Individuen, in welcher sich eine gewisse Quantität wirklicher Verdienste mit einer großen Masse falscher Ansprüche vereinigt, und berühren sie an ihrer empfindlichsten Stelle, indem sie ihre Eigenliebe verletzen, den freyen Lauf ihrer Gedankenspiele, ihrer Erfindungen, ihrer Dichtungen, ihrer Thorheiten, und ihrer Leidenschaften hemmen, und der Meinung, die jeder Einzelne von sich selbst und seinen Werken hat, das Gewicht einer höhern Autorität, und, was noch viel unerträglicher ist, einer wirklichen oder doch gesetzlich-präsumirten höhern Einsicht entgegen stellen.

Von der andern Seite ist nichts natürlicher als die Gunst, welche das System der Verantwortlichkeit nach der That, so wenig Anziehendes Strafgesetze sonst auch haben mögen, sich erworben hat. Bey den Meisten bedarf dieses System keiner andern Empfehlung, als daß es ein Mittel ist, den Polizey-Gesetzen zu entgehen. Hier, wie in hundert ähnlichen Fällen, geben nur Wenige sich die Mühe zu prüfen, wie dasjenige beschaffen seyn würde, das nothwendig an die Stelle einer ihnen anstößigen Ordnung der Dinge treten müßte. Jedes Neue, wenn es auch ungleich beschwerlicher seyn sollte, erscheint wünschenswerther als die bestehenden Schranken. Da, wo man das gerichtliche Verfahren gegen den Mißbrauch der Presse nicht aus eigener Erfahrung kennt, hat man nur Augen für die glänzende Seite der Sache, und glaubt, es sey alles gewonnen, wenn man von keinem Censor mehr abhängt. Selbst in Ländern, wo dieses System schon lange geherrscht hat, verlieren die, welche nicht unmittelbar darunter leiden, die wahre Beschaffenheit, den Druck, und die Gefahren desselben, leicht aus dem Gesicht. Wenn in irgend einem namhaften Falle, die allgemeine Aufmerksamkeit durch fiskalische Klagen, durch provisorische Verhaftungen, durch den feyerlichen Apparat gerichtlicher Proceduren, Verhöre und Debatten,

zuletzt vielleicht noch durch einen tragischen Ausgang rege gemacht wird, dann freylich geräth alles in Bewegung, dann hört man von allen Seiten die hochgerühmte Garantie der schriftstellerischen Freyheit, als eine ohnmächtige Schutzwehr, als einen treuloſen Fallstrick, als ein Werkzeug heimtückischer Tyranney verlästern. Indessen erholt man sich bald wieder von diesem augenblicklichen Schrecken. Jeder einzelne Schriftsteller, auch der, welcher sich vollkommen bewußt ist, alle Schranken überschritten, und die Rache der Gesetze herausgefordert zu haben, hofft für seine Person dem Ungewitter auszuweichen; und da der Donnerschlag immer nur wenige Häupter, und oft keinesweges die strafbarsten trifft, so ist die Hoffnung nicht ganz ohne Grund. Selbst im äußersten Falle bietet der Gang des Prozesses ihm noch mannigfaltige Rettungsmittel dar. Er rechnet auf die Geschicklichkeit seines Advokaten, oder auf seine eigene Kunst und Beredsamkeit, oder auf das Uebergewicht einer ihm günstigen Volksstimme. Mancher sieht einen Prozeß dieser Art, als ein Mittel berühmt zu werden, ja selbst die ihn bedrohende Strafe (besonders ehe er sie noch gefühlt hat) als einen neuen Anspruch auf Beyfall und Theilnahme aller Gleichgesinnten, oder als ein ehrenvolles Märtyrerthum an.

Wie viel, oder wie wenig Werth aber auch auf alle diese individuellen Ansichten und Motive zu legen seyn mag, so viel ist gewiß, daß, um beyde Systeme gründlich mit einander zu vergleichen, man beyde wenigstens vollständig kennen muß. Mit dem Censur-Systeme hat dieß keine Schwierigkeit; es beruht auf einfachen Vorschriften, und seine Vortheile wie seine Beschwerden, liegen am Tage. Hingegen ist das System, welches die Preß-Vergehungen dem richterlichen Ausspruch unterwirft, von einer viel verwickeltern Construction; es hängt mit mehr als einer wichtigen, oft sehr subtilen und kritischen Rechts- und Staats-Frage zusammen; es kann ohne beständige Rücksicht auf alle übrigen gesetzlichen und politischen Verhältnisse des Staates, in welchem es eingeführt ist, oder der es sich aneignen mögte, nicht einmal begriffen, vielweniger practisch gewürdiget werden. In Landern, wo die Preßfreyheit unter dieser Form nie versucht worden ist, sind richtige Vorstellungen davon selten; man begeistert sich für Worte, ohne die Sache erforscht zu haben; und die am heftigsten danach schreyen, wissen oft am wenigsten, was sie begehren. Vielleicht liegt sogar eine der Haupturſachen der enthusiastischen Vorliebe für dieses System in der Unkenntniß seines Ganges und Characters, seiner wesentlichen Bestandtheile, seiner Vorbedingungen, seiner Schwierigkeiten, und seiner Gefahren. Ueber einen Gegenstand von so allgemeinem Interesse mehr Licht

zu verbreiten, kann in keinem Falle überflüßig seyn. Diejenigen — wie geringe auch ihre Zahl heute seyn mag — die, weniger rasch und kühn als die große Mehrheit ihrer Zeitgenossen, die Frage, womit wir uns hier beschäftigen, nicht für längst ausgemacht halten, die noch das Bedürfniß fühlen, darüber nachzudenken, und Stoff und Vergleichungspunkte zu einem gründlichen Endurtheil zu sammeln, werden keine aus Thatsachen geschöpfte Aufklärung verschmähen. Und selbst jene, die bereits abgeurtheilt haben, oder aus andern Gründen entschlossen sind, das System, für welches sie sich einmal erklärt, um keinen Preis mehr fahren zu lassen, müssen doch einen gewissen Werth darauf legen, den Gegenstand ihrer Wünsche genauer kennen zu lernen, und sich Rechenschaft darüber geben zu können, was, aus dem Standpunkte bisheriger Erfahrungen betrachtet, von der Realisirung ihrer Lieblingsidee zu erwarten seyn möchte.

Für diesen Zweck scheinen uns wenige Arbeiten so tauglich, als eine faktische, und zugleich beurtheilende Darstellung des gegenwartigen Zustandes der Preßfreyheit in England und Frankreich, mit Rücksicht auf die allmählige Entwicklung des einen und des andern. In beyden Ländern ist Aufhebung der Censur und Beschränkung der Presse durch Strafgesetze allein, jetzt als das herrschende System zu betrachten. In England ist dieses System seit mehr als hundert Jahren im Gange, und folglich, mit allen seinen Vortheilen und Uebeln, zur Vollendung gereift. In Frankreich ist es, gleich nach der Revolution feyerlich angekündigt, dann wechselsweise das Heiligthum, die Geißel, der Spott der Nation, bald Opfer, bald Werkzeug der Tyranney, seit der Wiederherstellung der königlichen Macht aber, ein Artikel des Fundamental-Gesetzes, und obgleich noch im Kampfe mit vielfaltigen Hindernissen und Restrictionen, seiner endlichen Befestigung sehr nahe gebracht worden. Die ältern und neuern Verhandlungen beyder Länder bieten überdieß einen reichen Vorrath von Materialien aller Art zu vollständiger Bearbeitung der Frage dar.

Maßregeln, welche auf die Presse Bezug haben, müssen durchaus von mehr als einer Seite geprüft werden. Es wäre fruchtlos und verkehrt, sie ausschließend in ihren Wirkungen auf die Schriftsteller zu beurtheilen. Die vernünftigen Männer aller Parteyen sind darin einig, daß hier, wie in allen ähnlichen Fällen, die Ansprüche der Einzelnen nicht auf Unkosten des Ganzen befriediget werden dürfen, und daß nur diejenige Gesetzgebung gut zu nennen sey, welche die allgemeine Sicherheit mit der individuellen Freyheit zu vereinigen weiß. Ein System, das, um jede Gefahr abzuwenden, der Presse keinen freyen Athemzug

gestatten wollte, wäre nicht tadelhafter, als das andere, das, aus übertriebener Schonung der Einzelnen, die öffentliche Ruhe und die Existenz des Staates aufs Spiel setzte. Das schlechteste von allen wäre unstreitig das, welches auf beyden Seiten zugleich sündigte. Die Folge dieser Erörterungen wird uns vielleicht Beyspiele dieser Art liefern.

Um regelmäßig zu Werke zu gehen, dürfen wir nicht aus der Acht lassen, daß jedes System, welches die Presse durch Strafgesetze in Ordnung halten will, drey von einander deutlich geschiedene Bestandtheile hat, deren jeder für sich, und in seiner Einwirkung auf die übrigen erwogen werden muß, wenn man über den Werth des Ganzen entscheiden will. Diese sind:

Erstlich, die Beschaffenheit der Gesetze, nach welchen über den Mißbrauch der Presse erkannt, und die Bestrafung desselben veranlaßt wird;

Zweytens, die Form, in welcher Vergehungen gegen diese Gesetze zur richterlichen Kenntniß gebracht werden (das Recht der Anklage);

Drittens, das gerichtliche Verfahren in seinem ganzen Umfange.

Nach diesen drey Rubriken ist auch die folgende Darstellung geordnet.

Preßfreyheit in England.

Bis in die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts stand alles, was auf Gebrauch oder Mißbrauch der Presse in England Bezug hatte, unter der ausschließenden Gerichtsbarkeit der Sternkammer, eines uralten, von Heinrich VII. erneuerten Tribunals, welches vorzugsweise dazu bestimmt war, von Vergehungen gegen die öffentliche Ordnung und Uebertretungen der Landes-Polizey-Gesetze Kenntniß zu nehmen, und in welchem, ohne Zuziehung von Geschwornen, und ohne Rücksicht auf gewöhnliche Prozeß-Formen gesprochen wurde. Dieses Tribunal, zugleich eine Art von oberster Polizey-Behörde, bestimmte die Anzahl der Buchdrucker und der Pressen, und ernannte einen Aufseher (Licenser), ohne dessen Genehmigung nichts publizirt werden durfte. Die Sternkammer wurde im Jahre 1641, kurz vor Ausbruch des bürgerlichen Krieges, zu einer Zeit, wo alle alten königlichen Prärogativen zu Grunde gingen, abgeschafft. Das Parlament bemächtigte sich hierauf derselben Polizey-Gewalt über die Presse, welche die Sternkammer bis dahin besessen hatte, und übte sie, während der Dauer des Protectorats, durch Commissäre aus. Zwey Jahre nach der Restauration wurden die Anordnungen des Cromwell'schen Parlaments über diesen Gegenstand wieder in Kraft

gesetzt, und unter Carl II. und Jakob II. von Zeit zu Zeit erneuert. Die letzte dieser Anordnungen lief mit dem Jahre 1692, drey Jahre nach der Revolution, die Wilhelm III. auf den Thron gesetzt hatte, ab; man entschloß sich — der König selbst legte Werth darauf — sie auf zwey Jahre zu verlängern. Im Jahre 1694 erklärte sich das Parlament gegen weitere Verlängerung der Acte; und so ward, durch das bloße Erlöschen der altern Gesetze, gleichsam stillschweigend, damals kaum bemerkt, und gewiß, ohne daß die Wichtigkeit dieses negativen Beschlusses für folgende Zeiten, von irgend einem der Theilnehmer geahnet worden wäre, das noch jetzt bestehende System eingeführt.

Wir schreiten nun zur Prüfung dieses Systems, nach der vorhin angegebenen Ordnung seiner Bestandtheile.

1. Beschaffenheit der Gesetze gegen Preßvergehungen.

Man kennt in England keine andere Art von Vergehungen durch die Presse, als die, welche in der allgemeinen Kategorie der Schmähschriften oder Libelle begriffen sind. Libelle gegen Privat-Personen, und Libelle gegen den Staat oder die höchsten Autoritäten im Staat, sind im Sinne der englischen Gesetzgebung von einer und derselben Natur, und werden aus einem und demselben Standpunkte, nämlich, als Störungen des öffentlichen Friedens (breach of the King's peace) betrachtet. Die auf diese Vergehungen gesetzten Strafen sind Geldbußen, Gefängniß und Pranger. Die Geldbußen hängen von der jedesmaligen Bestimmung des Richters ab; sie haben sich in den letzten Zeiten oft auf 500 bis 1000 Pf. St. belaufen, und sind zuweilen noch mit Cautions-Stellungen »für ruhiges Betragen« (for good behaviour) auf längere Zeit verknüpft. Gefängniß-Strafen wurden ehemals bis auf zehn Jahre ausgedehnt, die neuere Praxis hat sie auf Ein Jahr, achtzehn Monate, und höchstens zwey Jahre beschränkt. Vom Pranger, auf welchen nach der vor einigen Jahren angenommenen Bill des Mr. Taylor nur noch im Fall des Meineides erkannt werden soll, sind die Schriftsteller, denen er sonst öfter zu Theil wurde, jetzt befreyt.

In einem Lande, wo dem Mißbrauch der Presse durch kein Polizey-Gesetz vorgebeugt, und wo der Thätigkeit, der Unruhe und den Leidenschaften des Menschen ein so weites Feld geöffnet ist, können Libelle aller Art keine seltne Erscheinung seyn. Daß durch diese Klasse von Schriften nicht allein die Ruhe und Ehre der Privat-Personen gefährdet, sondern auch die Sicherheit und Würde des Staates in nicht geringem Grade verletzt werden kann, wird Niemand in Zweifel ziehen. Und da sie, nach den Grund-

sätzen der brittischen Jurisprudenz, wie wir eben gesehen haben, wirklich mit vieler Strenge behandelt werden sollen, wer würde nicht glauben, daß die unterscheidenden Merkmale, der legale Charakter eines Libells, durch gesetzliche Vorschriften aufs genaueste bestimmt seyn müsse, wenigstens genau genug, damit in gewöhnlichen Fällen keine Ungewißheit Statt haben könne, und selbst in zweifelhaften, der Auslegungs-Kunst des Richters ein sichrer Leitfaden gegeben sey? — So verhalt es sich aber keineswegs. Wie es mit der Gesetzgebung in England, in Ansehung dieses Punktes beschaffen sey, können wir nicht treffender ausdrücken, als mit den Worten eines neuern Englischen Schriftstellers, der in dieser Frage kein Fremdling ist. Er sagt: »Die Befugniß der Gerichtshöfe, Libelle zu bestrafen, gründet sich durchaus auf keine gesetzliche Vorschrift. Die Zustimmung des Parlaments zur Ausübung dieser Befugniß ist bloß negativ. In unserer ganzen Statuten-Sammlung findet sich nicht ein einziger Versuch, durch Worte zu bestimmen, was eigentlich ein Libell constituirt, noch irgend eine Regel, welche die Beschaffenheit oder den Grad der Strafe festsetzte, noch auch nur irgend eine Dispositon, die Schmähschriften überhaupt für gesetzwidrig erklärte! Es gibt keine geschriebene Norm, wonach die Gerichtshöfe ihre Aussprüche abmessen könnten. Ihre Gewalt ruht auf keinem andern Fundament, als auf dem der ehemaligen Sternkammer; und die Richter der Kings-Bench haben von jeher keine andere Richtschnur gekannt, als die Aussprüche jenes willkürlichen Tribunals, und die ihrer Vorgänger, die dem Beyspiel desselben gefolgt sind.« *)

Die von den größten Englischen Rechtsgelehrten gegebenen Definitionen des Mißbrauchs der Presse, oder dessen, was ein Libell constituirt, tragen ohne Ausnahme das Gepräge dieser absoluten Unbestimmtheit der Gesetzgebung. Wir führen aus vielen nur einige der auffallendsten an. Der Ober-Richter Comyns sagt in seinem »Abriß der englischen Gesetze,« einem als classisch betrachteten Buche: »ein Libell sey eine Aeußerung der Verachtung, oder des Vorwurfs, zur Herabsetzung der Regierung, einer öffentlichen Autorität, oder einer Privat-Person, verbreitet.« — Der im Auslande noch berühmtere Blackstone drückt sich folgendermaßen aus: »Jeder Engländer hat das unzweifelhafte Recht, dem Publikum mitzutheilen, was ihm beliebt; wenn er aber etwas in Druck gibt, das unanständig, schädlich, oder gesetzwidrig ist, so hat er die Folgen seiner Vermessenheit sich selbst

*) *Edinburgh Review.* Vol. XVIII. p. 104.

zuzuschreiben.« *) Lord Ellenborough, noch jetzt Präsident des obersten Criminal-Gerichts, erklärte im Jahre 1804, »strafwürdig sey eine jede Publication, die zur Absicht habe, die Unzufriedenheit des Volkes zu erregen, indem sie, sey es durch Schmähungen, sey es durch Spott, die von der Regierung eingesetzten Autoritäten, in Miß-Achtung (disesteem) bringe.« **) Einer der neusten Schriftsteller über diesen Gegenstand, und ein grundgelehrter praktischer Jurist, sagt, mit nicht viel größrer Präzision als alle seine Vorgänger: »das Vergehen eines Libellisten besteht in der Bekanntmachung eines geschriebenen, gedruckten, oder gemalten Werkes, dessen Absicht dahin geht, den öffentlichen Frieden zu stören, indem es die Regierung herabsetzt, oder die Unterthanen zum Aufstande reizt.« ***)

Es wäre unnütz, sich bey der einleuchtenden Mangelhaftigkeit, Unzulänglichkeit und Nichtigkeit dieser und aller ähnlichen Definitionen lange aufzuhalten, oder umständlich darzuthun, wie aus einem so gänzlichen Verstummen der Gesetze, je nachdem Willkür und Macht die Wagschale nach der einen oder nach der andern Seite ziehen, die ungerechteste und gewaltsamste Behandlung der Schriftsteller, oder der empfindlichste Nachtheil für den Staat entspringen muß. Schon der Grund des ganzen Gebäudes, das durchaus auf der zweydeutigen Formel »eines Bruches des öffentlichen Friedens,« also auf einer bloßen gesetzli-

*) Commentaries on the law of England. Vol. IV. p. 151. Das merkwürdigste an dieser nichts definirenden Definition ist das Wort gesetzwidrig — in einem Lande, wo, nach der gemeinschaftlichen Aussage aller Sachverständigen, keine gesetzliche Vorschrift je entschieden hat, was unter einem Libell verstanden werden soll.

**) In eben dem Prozeß, in welchem er diesen, so mannigfaltiger Deutungen und Mißdeutungen fähigen Grundsatz aufstellte, erklärte er eine Stelle, worin der Beklagte von einem Vice-König von Irland gesagt hatte: »Er habe den Ruf, die neue Methode der Schaf-Fütterung besser als irgend ein Pächter in Cambridge-Shire zu verstehen,« — für libellistisch, »weil sie deutlich die Absicht verrathe, den Vice-König in der öffentlichen Achtung herabzusetzen.«

Der Libellist war übrigens keine geringere Person, als der berüchtigte Cobbet, dem man damals zum Verbrechen machte, über einen Lord-Lieutenant von Irland, als über einen guten Schaf-Kenner gespöttelt zu haben, und den man nachher zehn Jahre lang, alles, was die libellistische Frechheit je ausschweifendes und verruchtes erdacht hatte, ungestraft unter dem niedrigsten Pöbel verbreiten ließ, bis er zuletzt, von der Last seiner Missethaten erdrückt, und seinen eigenen Anhängern zum Gräuel geworden, aus England entfloh.

***) *Edinburgh Review* August 1816.

chen Fiction beruht, lehrt hinreichend, daß es keinem seiner Zwecke entsprechen kann; und es wäre in der That um die Preßfreyheit in England, von welchem Gesichtspunkte man auch ausgehen mag, äußerst schlecht bestellt, wenn sich nicht etwa (bey weiterer Prüfung) ergeben sollte, daß die Unvollkommenheit der Gesetzgebung durch anderweite Hülfsmittel mehr oder weniger compensirt sey.

Man würde jedoch in einen großen Irrthum verfallen, wenn man sich einbilden wollte, die hier gerügten Mängel waren der brittischen Preß-Gesetzgebung ausschließend eigen, hätten ihren Grund in dieser oder jener besondern Eigenschaft der brittischen Verfassung, und würden folglich andertwärts leicht gehoben werden können. Diese Mängel gehen unmittelbar aus der Natur der Sache hervor; und es beweiset vielleicht nur das richtige Gefühl, den glücklichen Instinkt der brittischen Staatsmänner, daß sie es nie unternommen haben, nach dem Unausführbaren zu streben. Jeder Rechtsgelehrte weiß, wie schwer es schon hält, den Character einer Privat-Injurie, oder einer Schmähschrift gegen Privat-Personen, mit logischer und juridischer Genauigkeit anzugeben, und wie wenig die bisherigen Criminal-Gesetzbücher auch nur dieser Aufgabe Genüge geleistet haben. Aber ein Libell gegen den Staat, gesetzlich, und ausreichend zu definiren, mit andern Worten, zwischen dem unschuldigen Gebrauch und dem Mißbrauch der Presse, in Rücksicht auf die öffentlichen Angelegenheiten, eine unverkennbare Demarcations-Linie zu ziehen, scheint uns ein für allemal unmöglich. Wenn es mit drey oder vier bündigen Formeln gethan, wenn es z. B. genug wäre, auszusprechen, daß der, welcher sich unmittelbar an der Person des Souverains mit unanständigen Aeußerungen vergriffe, — der, welcher offen und ausdrücklich zur Empörung gegen ihn oder seine Stellvertreter aufforderte, — der, welcher bestehenden Gesetzen für sich oder andere förmlich den Gehorsam aufsagte, u. s. f. strafwürdig seyn sollte, so käme man freylich ganz leicht aus der Sache. Vielleicht könnte man sich auch die Mühe ersparen, Gesetze dieser Art niederzuschreiben; denn der Uebertretungsfälle würden nicht viele, und die welche dagegen sündigen mögten, im Narrenhause wohl besser aufgehoben seyn, als im Kerker. Sobald man aber von diesen Extremen herabsteigt, und in die Region des Praktisch-Möglichen, des Praktisch-Wahrscheinlichen tritt, erscheint die Aufgabe in einer veränderten Gestalt. Es ist lehrreich, oft auch belustigend, zu bemerken, mit welcher Leichtigkeit, mit welcher Beherztheit so viele, die sich in Fragen dieser Art zu Führern ihrer Mitbürger aufwerfen, von einem guten Gesetz über Preßfreyheit sprechen, mit welcher Zuversicht sie erwarten,

daß nächstens, von hier oder von dort, von oben oder von unten her, ein so dringendes Zeitbedürfniß seine Erledigung erhalten wird, wie sie sich nicht genugsam verwundern können, daß, sey es nun Unfähigkeit der Rathgeber, oder Halsstarrigkeit der Machthaber, mit einem so heilsamen Werke so lange gezaudert werden konnte. Es ist noch lehrreicher, und oft nicht weniger belustigend, zu sehen, wie Gesetzgeber und Staatsmänner, und wohlmeinende Schriftsteller sich anstrengen und abmühen, und nach hundert vereitelten Unternehmungen immer wieder von neuem versuchen, diese rebellische Aufgabe zu überwinden. Sie würden ihre Zeit und ihre Kräfte nicht viel fruchtloser verwenden, wenn sie sich mit der Quadratur des Zirkels beschäftigten.

Die Erfindung eines Gesetzes, oder einer Reihe von Gesetzen, die mit einer für das practische Bedürfniß hinreichenden, für die Freyheit der Schriftsteller und die Sicherheit des Staates gleich beruhigenden Deutlichkeit und Genauigkeit bestimmten, was unter Mißbrauch der Presse in Bezug auf die öffentlichen Verhältnisse verstanden werden soll, halten wir, (nach unserer durch vieljähriges Nachdenken immer fester gewordenen Ueberzeugung) aus zwey Gründen für unmöglich *).

Der erste ist, daß, was durch Worte gefrevelt werden kann, sich nicht durch Worte voraus bestimmen, vielweniger erschöpfen läßt. Das Gesetz kann mit vollkommener, oder doch practisch hinlänglicher Genauigkeit bezeichnen, was Straßenraub, Diebstahl, Brandstiftung, Münzverfälschung, Betrug u. s. w. ist. Nicht, daß nicht auch diese Classen von Verbrechen oder Vergehungen mannigfaltige Formen, und Abstufungen, und Verwickelungen, und Verlarvungen zuließen; es liegt jedoch in allen ein materielles Element, welches ein gutgefaßtes Gesetz ein für allemal ergreifen und darstellen kann. Welches Gesetz aber vermögte, in den tausendfältigen Combinationen, deren menschliche Gedanken und menschliche Sprachen fähig sind, das Gute vom Bösen, das Unschuldige vom Strafbaren, im voraus zu unterscheiden? Wo soll hier eine Grenze gezogen, und durch welche Wortformen könnte sie bezeichnet werden? Bleibt das Gesetz bey jenen allgemeinen Bestimmungen stehen, womit alle bisherigen Strafgesetze sich begnügen mußten, so werden entweder die Vertreter des Staates sich an gezwungene Auslegungen, zweifelhafte

*) Mit den Preßvergehungen gegen Privatpersonen beschäftigen wir uns gegenwärtig nicht, theils, weil die Gesetzgebung über diesen Gegenstand, obgleich ebenfalls mit großen Schwierigkeiten verknüpft, doch eher zu einem gewissen (nie völlig genugthuenden) Grade von Vollkommenheit gebracht werden kann, theils, weil sie ein ungleich geringeres Interesse haben, als die Vergehungen gegen den Staat.

Inductionen, willkürliche, vielleicht gewaltsame Anwendungen und Folgerungen halten müssen, oder die Gewandtheit und Schlauigkeit der Delinquenten wird alle gesetzliche Schranken zu überspringen wissen. Glaubt man diesen Gefahren durch Vervielfältigung der Vorschriften, durch kleinliches Aufzählen einzelner möglicher Uebertretungsfälle, durch ein fruchtloses Streben nach Vollständigkeit zu entgehen, so wird man, zwar niemals zum Zweck, doch zuletzt zu einem Straf-Codex gelangen, der auch die unschuldigsten Hände lähmen, und mit welchem kein Schriftsteller mehr wagen würde, die Feder zu ergreifen. Eine Mittelstraße gibt es nicht. Es ist das ewige und unausweichliche Loos eines solchen Gesetzes, zu schlaff, oder zu strenge zu seyn; und an dieser Alternative scheitert alle menschliche Kunst.

Der zweyte, vielleicht noch wichtigere Grund der Unmöglichkeit, Vergehungen der Presse unter die Rubriken eines Gesetzes zu ordnen, liegt in der eigenthümlichen Natur dieser Vergehungen; ein bisher viel zu wenig beachteter Umstand, der eine ausführlichere Erörterung verdient.

Alle gewöhnlichen Strafgesetze sind entweder auf eine wirklich begangene materielle That, oder auf den Vorsatz sie zu begehen gerichtet; sobald eins oder das andere erwiesen werden kann, ist auch die größere oder geringere Strafwürdigkeit des Angeklagten gesetzlich entschieden. Hingegen kann die Strafwürdigkeit einer Schrift, weder aus einer materiellen That allein, noch aus dem Vorsatz des Thäters allein, noch aus beyden vereiniget erkannt werden; es muß ein drittes hinzu kommen, worauf in keinem andern Criminalfalle Rücksicht genommen wird, und welches die Vergehungen durch die Presse von allen übrigen wesentlich unterscheidet.

Die materielle That des Verfassers oder Herausgebers einer Schrift ist die Publication; mit ihr beginnt die gesetzliche Existenz der Schrift. Die bloße Abfassung kann weder Verbrechen, noch Vergehung constituiren. So wie Jedem erlaubt (d. h. gesetzlich nicht untersagt) ist, für sich selbst das Strafbarste zu denken, und das Heilloseste zu wünschen, so hat Jeder auch — die innre Verantwortung vor dem Gewissen bey Seite gesetzt — das unläugbare (äußre) Recht, zu seiner eigenen Unterhaltung zu schreiben, was ihm beliebt. Der Druck sollte, als unmittelbare Vorbereitung zur Publication, nach strengen Begriffen nicht mehr als gleichgültig betrachtet werden; in Ländern aber, wo keine Censur-Anstalten sind, liegt auch dieser Akt außerhalb der gesetzlichen Controlle. Die eigentliche That ist immer die Publication. Nun ist es aber in den meisten Fällen unmöglich, selbst aus der Publication einer Schrift, unmittelbar die Strafwürdigkeit der-

selben zu erkennen. Dieß kann nur in den seltenen Fällen geschehen, wo der Verfasser etwa thöricht genug wäre, sich eines bestimmten, in den Gesetzen rein ausgesprochenen Verbrechens anzuklagen, oder andere in unzweydeutigen Worten dazu aufzufordern. Alsdann aber tritt seine Handlung aus der Classe der eigentlichen Preßvergehungen heraus, und fällt in den Wirkungskreis anderer Strafgesetze. Reine Preß-Vergehungen hingegen, sind durch das bloße Factum der Publication nicht hinreichend als solche beurkundet. Es bleibt eine Hauptfrage noch offen, mit welcher wir uns gleich beschäftigen werden.

Eben so wenig kann die Absicht eines Schriftstellers, wenn sich auch zufälliger Weise darthun ließe, daß sie unbedingt unschuldig oder strafbar war, den gesetzlichen Character der Schrift, allein oder unmittelbar bestimmen. Es kann Jemand eine Schrift mit dem bestimmten Vorsatz, die Staats-Verfassung zu Grunde zu richten, geschrieben und publicirt, aus Zaghaftigkeit aber, oder aus Ungeschicklichkeit seine Worte so zweckwidrig gestellt haben, daß kein Leser derselben auch nur den leisesten Verdacht daraus zu schöpfen vermögte; eine solche Schrift wäre nach allen gesunden Rechtsbegriffen kein Libell. Es kann ein Anderer, ohne böse Absicht, aus Leichtsinn, aus Muthwillen, aus Eitelkeit, aus falschem Enthusiasmus, Dinge schreiben, welche die gesetzliche Ordnung in ihren Grundfesten erschüttern; und seine Schrift ist ohne allen Zweifel ein Libell *).

Das Eigenthümliche der Vergehungen, die aus dem Mißbrauch der Presse entspringen, besteht darin, daß diese Vergehungen — mit Ausnahme jener wenigen Fälle, wo sie unter eine andere Kategorie von Strafgesetzen treten — nur in ihren faktischen, oder rechtlich-präsumirten Wirkungen erkannt werden können, da die Handlungen, welche sie constituiren, an und für sich, im gesetzlichen Sinne des Wortes, neutral sind. Bey allen andern Verbrechen oder Vergehungen, sind die That, und die Absicht, die beyden einzigen Gegenstände der Untersuchung: hier muß ein Drittes, nämlich die innere Beschaffenheit der Sinn, der Character, oder, mit einem einzigen dieß alles bezeichnenden Worte, die Tendenz der Schrift, mit in Anschlag gebracht werden. Ein Mord, ein Diebstahl, ein Betrug u. s. f. können nie als neutrale Handlungen betrachtet werden; die Wir-

*) Wenn die Strafwürdigkeit einer Schrift auf andern Wegen einmal entschieden ist, so kann allerdings die böse Absicht des Verfassers, in so fern sie sich ebenfalls erweisen läßt, auf die Beurtheilung derselben großen Einfluß haben; aber auch die strafbarste Absicht kann nie eine Schrift zum Libell machen, die es an und für sich nicht ist.

kung mag erfolgt seyn oder nicht, sie *sind* und bleiben ein für allemal Verbrechen oder Vergehungen, je nachdem das Gesetz sie classificirt hat. Eine Schrift hingegen *wird* nur strafbar, wenn man ihr diese oder jene schädliche Wirkung, entweder durch unmittelbare Induction nachweisen, oder durch rechtliche Präsumtion zuschreiben kann. Diese Unterscheidung ist von wesentlichem Belang.

Es ergibt sich daraus zunächst die — so eben schon von einer andern Seite bewiesne — nothwendige Unzulänglichkeit aller gesetzlichen Bestimmungen des Mißbrauchs der Presse. Ein Gesetz kann unmöglich, mit irgend einem Anspruch auf Zuverläßigkeit oder Gerechtigkeit, dasjenige gut heißen, oder verdammen, dessen Werth oder Unwerth durch seine Wirkung allein, und größtentheils durch seine augenblickliche Wirkung bestimmt wird. Keine vorherbestehende Regel kann hier einen zuverläßigen Maßstab geben. Eine Schrift kann im höchsten Grade verderblich und zerstörend wirken, ohne gegen einen einzigen Buchstaben des strengsten und ausführlichsten Gesetzes anzustoßen. Die Wirkungen einer Schrift sind, so sehr als menschliche Erzeugnisse und Thaten es nur seyn können, an den Unterschied der Localitaten und der Zeiten, und an den Wechsel der Verhältnisse geknüpft. Was an einem Orte, in einem Zeitpunkte ohne alle Gefahr, und vielleicht mit Nutzen gesagt werden mögte, kann unter veränderten Umständen zum tödtlichen Gift werden. Mancher schiefe oder gewagte politische Satz, den wir heute mit Gleichgültigkeit in den gemeinsten Flugschriften lesen, hätte vielleicht vor funfzig, vielleicht auch nur vor zehn Jahren die gewaltsamsten Erschütterungen veranlaßt.

Wenn aber die Gesetzgebung in allem, was die Presse angeht, unvollkommen ist, und diese ihre Unvollkommenheit nie gehoben werden kann, so muß das System, in welchem der Mißbrauch der Presse durch Strafgesetze verhindert werden soll, auf einer andern Seite seine Ergänzungsmittel finden. Dieß geschieht durch eine nothwendige *Erweiterung der richterlichen Function*, welche die Unzulänglichkeit der gesetzgebenden compensirt. Der Richter wird in jedem Prozeß über Schriften, nicht bloß zum Schieds-Richter zwischen dem Gesetz und dem Beklagten, sondern eigentlich zum Mitgesetzgeber erhoben. Er entscheidet, nicht wie in gewöhnlichen Criminal-Fällen, nach der Vorschrift des Gesetzes, sondern allein nach dem Sinn desselben, und da, wo es ihn ganzlich verläßt, nach eigner Ueberzeugung. Er hat mit einer Frage zu thun, von welcher seine ganze übrige Praxis ihm kein Beyspiel darbietet. In jedem andern Criminalprocesse ist mit dem Beweise der That auch der Beweis des Verbrechens geführt; denn *ob* die

That an und für sich strafwürdig, ob sie an und für sich ein Verbrechen sey, oder nicht? — diese Frage ist durch das Gesetz schon beantwortet. Gerade diese sonst überflüßige Frage aber wird, so oft der Gegenstand der Anklage eine Schrift ist, die wichtigste, und zugleich die schwierigste der ganzen Verhandlung. Und da der Richter bey Auflösung derselben, vom Gesetz wenig oder gar keinen Beystand zu hoffen hat, vielmehr in jedem einzelnen Falle, das Gesetz, wonach er sprechen soll, selbst erst schaffen muß, so liegt auf ihm allein die Last und die Verantwortlichkeit der Entscheidung *).

In England, wo das Gesetz über die charakteristischen Merkmale einer Preßvergehung durchaus verstummt, tritt folglich die richterliche Behörde ausschließend an dessen Stelle, und das Schicksal jeder Anklage gegen Mißbrauch der Presse, bleibt unbedingt und ungetheilt ihrem Ausspruch anheim gestellt. »Ein Gesetz über Preßvergehungen» — sagt einer der gelehrtesten neuern Schriftsteller — »hat so unübersteigliche Schwierigkeiten, daß billiger Weise Niemand es verlangen kann; und am Ende wäre es auch überflüßig darnach zu streben. Alles kömmt nur darauf an, ein Mittel zu finden, wodurch der practischen Unbestimmtheit des Wortes Libell, so viel als wünschenswürdig und möglich ist, abgeholfen werde; und es scheint zuletzt gleichgültig, ob ein solches Mittel seinen Sitz in einem oder dem andern Zweige der Strafgesetzgebung habe **).« Wie dieses Mittel in England beschaffen ist, und wie fern es den Forderungen an eine gute Rechtspflege in Preßvergehungs-Fällen entspricht, werden mir im dritten Abschnitt untersuchen.

2. Form der Anklage.

Der gewöhnliche Gang der Englischen Justiz, in Rücksicht auf Vergehungen, die den Staat und die öffentliche Ordnung in-

*) Um jedem Einwurf zu begegnen, bemerken wir hier, daß zwar auch in Criminal-Prozessen über gewöhnliche und bestimmt-definirte Vergehungen die Frage: ob die begangene That überhaupt strafwürdig war, vorkommen kann; ob dieß gleich nur ein seltner Fall seyn wird. Ein Prozeß über eine angeklagte Schrift aber läßt sich ohne jene Frage, in der Regel nicht denken, und sie ist, so zu sagen, der Angel, um welchen das ganze gerichtliche Verfahren sich dreht.

**) *Edinburgh Review*, Vol. XXVII. p. 107. — Hierauf ließe sich mit Recht antworten, daß das Mittel, sobald es der richterlichen Behörde ausschließend überlassen werden muß, eigentlich gar nicht mehr in der Straf-Gesetzgebung residirt. Daß aber kein andrer Ausweg zu finden sey, darin stimmen wir diesem erfahrnen Rechtsgelehrten vollkommen bey.

teressiren, ist folgender. In jeder Grafschaft versammelt sich an den für die Sitzung des Assisen-Gerichtshofes festgesetzten Terminen, eine sogenannte Groß-Jury, zu welcher nicht unter zwölf, und nicht über drey und zwanzig Personen, sämmtlich bekannte und in gutem Ruf stehende Insaßen der Grafschaft, berufen werden. Vor diese Jury werden in der Regel alle Criminal-Anklagen, sie mögen ursprünglich von Privatpersonen, oder von Kronbeamten herrühren, im Namen der Krone gebracht. Die Anklage-Instrumente müssen mit der größten technischen Genauigkeit in Rücksicht auf Angabe der Personen, der Orte, der begangnen Verbrechen ꝛc. abgefaßt seyn; der kleinste Flecken macht sie ungültig. Wenn nicht wenigstens zwölf Mitglieder der großen Jury (also im Fall der Vollzähligkeit die Mehrheit) die Klage annehmbar finden, so ist sie verworfen. Wenn Zwölf oder Mehrere sie für zuläßig erklären — denn nur über diese Frage der Zuläßigkeit hat die große Jury zu entscheiden — so geht sie von dem Assisen-Gericht, an das competente Criminalgericht über, wo dann unter Concurrenz der kleinen Jury, die bekanntlich nur aus zwölf Personen besteht, und nicht anders als einstimmig sprechen kann, das weitre gerichtliche Verfahren eintritt. Diese Art der Anklage heißt in der Kunstsprache Indictment.

Es gibt aber, von uralter Zeit her, eine andere Form der Anklage — durch Information ex officio — zu welcher nur der oberste Kron-Fiscal, der den Titel General-Anwald (Attorney General) führt, bevollmächtiget ist. Dieser kann, ohne Dazwischenkunft der großen Jury, einen Criminal-Prozeß unmittelbar bey dem Gerichtshofe der Kings-Bench *) einleiten. Vormals wurden auf diesem Wege eine Menge von Vergehungen, besonders solche, die, wie die Rechts-Orakel sich ausdrücken, »die Regierung des Königes gefährden, oder Ihn in der Ausübung seines Amtes stören konnten,« verfolgt. Seit der Revolution von 1688 sind fiscalische Informationen beynahe ganz außer Gebrauch. Selbst in den wichtigsten Criminal-Fällen (bey Hochverrath und Felonie) wird die regelmäßige Form des Indictment beobachtet. Nur die Anklagen über Libelle werden fortdauernd, und seit langer Zeit ausschließend auf diesem Wege betrieben. Der wahre Grund dieser Ausnahme liegt abermals in der besondern Natur des Libell-Prozesses, und kann einem aufmerksamen Beobachter nicht lange verborgen bleiben. In dem obersten Criminal-Gerichtshofe

*) Das oberste Criminal-Gericht in England, welches ehemals Aula Regia, auch Custos morum genannt wurde. Der Akt des General-Fiscals, der eine Anklage bey diesem Tribunal einleitet, heißt in der Kanzleysprache — to *file* an information.

zu London wird der Libellprozeß von dem General-Fiscal selbst, unter unmittelbarem Vorsitz der Richter, geführt; und eine vollständige Darlegung der Gründe, welche die Anklage aufklaren und rechtfertigen konnen, geht dem Ausspruch der Jury voran. Sollte die große Jury, wie bey einem gewöhnlichen Indictment, über die Zuläßigkeit der Anklage erkennen, so müßte den Provinzial-Gerichten, zu deren Wirkungskreise die große Jury gehört, eine vorläufige Instruction des Prozesses übertragen werden. Da aber in einem Prozeß über Preßvergehungen, jede Instruction, auch die vorläufigste, sogleich in den Grund der Sache (in die merita causae) eingehen muß, so würde der Ausspruch der großen Jury unausbleiblich die Hauptfrage: Libell oder Nicht-Libell? — umfassen, und wenn dieser Ausspruch für die Anklage ausfiele, der oberste Gerichtshof mit seiner Jury — die immer wieder die nämliche Frage zu behandeln hätte — eigentlich nur eine Appellations-Instanz bilden, bey welcher sich, im Falle der Lossprechung des Beklagten, der sonderbare, und in der brittischen Jurisprudenz unerhörte Umstand ergeben konnte, daß eine zweyte Jury das Urtheil der ersten reformirte. Anstatt sich aber auf diesen, gewiß nicht unerheblichen Grund zu stützen, findet man es in England bequemer, das Verfahren des General-Anwaldes in Libell-Prozessen, durch die vorgebliche Nothwendigkeit einer schnellern Behandlung solcher Prozesse zu rechtfertigen; ein Grund, der, wie sich gleich zeigen wird, nicht unglücklicher gewählt werden konnte.

Nachdem der General-Anwald die Klage angemeldet hat, hängt der Zeitpunkt der Eröffnung des Prozesses durchaus von seinem Willen ab. Er kann Jahre verstreichen lassen, ehe er den Angeklagten vor Gericht fordert, und es gibt kein rechtliches Mittel, ihn zur Legitimirung der Anklage zu vermögen, wie lange er sie auch ruhen lassen mag. Er kann sogar aller weitern Procedur stillschweigend entsagen, ohne mit der Anzeige, daß er ihr entsagt habe, an einen bestimmten Termin gebunden zu seyn. Es steht also jederzeit in der Macht dieses Kronbeamten, die Schrecken eines Criminal-Prozesses gegen einen Schriftsteller aufzubieten, und, so lange er es für gut findet, über seinem Haupte schweben zu lassen. Fiscalische Informationen werden häufig eingeleitet, ohne daß irgend ein weitrer gerichtlicher Schritt darauf folgte; entweder, weil man bey näherer Prüfung der Sache, keinen günstigen Ausgang davon erwartet, oder auch, weil es von Anfang an nicht ernstlich damit gemeint war. Auf diese Weise wurden vor einigen Jahren mehr als zwanzig politische Schriftsteller an einem Tage in Anklagestand versetzt, und nur gegen einen wurde wirklich procedirt. So befand sich einst die größere Hälfte der in London erscheinenden Journale unter fiscalischer Anklage; die Informa-

tionen waren übergeben; keine kam zur Vollziehung. Der Prozeß war suspendirt, nicht niedergeschlagen; und die Journalisten fuhren inzwischen ungestört fort, nicht allein gegen die Minister und ihre Maßregeln, sondern selbst gegen den General-Fiscal, die Tribunale, und die Richter zu Felde zu ziehen. Doch kam keiner ohne ernsthaften Schaden aus dem Spiel. Denn jede solche fiscalische Information, sie mag zum Prozeß führen oder nicht, ist mit beträchtlichen Kosten verknüpft, die sich oft auf 80 bis 100 Pf. St., und zuweilen noch viel höher belaufen. Unter gewissen Umständen kann der General-Fiscal auch, mit Beobachtung der Formen, den angeklagten Schriftsteller verhaften, und bis zur Lossprechung oder bis zur förmlichen Verzichtleistung auf den Prozeß im Gefängniß sitzen lassen.

Mr. Brougham hat vor zwey Jahren eine Bill zur Reform des fiscalischen Verfahrens in Libell-Sachen, ins Unterhaus gebracht; bis jetzt ist nichts darüber beschlossen worden. Dagegen hat der Staatssecretair der innern Angelegenheiten, Lord Sidmouth, im Monat März 1817 ein Circular an die Lord-Lieutenants der Grafschaften erlassen, wodurch die Friedensrichter bemächtiget werden, »Jeden, der eidlich bey ihnen angeklagt wird, schmähende oder aufrührerische Pamphletts und Schriften bekannt gemacht, verkauft, oder vertheilt zu haben, verhaften zu lassen, oder zur Bürgschaftsleistung für sein Erscheinen bey einer bevorstehenden Anklage, zu zwingen.« — Diese Vollmacht der Friedensrichter scheint von noch weiterm Umfange, als selbst die des General-Anwaldes zu seyn, und würde, wenn man es wagte, sie zu vollziehen, zu noch größern Bedrückungen führen *).

Das Recht der Anklage in Libellsachen kann nicht füglich einer andern Autorität als der fiscalischen übertragen werden; und diese kann es nicht nach einer vorher bestimmten Regel, sondern immer nur nach bestem Wissen und Gewissen, das heißt, auf eigne Discretion ausüben. Da der fiscalische Beamte, besonders in unruhigen Zeiten, unmöglich alle anstößige Schriften den Tribunälen überliefern kann, so bleibt ihm nichts übrig, als diejenigen aus der Masse herauszugreifen, welche der Zufall, eine augenblickliche Gemüthsstimmung, fremdes Urtheil, verdiente oder unverdiente Celebrität, persönliche Verhältnisse der Schriftsteller

*) Maßregeln von dieser Art — drückend in der Form, und ohnmächtig in der That — machen es begreiflich, wie in einer Epoche, wo der Mißbrauch der Presse in England die letzten Extreme erreicht hat, doch zu gleicher Zeit die Vertheidiger der Volksfreyheit immer noch scheinbare Vorwände finden, über die härteste Sklaverey der Presse und die Tyranney der Minister zu schreyen.

u. s. f. (höherer Einflüsse noch gar nicht zu gedenken) seiner Aufmerksamkeit und seiner Rüge empfehlen; und wenn er auch sein Amt mit noch so großer Einsicht und Unparteylichkeit verwaltet, lauft er immer Gefahr, gegen einen zur Verantwortung gezogenen Libellisten, hundert eben so strafbare, und vielleicht viel schädlichere zu verschonen. Dieser Uebelstand ist von dem System der Verhütung des Preß-Mißbrauches durch Strafgesetze unzertrennlich, und kann in keinem Staate, wo dieß System angenommen wird, daraus verbannt werden. Daß er in England in nicht geringem Grade obwaltet, und daß die dortige Form der Anklage gegen Preßvergehungen, zu mannigfaltigen Unregelmäßigkeiten und Mißbräuchen und zu drückender Willkür Anlaß gibt, daß folglich die brittische Preßverfassung, selbst aus dem Standpunkte der individuellen und schriftstellerischen Freyheit betrachtet, so befriedigend und so gefahrlos nicht ist, als ihre auswartigen Bewunderer sich einbilden, geht aus dem, was in diesem Abschnitte gesagt worden, wohl deutlich genug hervor.

3. Gerichtliche Procedur.

Durch das Vorhergehende sind wir zu der Ueberzeugung gelangt, daß, wenn die Presse durch Strafgesetze in Schranken gehalten werden soll, die richterliche Gewalt in ihrer Mitwirkung für diesen Zweck einen ganz eigenen Character annehmen, daß sie Fragen erörtern, Gegenstände umfassen, Geschäfte übernehmen muß, die ihrem gewöhnlichen Gange fremd sind. Wer einmal die Gründe der unheilbaren Unvollkommenheit aller Strafgesetzgebung gegen Preßmißbrauch gefaßt hat, dem wird die Nothwendigkeit einer solchen Erweiterung der richterlichen Function wohl einleuchten. Ob sie aber an sich wünschenswürdig sey, das erfordert eine besondre Untersuchung.

Das Richteramt ist von allen andern öffentlichen Geschäften wesentlich unterschieden. Es setzt eine Masse von Kenntnissen und Erfahrungen voraus, die sämmtlich, wenn gleich keineswegs in einer beschränkten, doch in einer geschlossenen und abgesonderten Sphäre liegen. Zur genugthuenden Führung dieses wichtigen Amtes gehören überdieß Eigenschaften, die sich, selbst bey den glücklichsten Anlagen, nur durch vieljährige Uebung entwickeln können. Ein guter Richter kann zugleich ein einsichtsvoller Staatsmann, und ein gründlicher Gelehrter in andern Fächern seyn; wovon es allenthalben rühmliche Beyspiele gegeben hat, und noch gibt. Sein eigenthümliches Feld ist aber von so weitem Umfang, und das Verdienst es auszufüllen so groß, daß es unbillig wäre, Forderungen an ihn zu machen, zu welchen sein Beruf nicht unmittelbar berechtiget.

Das Geschäft, eine Schrift in ihren Beziehungen auf das öffentliche Interesse, auf den Schaden, den sie unter gewissen Umständen stiften, auf die Gefahr, die sie der allgemeinen Sicherheit bereiten kann, selbst auf das Verhältniß zwischen dem Schriftsteller und der öffentlichen Autorität, zu beurtheilen, steht mit allen übrigen Geschaften eines Richters in einer sehr entfernten, und oft in gar keiner Gemeinschaft. Es ist durch und durch politischer Natur; es setzt eine Kenntniß der Staatsangelegenheiten, der innern und auswärtigen Verhältnisse, des öffentlichen Lebens überhaupt und des ganzen gesellschaftlichen Zustandes voraus, die nur dem beywohnen kann, welchen ein bestimmter Beruf, oder ein anhaltendes Studium in Gegenstände dieser Art eingeweiht hat. Von einem gewöhnlichen Gerichtshofe den Ausspruch über die politische Tendenz einer Schrift zu verlangen, ist im Grunde nicht viel weniger gewagt, als wenn man ihm das Urtheil über den Werth eines Gemäldes oder einer musikalischen Composition zumuthen wollte. Auch würde wahrscheinlich kein Staatsmann oder Publicist eine so bedenkliche Mischung der Functionen je vorgeschlagen haben, wenn nicht in dem System der Strafgesetze, die Verlegenheit, jenes Geschäft an irgend eine andere Stelle zu verweisen, sie von selbst veranlaßt hätte. Der Richter muß aus seinem gewohnten Wirkungskreise herausgehen, sich in neue Ansichten, in neue Verhältnisse versetzen, ja in diesen, nicht ohne besondere Anstrengung des Geistes, bis auf einen gewissen Grad einheimisch werden, wenn er einem Amt, wozu er in seiner sonstigen Praxis weder Anleitung noch Hülfsmittel findet, auch nur mit mittelmäßigem Selbstvertrauen und mittelmäßigem Erfolg vorstehen soll.

Irgend einer Behörde im Staat muß freylich, wenn man nicht entschlossen ist, die Presse sich selbst zu überlassen, dieß kritische Amt anvertraut werden; und sollen politische oder polizeyliche Censoren einmal verbannt seyn, so bleibt nichts übrig, als juridische zu bestellen. Nur muß man sich durch Namen nicht täuschen lassen. Der Richter, in so fern er eine Schrift für erlaubt oder unerlaubt, für unschuldig oder strafbar erklärt, wird ein Censor im vollen Sinne des Wortes; in seiner censorischen, nicht in seiner richterlichen Qualität spricht er dieses Urtheil aus; zur richterlichen Function kehrt er erst dann zurück, wenn er gegen die verurtheilte Schrift die gesetzmäßige Strafe erkennt. Die Garantie der individuellen Freyheit, so wie die Garantie der öffentlichen Ruhe, in so weit beyde mit der Presse in Verbindung stehen, beruht folglich — da es erwiesenermaßen thöricht wäre, sie von einem unbestimmten und unbestimmbaren Gesetz zu erwarten — zuletzt allemal auf einer Censur, in welche Hände

diese auch niedergelegt, in welchem Zeitpunkte sie auch ausgeübt werden mag. Die juridische Censur trifft freylich nur diejenigen Schriften, welche die Beamten und Sachwalter der Regierung als anstößig oder gefährlich vor Gericht stellen; und diesem Umstande verdankt sie einen großen Theil ihrer Popularität. Ob aber wirklich durch die juridische Censur auch nur die schriftstellerische Freyheit — dem in Bezug auf das Staats-Interesse kann hier kein Zweifel obwalten — besser gesichert und garantirt sey, als durch die politische, ist, im wahren Lichte betrachtet, sehr problematisch. Wenn der politische Censor sich zum Nachtheil des Schriftstellers irrt, so entspringt daraus, im schlimmsten Falle, die Unterdrückung einer unschuldigen Schrift, für den Verfasser ein empfindliches, oft auch mit wesentlichem Verlust verknüpftes Ereigniß. Wenn der juridische Censor in einen ähnlichen Irrthum verfällt, so hat der Schriftsteller, der nichts Böses beabsichtete, der seinen Mitbürgern nützlich zu werden hoffte, der die Gränzlinie des Erlaubten und Zulässigen (für welche es ihm ohnehin in den meisten Fällen an einem sichern gesetzlichen Maßstabe gebricht) nicht überschritten zu haben glaubte, sein unverschuldetes Mißgeschick, nach überstandenen Widerwärtigkeiten eines Criminal-Prozesses, mit einer demüthigenden Sentenz, vielleicht mit harter Strafe zu büßen. Der politische Censor, wie hoch er auch gestellt seyn mag, und billig gestellt seyn sollte, bleibt doch immer der Agent einer höhern Autorität; von dieser kann er, wenn ihm etwas Menschliches begegnet, zurechtgewiesen, getadelt, reformirt werden; seine Entscheidung ist kein eisernes Thor, das gegen Vorstellungen und Gründe geschlossen wäre. Der Richter hingegen, sobald er nach seiner besten Einsicht gesprochen hat, ist nur Gott und seinem Gewissen verantwortlich; sein Ausspruch, er verdiene Lob oder Tadel, muß heilig gehalten werden; und eine Appellation, wenn sie in dieser Sache auch zulässig wäre, würde die klagende Partey nur neuen Gefahren, und vielleicht noch größern Kränkungen aussetzen *). Hierzu kömmt, daß das Veto eines politischen Censors

*) In England gibt es in Libell-Prozessen durchaus keine Appellation. Was in einigen neuern französischen Broschüren von einem Recurs an den Lord-Kanzler in Libellsachen gefabelt wird, beruht auf lauter Unwissenheit und Mißverständniß. Von Criminal-Urtheilen der Kings-Bench ist nicht einmal eine Nullitäts-Klage (writ of error) vielweniger eine gewöhnliche Appellation an den Kanzler gestattet. Dieser Gerichtshof hat keine höhere Instanz über sich, als das Haus der Pairs.

Da bey der Unbestimmtheit der Gesetze über Preßvergehungen das Urtheil in dergleichen Prozessen fast nichts anders als ein Gewissens-Ausspruch seyn kann, so liegt in der Idee einer Appellation von einem Ausspruch dieser Art, wobey Gewissen mit Gewissen,

die Ehre eines Schriftstellers nie verletzt, und in der Meinung seiner Mitbürger, wenn diese zufällig davon Kunde erhalten, ihn eher zu heben als herabzusetzen pflegt. Dagegen macht die Feyerlichkeit einer richterlichen Sentenz, wenn nicht empörende Ungerechtigkeit sie befleckt, auf das Publikum allemal Eindruck; und der Schriftsteller, der in dieser letzten Verschanzung unterliegt, hat seine Sache unwiederbringlich verloren *).

Das Urtheil über die politische Schädlichkeit oder Unschädlichkeit einer Schrift, die nicht grobe Personal-Injurien oder offenbare Provocationen zu Verbrechen enthält, kann nur auf die Vorstellung von ihren practischen Wirkungen, von ihrer unmittelbaren oder mittelbaren Tendenz gerichtet seyn. Dieses Urtheil ist jederzeit mit einem gewissen Grade von Willkür behaftet. Wir meinen nicht jene unredliche Willkür, die, der Wahrheit und eigener Ueberzeugung zum Trotz, ihre Entscheidungen aus blinder Parteylichkeit oder fremdartigen Einwirkungen schöpft, sondern nur die Willkür des Gedankens, die bey der unendlichen Verschiedenheit menschlicher Ansichten, dem Einen als lobenswerth zeigt, was der Andere höchst tadelhaft findet. Ist es gleichgültig, die Autorität der Gerichtshöfe in den Kampf der Parteyen zu verwickeln? Eine Behörde, deren Ansehen und Credit für das Wohl der Gesellschaft und für ihre eigene Beruhigung, nicht rein und tadellos genug erhalten werden kann, in einen Schauplatz der Willkür, auch nur der unvorsätzlichen, auch nur der scheinbaren, zu verwandeln? Diese Betrachtung ist nicht ohne Gewicht. Jeder aufgeklärte Richter, der die Würde seiner Bestimmung kennt, wird gewiß gern ein Geschäft von sich ablehnen, das ihn, aus der wohlthätigen Freystätte seiner gesetzmäßigen, geregelten Thätigkeit, auf eine unbekannte schlüpfrige Bahn wirft, und ihn ohne Richtschnur und Leitfaden einer fremdartigen schweren Verantwortlichkeit Preis gibt. Fällt sein Spruch wider den Staat, der

---

Meinung mit Meinung, und Willkür mit Willkür in Collision treten würden, etwas unnatürliches und anstößiges, das in jedem Staat vermieden werden sollte.

*) Da, wo der politische Parteygeist den höchsten Gipfel erreicht hat, wie in England, findet freylich auch ein gebrandmarkter Libellist immer noch erklärte Anhänger und Beschützer; dieß ist aber nicht die Regel, sondern die Ausnahme; in einem ruhigern Gange der Dinge verhält es sich anders.

Uebrigens müssen wir, zur Verhütung vorzeitiger Einwürfe bemerken, daß wir bey der hier aufgestellten Parallele zwischen der richterlichen und polizeylichen Censur, die Gründe, die für und wider die letztere sprechen, keinesweges haben erschöpfen wollen, da wir uns erst in einem spätern Abschnitt dieser Abhandlung mit dem Censur-System besonders zu beschäftigen denken.

den Schriftsteller vor ihm angeklagt hat, aus, was vergilt ihm das schmerzhafte Gefühl, sich mit denen, welchen er Achtung schuldig ist, und deren Meinung ihm nie gleichgültig seyn kann, im Widerspruch zu finden? Verurtheilt er den Schriftsteller, wer schützt ihn, wenn auch sein Gewissen ihn frey spricht, gegen die Bitterkeiten aller Art, womit eine parteyische, leidenschaftliche, vielleicht aufgebrachte Volks-Stimme ihn bedroht?

Die Sache wird noch kritischer, wenn man erwägt, daß in Zeiten, wo Prozesse gegen Preß-Vergehungen sich häufen, ein Tribunal, das nicht, wie ein politischer Censor, jeden einzelnen Fall, nach seinen besondern (oft nur von diesem gekannten) Beziehungen behandeln kann, sondern in allen seinen Verhandlungen sich selbst allgemeine Grundsätze, und allgemeine Normen vorschreiben muß, wenn es eine, zwey, drey Schriften von einem gewissen Ton oder Character gebilligt oder verdammt hatte, nicht mehr anstehen konnte, alle ähnlichen ebenfalls zu billigen oder zu verdammen. Hieraus würde sich bald ein systematischer Gang erzeugen, der das Tribunal in beständige Opposition mit der Regierung, oder in beständige Opposition mit dem Publikum versetzte. Beydes aber wäre gleich nachtheilig. In dem einen Falle würde die Regierung von den Tribunälen verläugnet, in einem feindseligen gehäßigen Lichte, in dem andern das Tribunal, als ein unterwürfiges, blindes Werkzeug der Macht erscheinen. Und die Folge wäre immer, daß die Richter, sey es in der Wirklichkeit, sey es in der Meinung, ihre unabhängige würdevolle Stellung, die Achtung, die Gunst und das Vertrauen des besten Theils der Nation ohne Ersatz verloren haben würden.

Um einige dieser Einwürfe zu beseitigen, hat man den Vorschlag gethan, zur Aburtheilung fiscalisch belangter Schriften, anstatt der gewöhnlichen Gerichtshöfe, ein eignes Tribunal zu ernennen, das aus wirklichen Richtern, politischen Beysitzern, und einer gewissen Anzahl sachkundiger wissenschaftlich-gebildeter Männer gemischt wäre. Eine solche Behörde aber wäre nicht mehr ein Tribunal, sondern eine außerordentliche Kommission, welche die Stelle eines wahren Gerichtshofes nur unvollkommen und unsicher vertreten würde. Was eine solche Kommission, durch die Art ihrer Zusammensetzung, an Sachkenntniß und Fähigkeit zum Urtheil auf einer Seite allenfalls gewinnen mögte, würde sie auf der andern an Unabhängigkeit, an Selbstständigkeit, an Gewicht, an öffentlichem Vertrauen, zehnfach wieder verlieren.

Einen weit bessern Ausweg als diesen gewährt unstreitig die in England bestehende Anordnung, vermöge welcher sich bey Prozessen dieser Art die richterliche Gewalt gleichsam in zwey abgesonderte Bestandtheile scheidet, wovon der eine, die Richter-Bank,

den Prozeß bloß leitet, und das End-Urtheil spricht, der andere aber, die Jury, die Hauptfrage, ob der Beklagte strafbar sey oder nicht, entscheidet. Wir sind weit entfernt, in dieser Anordnung den Grad von Vollkommenheit zu erblicken, den viele sonst einsichtsvolle Männer (ganz neuerlich noch in Frankreich) ihr zugeschrieben haben. Wir glauben vielmehr, daß, wenn es auf Beurtheilung politischer Schriften ankommt, eine Jury in der Regel eine noch weit weniger competente Behörde sey, als ein gewöhnliches Tribunal. Da aber, nach den vorhergehenden Bemerkungen, der Verdacht, der Schein von Willkür und Parteylichkeit von keinem richterlichen Ausspruch über Preßvergehungen ganz entfernt werden kann, so halten wir es unbezweifelt für besser, daß dieser Verdacht, oder dieser Schein auf einem Volks-Ausschusse, als daß er auf den Richtern hafte. Aus diesem einzigen Grunde würden wir in Ländern, wo ähnliche Formen schon bestehen, oder mit Criminal-Procedur vereinbar sind, die Jury mit allen ihren Mängeln und Gefahren, der ausschließenden Verantwortlichkeit der Richter, die wir für das größre Uebel halten, vorziehen

Wir haben jetzt historisch zu entwickeln, wie die Brittische Jury im Libell-Prozesse zu ihrer gegenwärtigen Verfassung gelangte, und was unter ihrem Regiment aus der Preßfreyheit in England geworden ist.

Seitdem es in diesem Lande keine vorläufige Censur mehr gab, wurden Preß-Vergehungen ein Gegenstand der gewöhnlichen Criminal-Jurisdiction. Da in England kein Criminal-Prozeß ohne Zutritt der Jury verhandelt wird, so mußte sie auch im Libell-Prozeß ihre Stelle finden. Die Grenzen ihrer Befugnisse waren aber — bis am Schlusse des achtzehnten Jahrhunderts eine wesentliche Erweiterung ihres Wirkungskreises verfügt wurde — in diesem Prozesse viel enger als in jedem andern. Wir können die damalige Verfassung nicht richtiger schildern, als indem wir Burke, der in einer der ersten auf Reform derselben gerichteten Parlements-Debatten, zu Gunsten dieser Reform sprach, redend einführen.

»Es ist das uralte Vorrecht des Brittischen Volkes, in Criminal-Prozessen nicht von Richtern, welche die Krone angestellt hat, sondern von seinen Pairs aus dem Sprengel der Grafschaft, zu deren Jurisdiction ein Jeder gehört, gerichtet zu werden; aus diesem Vorrecht ist die Jury entsprungen. Dieses Vorrecht ist auch, so viel ich weiß, bey keiner Gelegenheit, und von keiner Autorität je bestritten worden. Es gibt jedoch einen Fall, in welchem, wiewohl ohne bestimmte Anfechtung des Grundsatzes, die ganze Substanz, Kraft und Wirksamkeit des Rechtes aufgehoben wird;

dieß ist der Fall des Prozesses gegen Libelle. In diesem einzigen Falle hat, nach der von den Richtern aufgestellten Lehre, die Jury keine andere Competenz, als über das materielle Factum des Schreibens und Publizirens, und über die Identität der angeklagten Personen und Objekte zu entscheiden; der Vorsatz des Herausgebers, und die Tendenz der Schrift *), wovon die ganze Strafwürdigkeit oder Nicht-Strafwürdigkeit derselben abhängt, bleibt dem Richter überlassen. Da solchergestalt die Jury darauf beschränkt ist, über Handlungen zu entscheiden, die an und für sich nicht einmal präsumtionsweise strafbar, sondern völlig gleichgültig und neutral sind, so sind alle die Fragen, bey welchen der Beklagte wirklich interessirt ist, der Jury entzogen. Will sie ein mehreres auf sich nehmen, so handelt sie ohne Befugniß; sie übt eine natürliche, nicht eine gesetzliche Macht aus; sie läuft Gefahr, wie bey jeder andern Ueberschreitung ihrer Grenzen, sich selbst und der Sache zu schaden. So steht die gegenwärtige Verfassung; so haben unsere höchsten Criminal-Gerichtshöfe sie von sehr ehrwürdigen Amts-Vorfahren empfangen, und betrachten sie fortdauernd als ihre Regel u. s. f.« **)

In den ersten achtzig Jahren, die nach der Erlöschung des früher von der Sternkammer, nachher von einer Parlements-Commission ausgeübten Censur-Rechtes verflossen, scheint die Frage von dem Wirkungskreise der Jury in Libell-Prozessen selten oder nie zur Sprache gekommen zu seyn. Es existiren kaum Spuren von gerichtlichen oder außergerichtlichen Erörterungen dieser Frage. Wenn gleich wie in so vielen andern Punkten, kein Gesetz entschieden hatte, wo in Prozessen dieser Art die Demarcations-Linie zwischen der Provinz des Richters und der Provinz der Jury lag, so hatte doch ein langes, ununterbrochnes, und bis zum Jahre 1770 nie bestrittnes Herkommen, die Regel, daß die Jury nur über die Thatsache der Publication, über alles andere aber der Richter zu sprechen habe, geheiliget; und alle gesetzliche und gerichtliche Autoritäten, von Sir John Holt, dem ersten obersten Criminal-Richter nach der Revolution von 1688, bis auf Lord Mansfield herab, hatten sie unverrückt aufrecht erhalten.

In den ersten Jahren der Regierung Georg des III. wurde eine anstößige politische Schrift die Veranlassung sehr merkwürdi-

*) Hier sind die drey Haupt-Elemente der Sache, das Factum, der Vorsatz und die Tendenz richtig unterschieden. Wir werden weiterhin Gelegenheit haben, zu zeigen, wie selten dieß in England geschehen ist, und wie sehr man die beyden letzten Begriffe mit einander verwechselt und vermischt hat.

**) Speech on a motion for explaining the powers of Juries in prosecutions for Libels — On the 7th. March 1771.

ger Proceduren, und gewaltiger Bewegungen im Lande. John Wilkes, Mitglied des Unterhauses, ein Mann von mittelmäßigen Talenten, sehr unruhigem Geiste, und wenig achtungswürdigem moralischen Charakter, hatte in der 45ten Nummer einer periodischen Schrift, die er unter dem Titel North-Briton herausgab, einen höchst unanständigen Angriff gegen den König gewagt, und verschiedene Stellen einer königlichen Parlaments-Rede frey und offen der Lüge gestraft. Für diese Beleidigung wurde er auf einen Befehl des Staats-Sekretairs der innern Angelegenheiten verhaftet, und in den Tower geschickt, wenig Tage nachher aber, vermöge eines Habeas-Corpus-Rescripts, vor den Gerichtshof der Common Pleas gestellt, wo der Ober-Richter Pratt (später Lord Camden) ihn aus dem Grunde, daß die Privilegien des Parlaments in seiner Person verletzt worden waren, freysprach. Im November 1763 brachte eine königliche Botschaft die Sache vor das Unterhaus; und hier wurde nach heftigen Debatten mit großer Stimmenmehrheit die 45te Nummer des North-Briton für ein schändliches und aufrührerisches Libell erklärt, und verdammt, von der Hand des Henkers verbrannt zu werden. In der bey dieser Gelegenheit dem Könige überreichten Adresse sprach das Unterhaus sogar förmlich den Grundsatz aus: »daß das Privilegium der Parlaments-Glieder sich nicht auf das Recht, Libelle zu publiziren, erstrecke;« und die Pairs stimmten dieser Adresse bey. Ein Schritt, der um so merkwürdiger war, da es sonst in der neuern brittischen Geschichte kaum ein Beyspiel gibt, daß das Parlament einen Beschluß gefaßt, oder begünstiget hätte, der den Privilegien seiner eigenen Mitglieder Abbruch that. Das Verbrennen des verurtheilten Blattes erregte einen gefährlichen Aufstand in London. Wilkes stellte eine Klage gegen den Staats-Sekretair, wegen gesetzwidriger und gewaltsamer Verhaftnehmung an; und erhielt, des Parlaments-Beschlusses ungeachtet, einen Spruch auf 1000 Pf. St. Schadloshaltung. Gleich darauf entfloh er nach Frankreich; und das Unterhaus, welches ihn vorgefordert hatte, um Rechenschaft von seinem Verfahren abzulegen, erklärte im Januar 1764, »daß Wilkes als Verfasser und Verbreiter einer Schmähschrift von seinem Sitz im Parlament ausgeschlossen sey.« Dieser Entschluß wurde durch seine unvorhergesehenen Folgen, und die vieljährigen schweren Kämpfe und Unruhen, die er erzeugte, eine Quelle großer Widerwärtigkeiten für England. Auf den gewöhnlichen Gerichts-Gang in Libell-Sachen hatte er jedoch keinen unmittelbaren Einfluß, indem die Frage, ob der North-Briton ein Libell sey, nie vor einem Tribunal verhandelt, sondern vom Parlement, aus höchster Macht-Vollkommenheit entschieden worden war.

Im Jahr 1769 stand unter dem erdichteten, und nie enträthselten Namen Junius, der gewaltigste und frevelhafteste Libelliſt auf, den England, und die moderne Welt überhaupt bis dahin kennen gelernt hatte. Mit Talenten und Kenntnissen vom ersten Range, einer nie übertroffnen und selten erreichten Beredsamkeit, einer Kühnheit ohne Maß und Ziel, und einer Bosheit, welche Milton's Teufel hinter sich zurück ließ, wußte dieser geheimnißvolle Unhold zwey Jahre lang das Brittische Publicum in fortdauernder Spannung zwischen Lust und Schrecken, zwischen Bewunderung und Abscheu zu erhalten. In einer Reihe zermalmender Briefe griff er die Mitglieder des Cabinets, alle hohe und niedere Staatsbeamten, alle in die öffentlichen Angelegenheiten verflochtnen Individuen, die Tribunäle, die beyden Parlementshauser, endlich die geheiligte Person des Königes selbst, mit immer gleicher Bitterkeit und Schonungslosigkeit an. Jeder dieser Briefe war ein moralischer und politischer Mord, der irgend ein vorher ausersehenes Schlachtopfer, wie unschuldig und ehrwürdig es auch seyn mogte, in der öffentlichen Meinung zu Grunde richten sollte. Man zitterte vor ihm, wie vor einer unbekannten, außerirdischen Macht; und es war so weit gekommen, daß er an einen unabhängigen Mann, und einen der ersten Künstler seiner Zeit schreiben durfte: »hütet Euch vor meinem Zorn; oder Ihr sollt die Stunde verfluchen, wo Ihr es gewagt habt, Euch mit Junius einzulassen *).«

Nachdem der erste Schrecken, den seine Adresse an den König am Hofe und im Cabinet, wie in allen Classen des Publicums verbreitet hatte, vorüber war, beschloß man, den ursprünglichen Herausgeber des Libells vor der Kings-Bench belangen zu lassen **). Der Prozeß wurde am 13. Juny 1770 eröffnet. Der Oberrichter Lord Mansfield erklärte der Jury, sie habe sich nur mit den beyden Fragen, der Publication und des Sinnes der Schrift, und da die Publication bereits eingestanden sey, eigentlich nur

*) Dieses lakonische Sendschreiben erließ er an den berühmten Schauspieler Garrik. — Um das hier entworfene Gemälde zu rechtfertigen, und zugleich als einen merkwürdigen Beytrag zur Geschichte der Brittischen Preßfreyheit, werden wir, in einem Nachtrage zu diesem Artikel, einige in Deutschland noch wenig bekannte Data über die schriftstellerische Laufbahn dieses furchtbaren Ungenannten liefern.

**) Die sämmtlichen Briefe von Junius erschienen im Public Advertiser, einer Zeitung, welche der durch seine persönliche Geschicklichkeit (besonders bey Redaction der Parlements-Debatten) und durch mancherley literärische Verbindungen und Schicksale bekannt gewordne Buchdrucker Woodfall herausgab.

mit der letzten zu beschäftigen; ob und in wie fern die Schrift ein aufrührerisches, boshaftes u. s. f. Libell sey, bleibe der gesetzlichen Entscheidung überlassen. — Es ist klar, daß der Oberrichter in dieser Art, die Sache zu stellen, viel weiter ging, als er nach der damaligen Gerichts-Verfassung zu gehen befugt war; denn er räumte der Jury nicht bloß das Recht, über die Thatsache der Publication, sondern auch das, über den Sinn (die Tendenz) der angeklagten Schrift abzusprechen, ein; und dennoch sollte die Frage, ob diese Schrift ein Libell war, dem Richter vorbehalten bleiben! Da von einem Manne, wie Lord Mansfield, schwer anzunehmen ist, daß er sich solcher Halbheit und Inconsequenz, bloß aus Schonung für die Jury und für die offentliche Meinung schuldig gemacht haben sollte, so ergibt sich daraus vielmehr, wie unsicher und schwankend der Boden, auf welchem das System der Criminal-Jurisprudenz in diesen kritischen Fragen ruhte, damals schon geworden seyn mußte.

Die Jury berathschlagte vom Morgen bis Abend, und brachte endlich ihren Spruch (verdict) über Woodfall in folgenden Worten: »Schuldig des Drucks und der Publication allein.« Dieses Verdict war in jeder Hinsicht null und nichtig. Die Jury, der nichts weiter zustand, als ein reines Schuldig oder Nichtschuldig auszusprechen, hatte ihre Vollmacht überschritten. Der Vertheidiger des Beklagten verlangte hierauf, daß bey der Zweydeutigkeit des Verdicts allem fernern Verfahren Einhalt gethan werden sollte; und das Tribunal, von Bedenklichkeiten und Scrupeln aller Art hin und her bewegt, entschied, der Prozeß solle von Neuem beginnen. Als hiezu in einem spätern Termin geschritten werden sollte, vermißte man das ursprüngliche Document (das Zeitungsblatt!) auf welches der Beweis der Publication gegründet worden war. Der Vormann der Ersten Jury hatte es heimlich auf die Seite gebracht und zerrissen; und unter diesem geringfügigen Vorwande, vermuthlich wohl aus Gründen andrer Art, die man verschwieg, wurde die weitere Verhandlung niedergeschlagen.

Der Prozeß gegen Woodfall gab das Signal zu einer langen Reihe von Untersuchungen und Streitigkeiten über die Befugnisse der Richter und Geschwornen im Libellprozeß. Lord Camden machte zu Ende des Jahres 1770 im Hause der Pairs einen Versuch, von Lord Mansfield über den eigentlichen Sinn seiner Adresse an die Jury nähere Aufklärung zu erhalten, welche dieser jedoch standhaft verweigerte. Zu eben der Zeit trug Mr. Glynne im Unterhause darauf an, »einen Ausschuß zu ernennen, der die Verwaltung der Criminal-Justiz, und das Verfahren der Richter, besonders in Bezug auf Preßfreyheit, und auf die con-

stitutionellen Rechte und Pflichten der Jury untersuchen sollte.« — Die darüber entstandne Debatte ist, aus dem Gesichtspunkt späterer Zeiten betrachtet, ein historisches Denkmal von nicht gemeinem Werth, indem die Motion ihren heftigsten Gegner — an Fox*), und ihren lebhaftesten Vertheidiger — an Burke fand. Sie ward übrigens mit beträchtlicher Stimmenmehrheit verworfen. — Im Jahre 1771 brachte Dowdeswell den Gegenstand in einer andern und bestimmtern Gestalt von neuem zur Sprache. Er legte dem Unterhause eine Bill vor, nach welcher die Jury bemächtigt werden sollte, in allen Verhandlungen gegen aufrührerische Schriften, wie überhaupt gegen Libelle jeder Art, über den gesammten Inhalt der Anklageakte, so wohl über die politische Tendenz der Schrift, und strafbare Gesinnung des Verfassers, als über die Thatsache der Publication ohne Ausnahme noch Einschränkung zu erkennen. Auch diese Bill ging in einer großen Stimmenmehrheit unter. Selbst viele von denen, die dem Grundsatz nicht abgeneigt waren, fühlten sich bedrängt durch das Dilemma, entweder, wenn das Gesetz als positive Anordnung (enacting law) ausgesprochen wurde, eine Neuerung im Gerichtsgange einzuführen, oder, wenn es eine bloß auslegende Form (declaratory law) erhielt, über alle frühern Aussprüche der Richter und Rechtsgelehrten den Stab zu brechen. Um beyden Inconvenienzen auszu-

*) Es war im zweyten Jahre seiner Parlamentarischen Laufbahn. Damals sprach er mit äußerster Verachtung von dem, was die Freunde der Motion die Volks-Meinung nannten. »Was mich betrifft,« sagte er unter andern — »ich kenne keine andre Stimme der Nation und werde nie eine andre anerkennen, als die, welche die Majorität des Parlaments ausspricht. Wie sollte ich also einen Augenblick zweifeln, einen Antrag zu verwerfen, der sich auf eine so niedrige Quelle beruft? Aus Koth ist dieser Antrag entsprungen; zu Koth mag er wieder zurückkehren.« (From *dirt* it came, and to *dirt* let it return) Vid. Speeches *of the R. H. Charles James Fox.* Vol. I. p. 5. — In gleichem Tone äußerte er sich noch drey Jahre später, als im Jahre 1774 der nämliche Woodfall, der die Briefe von Junius gedruckt hatte, wegen eines ehrenrührigen Aufsatzes (von Horne Tooke) gegen den Sprecher Northon vom Unterhause in Anspruch genommen wurde. Hier ging er auf den berüchtigten Streit des Parlaments mit Wilkes, — die empfindlichste Stelle der damaligen innern Politik — zurück, und sagte: »Nicht, wie man sich thörigter Weise einbildet, unser Verfahren bey der Middlesex-Wahl hat uns um das Vertrauen der Nation gebracht, wohl aber unsre unwürdige Gleichgültigkeit bey den gehäuften Schmähungen der Libellisten gegen den Souverain und gegen das Parlament.« l. c. p. 21. — Alle diese schwere Sünden sind ihm verziehen worden!

weichen, überließ man Richter und Geschworne fernerhin ihrem eignen Gange, und verwarf die Motion *).

Doch jene Skrupel, und alle ähnliche, schienen verschwunden oder vergessen zu seyn, als zwanzig Jahre später Mr. Fox, nun der Held der Freyheit, und der Abgott des Volkes geworden, die Bill von Dowdeswell wieder erweckte. Er führte sie, von einer gelehrten und scharfsinnigen Rede begleitet, im May 1791 ins Unterhaus ein, und setzte sie (merkwürdig genug) fast ohne allen Widerstand durch **). Im Oberhause wurde sie von drey großen Rechtsorakeln, Lord Thurlow, Lord Kenyon und Lord Bathurst bekämpft, und nach der ersten Debatte bey Seite gelegt. In der Sitzung des Jahrs 1792 aber nahm sie auch das Oberhaus, der Protestationen der Richterbank ungeachtet, an. Durch das aus dieser Bill erwachsene Statut wurde verordnet, »daß die Jury in Criminalprozessen gegen Libelle, über sämmtliche in der Anklageakte enthaltenen Punkte einen allgemeinen Spruch von Schuldig oder Nichtschuldig zu geben berechtiget sey.«

Daß ein solcher Parlaments-Beschluß den Sieg davon trug, ist nicht sehr zu verwundern. Es lag in dem Grundsatz, daß die Jury in Libellprozessen nur über die Thatsache der Publication zu sprechen habe, eine scheinbare Abweichung von der in allen andern Criminal-Prozessen obwaltenden Regel. Wir sind berechtiget zu glauben, wenn wir auch keinen eigentlichen Beweis dafür liefern können, daß diese Abweichung nicht zufällig entstanden war, sondern in der, von frühern Rechtsgelehrten richtig bemerkten und gefühlten Eigenthümlichkeit der Preßvergehungen ihren tief liegenden Grund hatte. Diesen Umstand aber, den Ursprung und Träger der alten Lehre, scheinen in neuern Zeiten weder die Gegner dieser Lehre, noch auch die stärksten Vertheidiger derselben vollkommen gefaßt zu haben. Gewiß ist wenigstens und in jedem Falle höchst sonderbar, daß er weder im Parlament, noch in gerichtlichen Verhandlungen, noch in gleichzeitigen Schriften, je deutlich zur Sprache gebracht ward. Hiezu kam, daß in den letzten zwanzig Jahren vor der Parlamentsakte von 1792, über diesem Gegenstande in den Gerichtshöfen die peinlichste Ungewißheit geschwebt hatte. Lord Mansfield's Adressen an die Jury in

*) Bey dieser Gelegenheit hielt Burke zu Gunsten der Motion die Rede, woraus die oben angeführte Stelle gezogen war. Sie war mit solcher Mäßigung und Weisheit abgefaßt, daß er auch in den letzten Jahren seines Lebens, wo die Greuel der aufs höchste gemißbrauchten Presse einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht hatten, sich seiner Worte vom Jahr 1771 nicht hätte schämen dürfen.

**) Selbst Pitt sprach zu Gunsten der Bill.

verschiedenen nahe auf einander folgenden Prozessen gaben wechselsweise bald einer, bald der andern Lehre das Uebergewicht. Bald überließ er der Jury (wie in einem Prozeß gegen Horne Tooke) beynahe die ganze Frage der Strafwürdigkeit des Beklagten, und forderte sie sogar auf, zu prüfen, und zu bestimmen, »ob die Worte des Verfassers unschuldig oder löblich gemeint waren.« Bald (wie in dem durch Erskine's Beredsamkeit berühmt gewordenen Prozeß gegen den Dechant von St. Asaph) wollte er sie wieder strenge in ihre alten Grenzen zurück führen. Dieser Zustand von Unsicherheit und Schwanken schien eine feste gesetzliche Bestimmung höchst wünschenswürdig, und selbst nothwendig zu machen. Und daß diese, da die öffentliche Meinung sich längst wider die Richter erklärt hatte, für die Ansprüche der Jury ausfallen würde, ließ sich erwarten.

Seit der Parlamentsakte von 1792 hat in der Gesetzgebung über Preßvergehungen keine wesentliche Veränderung Statt gefunden. Ein Gesetz vom Jahr 1798, mehr fiscalischer als politischer Natur, enthielt zwar genaue, und sehr strenge Bestimmungen über Anwendung der Stempeltaxe auf die gewöhnlichen Zeitungen, und verhängte harte Geldstrafen wider die Contravenienten; nur ein einziger Artikel dieses Gesetzes aber hatte auf den Inhalt der Zeitungen Bezug; nämlich der, welcher anordnete, daß wenn ein Zeitungsschreiber vorgegeben hätte, einen wirklich libellistischen Artikel aus einer ausländischen Zeitung entlehnt zu haben, und sein Vorgeben vor Gericht nicht beweisen konnte, er wegen solcher Vergehung allein, und unabhängig von andrer gesetzlicher Strafe, zu sechs- bis zwölfmonatlichem Gefängniß verurtheilt werden sollte. Da diese Anordnung aber das Recht der Jury, über den libellistischen oder nichtlibellistischen Charakter des Artikels zu erkennen, nicht beschränkte, so hatte sie auf das Hauptverfahren keinen weitern Einfluß, und ist auch, so viel uns bekannt, nie geltend gemacht worden.

Die Entscheidung des Parlaments im Jahr 1792 wird noch heute als ein gemeinschaftlicher Sieg der Jury und der Preßfreyheit, mithin von den Freunden beyder als eine glückliche Begebenheit betrachtet. Ob sie das in ihren Folgen wirklich war, ist eine Frage, auf die man, nach Verschiedenheit der Ansichten und Gefühle, sehr verschiedne und einander widersprechende Antworten erwarten muß. Wir wollen die unsrige, so wenig sie auch den Lieblings-Vorstellungen des Tages zusagen mag, nicht verbergen. Zuvor aber dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß jene Parlaments-Entscheidung zu rechtfertigen seyn würde, wenn man auch von ihren faktischen Wirkungen noch eine ungünstigere Meinung hätte, als wir davon haben. Denn immer bliebe noch die andre Frage zu er-

örtern, ob eine Entscheidung im entgegengesetzten Sinne nicht noch schlimmere Folgen gehabt hätte. Was würde geschehen seyn, wenn das Parlament die alte höchst schwankend und zweydeutig gewordene Praxis, fernerhin sich selbst überlassen, oder gar durch einen förmlichen Beschluß, die Regel, daß die Jury in Libell-Prozessen nur für die Thatsache der Publication competent seyn sollte, von neuem sanctionirt hätte? — Die richterliche Gewalt, die in diesen stürmischen Zeiten ohnehin nur zu oft das Schicksal der übrigen Autoritäten zu theilen hatte, wäre im höchsten Grade verhaßt und verdächtig geworden. Das unvermeidliche Gefolge jeder öffentlichen Procedur über Preßvergehungen, die Zergliederung der anstößigsten Schriften, die Vertheidigung der Angeklagten, gewöhnlich noch frecher, und jederzeit noch schädlicher, als das Libell selbst, das Scandal der Debatten, die Sophistereyen der Advokaten, der Kampf der Kronfiscäle und Richter bald mit der Jury, bald mit der Partey selbst, kurz alles, was in diesen gefahrvollen Verhandlungen von viel größerm Belang und von viel wichtigern Folgen ist, als das lossprechende oder verdammende Urtheil — wäre unverändert dasselbe geblieben. In mehr als einem Falle würde die Jury, wie sie wirklich früher schon gethan hatte, den Verfasser oder Verleger eines Libells, gegen alle gerichtliche Evidenz, als des Schreibens oder Herausgebens nicht überwiesen absolvirt, oder, wenn dieß unmöglich gewesen wäre, durch ein trocknes Nichtschuldig den Richter in die harte Verlegenheit gesetzt haben, den Beklagten mit der vollkommnen Ueberzeugung von seiner Strafbarkeit frey zu sprechen, oder das Verdict als ungültig anzugreifen. Die Ausschweifungen der Presse wären nicht gehemmt, die gesetzlichen Mittel dagegen, in der Meinung noch tiefer herabgesetzt worden. Nach unsrer Ansicht hat die Parlamentsakte von 1792, indem sie die ganze Verantwortung auf die Jury warf, nur immer noch das geringere Uebel gewählt.

Wie man aber auch über diesen Punkt denken mag, die Geschichte der Libellprozesse in England bietet während der letztverflossenen fünf und zwanzig Jahre, dem, welcher den politischen und sittlichen Zustand der Nationen, mit ernster und strenger Unparteylichkeit zu erforschen sucht, kein anlockendes Schauspiel dar. Nichts als der Fatalismus einer blinden Willkür scheint über das Schicksal dieser Prozesse zu regieren. Neben der triumphirenden Straflosigkeit der kühnsten Verbrecher, sieht man oft gegen unbedeutende Delinquenten mit unverhältnißmaßiger Strenge verfahren. Ein geringfügiger Zeitungsparagraph, eine leichtsinnig aufgegriffene und leichtsinnig wieder erzählte Anekdote, ein mißfälliges Urtheil über einen bedeutenden Fremden u. s. f. wird an Ein-

zelnen zuweilen mit schwerer Geld- und Gefängnißstrafe gerügt, während rund um ihn her die ausgelassensten Libelliſten entweder nicht angetaſtet, oder vom Generalfiscal pro forma belangt, aber nie vor Gericht gezogen, oder endlich von der Jury, unter lautem Jubel ihrer Partey, frey gesprochen werden. Das Loos eines politiſchen Schriftſtellers in England, eines ſolchen nämlich, der nicht Luſt hat, ſich ſelbſt in gewiſſen Schranken zu halten — denn wer dieſe Kunſt verſteht, genießt allenthalben Preßfreyheit — iſt in der That ſo beneidenswerth nicht, als man bey ſo vielfaltigen Beyſpielen ungeſtrafter Vermeſſenheit glauben ſollte. Denn ob er gleich allerdings Gründe genug hat, ſich zu ſchmeicheln, daß nicht auf ihn gerade ein fiscaliſcher Bannſtrahl fallen werde, ſo iſt er doch keinen Tag ſicher, nicht ſehr unſanft aus ſeinen Träumen zu erwachen. Was die bloße Anklage, ſogar für den Unſchuldigen nach ſich zieht, haben wir oben geſehen; und wenn die Jury zuletzt auch die Anklage zurückweiſet, ſo geſchieht es doch ohne alle Schadloshaltung für das, was der Beklagte in der Zwiſchenzeit erlitten hat. Die Jury ſelbſt iſt aber, und mehr noch als ein gewöhnliches Gericht, allen menſchlichen Schwachheiten und Leidenſchaften unterworfen. Neigt ſie ſich auf die Seite der Freyheit, betrachtet ſie den Mißbrauch derſelben mit gleichgültigen Augen, theilt ſie vielleicht die Meinungen, auch die gewagten und ausſchweifenden Meinungen des Schriftſtellers, ſo hat dieſer freylich nichts zu befürchten. Neigt ſich die Jury, wie heute wohl ſeltener geſchieht, auf die Seite der Autorität, zieht ſie die Grenze zwiſchen Gebrauch und Mißbrauch der Freyheit mit Strenge, ſind ihre politiſchen Grundſätze denen des Angeklagten nicht günſtig — ſo kann er auf keinem Wege leichter verurtheilt werden, als auf dieſem *).

*) Ein ganz beſonders ſchlimmer Umſtand für den Angeklagten in allen dieſen Prozeſſen iſt der, daß er die factiſche Wahrheit ſeiner Behauptungen nie als einen Rechtfertigungsgrund geltend machen darf. Die engliſche Geſetzgebung, das heißt, die Obſervanz der Gerichtshöfe hat beſtimmt, daß (mit Ausnahme gewiſſer Civilklagen über Privatlibelle) im gewöhnlichen Libellprozeß die Wahrheit des Inhalts einer Schrift, der Publication derſelben nicht zur Rechtfertigung dienen kann, ſondern, »daß Wahrheit oder Falſchheit in allen Fällen eine für die Unſchuld oder Strafwürdigkeit des Schriftſtellers völlig unweſentliche Frage iſt, daß die Jury ſich nie damit beſchäftigen ſoll, ſondern gehalten iſt, ihr Urtheil über die Schrift auszuſprechen, ohne je davon Kenntniß zu nehmen, ob das, was der Verfaſſer publizirt hat, abſolut erdichtet, oder unumſtößlich gegründet ſey.« So lautet die reine, unzweydeutige, noch bis auf den heutigen Tag in allen Gerichtshöfen aufrecht erhaltene Lehre der brittiſchen Criminaljuſtiz, die freylich mit dem, was man uns täglich in andern Ländern davon erzählt,

Das Sicherste bey der ganzen Verhandlung sind die Ungemächlichkeiten und Unkosten des Prozesses; der Ausgang hängt immer mehr oder weniger vom Zufall ab.

Doch was sind alle diese Gefahren, die dem Einzelnen drohen, gegen das nicht zu berechnende Unheil, welches bey dem jetzt herrschenden System, die Zügellosigkeit der Presse in England und die Unzulänglichkeit aller gesetzlichen Mittel, dem wohl verstande en Interesse des Ganzen, der Würde des Staates, und dem Ansehen seiner Diener, der öffentlichen Ordnung, Eintracht und Ruhe, der Sittlichkeit und Glückseligkeit des Volkes zugezogen haben! Ueber diesen Punkt muß man Männer sprechen hören, die, vom Strom der Zeit nicht hingerissen, und um vorübergehende Volksgunst unbekümmert, hoch genug gestellt sind, um große Dinge mit großem Blick zu umfassen. Burke, den es endlich wohl vergönnt seyn wird, über solche Gegenstände zum Zeugen anzurufen, schrieb über die Ohnmacht der Gerichtshöfe in Libell- und Aufruhrprozessen, und die Rückwirkung dieses Uebels auf die Depositarien der öffentlichen Macht, schon im Jahr 1796 folgende merkwürdige Worte:

»Fiscalische Prozesse sind in Schulen des Hochverraths ausgeartet; sie dienen zu nichts mehr, als die Geschicklichkeit der Verbrecher in den Geheimnissen der Ausflüchte zu üben, und alle Welt zu belehren, mit welcher unbedingten Straflosigkeit man dem Staate Trotz bieten, mit welcher Zuversicht der bösartigste Feind selbst das erhabene Oberhaupt desselben angreifen darf. Alles ist gesichert, nur das nicht, was die Gesetze geheiliget haben; alles ist matt und muthlos, was nicht die Wuth des Factionsgeistes beseelt. Während die Erschlaffung aller Fibern dem Staatskörper die heftigsten Convulsionen verkündigt und bereitet, wird die Standhaftigkeit des Arztes durch den bloßen Anblick der Krankheit überwältiget *). Mit verstellter Gleichgültigkeit behandelnd, was er sich zu schwach fühlt zu bekämpfen, erschrickt er selbst vor den Maßregeln, die er ergreifen soll. Er zweifelt und zögert, so oft es darauf ankömmt, durch eine harte, aber heilsame Operation den Krankheitsstoff auszurotten. Er sucht sogar aus seinen fehlgeschlagnen Versuchen einen armseligen Vortheil zu ziehen, und bedeckt seine Ohnmacht mit der Larve der Gelindigkeit und Großmuth. Er

---

den lächerlichsten Contrast bildet! Es ist klar, daß die Willkür der Jury durch diese Regel einen ungeheuren Zuwachs erhält, der zwar, wie jetzt die Sachen stehen, in den meisten Fällen zum Vortheil des Beklagten benutzt wird, unter veränderten Umständen aber auch zu seinem größten Nachtheil ausschlagen könnte.

*) Mussabat tacito medicina timore. *Lucret.*

preiset die Mäßigung der Gesetze, die er unter seinen Händen verachtet und verspottet sieht« *).

Dieses trübe Gemälde hat nichts von seiner Wahrheit verloren; es ist vielmehr von Jahr zu Jahr dem Urbilde ähnlicher geworden. Wer dem Gange der innern Angelegenheiten Englands in der letzten Zeit mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, kann keinen Zug desselben verkennen, und wird noch manchen gleich niederschlagenden hinzuzufügen wissen. Selbst seit der Wiederherstellung des Friedens hat diese unnatürliche Lage der Dinge, dieser tägliche, schmähliche Kampf zwischen grenzenloser Verwegenheit von einer Seite und ohnmächtigem Widerstande von der andern, nicht allein fortgedauert, sondern die bedenklichsten Fortschritte gemacht. »Mit diesem einzigen ungeheuern Uebel verglichen« — sagt ein wohl unterrichteter Schriftsteller unserer Tage — »sind alle übrige Ursachen des Mißvergnügens unter uns als geringfügig anzusehen, und können kaum mehr in Anschlag gebracht werden« **). Die verworfensten Libellisten haben mit einer Unverschämtheit ohne Gleichen, nicht bloß in den Straßen von London, sondern in allen großen und kleinen Städten, Flecken und Dörfern ihr Panier gegen die Regierung aufgepflanzt. Cobbet, vielleicht noch ruchloser als Junius, ohne einen Funken seines Geistes zu besitzen, rühmte sich öffentlich, von seinen ungestempelten Zweypfennigs-Diatriben in sechs Monaten Eine Million Exemplare verkauft, und sie Zwey Millionen Lesern in die Hände gespielt zu haben! Die öffentliche Autorität erliegt unter einer Centner-Last von Lästerungen, Lügen und Greueln, die sie nicht mehr zu übersehen, vielweniger zu hintertreiben vermag. Von Zeit zu Zeit, und damit doch das Daseyn strafender Gesetze nicht ganz in Vergessenheit gerathe, ergreift sie einen der Tausende, die ihr täglich ins Angesicht speyen, und gibt ihren hohnlachenden Gegnern das Schauspiel eines öffentlichen Gerichts. In der neuesten Zeit hat fast jeder dieser Versuche mit einer demüthigenden Niederlage geendet. Die Anklage gegen den Buchdrucker Hone, wo alles, was man in frühern Scenen dieser Art für die Regierung kränkendes, für ihre Verachter ermunterndes gesehen hatte, in eine Hauptmasse zusammengedrängt erschien, hat endlich den längst entschiedenen Sieg der Pobelpresse über den Staat, in so riesenhafter Gestalt offenbart, daß, wenn das Ministerium nicht neue Mittel erfinden, oder neue Formen zu Hülfe rufen kann, vielleicht der weiseste Entschluß heute der wäre, diesen Criminalprozessen ganz zu entsagen,

*) *Burke's* Works. Vol. VIII. p. 21.

**) Quarterly Review. January 1817.

und die Presse ein für allemal ihren eigenen Rasereyen zu überlassen *).

Die hier angeführten Thatsachen läugnen zu wollen, wäre ein vergebliches Unternehmen. Die Freunde unbedingter Ausdehnung der Preßfreyheit verwahren sich aber gegen die Folgerungen, die daraus gezogen werden könnten, durch eine doppelte Art von Argumentation; indem sie entweder die aus dem Mißbrauch der Presse entsprungenen Uebel in ihrem ganzen Umfange anerkennen, durch die mit der Preßfreyheit verknüpften Vortheile aber mehr als aufgewogen glauben, oder indem sie jene Uebel, deren Realität sich nun einmal nicht bestreiten läßt, als unbedeutend, und für das höhere Interesse des Staates gleichgültig darstellen.

Die stärksten und consequentesten Vertheidiger der ersten Ansicht sagen: Wir geben zu, daß der heutige Zustand der brittischen Presse nichts anders ist, als ein Zustand vollendeter Anarchie, hin und wieder durch kraftlose Schläge einer zufällig erwachenden Willkür unterbrochen. Wir geben zu, daß dieser Zustand unmittelbar großes Unheil stiften, in seinen Folgen zu noch größerm führen muß. Unmittelbar, weil er eines der edelsten Nahrungsmittel des menschlichen Geistes in Gift verwandelt, und das Volk dem Einfluß der nichtswürdigsten Verführer Preis gibt; in seinen Folgen, weil die dadurch bewirkte Erschlaffung der Bande, die den einzelnen Bürger an den Staat knüpfen, gefährliche Störungen in der ganzen gesellschaftlichen Oekonomie anrichtet, und noch gefährlichere stets befürchten läßt. Aber die Preßfreyheit ist ein

*) Hone kündigte sich, nach Cobbet's Flucht aus England, als den Fortsetzer seiner politischen Schriften an. Eines mehrern bedarf es nicht, um ihn zu charakterisiren. Er eröffnete seine Laufbahn mit Parodien verschiedener Formeln des öffentlichen Gottesdienstes, worin der Regent, die Minister, die Parlementsglieder, die Gesetze, die Constitution selbst, aufs empörendste gemißhandelt waren. Es gab kaum eine Zeile in diesen Parodien, die ihn nicht, als politische Vergehung behandelt, aus jedem Tribunal, das noch nicht alle Scheu vor Gott und Menschen abgeschworen hatte, an den Schandpfahl oder in den Kerker hätte führen müssen. Aber abschreckende Erfahrungen von ähnlicher Art, wo die Jury den ärgsten Frevlern beygestanden hatte, schienen die Minister muthlos gemacht zu haben. Man sann auf andere Auswege; man blieb ein Jahr lang unschlüßig; mussabat tacito medicina timore. — — Endlich wurde beschlossen, den politischen Inhalt der Libelle mit Stillschweigen zu übergehen, und bloß die blasphematorische Form vor Gericht zu bringen. Aber auch dieser auf eine gewisse mechanische Ehrfurcht vor heiligen Dingen, die dem englischen Volke bey aller seiner Demoralisation noch geblieben ist, berechnete Schritt, führte, nach dreytägigen beyspiellosen Debatten, vor einer dreymal erneuerten Jury, nur zu drey gleichförmigen Absolutionssprüchen!

so überschwengliches Gut, daß wir sie selbst um diesen Preis nicht zu theuer erkauft glauben.

— — Scelera ipsa nefasque
Hac mercede placent —

Besser unter Stürmen und Ungewittern wandeln: als in stehenden Sümpfen verschmachten! Kann den Gefahren der Preßfreyheit durch Maßregeln, die ihr Wesen nicht angreifen, gesteuert werden, so sollen diese Maßregeln uns willkommen seyn. Sind sie überhaupt nicht ausführbar, oder setzen ihnen National-Gewohnheiten und National-Charakter unübersteigliche Hindernisse entgegen, so ist unsre Wahl getroffen: Lieber als die Preßfreyheit wesentlichen Abbruch leiden zu sehen, nehmen wir sie mit allen ihren Mißgestalten, Krankheiten und Auswüchsen an.

Diese Sprache ist wenigstens offen und männlich. Die Freyheit, und die Regel oder das Gesetz, sind die beyden Elemente des bürgerlichen Lebens. Beyde so zu verbinden, daß die Regel die Freyheit nicht todte, und die Freyheit die Regel nicht zerstöre, ist die Aufgabe derer, denen die Erhaltung und Leitung der Staaten obliegt. Die Masse des Volkes fühlt die Nothwendigkeit dieser Verbindung dunkel und instinktartig. Unter den Einzelnen, die darüber nachzudenken im Stande sind, und deren Anzahl mit dem Fortschritte der Gesellschaft immer zunehmen muß, wird allemal, wie sehr sie sich auch nach und nach dem Mittelpunkte des Gleichgewichtes nähern mögen, entweder der Trieb nach der Freyheit, oder die Vorliebe für das Gesetz das Uebergewicht behalten. Persönliche Anlagen, Erziehung, äußere Umstände, die Stellung eines Jeden im Staate, bestimmen ihn für die eine oder die andere Seite. Dieß sind die beyden natürlichen Parteyen, in welche der gebildete Theil der Welt nothwendig gespalten ist, und auch unter den vollkommensten Verfassungen immer gespalten bleiben wird, und deren wechselseitige Reibungen und Kämpfe den Staat nie zu Grunde richten können, wenn die gesetzgebenden und regierenden Autoritäten auf jener Höhe stehen, auf welcher allein die Vereinigung der streitenden Grundsätze, und der Friede des Ganzen erreicht und gesichert werden kann. Es liegt daher nichts Tadelswürdiges darin, daß diejenigen, welche, obgleich der Regel nicht abhold, doch die Freyheit noch höher schätzen, und welche, wenn es ein Opfer gilt, es lieber auf Kosten der Ruhe, als auf Kosten der Freyheit gebracht wissen wollen, sich die brittische Preß-Anarchie, ohne sie unmittelbar gut zu heißen, oder ihre schädliche Wirkungen zu verkleinern, als ein unvermeidliches Uebel, und als unbequeme Begleitung einer überwiegenden Wohlthat gefallen lassen. Nur müssen sie billig genug seyn, die, welche von dem andern Gesichtspunkte ausgehen, und für die Ordnung mehr

fürchten als für die Freyheit, deßhalb nicht als sklavische Gemüther, und Werkzeuge der Tyranney zu verdammen *).

Es gibt aber eine zweyte Classe von Bewunderern der brittischen Preßfreyheit, die, wenn nicht gegen bessere Ueberzeugung, doch aus reiner Unwissenheit, Schiefheit und Geistesarmuth behaupten, der Mißbrauch der Presse in England sey mit allen seinen unverkennbaren Wirkungen, ein erträgliches, wohl gar ein eingebildetes Uebel, das einen festgegründeten und gut regierten Staat nie verletzen könne; alles bewege sich ja dort, von jenem Mißbrauch unberührt, in vollkommenster Ordnung und Harmonie; das Volk sey glücklich, die Achtung für die Gesetze unvermindert, das Ansehen der Regierung hinreichend geschützt, und ihre Gewalt nicht nur groß genug für alle rechtmäßige Zwecke, sondern in mancher Rücksicht wohl größer, als für das allgemeine Beste zu wünschen wäre. — Diese, von der vorhin aufgestellten ganz verschiedene, in England selbst (aus einleuchtenden Gründen) vorzüglich beliebte Ansicht der Sache, ist gegenwärtig in Frankreich, in Deutschland, und in allen Ländern, wo Fragen der Art in öffentlichen Berathschlagungen oder in Schriften verhandelt werden, die gemeine und herrschende; auf sie gegründet, ruft die große Mehrheit der Gegner aller Preß-Beschränkungen das Beyspiel von England an, und meint, was in diesem hochgepriesenen Staate so unschuldig und unschädlich sey, könne auch in andern nur wohlthätig wirken, und nie mit wesentlichen Gefahren verknüpft seyn.

Diese Ansicht halten wir für unbedingt falsch, weil sie nicht, wie die erste, aus übertriebner oder mißverstandner Anwendung eines Grundsatzes, sondern aus faktischen Irrthümern hervorgeht. Es ist nicht wahr, daß in England der Mißbrauch der Presse ein harmloses Spiel, oder eine verzeihliche Unart wäre. Er ist ein ernstes, schweres, drückendes Uebel, dem nur ein in seinen übrigen Lebenstheilen, wenn gleich nicht durchaus gesunder, doch fester und kraftvoller Körper widerstehen kann. Nicht das unmittelbare Ansehen der Regierung — denn dieses hat die Zügellosigkeit der Presse längst mit Füssen getreten, — nur die Hülfsmittel, die sie in der Verfassung, in der wechselseitigen Stellung der Volksklassen und politischen Parteyen, in den Rechten und Privilegien einzelner Stände, in dem durch constitutionelle Formen gesicherten und verstärkten Widerstande der ruhigen Masse gegen

*) Es versteht sich von selbst, daß hier von den Extremen beyder Parteyen, von blinden Enthusiasten der Freyheit, die nach Garantien der öffentlichen Ordnung nicht fragen, oder von einseitigen Advokaten der Macht, für welche die individuelle Freyheit gar keinen Werth hat, nicht die Rede seyn kann.

Volks-Ausschweifungen, Zerrüttungen und Neuerungen findet, — nur diese zahlreichen Gegen-Gewichte eines verzehrenden Strebens auf so viel andern Punkten, haben England aufrecht erhalten. Das Alter seiner Institutionen, der Charakter des bessern Theils der Nazion, der Einfluß großer Staatsmänner und Schriftsteller trugen ebenfalls nicht wenig dazu bey. Jeder andere, weniger vollständig gerüstete und gewaffnete Staat wäre längst durch die ungestraften Ausschweifungen großer und kleiner Libellisten, und eine Gesetzgebung und Gerichtspflege, die keinen von ihnen mehr schreckt, in die fürchterlichsten Convulsionen gestürzt worden. Eben so wenig als die brittische Verfassung, wie Mancher wähnt, der Preßfreyheit ihre Entstehung verdankt, eben so wenig, und noch weniger verdankt sie ihr ihre Erhaltung. Die Verfassung hat ihrer Seits die Preßfreyheit zur Folge gehabt; sie hat ihre Mißbräuche und Gefahren nie verkannt; sie hat sie ein Jahrhundert lang mit unzureichenden Strafgesetzen und ohnmächtigen Proceduren verfolgt; — sie hat ihnen das Feld räumen müssen; und wenn sie heute noch besteht, so ist es, weil sie sich trotz der ausgearteten Preßfreyheit, nicht durch dieselbe zu behaupten gewußt hat.

Warum aber eine Frage dieser Art gleichsam auf ihre äußerste Spitze stellen? Warum berechnen, welche Dosis von zerstörenden und auflosenden Stoffen ein Staat etwa zu sich nehmen kann, ohne sich den Tod zu bereiten? Wenn die Ausschweifungen der Presse auch nicht gerade die Existenz Englands bedrohen, ist es nicht genug, daß sie das öffentliche und Privat-Leben der Nazion vergiften? Die Verwüstungen, welche die periodischen Pamphlet-Schreiber, besonders die von der gemeinen Art, in den untern Classen anrichten, sind furchtbar; um so furchtbarer als sie über Millionen von Lesern, denen das Gegengift besserer Schriften nicht zugänglich ist, eine unbeschränkte Alleinherrschaft ausüben. Indem diese treulosen Demagogen das Volk täglich und rastlos von seinen gekränkten Rechten, von seinen betrognen Erwartungen, von seinen wirklichen oder eingebildeten Leiden unterhalten, jede Last, die den Einzelnen drückt, jede zufällige Stockung, jedes Ungemach, das der Wechsel der Zeiten und der Begebenheiten herbeyführt, als das unmittelbare Werk der Unfähigkeit, der Selbstsucht, der strafbarsten Mißgriffe der Staatsverwaltung schildern, den Ministern die heillosesten Plane, die unsinnigsten Maßregeln andichten, und, damit die Unterdrückten nicht säumen mögen sich Hülfe zu verschaffen, die Zukunft noch schwärzer malen, als die Gegenwart, verbreiten sie ein dickes Gewölk von Unmuth, Bitterkeit und Gährung über das Land, erfüllen die Gemüther mit feindseligem Widerwillen, und finstern Besorgnissen, und bringen den gemeinen Mann um alle Zufriedenheit, um alle

Heiterkeit, um allen Lebensgenuß. Das Gefühl der Sicherheit und des Wohlseyns, das Vertrauen zu den Obern, der ruhige und willige Gehorsam, die standhafte Ergebung in unvermeidliche Opfer, alles was die Frucht und Zierde einer guten Verfassung seyn sollte, wird unter den Händen dieser Harpyen-Rotte verfälscht, verkümmert, zerrieben und aufgelöset. Daß weder die Geistesbildung, noch die Sittlichkeit des Volkes bey dieser politischen Verderbniß gedeihen kann, versteht sich von selbst. Sind das geringfügige Uebel? — Und doch ist das Verzeichniß hiemit noch nicht geschlossen. Auch die unvermeidliche Rückwirkung eines groben Mißbrauchs der Presse auf den Geist und die Maßregeln der Regierung muß in Anschlag gebracht werden. Wenn es gleich keinem Staatsmanne erlaubt ist, sich persönlichem Mißmuth oder persönlicher Erbitterung hinzugeben, wenn gleich ein Brittischer Staatsmann es in der Gleichgültigkeit gegen feindselige Angriffe, gegen persönliche Verunglimpfungen und Beschimpfungen weiter gebracht haben muß, als irgend ein andrer, und die meisten Brittischen Minister in der Kunst zu ertragen und zu verschmerzen wirklich so große Meister werden, als die menschliche Natur es nur zuläßt, so ist doch nicht denkbar, daß die täglich wiederkehrenden Ausfälle der verwegensten und boshaftesten Schriftsteller gar keinen Eindruck auf sie machen sollten. So gewiß als sie Menschen sind, müssen sie von Zeit zu Zeit den Wunsch nähren, auf einem oder dem andern Wege so frevelhaftem Unfug Grenzen zu setzen. Für diesen Wunsch spricht überdieß ihre Pflicht so laut als ihr Gefühl. Sie können sich über die verderblichen Wirkungen des Uebels als Staatsmänner nicht täuschen, als Hüter der öffentlichen Ordnung nicht hinwegsetzen. Zu gleicher Zeit aber wissen und fühlen sie, daß es nicht in ihrer Macht steht, der Ausgelassenheit der Presse durch irgend eine unmittelbare Reform der damit zusammenhängenden Gesetze und Institutionen Einhalt zu thun *). Es bleibt ihnen daher nichts übrig, als zur Aufrechthaltung eines

*) Der Versuch, die Preßfreyheit in engre gesetzliche Schranken zurück zu führen, oder auch in der gerichtlichen Procedur gegen Preßvergehungen eine wesentliche Abänderung vorzunehmen, ist in England unausführbar geworden, und würde vielleicht noch größres Unheil stiften, als hintertreiben. Wenn eine Nation, wie die Brittische, hundert Jahre und länger von allen politischen Beschränkungen der Presse frey gewesen ist, und fünf und zwanzig Jahre lang gewöhnt war beym Gebrauch oder Mißbrauch derselben, keinen Richter mehr zu scheuen, und einem unwissenden Volksausschuß allein verantwortlich zu seyn, so wäre es ein gewagtes Unternehmen, sich an einer solchen Verfassung vergreifen zu wollen. Daß dieß nichts für die Güte derselben beweiset, bedarf kaum einer Erinnerung. Eine Krankheit hört nicht auf eine Krankheit zu seyn, weil sie unheilbar geworden ist.

gewissen Gleichgewichtes in der politischen Maschine, mit verdoppelter Sorgfalt alles aufsuchen, was ihre Macht von andern Seiten erweitern kann, und die individuelle Freyheit, wenn auch nicht durch Verfassungswidrige Gewaltstreiche, doch durch jede mit dem Buchstaben der Gesetze nur irgend vereinbare, vor der Legislatur nur irgend zu rechtfertigende Maßregel zu beschränken. Der französische Justiz-Minister hat neulich die scharfsinnige Bemerkung gemacht, daß die Habeas-Corpusakte, die große Schutzwehr der persönlichen Sicherheit in England, vielleicht in neuern Zeiten weniger oft suspendirt worden seyn würde, wenn der Mißbrauch der Presse die Besorgnisse der Regierung nicht vermehrt und vervielfältiget hätte, und daß England auf diese Weise, was es an einer seiner Freyheiten gewonnen glaubte, wohl an einer andern wieder eingebüßt haben mögte *). Die Richtigkeit dieser Bemerkung läßt sich nicht in Zweifel ziehen. Es ist gewiß, daß mehr als eine ministerielle Maßregel der letzten Zeit einen andern Charakter, mehr als eine politische Verhandlung eine andre Richtung angenommen haben würde, wenn die Zügellosigkeit der Volks-Schriftsteller nicht alle gewöhnliche Standpunkte verrückt, die ganze Stellung des Volkes gegen die constituirten Autoritäten verschoben, und Mißtrauen und Furcht in Gemüthern, denen sie sonst ganz fremd geblieben wären, erweckt hätte. Wenn die Partey, welche für die Volksrechte streitet, ihr wahres Interesse immer vor Augen hätte, so sollte sie selbst ihren ganzen Einfluß aufbieten um dem Uebermaß der Preßfreyheit vorzubeugen. Daß diese Partey in England gerade das Gegentheil thut, beweiset nur daß die Presse von keiner Seite durch Berechnungen der Staatsklugheit, sondern durch Selbstsucht und Leidenschaften regiert wird.

Die Resultate unsrer bisherigen Uebersicht des in England bestehenden Systems zur Verhinderung des Mißbrauchs der Presse, sind folgende:

1. Die Gesetzgebung, in so fern ihr obliegt, Vergehungen zu bestimmen und zu definiren, ist in diesem System beynahe auf nichts reducirt. Was eine Preßvergehung sey, findet sich in keinem Gesetz ausgesprochen. Ein Schriftsteller, der sich durch den Druck, des Hochverraths oder eines ähnlichen Verbrechens schuldig macht, verfällt in eine andre gesetzliche Kathegorie. In allen übrigen Fällen ist die Entscheidung über die Strafbarkeit oder Nichtstrafbarkeit einer Schrift den gerichtlichen Behörden allein überlassen, welche nur selten nach Anleitung früherer Entscheidun-

---

*) Discours de Mr. le Garde-des-Sceaux à la Chambre des Députés le 11 Décembre 1817.

gen, gewöhnlich nach unmittelbaren Eindrücken, oder gar nach vorgefaßten Meinungen, mit einem Worte, nach Willkür erkennen.

2. Die Form der Anklage ist fehlerhaft, unzulänglich und drückend.

3. Das gerichtliche Verfahren ist seit dem Jahre 1792 zwar der Form nach unter Mitwirkung des General-Fiscals und der Richter, doch in jeder wesentlichen Beziehung (to all real intents and purposes) der gemeinen Jury ausschließend anvertraut; und wie dieß kritische Geschäft seitdem verwaltet worden ist, lehrt der Zustand, in welchem sich die politische Schriftstellerey in England gegenwärtig befindet.

Sollte nichts desto weniger die Grundform des in England bestehenden Systems andern Staaten zum Muster dienen, so würde man wenigstens auf folgende Punkte ernstlich Rücksicht zu nehmen haben:

1. Die materielle Gesetzgebung in Ansehung der Presse — wir unterscheiden sie von der formellen, welche bloß das gerichtliche Verfahren betrifft — müßte auf die höchste Stufe von Bestimmtheit und Vollständigkeit erhoben werden, deren sie fähig ist, wobey man jedoch nie vergessen dürfte, daß sie ihrer Natur nach ein ewig unvollkommnes Werk bleibt.

2. Die fiscalische Anklage und Einleitung der Prozesse müßte durch feste Regeln bestimmt werden, die wenigstens offenbarer Willkür, es sey zum Nachtheil des Staates, es sey zum Nachtheil der Schriftsteller, vorbeugte.

3. In Ländern, wo die Volks-Jury in die Gerichts-Verfassung aufgenommen ist, müßte man sie bey Prozessen über Preßvergehungen concurriren lassen, ihre Functionen aber mit denen der Richter dergestalt zu verbinden suchen, daß es dem Interesse des Staates und der öffentlichen Ordnung nicht ganz an Vertretern gebräche.

In Ländern, wo die Volksjury nicht existirt, müßte man auf Mittel denken, den Gerichtsbehörden für Prozesse dieser Art eine besondere Organisation zu geben; und diese müßte so beschaffen seyn, daß nicht aus der Verwaltung eines dem gewöhnlichen Richter so fremden Geschäftes, für die dabey interessirten Parteyen, — die Schriftsteller und den Staat, — ungleich größre Nachtheile erwüchsen, als man der polizeylichen Censur jemals zur Last legen kann.

Daß es nichts leichtes sey, den hier aufgestellten Bedingungen Genüge zu leisten, geben wir zu. Unsre Absicht war aber auch, zu zeigen, daß die Einführung des Systems, welches nur unter diesen Bedingungen erträglich werden kann, da, wo nicht Local-

umstände es besonders begünstigen, oder wo es sich nicht, wie in England, beynahe von selbst gebildet hat, mit großen Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten verknüpft ist. Ueber diese hinweg zu sehen, mag einem ungestümen Enthusiasten, oder einem leichtsinnigen Reformator vergönnt seyn; sie reiflich zu erwägen, ist die Pflicht des Gesetzgebers und Staatsmanns *).

Art. XVI. Nachtrag zu dem vorhergehenden Artikel **)

Ueber die Briefe von Junius.

Die ursprüngliche Sammlung der Briefe von Junius enthielt bloß diejenigen, welche zwischen dem 21. Januar 1769 und dem 21. Januar 1771 im Public Advertiser einzeln gedruckt worden waren. Sie wurde zwischen Junius selbst, und seinem vertrauten Verleger Woodfall im Anfange des Jahres 1772 veranstaltet. Da Junius bald nachher von der Scene verschwand, so blieb diese Sammlung vierzig Jahre lang der einzige Nachlaß des geheimnißvollen Autors; und selbst in England scheint der größte Theil des Publicums nicht gewußt, oder vergessen zu haben, daß noch viele andere authentische Briefe von derselben Hand existirten, die von der ursprünglichen Sammlung ausgeschlossen waren.

Im Jahr 1812 gab der Sohn des verstorbnen H. S. Woodfall, aus seines Vaters Papieren, eine neue, ungleich vollständigere Sammlung heraus, in welcher die alten Junius-Briefe unverändert, außerdem aber eine große Anzahl, theils ungedruckter, theils zuvor nicht unter der Firma Junius gedruckter erschienen. Diese neue Sammlung enthält in drey starken Octav-Bänden 1) eine Einleitung von 165 Seiten; 2) die Privat-Correspondenz

*) Die Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Preßfreyheit in Frankreich bleibt für das nächste Heft ausgesetzt, in welchem wir mit einigen Bemerkungen über das Censursystem diesen Aufsatz zu beschließen gedenken. — Wir werden dabey auch auf die uns so eben zugekommene Schrift des Hrn. Professor Krug: »Entwurf zur Deutschen, und Darstellung der Englischen Gesetzgebung über die Preßfreyheit«, Rücksicht nehmen. Wir legen zwar auf die französische Broschüre über die Englische Preßgesetzgebung, von welcher Hr. Krug hier eine Uebersetzung liefert, keinen sonderlichen Werth, einen desto größern aber auf seine eignen Vorschläge, deren Erörterung wir uns bestimmt vorbehalten.

**) Dieser Aufsatz ist weitläufiger geworden, als wir ursprünglich beabsichteten. Wir schmeicheln uns jedoch, daß er, wo nicht aus andern Gründen, doch als Beytrag zur Geschichte der politischen Literatur für viele unserer Leser Interesse haben wird.

zwischen Junius und dem verstorbenen Woodfall, bestehend in 64, größtentheils kurzen Briefen oder Noten. 3) Eine Privat-Correspondenz zwischen Junius und Wilkes in 17 Briefen. 4) Die eigentlich sogenannten Junius-Briefe, in derselben Ordnung, in welcher sie sich in den unzähligen frühern Ausgaben befanden. 5) Unter dem Titel: Vermischte Briefe, über hundert solcher, die der Verfasser theils vor dem Zeitpunkte, mit welchem die alte Sammlung beginnt, theils während dieses Zeitpunktes unter mancherley abwechselnden Namen in den Public advertiser geliefert hatte. Diese sind das wichtigste Stück der neuen Ausgabe. 6. Eine große Masse historischer Anmerkungen des Herausgebers, aus des Vaters Manuscripten, auch aus andern Quellen entlehnt.

Unglücklicher Weise ist dieser Reichthum von Materialien, woraus eine geschicktere Hand ein äußerst interessantes Ganzes hätte bilden können, so schlecht geordnet, die Chronologie der verschiedenen Brief-Reihen ist so verworren, die Thatsachen sind dergestalt zerrissen und durcheinander geworfen, daß der geduldigste Leser oft dabey ermüden muß. Ueber die Aechtheit der sammtlichen Briefe aber, das heißt, über ihre gemeinschaftliche Abstammung, wird dem, der dieses Labyrint einmal durchwandert hat, kein Zweifel bleiben. Viele der hinzugekommenen sind an Kraft und Interesse den stärksten unter den früher bekannten gleich. Andre geben nicht unbedeutende Aufschlüsse, sowohl über die frühere und spätere Denkungsart des Verfassers, als über die Ereignisse, worauf seine merkwürdigsten Diatriben sich bezogen. Auch liefert die vermehrte Ausgabe manche neue Data zur Abfertigung der zahllosen falschen Conjecturen, welche über die unter der Larve versteckte Person, bis auf die neuesten Zeiten herab verbreitet worden sind; und wenn sie die Frage: Wer Junius war? — nicht um einen Schritt weiter gebracht hat, so gibt sie wenigstens neue Gründe für die Ueberzeugung, daß dieser oder jener nicht Junius seyn konnte.

Mit der Woodfall'schen Ausgabe hat also für die Geschichte jener merkwürdigen Correspondenz eine neue Epoche begonnen. Was wir jetzt davon mit Zuverläßigkeit wissen, ist kurzgefaßt Folgendes.

Am 28. April 1767 — mithin achtzehn Monat früher als der erste Brief in der alten Sammlung datirt ist — erhielt der Herausgeber des Public advertiser ein Schreiben, unterzeichnet Publicola, voll heftiger politischer Invectiven, an Kühnheit, Feuer und Beredsamkeit das lebendige Vorbild der spatern Junius-Briefe, der gepriesensten unter diesen nicht unwürdig. Ein zweytes Schreiben mit gleicher Unterschrift erschien kurz nachher

zur Rechtfertigung des ersten. Woodfall, selbst ein erklärter Oppositions-Mann, dabey nicht blind für den Vortheil, den ein Correspondent von solchem Gelichter, der Popularität seiner Zeitung versprach, ergriff begierig die ersten Signale, die der unbekannte Verfasser ihm gab, um sich mit ihm in nähere Verbindung zu setzen; und bald waren zwischen beyden geheime Mittheilungs-Wege, Zeichen und Adressen verabredet, vermöge welcher ihr Briefwechsel fünf Jahre lang fortdauerte, ohne daß Woodfall seinen verborgenen Freund und Wohlthater je hatte entdecken können. In der ersten Zeit wechselte die Unterschrift der Briefe häufig; oft bestand sie in einem einzelnen Buchstaben; aber die Gleichförmigkeit der Handschrift, und die Sicherheit der verabredeten Communicationsmittel verbürgten die Identität des Correspondenten. Die erdichteten Namen waren größtentheils aus dem Alterthum genommen; wie Mnemon, Anti-Sejanus, Atticus, Domitianus, Vindex, Valerian, Nemesis u. s. w. Im August und September 1768 erschienen einige der stärksten Briefe mit Lucius, bald nachher einer mit Brutus, und am 24. November, der erste mit Junius bezeichnete (der jedoch der ursprünglichen Sammlung nicht einverleibt worden ist). Weiterhin wurde dieß der Lieblingsname des Ungenannten; und obgleich viele von den mit andern Unterschriften versehnen Briefen weder an Beredsamkeit, noch an Bosheit, den mit Junius gestempelten nachstehen, so wollte doch der Verfasser, sey es aus Eigensinn, sey es aus andern nicht zu entziffernden Gründen, später nur das, was den Namen Junius trug, als sein bleibendes Werk anerkennen; und es wurde in der unter seiner Aufsicht entstandnen Sammlung, bloß in Ansehung einer kleinen Anzahl von Briefen mit der Unterschrift Philo-Junius, die er förmlich adoptirt hatte, eine Ausnahme gemacht.

Nur ungefähr die Hälfte der jetzt von Woodfall gesammelten vermischten Briefe war vor dem Jahre 1769, die andere Hälfte hingegen, während der drey Jahre erschienen, in welche die Publication der Hauptbriefe fiel; so daß dieser unermüdliche Schriftsteller, neben der Ausarbeitung seiner langen, oft schnell auf einander folgenden Episteln, noch Zeit und Neigung finden mußte, unter allerley veränderten Larven wider das Heer seiner selbstgeschaffnen Gegner zu Felde zu ziehen, oder den Ministern, die er als Junius nicht hinlänglich gebeugt zu haben glaubte, noch in einen andern Mantel verhüllt, empfindliche Streiche beyzubringen *).

*) Zuweilen mogten auch bey dieser Neben-Correspondenz besondere Gründe der Verheimlichung im Spiel seyn. Man findet öfters in

Sein Abtreten vom Schauplatz war eben so geheimnißvoll und unerklärbar, als die seltsame Rolle, die er darauf gespielt hatte. Die beyden letzten Briefe, zu denen er sich als Junius bekannte, und auf die er selbst einen ganz besondern Werth legte, erschienen am 21. Januar 1772. In den folgenden Monaten lieferte er aber noch unter den Signaturen Veteran und Nemesis, eine Reihe der wütendsten Angriffe gegen den Kriegs-Secretär, Lord Barrington, die in der neuen Sammlung unter den vermischten Briefen abgedruckt sind *). Aus demselben Zeitraum finden sich auch noch in der Privat-Correspondenz mit Woodfall mehrere flüchtige Noten, die größtentheils auf die im März herausgegebne Sammlung der Hauptbriefe Bezug hatten; die letzte ist vom 10. May 1772. Nach einer langen Pause, während welcher Woodfall, wie es scheint, kein Mittel unversucht ließ, seinem Correspondenten ein Lebenszeichen abzugewinnen, erhielt er endlich am 19. Januar 1773 ein letztes kurzes Lebewohl, worin Junius ihm sagte: »Ich habe die für Ihren alten Freund ausgeworfnen Signale wohl bemerkt. Ich hatte aber gute Gründe, ihnen kein Gehör zu geben. Ich müßte einfältiger seyn, als das Hornvieh, das brüllend durch die Straßen der City läuft, oder als einer Ihrer weisen Aldermänner, wenn ich in der jetzigen Lage der Dinge weiter schreiben sollte. Alles ist verloren, Sache und Publicum; alles ist gleich verächtlich und niederträchtig **) — Sie haben, so viel ich weiß, nie im Guten gewankt; ich werde mich stets freuen zu hören, daß es Ihnen wohl geht.« — Woodfall setzte seine Bemühungen, seine Signale, seine versteckte Bitten

---

den kurzen, an Woodfall gerichteten Noten, womit er sie begleitete, Warnungen wie diese: »Halten Sie den Autor geheim!« — »Sorgen Sie ja dafür, daß Niemand errathe, von wem dieser Aufsatz kömmt« — (daß nehmlich Niemand die Identität der Unterschrift mit der von Junius errathe). Diese Vorsicht kann ihm indessen nicht viel geholfen haben; denn es war nicht leicht möglich, seine Feder zu verkennen.

*) Nach der neusten, erst kürzlich auf die Bahn gebrachten Vermuthung über die Person des Verfassers, deren wir weiterhin erwähnen werden, sollen diese Briefe an Lord Barrington zur Entdeckung des Geheimnisses geführt, und das Ende der Correspondenz veranlaßt haben.

**) Man müßte aber noch einfältiger seyn, als die hier geschilderte Gesellschaft, um zu glauben, daß Junius aus diesen Gründen sein Amt niedergelegt hätte. Sache und Publikum waren um kein Haar schlechter geworden, als ein oder zwey Jahre zuvor. Ganz andre Umstände müssen diesen Entschluß bewirkt haben. Was Woodfall, der Sohn, darüber faselt, verdient weder Rücksicht, noch Widerlegung.

seine lateinischen Denksprüche u. s. f. noch durch mehrere Monate fort; er schrieb, wie es scheint, verschiedne dringende Briefe, und ließ sie in den vormals bestimmten Kaffehhäusern abgeben; alles vergebens; Junius war für immer verstummt.

Um seine Briefe vollständig zu verstehen, muß man nicht allein in der einheimischen und auswärtigen politischen Geschichte Englands während des Zeitraums, den sie umfassen, sondern auch in einer Menge persönlicher Verhältnisse, Anekdoten und Kabalen jenes Zeitraums sehr bewandert seyn; selbst unter den Engländern mag es heute nur noch wenige geben, die sie ohne Commentar zu lesen vermögten. Da es uns hier nur um ein allgemeines Bild von diesem sonderbaren Meteor am politisch-literärischen Himmel zu thun ist, so begnügen wir uns mit einem kurzen Abriß der Personen und Gegenstände, die zunächst von seinen Flammen ergriffen wurden.

Die ersten zehn Jahre der Regierung Georg des III. zeichneten sich durch häufigen Wechsel in dem System und der Leitung der Staatsgeschäfte aus. Fast jedes Jahr brachte eine Ministerialveränderung mit; die wichtigsten Stellen gingen rasch von einer Hand in die andre; die Unterhandlungen zwischen dem Hofe und den Parteien in der höhern Aristokratie dauerten ohne Unterlaß fort; und Niemand übernahm das Steuer-Ruder, ohne die Revolution, die es ihm wieder entreißen sollte, schon im Anzuge zu sehen. Die Tory's, an deren Spitze Lord Bute, der persönliche Freund und vertraute Rathgeber des Königs stand, fühlten sich nicht stark genug an Talent und öffentlichem Gewicht, um selbst zu regieren. Sie waren genöthiget die unmittelbare Führung der Geschäfte den Whigs zu überlassen; und je nachdem sie hier oder dort die leidlichsten Bedingungen zu erhalten hofften, wendeten sie sich bald an die eine, bald an die andre der politischen und Familien-Cotterien, in welche diese wieder unter sich selbst gespalten waren. Lord Bute hatte nur sechs Monate lang versucht, dem Posten eines öffentlich anerkannten Ersten Ministers selbst vorzustehen. Seitdem er ihn verließ, wurde die ostensible Regierungsgewalt den Häuptern der Whigs, in beständigem Kreislaufe, zu Theil. So entstand im Jahr 1763 das Ministerium von George Grenville; im Jahr 1765 das des Marquis von Rockingham; im Jahr 1766 das von Lord Chatham (obwohl es nur seinen Namen führte); im Jahr 1769 das des Herzogs von Grafton; bis endlich im Jahr 1770 Lord North an die Spitze gestellt ward, dem man weniger Bestand als manchem seiner Vorgänger zutraute, und der sich dennoch unter mannigfaltigen Stürmen und Gefahren zehn Jahre lang zu behaupten wußte. Der ganze vorhergehende Zeitraum war voll von

politischer Gährung, dumpfer Uneinigkeit zwischen den Machthabern, bedenklichem, mehr als einmal laut ausbrechenden Mißvergnügen in der Nation. Kein Minister schien frey und mächtig genug, sein eigenes System mit Beharrlichkeit zu verfolgen; die allgemein verbreitete Meinung war, daß der Einfluß des geheimen Cabinets die Maßregeln der anerkannten Administration durchkreuzte oder lähmte; und obgleich die Inhaber der hohen Staatsämter fast durchgehends rechtliche und geschäftsfähige Männer waren, so gelang es ihnen doch selten, das Mißtrauen und die Unzufriedenheit des Volkes zu besiegen.

Als Junius seine Laufbahn begann, war der Herzog von Grafton erster Lord der Schatzkammer, und Lord North, damals noch wenig bekannt, Kanzler derselben; Lord Camden Großkanzler; Lord Rochford Staats-Sekretär der auswärtigen, Lord Weymouth der innern, Lord Hillsborough der Amerikanischen Angelegenheiten; Lord Mansfield Ober-Richter; Sir Edward Hawke Chef der Admiralität, Lord Granby der Artillerie, Lord Barrington Kriegs-Sekretär u. s. f. Der Herzog von Grafton und Lord Camden traten ungefähr zu gleicher Zeit ab (Februar 1770), und hatten Lord North und Lord Bathurst zu Nachfolgern; Lord Sandwich wurde Chef der Admiralität; in den übrigen Stellen gingen keine bedeutende Veränderungen vor.

Junius richtete seine grausamsten Mißhandlungen nicht, wie man hätte erwarten sollen, gegen Lord Bute und die andern Vertrauten des Königes, sondern immer zunächst gegen die, welche die wirklichen Staats-Aemter bekleideten; der Herzog von Grafton, Lord Mansfield, Lord Hillsborough, Lord North, Lord Barrington u. s. f., waren die täglichen Zielscheiben seiner vergifteten Pfeile. Selbst Abgötter des Englischen Volkes, wie Chatam und Camden, wurden zu einer oder der andern Zeit nicht geschont. Er schien überhaupt allen Parteyen, allen Ministerien, und (mit einer einzigen Ausnahme) allen Staatsmännern seiner Zeit den Krieg geschworen zu haben. Sein Unwillen gegen den König, und dessen Umgebungen hatte keine Grenzen. Von der andern Seite behandelte er die thätigsten Demagogen, wie Wilkes, Horne Tooke, Beckford, und ihre Gefahrten in der City, zwar als nothgedrungene Alliirte, aber nie, weder mit Achtung noch mit Wohlwollen; er führte ihre Sache, und nahm Theil an ihren Feindseligkeiten gegen die Regierung, aber ihren Personen war er nicht hold. Von andern politischen Schriftstellern nahm er wenig Notiz; er war stolz darauf, einsam zu stehen; außer Delolme, der ein Fremder war, hat er keinen seiner Zeitgenossen gelobt.

Obgleich eine gewisse republikanische Schroffheit, ein oft bis zum Cynismus getriebnes Hinwegsetzen über äußre Rücksichten und Formen, und eine unbedingte Geringschätzung der Menschen, unter seine herrschenden Eigenschaften gehörten, war Junius doch kein Demokrat im eigentlichen Sinne des Wortes. Er hatte die Brittische Verfassung in ihrem tiefsten Zusammenhange studirt; er huldigte mit voller Ueberzeugung dem monarchischen Princip in dieser Verfassung; und wenn er nur allzuoft Gesinnungen aussprach, oder zu Maßregeln aufrief, mit welchen gar keine Verfassung bestehen konnte, so hielt er sich doch immer auf constitutionellem Boden; revolutionäre Grundsätze und Theorien waren ihm gänzlich fremd. Die zu seiner Zeit schon gangbaren Plane einer Parlaments-Reform fanden keinen Vertheidiger an ihm; er erklärte sich sehr bestimmt gegen die Idee von jährlichen Parlamenten. In der großen Amerikanischen Streitfrage stand er sogar den Torys näher als den Whigs; den Widerstand der Amerikaner betrachtete er unabänderlich als Rebellion; und ob er gleich das von den Ministern in diesem unglücklichen Streit befolgte System, als unklug, als verderblich, als frevelhaft anklagte, so blieb nichts destoweniger sein Glaube an das Recht des Brittischen Parlaments, den Colonien Gesetze vorzuschreiben, und Taxen aufzulegen, jederzeit unerschüttert.

Von dem Umfange seines Verstandes und seiner Talente ist es nicht leicht möglich, mit Uebertreibung zu sprechen. Sein Scharfsinn, seine Gewandtheit, seine Sachkenntniß waren jeder Aufgabe gewachsen; seiner Dialektik konnte nichts widerstehen; und wenn alle gesunde Argumente ihn verließen, wußte er sich noch durch das Gefühl seiner Stärke, durch seine Verwegenheit, und durch den Zauber seiner Beredsamkeit zu behaupten. Strenge Kritiker seiner Nation haben in seiner Schreibart hin und wieder Flecken finden wollen; aber das einstimmige Urtheil der Kenner hat seinen Rang als Schriftsteller entschieden; und eine der ersten, wo nicht die erste Stelle unter den classischen Prosaisten von England wird Niemand ihm mehr streitig machen. Dieß ist um so außerordentlicher, da er sich von dem Bedürfniß, andern wehe zu thun, so oft über alle Schranken der Wahrheit und des Anstandes fortreißen ließ. Selbst dann aber weiß er in Vortrag und Manier immer noch eine gewisse Würde zu behaupten, so daß man Mühe hat ihn nicht manchmal noch in den Stellen zu bewundern, wo man gezwungen ist, ihn zu verachten oder zu verabscheuen. In seinem Styl ist weder die erhabene Fülle von Burke, noch das Feuer und die Innigkeit von Lord Chatham, noch der gleichförmig vollendete Perioden-Bau von Johnson. Eine gedrängte, zuweilen epigrammatische, aber nie unklare, nie ungenü-

gende Kürze, eine Sicherheit und Festigkeit im Ausdruck, die sich nur mit entschiedener Gewalt über Gegenstand und Sprache erreichen läßt; ein sparsamer, aber selten mißlungner Gebrauch der Metaphern, und absichtliche Vermeidung alles Schmuckes, wenn nicht ein ungewöhnlicher Effekt bewirkt, oder eine gar zu schlechte Sache bedeckt werden sollte. — Das sind einige der eigenthümlichen Züge seiner Compositionen, deren vollständige Charakteristik ein eigenes Buch erfordern würde, und in England mehr als eines (wenn gleich kein sonderlich gelungnes) veranlaßt hat. In vielen seiner Briefe ist der Fleiß, mit welchem sie verfertigt wurden, unverkennbar; in andern, die mit einer gewissen Leichtigkeit, man mögte sagen, Nachläßigkeit hingeworfen scheinen, ist Kunst und Arbeit nur versteckt. Aber alles, was aus seinen Händen ging, war vollendet; und so gern er sich auch das Ansehen gab, in der Sache allein zu leben, so wußte er doch zu gut, daß seine wahre Starke im Ausdruck lag, um auf diesen nicht die äußerste Sorgfalt zu verwenden *).

Bey dem allen gibt der Geist des Verfassers dieser Briefe allein, über die Entstehung derselben keinen hinreichenden Aufschluß; was sie von allen Schriften ihrer Art auszeichnet, sie politisch und literarisch, ja selbst psychologisch zu einer der merkwürdigsten Erscheinungen macht, gehört mehr noch dem Charakter an, der sich darin offenbarte. Freylich muß in dieser Hinsicht, da man

*) In seiner Privat-Correspondenz mit Woodfall finden sich allenthalben Beweise von dieser Sorgfalt, und zugleich von dem großen Werth, den er auf den richtigen Abdruck seiner Schriften legte. So schreibt er z. B. bey Uebersendung eines seiner Briefe: »der Einschluß ist mit großem Fleiße gearbeitet. Er ist sehr genau copirt, und ich bitte Sie, darauf zu halten, daß er buchstäblich abgedruckt werde.« Aehnliche Aeußerungen kommen häufig vor. — Als Woodfall die erste Sammlung der Briefe herausgeben wollte, war Junius in beständiger Unruhe über die Correctur des Drucks, die er, aus Furcht sich zu verrathen, doch nicht selbst übernehmen wollte. Er schrieb ihm eines Tages: »Geben Sie wohl Acht! Wenn Sie einmal die Correctur auf sich nehmen, so verzeihe ich Ihnen auch nicht den kleinsten Fehler. Ich wäge jedes Wort ab; und jede Abweichung vom Manuscript ist in meinen Augen ein Schandfleck.« Selbst um die Wahl des Papiers, des Formats, der Lettern u. s. w. war er ängstlich besorgt; und folgende Stelle aus einem Schreiben an Woodfall beweiset, wie sehr er in dieser Sache sogar auf Kleinigkeiten sah. »Wenn das Buch vollendet ist, so schicken Sie mir ein Exemplar in Leder gebunden, vergoldet, mit der Aufschrift Junius 1. 2. — so elegant als möglich — auch der Schnitt muß vergoldet seyn. Lassen Sie die Blätter gut trocknen, ehe sie gebunden werden. Ich muß auch zwey Exemplare in blau Papier gebunden haben. Dieß ist das einzige Honorar, welches ich Ihnen je abfordern werde.«

die Person und die Verhältnisse des Schriftstellers nie ergründet hat, vieles auf Vermuthungen beruhen; vieles aber, und genug, um ein sicheres Urtheil zu fällen, läßt sich aus dem unmittelbaren Eindruck des Werkes bestimmt, und, so zu sagen, anschaulich erkennen. Daß die Briefe von Junius weder ein bloßes Spiel des Witzes und Muthwillens, noch das Produkt politischer Schwärmerey, oder fanatischer Freyheits-Liebe, noch das Werk eines durch die Schicksale seines Vaterlandes tief bewegten Staatsmannes, noch eines von blindem Parteygeiste besessenen Demagogen waren, lehrt Inhalt und Form so einleuchtend, daß kein Sachverständiger darüber irren kann. Sie lassen sich aber eben so wenig aus reiner Leidenschaftlichkeit erklären. Denn, nicht genug, daß man Mühe hat, sich vorzustellen, wie ein solcher Grad von Entrüstung, von Haß, von Rachsucht, von anhaltendem unversöhnlichen Grimm, in einem menschlichen Gemüth einheimisch werden konnte; man müßte auch noch begreifen können, wie alle jene feindselige Gefühle, eine so große Anzahl verschiedenartiger Personen, die doch nicht alle in gleichem Maße strafbar seyn konnten, und von denen die meisten es durchaus nicht waren, in gleiche Verdammniß gezogen hatten. Auch läßt sich die kalte Besonnenheit, die Junius in seinen heftigsten Ausfällen nie verliert, mit wahrer Leidenschaft nicht reimen. Jeder seiner Streiche scheint berechnet. Wenn die Wunde nicht gleich tödtlich ist, wird der Dolch so lange darin gerührt, bis er hoffen kann, die Lebenstheile erreicht zu haben. Wenn die Wirklichkeit selbst mit dem schwärzesten Pinsel nicht häßlich genug geschildert, werden freche Verläumdungen, entehrende Gerüchte, das ganze Arsenal der Läster-Chronik zu Hülfe gerufen; wenn das öffentliche Leben eines Staatsmannes nicht Stoff genug zur Verunglimpfung darbietet, müssen Privat-Verhältnisse, Familien-Geheimnisse, gesellschaftliche Ergießungen die Lücken ausfüllen. Nirgends entdeckt man eine Spur bewußtloser Aufwallung; alles ist planmäßig, systematisch gestellt, man sollte glauben, die Wut, womit er seine Schlachtopfer behandelt, müßte bloß im Kopfe, nicht im Herzen gewohnt haben, wenn dieses bey einem so blutigen Kriege neutral bleiben könnte.

Finstrer Unmuth, tief gewurzelte Erbitterung, durch gekränkte Eigenliebe, oder betrogne Erwartungen erzeugt, und mit dem Bewußtseyn großer Talente verbunden, mögen zuletzt vielleicht den einzigen Schlüssel zu so viel unerklärlichen Disparaten geben. Was der Ursprung einer solchen Stimmung seyn mogte, ist natürlich unter demselben Schleyer verborgen, der bis jetzt alles, was den Menschen Junius angeht, bedeckte. Daß ein Mann von so ausgezeichneten Fähigkeiten, und der wahrscheinlich in jeder Sphäre geglänzt, und gleichen Ruhm auf offnen und löblichen

Wegen erworben hätte, sich selbst, wenigstens fünf Jahre lang, ohne von irgend Jemanden gekannt zu seyn, zu einem so undankbaren, so gehaßigen, so unedeln Geschaft verdammen, daß er, von Gott weiß welchem menschenfeindlichen Dämon getrieben, sein ganzes, herrliches Talent in den bösartigsten Gift-Stoff auflosen konnte, ist allerdings wunderbar, und vielleicht beyspiellos; eben deshalb wird aber Junius noch für künftige Generationen ein lehrreiches Studium seyn *).

Der Zeitpunkt, in welchem Junius schrieb, war durch keine der großen Begebenheiten ausgezeichnet, die einem politischen Schriftsteller eine von seinem persönlichen Verdienst unabhängige Celebrität geben können. Das Wichtigste, das in diesen Zeitpunkt fiel, war die Vorbereitung zum Amerikanischen Kriege. Gerade in dieser Sache aber hatte Junius eine Partey ergriffen, die ihm schwerlich die Gunst des Publikums gesichert haben würde. Nach seiner Meinung lag die erste Quelle alles Uebels darin, daß das Parlament und das Ministerium den Supremat und das unbedingte Taxations-Recht über die Colonien aufgegeben hatte **). Wie wenig diese Meinung schon zu seiner Zeit in England beliebt war, und wie sehr sie später allen Credit beym Volke verlor, ist bekannt. Hätte Junius sich auf Thesen dieser Art beschränkt, so würde die siegreiche Beredsamkeit

*) Woodfall, der Sohn, hat vollkommen bestätiget, was man früher schon wußte, daß Junius von seinen Arbeiten nie einen Gewinn zog, und alle Anerbietungen seines durch ihn bereicherten Verlegers ausschlug. Er gibt sich alle mögliche Mühe zu beweisen, daß Junius nicht allein ein uneigennütziger, sondern auch ein vollkommen rechtschaffner Mann war; und obgleich seine Argumente kein großes Gewicht haben, so wäre es doch gewagt, ihm hierin bestimmt zu widersprechen, so lange das eigentliche Motiv, dem die Briefe von Junius ihre Entstehung zu danken haben, in Dunkel gehüllt bleibt. Ins Lächerliche aber verfällt er, wenn er sogar seine Gutmüthigkeit rühmt. Doch gesteht er zugleich, daß Junius — »keine Gradationen im Haß kannte,« und einmal aufgebracht gegen die Menschen, »sie nie anders als im Superlativ mißhandelte.«

**) George Grenville (der einzige von allen Ministern und Ex-Ministern, der vor Junius Gnade fand) hatte im Jahre 1763 die Amerikanische Stempel-Taxe auf dem Grundsatz der obersten gesetzgebenden Gewalt des Brittischen Parlaments gebaut. Das Rockinghamsche Ministerium hielt für besser, diesem Grundsatz stillschweigend zu entsagen, und die Stempel-Taxe zurück zu nehmen. Die folgenden Administrationen suchten nun faktisch auf andern Wegen, und unter andern Namen, Abgaben aus den Colonien zu ziehen, und diese Versuche führten den Abfall von Amerika herbey.

Lord Chatham's und Burke's ihn bald verdunkelt haben. Auch in Fragen von diplomatischer Art, war seine Autorität nicht immer überwiegend. Die Französische Besitznahme von Corsika (1769), einer der Haupt-Texte seiner Declamationen gegen die Minister, konnte unmöglich für so gefahrvoll gehalten werden, als er sie, obgleich mit vielem Scharfsinn, zu schildern suchte. In dem Streit über die Falklands-Inseln (1771) trug Dr. Johnson, der das Ministerium gegen ihn vertheidigte, einen entschiednen Sieg davon *). — Der Schauplatz aber, auf welchem Junius in seiner ganzen Größe erschien, war der der Parteyungen, Debatten und Prozesse über die Middlesex-Wahl, eine Angelegenheit, die zu ihrer Zeit alle Gemüther beschäftigte, und größern Einfluß gehabt hat, als ihre anscheinende Geringfügigkeit glauben lassen sollte. Das Unterhaus hatte aus Gründen, über deren Rechtmäßigkeit der unparteyischen Nachwelt kein Zweifel bleiben wird, im Jahr 1764 John Wilkes aus seiner Mitte verstoßen. Nach einem vierjährigen Aufenthalt, und mancherley fehlgeschlagenen Versuchen, mit den Ministern seinen Frieden zu schließen, wagte dieser unruhige und unternehmende Mann, mehrern gerichtlichen Sentenzen trotzend, im Jahre 1768 nach England zurückzukehren, und sich der Hauptstadt selbst, bey der Wahl eines neuen Parlamentes zum Candidaten anzutragen. Dieser erste kühne Schritt wurde zwar zurückgeschlagen; durch Ausschweifungen und Gewaltthätigkeiten aller Art aber gelang es den Führern des Pöbels, ihn zum Repräsentanten der Grafschaft Middlesex wählen zu lassen. Das Unterhaus beschloß, daß ein durch Richterspruch zum Gefängniß verurtheiltes Individuum nicht im Parlament sitzen könne, und stieß ihn aus. Die Patrioten von Middlesex wählten ihn zum zweytenmale; und das Unterhaus hatte den Muth, seiner unbestreitbaren Befugniß gemäß, diese Wahl für ungültig zu erklären. Nichts desto weniger wurde Wilkes zum drittenmale gewählt, und seine Wahl zum drittenmale cassirt. Mitten in dem Paroxysmus von Volks-Gährung und Partey-Wut, in welchen diese Maßregeln die Englische Nazion versetzten, trat Junius als erklärter Advokat der Volks-Rechte gegen Parlaments- und Ministerial-Anmaßungen auf. Er vertheidigte mit großer Superiorität ein System, welches der Menge schmeichelte, und das selbst unter den höhern Classen viele und wichtige Anhänger zählte. Indessen würde weder sein Genie,

*) In der vortreflichen Flugschrift: Thougths on the late transactions respecting Falklands-Islands — wurde Junius zum erstenmale von einem namhaften und berühmten Schriftsteller, und zwar ziemlich unsanft, zurecht gewiesen,

noch seine unnachahmliche Schreibart, noch die tiefe Verfassungs- und Rechtskenntniß, die er in dieser schwierigen Discussion an den Tag legte, ihm seine ungemeßne Popularität gesichert haben, wenn nicht zugleich die Bitterkeit seines Witzes, und die Verwegenheit seiner Diatriben, auch diejenigen bezaubert hätte, die für jene höhern Vorzüge keinen Sinn hatten *). Da alles bey ihm von Persönlichkeiten ausging, und auf Personlichkeiten zurückführte, so eröffnete ihm der Streit über die Middlesex-Wahl ein erwünschtes Feld, um den König, die Minister, das Parlament, die Gerichtshöfe, und wer ihm etwa anstößig oder verhaßt war, zu verlästern. Und da er die Gemüther von allen Seiten in Bewegung, Cabinet und Ministerium aber, durch Unentschlossenheit, Schrecken und innere Spaltungen geschwächt sah, so übte er eine Zeitlang über die öffentliche Meinung eine Art von unsichtbarer Dictatur aus, der keine andere Macht im Staate mehr gewachsen zu seyn schien **).

---

*) Johnsohn sagte von ihm in der vorhin angeführten Schrift: »Es ist nicht die Schönheit seines Styls, was die Krämer der City, und die Bauern von Middlesex anzieht. Sie bewundern an ihm die Eigenschaften, die er mit ihnen theilt. Da sie hören, daß Junius auf ihrer Seite ist, so zweifeln sie nicht an seiner Untrüglichkeit. Ohne zu wissen, wohin er sie führt, sind sie entschlossen, ihm zu folgen; und ohne seine Worte zu fassen, sind sie überzeugt, er meinte nichts anders als Rebellion.«

**) Woodfall hat, mit mehr Ehrlichkeit als Klugheit, unter den vermischten Briefen seiner Sammlung ein Aktenstück abdrucken lassen, welches zur Ehre seines Helden in die tiefste Vergessenheit hätte begraben werden sollen. Dieß ist ein Brief vom 5. April 1768, worin der nachmalige Junius, nicht nur von Wilkes mit Verachtung und Abscheu spricht (a man of a most infamous caracter, etc.) sondern auch das ganze Verfahren bey der ersten Middlesex-Wahl als ein unerhortes Scandal schildert, und die Minister, namentlich Camden und Grafton beschuldigt, aus strafbarer Feigheit, wo nicht aus Verrätherey, den Souverain und das Parlament den Ausschweifungen des Londner Pöbels Preis gegeben zu haben.

Der gute Woodfall thut alles, was er vermag, zu beweisen, daß ein ächter Patriot von Wilkes schlecht denken, und dennoch seine Sache, und die Grundsätze, die für ihn sprechen, auf Leben und Tod vertheidigen konnte. In so weit geben wir ihm vollkommen Recht; daß aber Junius im Jahre 1768 die Middlesex-Wahl selbst wie eine Schandthat, und die Minister, weil sie diese Schandthat nicht verhindert hatten, wie Verbrecher behandelte, und gleichwohl im folgenden Jahre seine ganze Kunst aufbot, und dieselbe Wahl als rechtmäßig, das Parlament welches sie cassirt hatte, als usurpatorisch, und die Minister, weil sie dieses Parlament nicht cassiren wollten, als Missethäter darzustel-

Um die hier entworfne sehr unvollkommne Skizze einigermaßen zu beleben, fügen wir derselben einige Probestücke bey, welche den Geist und die Manier dieser berühmten Schmähschriften (so weit als eine treue Uebersetzung eines solchen Originals es vermag) versinnlichen mögen. Wir wählen freylich nicht solche, welche für den Verfasser die ehrenvollsten seyn würden; nachdem wir aber hinlänglich bewiesen haben, daß wir das, was in seinen Schriften groß und bewundernswürdig war, anzuerkennen wissen, mag es uns erlaubt seyn, bey dieser Auswahl vorzüglich auf das Charakteristische Rücksicht zu nehmen. Der Libellist interessirt uns hier mehr, als der politische Schriftsteller; und diesen kann man ohnehin nur aus dem Zusammenhange seiner Arbeiten beurtheilen.

Wir geben daher zunächst den ersten seiner Briefe, den er unter dem Namen Publicola schrieb, und der sich in den ältern Sammlungen nicht findet; dann einen der gediegensten Junius-Briefe, endlich — da Zeit und Raum ein mehreres nicht gestatten, Fragmente aus einigen andern der merkwürdigsten und berühmtesten. Es war nothwendig, sie durchaus mit historischen Einleitungen und Aufklärungen zu begleiten, ohne welche sie den meisten Lesern ganz unverständlich bleiben würden.

* * *

I. Lord Chatham.

Daß Junius nie ein Bewunderer von Lord Chatham war, ergab sich deutlich genug aus den von ihm anerkannten Briefen. Daß er aber zu irgend einer Zeit so über ihn gedacht und geschrieben hatte, wie der folgende zeigt, würden vielleicht vor der Bekanntmachung seiner frühern Correspondenz, selbst in England nur Wenige geglaubt haben. Daß Publicola kein anderer war, als Junius, ist durch Woodfall's Zeugniß, und die von ihm angeführten Umstände unwidersprechlich dargethan; und bey der auffallenden, nicht zu verkennenden Aehnlichkeit des Styls und der Gesinnungen, ist es in der That zu verwundern, daß nicht

len, — mögte sich doch auf gewöhnlichen Wegen weder erklären, noch rechtfertigen lassen.

Man begreift übrigens vollkommen, wenn man auf diese Stelle, und mehrere ähnliche in den Vermischten Briefen stößt, warum Junius mit so großer Strenge darauf hielt, daß in die unter seinen Augen veranstaltete Sammlung durchaus nichts aufgenommen werden durfte, was er nicht im Jahre 1772 zur Noth noch vertheidigen zu können glaubte. Er hatte sich ja in der Zwischenzeit sogar in vertrauten Briefwechsel mit Wilkes eingelassen.

längst einem der zahlreichen Commentatoren der Junius-Briefe einfiel, die in dem Public Advertiser unter andern Namen zerstreuten Blüten des unvergeßlichen Anonymus zu sammeln, und auf den gemeinschaftlichen Stamm zurückzuführen.

William Pitt hatte seine erste glorreiche Ministerial-Laufbahn im Jahre 1761 geschlossen. Sein Gewicht im Lande, und bey allen Parteyen ohne Ausnahme, war aber so groß, daß der Hof während der ganzen Dauer der Administrationen von Grenville und Rockingham, nie aufgehört hatte, über seine Rückkehr ins Cabinet mit ihm zu unterhandeln. Nach einer Menge fehlgeschlagner Versuche, erhielt er endlich im Jahre 1766 vom Könige uneingeschränkte Vollmacht, ein neues Ministerium zu bilden. Dies Geschäft war mit unendlichen Schwierigkeiten verknüpft, weil jeder der verschiednen Parteyführer, die er zu vereinigen wünschte, Lord Temple, Mr. Grenville, Lord Rockingham, der Herzog von Bedford, Lord Shellburne, u. s. f. seine eignen Ansprüche geltend machen, und seine eignen Freunde voranstellen wollte. Die Folge war, daß ihn die wichtigsten ganz verließen, andere nur vorübergehend, oder bedingungsweise unterstützten. Er selbst hatte von Anfang an erklärt, daß er in dem neuen Ministerium keine andre Stelle, als die des Siegel-Bewahrers (Lord privy seal) annehmen würde. Dieses Amt war von der Pairschaft unzertrennlich; und so sah er sich durch eben die Gründe, die ihn abhielten, an die Spitze einer Verwaltung zu treten, von welcher er doch, nach dem ausgesprochnen Willen des Königs, das Haupt, wenigstens die Seele seyn sollte, genöthiget, seinen durch ihn so groß gewordenen Familien-Namen gegen den Titel von Chatham zu vertauschen.

Das Ministerium, zu dessen unmittelbarer Leitung er zuletzt den Herzog von Grafton vermogt hatte, war kaum zu Stande gebracht, als Lord Chatham, der schon seit mehrern Jahren an der Gicht litt, durch die Fortschritte der Krankheit gezwungen wurde, Einsamkeit und Ruhe zu suchen. Von den heftigsten Schmerzen gemartert, durch tiefen Gram über den Gang der Geschäfte, über die Mißhelligkeiten zwischen den Whigs, über den Abfall seiner besten Freunde gebeugt, brachte er so zwey traurige Jahre, meistens von London entfernt, und fast ohne Antheil an den Cabinets-Verhandlungen zu, bis er endlich im Oktober 1768 auch den Posten des Siegel-Bewahrers niederlegte. Erst im Jahre 1770 fühlte er sich wieder stark genug, im Parlament zu erscheinen, wo er bekanntlich bis an seinen Tod (1778) als Redner und Staatsmann, in seiner vollen Herrlichkeit glänzte, ohne jemals mehr an den Cabinets-Geschäften Theil zu nehmen.

Der Charakter dieses Ministers war allerdings kein unbeding-

tes Muster menschlicher Vollkommenheit; und seine großen Eigenschaften wurden manchmal von großen Fehlern verdunkelt. Ihn aber in irgend einem Zeitpunkte seines Lebens, als ein Werkzeug des Despotismus, als einen geschwornen Feind der Brittischen Verfassung, als einen Bösewicht zu schildern, schien höchstens einem Wahnsinnigen vorbehalten. Gleichwohl werden wir hier Junius mit diesem Akt des Wahnsinns seine schriftstellerische Laufbahn eröffnen sehen; und der Augenblick, den er dazu wählte, war gerade einer von denen, wo Lord Chatham von körperlichen und moralischen Leiden überwältiget, weniger furchtbar als je, den Haß seiner bittersten Feinde hätte entwaffnen sollen.

Im weitern Verlauf der Correspondenz wird zwar nie mehr in einem ähnlichen Tone von Lord Chatham gesprochen. Die geheime Abneigung gegen ihn scheint sich aber nie verloren zu haben. Im Oktober 1770 erschienen im Public Advertiser einige für Lord Chatham sehr ehrenvolle Artikel, in welchen man Junius zu erkennen geglaubt hatte. Sogleich drang dieser darauf, daß die Vermuthung formlich für ungegründet erklärt wurde, und schrieb b.y dieser Gelegenheit an Woodfall: »Sie wissen wohl, daß ich weder den Verfasser jener Artikel, noch seinen Götzen bewundere. Sie werden thun, was Ihres Amtes ist.« (Private letters. Nr. 23.) Erst ein Jahr nachher, als Chatham's Ruhm und Volksgunst durch seine imposanten Oppositions-Reden in der Amerikanischen Streitfrage, den letzten Gipfel erreicht hatte, entschloß sich Junius zu einer, wie er sie selbst nennt, »ihm abgezwungnen« Ehren-Erklärung, und schrieb folgende merkwürdige Worte: »Man fordert mich auf, mein Urtheil über Lord Chatham auszusprechen, und die Furcht vor Mr. Horne's Schikanen soll mich nicht abhalten, einem Manne Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, der, ich gestehe es, in meiner Achtung fortdauernd gewachsen ist. Für irgend einen gemeinen Zweck von Gewinnsucht oder Einfluß kann mein Beyfall ihm nicht nützen. Meine Stimme wird ihm schwerlich weder eine Pension, noch einen Sitz im Cabinet verschaffen. Wenn aber sein Ehrgeiz mit seinem Genie auf gleicher Höhe steht, wenn er das, was ihm wahren Ruhm bringen kann, mit eben der Ueberlegenheit erkannt, die seine Reden und seine Rathschläge im Parlament beseelt — dann soll selbst die Feder von Junius ihn belohnen helfen. Unsterbliche Glorie soll sein Haupt schmücken, und sich um sein Denkmal versammeln. — Ich bin in der Sprache der Lobredner nicht bewandert. Die Lorbeern die ich ihm darbiete, sind mir abgezwungen; sie werden so leicht nicht verwelken, weil sie mühsam geerndtet werden mußten.« (Letter to the Printer of the Public Advertiser. 13 August 1771.)

An den Herausgeber des Public Advertiser.

Den 28. April 1767.

Dictatura, quam in summis reipublicae angustiis acceperat, per pacem continuata, libertatem fregit; donec illum conversus in rabiem populus et dii ultores de saxo Tarpejo dejecerunt.
Livius.

Die wackersten und freysten Nationen haben sich manchmal zu einer augenblicklichen Verzichtleistung auf ihre Freyheiten entschlossen, um den Genuß derselben für immer zu sichern. In Zeiten großer Verlegenheit oder Gefahr setzte die Weisheit des Staates ihr ganzes Vertrauen in die Tugend eines ausgezeichneten Bürgers, und verlieh ihm hinreichende Gewalt, um sein Vaterland zu retten oder zu unterdrücken. Auf diese Weise entstand die Dictator-Würde in Rom; und so lange sie sich auf einen beschränkten Zeitraum erstreckte, und bloß als ein Hülfsmittel gegen die Bedrängnisse eines unglücklichen Krieges gebraucht wurde, war sie gewöhnlich von den vortheilhaftesten Folgen begleitet, und ließ kein gefährliches Beyspiel zurück. Der Dictator, vollständig beschäftiget mit Maßregeln gegen den auswärtigen Feind, hatte nicht Zeit genug, seinem eignen Vaterlande Verderben zu bereiten, und sein Ehrgeiz war durch den Glanz eines Triumphs, und durch den Beyfall seiner Mitbürger aufs edelste befriedigt. Als aber diese weise Institution in Mißbrauch ausartete, als jene unbeschränkte Gewalt, die nur für außerordentlich dringende Umstände hätte aufbewahrt werden sollen, ohne Nothwendigkeit der zweifelhaften Mäßigung eines einzelnen Mannes anvertraut ward, was ließ sich erwarten, als daß das Volk seine Leichtglaubigkeit aufs theuerste bezahlen, und jener Rechte, die in den Händen eines Einzigen unmöglich so gesichert seyn konnten als unter Aufsicht der Gesetze und der Constitution, für immer beraubt werden würde?

Ohne einen ungewöhnlichen Grad von Verderbtheit konnte der, den man solcher Versuchung aussetzte, jeden Gedanken an Grundsätze und Dankbarkeit aufgeben, und mit jeder Hoffnung des Erfolges eine Gewalt fest zu halten suchen, die seine Mitbürger schwach und niedrig genug waren, ihm zu überliefern.

Wenn aber eine Nation unglücklich genug gewesen wäre, anstatt eines Mannes von gewöhnlichem gemischten Charakter, dessen Laster durch einen Schein von Tugend und Großmuth einigermaßen gehoben würden, einen durchaus und unbedingt schlechten Mann zum Gegenstande ihres Vertrauens zu wählen, oder, wenn ein großer und guter Monarch, durch irgend eine heillose Verblendung, einen Mann dieser Art zu seinem ersten Minister ernannt und ihm seine ganze Autorität übertragen hätte — welche Sicherheit würde einer solchen Nation für ihre Rechte, oder

einem solchen Monarchen für seine Krone bleiben? Die Geschichte jedes Volkes, das Ansprüche auf Freyheit hatte, wird uns belehren, was die Fortschritte eines solchen Verräthers, und was der wahrscheinliche Erfolg seiner Verbrechen seyn mußte.

Denken wir uns diesen Mann auf dem Punkte, wo er den großen Gegenstand erreicht glaubt, auf welchen alle Künste, alle Ränke, alle Heucheley, und alle Schamlosigkeit seines vergangnen Lebens gerichtet war! Was wird in dem Augenblicke, wo er sich im Besitz der höchsten Macht fühlt, sein Betragen seyn? Eine verstellte Niederträchtigkeit im Cabinet, aber ein gebieterischer Trotz gegen das Volk, durch dessen Gunst er gehoben, durch dessen früheres Glück er genährt worden war. Hat er etwa einen Bruder? dieser Bruder muß aufgeopfert werden. Hat er einen rachsüchtigen Feind? dieser Feind muß befördert werden. Hat er Jahre seines Lebens verwendet, um gegen den verderblichen Einfluß eines Günstlings zu declamiren? Dieser Günstling muß an seinen Busen gedrückt, und der einzige Mitgenosse seiner Macht werden *). Es liegt in der Natur einer despotischen Gewalt, die an und für sich jeden Grundsatz einer freyen Verfassung verletzt, daß sie nur durch Mittel erworben werden kann, die zugleich jedem Grundsatz von Ehre und Sittlichkeit Hohn sprechen. Das Amt eines Groß-Vizirs ist mit einer beschränkten Monarchie unvereinbar, und kann nur bestehen, indem es die Monarchie selbst zerstört. Dieselben Maßregeln, durch welche ein ruchloser Mensch zur Macht empor steigt, müssen ihm zur Erhaltung derselben dienen. Der vornehmste Adel, der sich dem Hochmuth eines aus dem Staube hervorgegangnen Dictators nicht gern unterwerfen würde, muß von jedem Staats- oder Ehrenposten verdrängt, alle öffentlichen Aemter müssen einer Rotte verächtlicher Geschöpfe zu Theil werden, die bey gänzlichem Mangel an Erfahrung, Fähigkeit, und persönlichem Gewicht, von ihm allein ihr kleines geschäftiges Ansehen erborgen. Da die absolute Vernichtung der Landes-Constitution sein großer Zweck ist, so muß er, um consequent zu seyn, jede Classe im Staat, die durch ihre Besitzungen und ihren Reichthum bey der Aufrechthaltung der bestehenden Regierungsform besonders interessirt, und mächtig genug ist, um treulose Angriffe zu hintertreiben, schwächen, und ihres Vermögens berauben.

*) Der aufgeopferte Bruder war Lord Chatham's Schwager, Lord Temple, der an der Administration von 1766 aus gekränkter Eigenliebe nicht Theil nehmen wollte. — Der rachsüchtige Feind war der Herzog von Bedford; der verhaßte Günstling Lord Bute, dessen angebliche Freundschaft mit Lord Chatham selbst in einem schlechten Epigramm noch eine schlechte Figur gespielt hätte, wie die Folge der Geschichte deutlich genug lehrte.

Die Grund-Eigenthümer müssen unterdrückt, die Rechte des Handelsstandes müssen willkürlich gekränkt, seine Güter ihm durch offne Gewalt, ohne irgend einen Vorwand rechtlicher Formen entrissen werden. Zum besondern Vortheil wird es ihm gereichen, wenn er durch Beybehaltung der drückendsten Taxen auf die ersten Lebensbedürfnisse, selbst zum Untergange der Armen beytragen kann. Er wird auch jede günstige Gelegenheit benutzen, um die Nation daran zu gewohnen, die bestehenden Gesetze durch Cabinets-Verordnungen suspendirt zu sehen; und bey solchen Gelegenheiten darf es ihm nicht an einem abtrünnigen Rechtsgelehrten fehlen, der schwach genug ist, seinen eignen Charakter Preis zu geben, und niedrig genug, die Gesetze seines Landes zu verrathen *).

Dieß sind nur einige der bösartigen Künste, woran man einen Verräther erkennt, und wodurch ein freyes Volk in Sclaverey gestürzt wird. Aber das Meisterstück seiner Verruchtheit, und das sicherste Mittel, alle seine Absichten zu erreichen, wäre der Versuch, zwischen dem Mutterlande und seinen Colonien solche Zwietracht zu stiften, daß beyde seinen höllischen Ränken zur Beute werden müßten. Mit dieser patriotischen Gesinnung wird er bereit seyn, sich zum Beschützer des Aufruhrs, und zum eifrigen Advokaten der Rebellen aufzuwerfen. Seine Lehren werden mit dem Verfahren des Volkes, welches er in Schutz nimmt, übereinstim-

*) Der Vorgang, auf welchen dieser ganze Ausfall sich bezog, war folgender. Schon im Sommer 1766 waren die Kornpreise in England so gestiegen, daß in mehrern Orten ernsthafte Volkstumulte ausbrachen, wobey viele Menschen das Leben verloren. Eine äußerst schlechte Erndte ließ noch größre Uebel besorgen; und die Minister entschlossen sich daher, fünf oder sechs Wochen vor Versammlung des Parlaments, durch eine königliche Proclamation die Ausfuhr des Getreides zu verbieten, ob es gleich noch nicht zu dem Preise gestiegen war, wo diese Ausfuhr nach dem bestehenden Gesetz von selbst aufhörte. Hierüber mußten sie im Parlement eine Rechtfertigungs-Akte (bill of indemnity) nachsuchen, deren Grund so einleuchtend als der Tag war, obgleich die Opposition sich, wie gewohnlich, dagegen sträubte. Lord Chatham, und der damalige Großkanzler, Lord Camden, vertheidigten im Oberhause das Verfahren der Minister.

Dieß war nun die greuliche Missethat, weshalb Lord Chatham hier beschuldiget wird, alle Eigenthumer, alle Kaufleute, willkürlich beraubt, ins Elend gestürzt zu haben u. s. f. und weshalb Lord Camden, ein Mann, dessen Name in der neuen Geschichte von England mit dem der strengsten Tugend selbst gleichbedeutend geworden ist, der sein Leben damit hinbrachte, die Rechte des Volkes zu vertheidigen, und dem selbst Junius einige Jahre später eine nothgedrungene Gerechtigkeit widerfahren lassen mußte, »ein abtrünniger Rechtsgelehrter u. s. w.« — in einem andern Briefe »ein nichtswürdiger Mensch« gescholten ward!

men; und wenn dieses durch seinen Beystand einen Sieg über die oberste Gesetzgebung des Reiches davon tragen kann, so wird er solchen Sieg als einen wichtigen Schritt zur Befriedigung seines höchsten Wunsches betrachten *).

So, mein Herr, würde in einem freyen Staate der Gang und Charakter eines Ministers beschaffen seyn, dem man unnöthiger Weise eine übertriebene Gewalt anvertraut hätte. Er muß entweder die Tyranney zu Stande bringen, oder zu Grunde gehen. Ich kann es, ohne zu schaudern, nicht für möglich halten, daß unser Vaterland das Opfer eines so schwarzen Bösewichts werden sollte. Wenn dieser Fall aber dennoch einträte, so wird doch hoffentlich das Brittische Volk nicht dergestalt vom Himmel verlassen seyn, daß es nicht noch zeitig genug die Augen öffnen sollte, um sich selbst vor gänzlichem Ruin zu bewahren; und wenn wir auch keinen Tarpejischen Felsen zur unmittelbaren Bestrafung des Hochverraths haben, so haben wir doch Staats-Prozesse, und der Galgen würde keine zu ehrenvolle Stelle für das Gerippe eines Verräthers seyn.

Publicola.

II. Herzog von Grafton.

Der Herzog von Grafton trat als ein junger Mann von glücklichen Anlagen, unter Lord Chatham's Führung in die öffentlichen Geschäfte. Im Jahre 1765, als das Ministerium von Lord Rockingham gebildet wurde, übernahm er, in der Hoffnung, daß Lord Chatham, früher oder später, sich mit diesem Ministerium vereinigen würde, eine der Staats-Sekretär-Stellen, legte sie aber wenig Monate nachher, da er diese seine Hoffnung nicht erfüllt sah, nieder. Als im folgenden Jahre Lord Chatham bevollmächtigt wurde, eine Administration nach eigner Einsicht und Wahl zu formiren, bewog er den Herzog von Grafton, den höchsten Posten anzunehmen, und versprach ihm seinen kraftigsten Beystand. Lord Chatham's lange Krankheit und finstrer Mißmuth beraubten den Herzog, anfänglich theilweise, und zuletzt ganz dieser wichtigen Stütze, und nöthigten ihn, die Last und Verantwortlichkeit der größten Geschäfte allein zu tragen. Seine Grundsätze waren aber in vielen der wesentlichsten Punkte, mit denen, die im Cabinet des Königs herrschten, unvereinbar. Die Schule, in der er erzogen war, und die Männer, mit denen er

*) Lord Chatham's oft sehr leidenschaftliches Verfahren, und mehr als heftige Reden in dem Streite mit Amerika, wurden von vielen der würdigsten Männer in England getadelt. Aber — die ihm hier zugeschriebene Absicht! Und — Quis tulerit Gracchos de seditione querentes!

lebte und wirkte, ließen keinen Zweifel darüber. Nicht ohne Widerwillen blieb er an der Spitze des Ministeriums, bis zu Anfang des Jahres 1770. Nachdem aber Lord Camden wegen seiner heftigen Aeußerungen in einer Debatte des Oberhauses über die Middlesex-Wahl von der Kanzler-Würde plötzlich entlassen worden, entsagte der Herzog — obgleich in dieser Frage entgegen gesetzter Meinung, und von der Legalität der Schritte des Unterhauses aufrichtig überzeugt — aus freyem Antriebe der Direction der Geschäfte. Im Sommer von 1771 entschloß er sich zur Annahme der Siegel-Bewahrer-Stelle in dem Ministerium von Lord North, von der patriotischen Hoffnung getrieben, daß durch lindernde Maßregeln und weise Nachgiebigkeit der Ausbruch des Krieges mit den Colonien noch verhindert werden könnte. In diesem Geiste arbeitete er bis zum Jahre 1775; als endlich aber, allen seinen und seiner Freunde Bemühungen zum Trotz, die Versöhnung unmöglich geworden war, eröffnete er dem Könige in einer merkwürdigen und rührenden Privat-Audienz seinen Entschluß, sich auf immer von den Geschäften zurückzuziehen. Der Ruf eines edelmüthigen Charakters, unbefleckter Rechtlichkeit, beharrlicher aber gemäßigter Freyheits-Liebe, und der liebenswürdigsten Eigenschaften im Privat-Leben begleitete ihn; selbst solche unter den gleichzeitigen Geschichtschreibern, die nicht gewohnt sind, Ministern zu schmeicheln, sprechen mit Lob und Achtung von ihm *).

Dies ist nun der Mann, den Junius am hartnäckigsten verfolgt hat. »Sie sind das Kopfküssen, auf welches ich meine ganze Rache niederlegen will« — sagte er ihm in einem seiner Briefe. Der eigentliche Grund dieser verzweifelten Wuth gehört unter die Geheimnisse, in welche die Existenz des Schriftstellers verhüllt ist. Der Herzog von Grafton muß bey einer oder der andern Veranlassung seinen unmäßigen Stolz verwundet, oder irgend eine unbekannte Privat-Absicht muß seine giftige Feder geleitet haben. Denn von gerechtem Zorn, von Eifer für das allgemeine Wohl, von löblichen oder auch nur leidlichen Beweggründen kann hier schlechterdings nicht die Rede seyn. In seinen ausschweifenden Libellen gegen diesen Minister ist weder Wahrheit noch Wahrscheinlichkeit zu finden. Alles ist frevelhafte Fabel, und satanische Caricatur. Der folgende Brief (übrigens keineswegs der einzige in seiner Art) ist unter andern auch deßhalb sehr merkwürdig, weil Junius selbst ihn für ein Meisterstück hielt. Er schrieb an Woodfall: »Für das beygeschlossene Sendschreiben habe ich eine große Parteylichkeit. Es ist mit äußerster Sorgfalt

*) Z. B. *Belsham* Memoirs of the Reign of George III. Vol. I. p. 307. Vol. II. p. 157.

abgefaßt. Wenn ich mich in diesem Urtheil irren sollte, würde ich nie wieder schreiben.« (Private letter. Nr. 35.) Und Woodfall, der Sohn, setzt ganz naiv hinzu: »Er hat wahrlich nicht zu viel davon gesagt.«

* * *

An den Herzog von Grafton *).

Den 22. Juny 1771.

Mylord! Meine tiefe Ehrfurcht für den huldreichen Fürsten, der dieses Land zu seinem eigenen Ruhm nicht weniger als zum Glück seiner Unterthanen regiert, und der Ihnen von neuem einen Platz unter den Seinigen anweiset, erspart Ihnen eine Menge von Vorwürfen. Die Aufmerksamkeit, die ich Ihren Vergehungen gewidmet haben würde, richtet sich unwillkürlich auf die Hand, welche sie belohnt; und ob ich gleich für Königliches Urtheil nicht parteyisch genug bin, um zu glauben, daß die Gunst eines Monarchen Gebirge von Schandthaten zu ebnen vermag, so erleichtert sie doch ohne Zweifel die Bürde der Infamie, indem sie sie theilt. Wenn ich bedenke, wie viel man Seinem geheiligten Charakter schuldig ist, so kann ich Sie unmöglich, mit irgend einem anständigen Schein von Billigkeit, den niedrigsten und verworfensten Menschen im Königreich nennen. In Wahrheit, Mylord, dafür halte ich Sie nicht. Sie werden in der Art von Ruhm, wornach Ihr Ehrgeiz bisher so glücklich gestrebt hat, immer einen gefährlichen Nebenbuhler haben, so lange es einen Mann in der Welt gibt, der Sie seines Vertrauens, und eines Antheils an seiner Regierung würdig finden kann. Sie besitzen großes persönliches Verdienst; hüten Sie Sich aber, es zu hoch anzuschlagen. Erwägen Sie, wie viel davon für die Welt verloren gegangen wäre, wenn der König nicht seinen Stempel darauf gedrückt, und ihm Umlauf in seinem Lande gegeben hätte. Wenn es wahr ist, daß ein tugendhafter Mann im Kampf mit dem Unglücke ein Schauspiel für Götter ist, so verdient der glorreiche Wettstreit zwischen Ihnen und dem besten der Fürsten, eine eben so erhabne Versammlung von Zuschauern. Mich dünkt, ich sehe schon andre Götter aus der Erde heraufsteigen, um ihn zu bewundern.

Doch diese Sprache ist nicht ernst genug für den Gegenstand. Der König will schlechterdings, daß Ihre und meine Talente für die Gesellschaft nicht verloren seyn sollen. Zwischen Vollziehung und Beschreibung neuer Verbrechen, werden Sie und ich hinreichenden Stoff zur Thätigkeit finden. Wenn die Personen, die

*) Dieser Brief wurde geschrieben, nachdem der Herzog als Siegelbewahrer von neuem ins Ministerium getreten war.

sich mit ihrem Patriotismus am meisten gerühmt haben, mit eben dem Eifer und eben der Beharrlichkeit als ich, ihre Pflicht gegen das Publikum erfüllt hätten, ich will nicht sagen, daß die Regierung ihre verlorne Würde wieder erlangt, aber, daß wenigstens unser huldreicher Monarch seinen Unterthanen diesen letzten Schimpf erspart haben würde, der, wenn noch irgend ein Gefühl in uns ist, die Nation empfindlicher schmerzen muß, als selbst alle die wesentlichen Leiden, die jede Maßregel Ihrer Administration ihr zufügte. Umsonst hätte der Monarch einen Andern gesucht, der an vollendeter Brauchbarkeit Ihnen gleich gekommen wäre. Lord Mansfield hat nicht den Muth, seine eignen Grundsätze zu behaupten; seine Ideen über Regierungsform gehen vielleicht noch weiter als die Ihrigen; aber sein Herz verläugnet die Theorien seines Kopfes. Charles Fox steht erst in der Blüte *); und was Mr. Wedderburne betrifft, so liegt in seinem Wesen etwas, das selbst die Verrätherey mißtrauisch macht **). Der beste der Fürsten hätte sich vor der Hand mit Lord Sandwich behelfen müssen. Sie, Mylord, hätten Ihre endliche Entlassung und Belohnung erhalten; und ich, der ich Sie um Ihres hohen Amtes Willen nicht höher schätze, wäre Ihnen gern bis in Ihre Einsamkeit gefolgt. Aber die Milde, die unserm Souverain so vorzüglich eigen ist, verleugnet sich nie. Von dem Augenblicke an, wo er den Thron bestieg, hat jedes Verbrechen, dessen die menschliche

*) Fox war damals ein warmer Anhänger des Ministeriums. Die Gesellschaft, in der er hier genannt wird, zeigt deutlich genug, wie Junius von ihm dachte. Er wußte sogar, daß er der Verfasser verschiedner gegen ihn gerichteter sehr unsanfter Zeitungs-Artikel war. Gleichwohl gehört nicht nur Fox, sondern auch sein damals noch lebender Vater, Lord Holland, den Junius als einen alten treuen Freund vieler ihm höchst verhaßten Personen unmöglich lieben konnte, unter die sehr geringe Anzahl derer, von welchen in diesen Briefen nie übel gesprochen wurde. Diese Schonung, die aufmerksamen Lesern schon in frühern Zeiten nicht entgangen ist, muß ihren Grund in persönlichen Verhältnissen gehabt haben. In einem Schreiben vom 16. Oktober 1771, welches er mit der Unterschrift Anti-Fox in den Public Advertiser einrücken ließ, worin er aber Fox bloß in scherzhaftem Tone als den Schwarzen Buben (my pretty black boy) bezeichnet, heißt es unter andern: »Ich kenne Junius nicht; aber ich sehe deutlich daß er Lord Holland und seine Familie absichtlich geschont hat. Ob Lord Holland unverwundbar ist, oder ob Junius sich ungestraft herausfordern läßt, das sind Fragen, worüber der Schwarze Bube ernsthaft nachdenken mag.« (Miscellaneous letters. Nr. 100.)

**) Mr. Wedderburne, nachmals Lord Loughborough, war einer der größten Advokaten, und ausgezeichnetsten Parlaments-Redner seiner Zeit.

Natur fähig ist, bey ihm Verzeihung gefunden; der Archivar des Criminal-Gerichtes mag es bezeugen *). In den Augen jedes andern Fürsten, den Sie mitten in den größten von Ihnen allein geschaffnen Verlegenheiten, in einem Augenblick, wo er seinen Thron von redlichen und geschickten Männern umgeben glaubte, verlassen hätten, würde eine so schamlose That das Gedächtniß Ihrer frühern Dienste verlöscht haben. Aber Seine Majestät ist voll von Gerechtigkeit, und versteht die Lehre von den Compensationen. Er erinnert sich mit Dankbarkeit, wie schnell Sie Ihre Moralität den Bedürfnissen Seines Dienstes anzupassen, mit welcher Bereitwilligkeit Sie Sich den Verpflichtungen der Privat-Freundschaft, und den feyerlichsten gegen das Publikum übernommnen Verbindlichkeiten zu entziehen wußten. Lord Chatham aufgeopfert zu haben, war kein kleines Verdienst. Selbst die Niederträchtigkeit und Treulosigkeit, mit welcher dieses Opfer gebracht wurde, mag Ihnen genutzt haben. Die Handlung war empörend, aber die Maxime nicht ungefällig **).

Doch schmeichelten Sie nicht bloß dem Menschen; Sie wußten auch den Machthaber in ihm zu gewinnen. Die Parlements-Maßregeln gegen Wilkes, im Cabinet zum Voraus beschlossen — die Gewalt, den Unterthanen ihre angebornen Rechte zu nehmen, einem einzelnen Zweige der Legislatur willkürlich eingeräumt — die Constitution, vom Unterhause schamlos angegriffen — die Pflicht, sie zu vertheidigen, vom Oberhause verrätherisch aufgegeben — das sind die Unternehmungen, die unter der jetzigen Regierung zu Aemtern empfehlen, und einen Minister machen. Diese würden das Urtheil Ihres Souverains bestimmt haben, wenn sie auch keinen Eindruck auf sein Herz gemacht hätten. Es bedurfte

*) Eine Anspielung auf den Prozeß eines gewissen M'Quirk, der bey Gelegenheit einer der blutigen Tumulte, welche die Middlesex-Wahl veranlaßte, in einem Handgemenge zwischen zwey Pöbelrotten, einen Anführer der Gegenpartey erschlagen hatte, von der Jury des Mordes schuldig befunden, und vom Könige begnadiget worden war. Ueber diesen unleidlichen Mißbrauch der königlichen Prärogative hatte Junius schon früher einen eignen Brief voll bittrer Invectiven an den Herzog von Grafton geschrieben.

**) Was es mit dieser angeblichen Aufopferung Lord Chatham's zu sagen hatte, kann man aus den einleitenden Anmerkungen zu diesem und dem vorigen Briefe ersehen. Der Herzog trennte sich keinen Augenblick von ihm; und die Stelle, die er im Jahr 1766 annahm, in der sichern Erwartung, daß Lord Chatham (dessen Launen sich nicht immer berechnen ließen) zutreten würde, gab er wenige Monate nachher, da jene Erwartung unerfüllt blieb, wieder auf. Auch muß man nicht vergessen, daß Junius den Mann, gegen welchen er dem Herzog die schwärzeste Treulosigkeit vorwirft, einen durchaus und unbedingt schlechten Mann genannt hatte.

keiner andern Verdienste, um Ihre Zurückberufung ins Cabinet zu entscheiden. Nicht als wenn Sie deren nicht sonst noch im Ueberfluß hätten: — Mr. Hine's Diplom *) — der Herzog von Portland — und Mr. Yorke. — Veruntreuung, Raub und Mord! Es wäre zu viel Ehre für Ihre Galanterie, wenn ich auch noch Nothzucht hinzufügte; aber der Styl Ihrer Liebschaften sichert Sie gegen diesen Verdacht.

Ich weiß, wie man Sie gegen diese verschiednen Anklagen vertheidiget hat. Die Veruntreuung soll ihren Lohn in sich selbst gehabt haben; denn Mr. Bradshaw **) versichert auf seine Ehre, daß Sie von dem Gelde für das Hinesche Diplom keinen Schilling empfangen haben, daß alles an General Bourgoyne gewissenhaft ausgezahlt worden ist. Eilen Sie, Mylord! Ein zweytes Geschenk wird nöthig seyn, um Oaks in der Familie zu erhalten. Wenn das nicht geschieht, so fürchte ich, Birnam-Wald kömmt unter den Hammer.

Der Herzog von Portland war Ihr ältester Freund. Zur Vertheidigung seines Eigenthums berief er sich auf weiter nichts, als auf sein klares Recht, und auf Verjährung gegen die Krone. Sie fühlten das Unrecht, das Ihrem Freunde geschah; aber das Gesetz, meinten Sie, müsse seinen Lauf haben. Die Nachwelt wird kaum glauben, daß Lord Bute's Schwiegersohn alle seine Kräfte anstrengen mußte, um die ihm verliehne Schenkung noch vor der allgemeinen Parlaments-Wahl zu Stande zu bringen ***).

*) Dieser Hine hatte eine Zoll-Einnehmerstelle zu Exeter, mit 4000 Pf. St. bezahlt, welche, nach einem völlig unerwiesnen Gerüchte dem General Bourgoyne (der nachher in Amerika so unglücklich ward) als eine unverdiente Begünstigung zu Theil geworden seyn sollten. Aus diesem elenden Stoff hatte Junius eine Haupt- und Staats-Action zu spinnen gewußt. — Die beyden übrigen Punkte werden in den folgenden Noten erklärt.

**) Der Privat-Secretair des Herzogs von Grafton. Es geht aus vielen Stellen der Briefe hervor, daß Junius gegen diesen Mann eine besonders tödtliche Feindschaft gehabt haben muß, die vielleicht einen Haupt-Aufschluß über seine höllische Wut gegen den Herzog gibt. — Oaks war ein Landgut des General Bourgoyne, das damals verkauft werden sollte.

***) Diese Verhandlung war einer der Haupt-Texte zu den Invectiven gegen den Herzog von Grafton. Während seiner Administration — aber offenbar durch Lord Bute's Einfluß, nicht durch den seinigen — hatte man dem Herzog von Portland eine von seiner Familie seit siebenzig Jahren, zwar nicht ganz regelmäßig, doch ungestört besessne ehmalige Kron-Domaine (Inglewood Forest) unter dem etwas schalen Vorwande einer alten Rechts-Maxime, nach welcher gegen die Krone keine Verjährung gelten sollte (Nullum tempus occurrit regi) genommen, und Lord Bute's Schwiegersohne

Von der abscheulichen Unterhandlung, die mit Mr. Yorke's Tod endigte, ist genug gesagt worden. Ich kann ohne Mitleid und Grausen nicht davon reden. Sie, um sich zu rechtfertigen, klagen öffentlich Ihren Mitschuldigen an; und Seinem Gemüth mag die Anklage vielleicht schmeicheln. Aber als Mörder steht Ihr beyde auf einer Linie. Es war ein Gegenstand des Wetteifers zwischen beyden, und würde noch heute ein Gegenstand des Scherzes und Lachens seyn, wenn der Ausgang die unmittelbaren Plane des Cabinets nicht vereitelt hätte *).

Dieser Brief, Mylord, ist nur die Vorrede zu unserer künftigen Correspondenz. Der Ueberrest dieses Sommers soll Ihrer Unterhaltung gewidmet seyn. Ich hoffe, hin und wieder den Ernst Ihrer Morgen-Studien aufzuheitern, und Sie für die Geschäfte des Tages vorzubereiten. Ohne auf größre Aufrichtigkeit Anspruch zu machen, als Mr. Bradshaw, versichre ich Sie, daß meine Zuneigung Sie begleiten soll, so lange Sie Minister bleiben.

Darf ich Verzeihung hoffen, wenn ich mich für einen Mann verwende, den Sie, wie ich weiß, nicht lieben? Ich meyne Lord Weymouth. An Niederträchtigkeit fehlt es ihm nicht; und seine Desertion ist von neuerm Datum als die Ihrige **). Sie wissen

---

Sir James Lowther verliehen. Diese Sache veranlaßte große Debatten im Parlament, und führte zu dem unter dem Namen der Nullum Tempus-Akte bekannten Gesetz, wodurch die alte Rechtsmaxime für immer aufgehoben wurde. In dieser Akte war zwar eine Clausel die den Prozeß zwischen Portland und Lowther offen ließ; dieser Prozeß wurde aber zwey Jahr nachher von dem Gerichtshof der Exchequer zu Gunsten des ersten entschieden.

*) Um die ganze Verruchtheit dieser Stelle zu fassen, muß man die Thatsache kennen, worauf sie sich bezieht. Nach Lord Camden's plötzlicher Entfernung vom Kanzler-Amt (S. 274) hielt es eine Zeitlang schwer Jemanden zu finden, der bey der damaligen Stimmung der Gemüther dieses Amt hätte übernehmen wollen. Mr. Yorke, General-Fiscal, ein Mann von anerkanntem Verdienst, entschloß sich endlich dazu; er hatte aber unglücklicher Weise früher seinem Bruder, Lord Hardwicke, feyerlich versprochen, daß er keinem Antrage des Hofes Gehör geben wollte. Als er zu seinem Bruder aufs Land fuhr, um ihm die Gründe mitzutheilen, die ihn zur Annahme der Kanzler-Stelle bewogen hatten, ließ dieser seine Thür vor ihm verschließen; und aus Verzweiflung darüber gab Mr. Yorke sich wenig Stunden nachher den Tod.

Dieses melancholische Ereigniß hatte Niemand vorher sehen können. Wenn die Minister, und vielleicht der König selbst, sich bemüht hatten, einen der ausgezeichnetsten Rechtsgelehrten zu einem der ersten öffentlichen Aemter zu befördern — was lag darin sträfliches? Und welche teuflische Bosheit konnte sie deshalb als Mörder anklagen?

**) Lord Weymouth hatte zu Ende des Jahrs 1770 seine Stelle als Staats-Secretair niedergelegt.

daß der Posten eines Siegelbewahrers ihm zugedacht war; schwerlich werden Sie ihn mit einer Pension abspeisen wollen. Doch er muß Brot haben — oder besser, er muß Wein haben; und wenn Sie ihm den Kelch versagen, so machen Sie Sich keine Hoffnung ihn im Schooße der Ministerial-Kirche zu erhalten.

Junius.

III. Lord Mansfield.

Dieser große Rechtsgelehrte bekleidete mehr als dreyßig Jahre lang das Amt eines Präsidenten des obersten Tribunals der Kings-Bench. In frühern Zeiten hatte er auch einen Sitz im Cabinet, und wurde stets als einer der vertrauten Rathgeber des Königes betrachtet. Seine politischen Grundsätze waren im vollkommensten Einklange mit dem Geiste der Brittischen Verfassung. Da er sich aber in verschiednen Hauptfragen auf die monarchische Seite neigte, und Popularität, wie es scheint, weder suchte, noch achtete, so wurde er einer geheimen Vorliebe für den Despotismus beschuldiget. Nichts desto weniger genoß er als Richter während seiner langen und thätigen Laufbahn jenes allgemeinen und unbeschränkten Vertrauens, welches großen Eigenschaften in diesem Stande nur zu Theil wird, wenn sie mit einem unbescholtnen Character vereiniget sind; und in der letzten ruhigern Periode seines Lebens wurde Lord Mansfield's Name selbst von seinen ehmaligen Gegnern nicht ohne Ehrfurcht genannt. Junius war vielleicht der einzige Mensch auf Erden, den weder Scham, noch Scheu, noch Gewissen zurückgehalten hätte, von einem Manne dieser Art, wie von einem Missethater zu sprechen. Was ihm dabey zu Hülfe kam, war sein grenzenloser Haß gegen alles, was Schotte hieß, ein Haß der sich in seiner ganzen Correspondenz, in immer gleicher Bitterkeit, und oft auf eine sehr unedle Weise kund gibt.

* * *

An Lord Mansfield.

14. November 1770.

Die Erscheinung dieses Briefes wird die Neugier des Publikums rege machen, und Ihnen, Mylord, nicht gleichgültig seyn. Ich bin tief in Ihrer Schuld, und will versuchen, ein für allemal meine Rechnung mit Ihnen abzuschließen.

Sie werden meine Wahrheitsliebe nicht in Zweifel ziehen, wenn ich Sie versichre, daß es nicht Achtung für Ihre Person war, was mich bisher bewog, Sie zu schonen. Außer dem Ungemach und der Gefahr, wovon die Presse bedroht ist, sobald Sie Partey und zu gleicher Zeit Richter sind, hat mich auch, ich bekenne es, die Schwierigkeit des Unternehmens zurückgeschreckt. Unsre

Sprache hat kein Wort des Vorwurfs, die menschliche Seele keine Regung des Abscheu's mehr, die nicht an ihnen schon, mit glücklichem Erfolg versucht, und erschöpft worden wäre. Geschicktere als ich haben Ihrem Charakter reichliche Gerechtigkeit widerfahren lassen. Mein bescheidnes Geschäft mag seyn, die zerstreuten Wohlgerüche zu sammeln, bis endlich ihre vereinigte Kraft Ihren abgestumpften Sinnen fühlbar wird.

Erlauben Sie mir zuerst der Schottischen Aufrichtigkeit, wo ich sie nur immer finde, meinen Tribut darzubringen. Ich setze kein sonderliches Vertrauen in die Aeußerungen Ihrer Herren Landsleute; und wenn sie lächeln, fühle ich mich von etwas Unheimlichen bedroht Bey dieser Meinung von der Schottischen Nation, habe ich es Ihnen stets zur Ehre angerechnet, daß Sie in Ihren frühern Tagen so wenig von Ihrer vaterländischen Klugheit blicken ließen. Sie hatten gewisse ursprüngliche Zuneigungen, die Sie bey jeder Gelegenheit an den Tag legten. Ihr Eifer für die Sache eines unglücklichen Prinzen, machte sich zuweilen mit der Freymüthigkeit des Weines, und mit religioser Feyerlichkeit Luft *). Dieß war nach meiner Ansicht das vortheilhafteste Licht, in welchem sich Ihr Charakter je gezeigt hat. Sie ergriffen wie ein ehrlicher Mann die Partey, zu welcher Sie Sich durch Geburt, Erziehung, Vaterland, und Familien-Verbindungen gezogen fühlten. Es lag etwas Edles in ihrer Anhänglichkeit an das verbannte Haus. Warum blieben Sie nicht bey dieser einmal ausgesprochenen Treue? Warum folgten Sie nicht dem Beyspiel Ihres würdigen Bruders? Ihre Freunde werden vielleicht sagen, daß, ob Sie gleich das Schicksal Ihres rechtmäßigen Herrn nicht theilen wollten, Sie dennoch fest an den Grundsätzen hingen, die seinem Vater den Thron gekostet hatten, daß Sie, ohne für seine Person zu kämpfen, seiner Sache wesentlich dienten, und daß Sie Sich über den Verlust einer geliebten Dynastie trösteten, indem sie den Regierungs-Maximen derselben neues Leben verliehen. Dieß ist die Art und Weise, wie der Kopf eines Schotten die Irrthümer seines Herzens gut macht. — Mylord! ich erkenne die Wahrheit dieser Apologie, und kann sie durch Ihr ganzes Leben beurkunden. Ich sehe durchaus den regelmäßigen Plan, die Gewalt der Krone auf Kosten der Freyheit des Volkes zu erweitern.

*) Dieß und das Folgende sind Anspielungen auf ein gemeines Gerücht, nach welchem Lord Mansfield in seiner Jugend öfters, und zwar mit gebeugtem Knie, auf die Gesundheit des Prätendenten getrunken haben sollte. Aber bereits im Jahre 1753 hatte der Königliche Staatsrath und das Haus der Pairs dieses Gerücht für eine schändliche Verleumdung erklärt. — Sein Bruder Murray war im Gefolge des Prätendenten.

Alle Ihre Gedanken, Worte und Handlungen sind gleichförmig auf diesen Zweck gerichtet. Aus Verachtung oder aus Unkenntniß des Brittischen Land-Rechts, suchen Sie in dem Gerichtshof, dem Sie vorsitzen, Grundsätze einzuführen, von welchen Englische Rechtsgelehrte nichts wußten. Der Römische Codex, das Volker-Recht, die Gutachten fremder Juristen, sind Ihr beständiger Text; nie fällt es Ihnen ein, die Magna-Charta, oder die Bill der Rechte, mit Beyfall oder Ehrfurcht zu nennen. Durch dergleichen treulose Künste wurde von jeher die edle Einfalt, und der freye Geist unsrer Sächsischen Gesetze verunreiniget. Die Normännische Eroberung war nicht eher vollendet, als bis Normännische Rechtsgelehrte ihre Gesetze eingeführt, und die Sklaverey in ein System gebracht hatten — — — *).

In öffentlichen Geschäften, Mylord, ist Schlauigkeit, wie fein sie auch gesponnen seyn mag, nie ein sicherer und ehrenvoller Führer. Gleich schlechter Münze erhält sie sich eine Zeitlang im Curs, und wird bald verschrieen. Mit einer liberalen Denkungsart ist sie unvereinbar, obgleich oft mit großen Fähigkeiten verbunden. Ich gehe gewiß ehrlich zu Werke, indem ich Ihre Geschicklichkeit anerkenne. Es thut mir leid für die menschliche Natur, wenn ich einen Mann von so ausgezeichneten Gaben zu so niedrigen Kunstgriffen herabsteigen sehe. Lassen Sie Sich aber durch Ihre Eitelkeit nicht gar zu leicht trösten! Glauben Sie mir, Mylord, Sie werden lange nicht so sehr bewundert als verabscheut. Bloß die Parteylichkeit Ihrer Freunde hebt die Fehler Ihres Herzens gegen die Eigenschaften Ihres Verstandes auf. — — —

Hier lassen Sie uns für heute schließen. Nicht meinetwegen wünsche ich, daß Sie über Ihre jetzige Lage ernstlich nachdenken mögen. Sehen Sie Sich vor, ehe Sie den ersten Eingebungen Ihrer Rachsucht folgen. Diese Schrift ist der Welt überliefert, und kann nicht mehr zurückgenommen werden. Die Verfolgung eines unschuldigen Buchdruckers kann weder Thatsachen verändern, noch Beweisgründe widerlegen. Liefern Sie mir nicht neue Materialien gegen Sie Selbst! Ein ehrlicher Mann, gleich der wah-

*) Nach diesem Eingange folgt eine lange und boshafte Kritik sowohl der richterlichen als der ministeriellen Handlungen Lord Mansfield's. Der schwerste Vorwurf, den er ihm macht, ist der, daß er in den Parlaments-Debatten über die Ausschließung von Wilkes fortwährend eine hartnäckige Neutralität beobachtet, und doch in den geheimen Berathschlagungen des Cabinets für die heftigsten Maßregeln gestimmt habe. Alle diese Declamationen gründeten sich auf eitle Vermuthungen; denn Lord Mansfield sprach seine wahre Meinung über jene Streitfrage, weder im Parlament, noch im Cabinet aus, sondern nahm sie, wie er einst feyerlich angekündigt hatte, mit sich ins Grab.

ren Religion, appellirt an die Ueberzeugung, oder vertraut mit Bescheidenheit auf die innre Stimme des Gewissens. Der Betrüger setzt Gewalt an die Stelle der Argumente, gebietet Stillschweigen, wo er nicht Glauben erwecken kann, und verbreitet seine Lehre mit dem Schwert.

Junius.

IV. Junius und Horne Tooke.

Horne Tooke, einer der unruhigsten Demagogen seiner Zeit, und der auch in einer spätern Epoche viel von sich hören ließ, war im Jahre 1771 mit Wilkes und dessen Freunden über die Sheriffs-Wahl in London zerfallen. Junius erlaubte sich in einem seiner Läster-Briefe an den Herzog von Grafton, einige bittre Bemerkungen über Horne's Verfahren in diesem Streite, und behauptete kurz und klar, Horne habe sich an das Ministerium verkauft. Diese Beschuldigung veranlaßte eine öffentliche Correspondenz zwischen Horne und Junius, worin einer den andern in wilden und frevelhaften Protestationen eines angeblich patriotischen Eifers so lange überbot, bis endlich Horne, der es seinem Gegner nicht gleich thun konnte, sich mit dem schweren Vorwurf, sogar die Person des Monarchen in Schutz genommen zu haben, zurückziehen mußte. Einige Auszüge aus dieser in ihrer Art gewiß einzigen Correspondenz, werden die beyden Athleten in ihrer ganzen Stärke zeigen.

Junius schreibt an Horne, — nach einem persönlichen Ausfall gegen den König, den wir nicht den Muth haben zu übersetzen: »Ob ich gleich weit entfernt bin, von Ihren Fähigkeiten eine geringe Meinung zu haben, so beweiset mir doch die Form Ihres Angriffes gegen Wilkes, daß Sie entweder wenig Urtheilskraft besitzen, oder von Leidenschaft verblendet sind. Sie hätten vorhersehen müssen, daß die Vorwürfe, welche sie ihm machen, ihm nicht einmal schaden konnten; denn glauben Sie mir, Mr. Horne, das Publikum wird ihm seinen Claret, und seine Bedienten, und selbst den Ehrgeiz, seinem Bruder das Kämmerer-Amt von London zu verschaffen *), gern verzeihen, so lange er gegen ein Ministerium und ein Parlament kämpft, welche alles versuchen, um das Land in Sklaverey zu stürzen, und so lange er dem Könige ein Dorn im Auge seyn wird. Sie werden mir nicht zutrauen, daß ich Wilkes für ei-

*) Der Patriot Horne hatte nämlich dem Patrioten Wilkes öffentlich vorgeworfen, daß er noch im Gefängniß der Kings-Bench täglich Claret getrunken, sechs Bediente, und darunter drey französische, gehalten, und seinen Bruder zum Stadt-Kämmerer befördert habe!

nen untadelhaften Mann halte. Die Frage ist bloß, wo finden wir einen, der mit bessern Grundsätzen eben so weit gehen, und eben so viel wagen wollte, als Er? Die Umstände fordern einen solchen Mann, und er muß unterstützt werden. Wie würde jener verhaßte Heuchler mit seinen Favoriten triumphirt haben, wenn Wilkes den Kürzern gezogen hätte? Und es war nicht Ihre Schuld, daß Er diesen Triumph nicht genoß u. s. w.«

Hierauf antwortete Horne in einem langen Briefe, worin er die Reinigkeit seiner eignen Grundsätze vertheidigt, und gegen die von Junius geäußerten lebhaft zu Felde zieht. Von sich selbst sagt er: »Das göttliche Recht, und das geheiligte Ansehen der Monarchen, sind Worte ohne Sinne für mich. Es galt zu den Zeiten Carls des I. für eine verwegne Aeußerung von Cromwell, daß, wenn er sich in einer Schlacht dem Könige gegenüber finde, er sein Gewehr eben so getrost gegen ihn, als gegen jeden andern Mann abfeuern würde. Ich gehe weiter. Hätte ich in jenen Tagen gelebt, so würde ich nicht erst auf eine Gelegenheit gewartet haben, meine Pflicht zu thun. Ich würde ihn aufgesucht, und ohne alle persönliche Feindschaft, mein Gewehr lieber gegen ihn, als gegen jeden andern Mann abgefeuert haben.« Doch selbst mit diesen Gesinnungen will er das System von Junius nicht dulden. »Wenn Junius Recht hat, so besteht die Sache der Nation nur darin, daß man den König schikanire; und jeder Schurke muß in jedem Bubenstück unterstützt werden, wenn er nur nicht aufhört, ein Dorn im Auge des Königs zu seyn. Dieß ist das letzte Extrem des Factions-Geistes, und der Gipfel politischer Verruchtheit. — Was auch der Ausgang der jetzigen traurigen Crisis seyn mag, mit den Grundsätzen, die Junius predigt, kann keine Regierungsform bestehen. Verfolgung der Personen aus reiner Bosheit ist ein Motiv, das sich bloß für den Teufel schickt. Wer, oder was auch immer an der Spitze der Regierung stehen möge, muß Ehrfurcht und Beystand vom Volke fordern können.« u. s. f.

Gegen diese harte Lection läßt nun Junius in seiner Replik alle seine Batterien spielen. »Mr. Horne unterhält uns, in hohem Tone, von den Heldenthaten, die er verrichtet haben würde, wenn er im vorigen Jahrhundert gelebt hätte. Der unglückliche Carl würde ihm schwerlich entgangen seyn. Aber lebende Monarchen haben Anspruch auf seine Ergebenheit und Achtung. Auf solche Bedingungen kann man freylich ohne Gefahr ein Patriot seyn. Wenn es ihm mit dieser pomphaften Rhapsodie Ernst war, so wollen wir seinen Argumenten etwas näher treten. Ich glaube, er ist noch nicht Hofmann genug, um zu läugnen, daß die Constitution unter der gegenwärtigen Regierung aufs gröblichste ver-

letzt worden ist. Er wird nicht läugnen wollen, daß die Gesetze ohne Scheu übertreten, die Rechte der Unterthanen gekränkt, ihre wiederholten Beschwerden verachtet wurden. Vergehungen wie diese, waren der Grund der Rebellion im vorigen Jahrhundert, und würden damals, wenn ich Mr. Horne recht verstehe, ihn berechtiget haben, seinen Souverain mit kaltem Blute zu erschießen. Ich will nicht untersuchen, mit welcher Constitution diese Lehre vereinbar ist. In jedem Falle aber liegt ihm ob, zu beweisen, daß der jetzige König für die Fehler seiner Regierung bessre Entschuldigungs-Gründe hat, als Carl I. Er muß beweisen, daß die Constitution vor hundert Jahren besser verstanden, daß die Rechte der Unterthanen und die Grenzen der königlichen Gewalt besser bestimmt waren, als heute. Wenn er nicht im Stande ist, diese Sätze darzuthun, so begreife ich nicht, wie er es vor seinem Gewissen verantworten will, daß er nicht unmittelbar mit derselben Freyheit handelt, mit welcher er spricht. Ich habe vor dem Character Carl des I. eben so wenig Achtung als Mr. Horne; und doch mag ich mich an seinem Andenken nicht durch eine Vergleichung versündigen, die ihn beschimpfen würde.«

Mit der Schluß-Stelle dieses nämlichen Briefes, einer Stelle, welche von Freunden und Feinden des Verfassers häufig citirt worden ist, wollen wir auch diese Auszüge beschließen: »Die Priester sind oft beschuldiget worden, die Schrift falsch ausgelegt zu haben. Mr. Horne scheint seinem Beruf Ehre machen zu wollen. Er verdreht seinen Text, und legt seinem Autor seine eignen Irrthümer bey. Dergleichen Künste können die Nation nicht lange täuschen; und ohne eine unanständige Parallele zu beabsichten, wage ich es, zu prophezeyen, daß die Bibel und Junius noch werden gelesen werden, wenn die Commentarien der Jesuiten längst vergessen sind.«

Es bleibt uns nun noch übrig, einen Blick auf die in mehr als einer Rücksicht merkwürdige Geschichte der immer erneuerten, und bisher immer vergeblichen Muthmaßungen über den Ursprung der Junius-Briefe zu werfen.

Die Entdeckung des Verfassers ist besonders dadurch erschwert worden, daß er selbst sein Geheimniß mit der äußersten Sorgfalt zu bewahren gesucht hat. Seitdem ein Theil seiner Privat-Correspondenz mit Woodfall bekannt gemacht worden ist, hat man sich überzeugen können, daß bey dieser strengen Beobachtung der Anonymität nicht bloß Seltsamkeit oder Ziererey, oder politischer Calcul, sondern auch wirkliche, oft sehr lebhaft ausgedrückte Furcht zum Grunde lag. Im Anfange schrieb er über diesen Punkt mit

ziemlicher Zuversicht an Woodfall. So am 5. October 1769: »Verlassen Sie Sich darauf, daß es absolut unmoglich ist, daß einer dieser Leute (die Familie Cavendish) oder Sie, oder irgend Jemand mich je entdeckte, so lange ich mich nicht selbst zu erkennen geben will; alle Künste, alle Nachforschungen, alle Bestechungen würden vergeblich seyn.« — In einem spatern Zeitpunkt hingegen, während der letzten Monate des Jahres 1771 muß er ernsthafte Besorgnisse gehabt haben. Damals schrieb er an Woodfall: »Gestehen Sie mir aufrichtig, ob Sie wissen oder vermuthen, wer ich bin.« Und bald darauf in viel starkern Worten: »Ich muß mehr als je auf meiner Hut seyn. Ich bin überzeugt, wenn man mich entdeckte, ich lebte nicht drey Tage mehr; und entginge ich der Gefahr, so würden sie mich mit Parlaments-Decreten verfolgen. — Aendern Sie die Adresse auf Sommerset-Caffehhaus. Lassen Sie aber keine Seele darum wissen. Ich bin von Ihrer Rechtschaffenheit zu überzeugt, um zu glauben, daß sie auf irgend eine Art zu meinem Verderben beytragen könnten. Handeln Sie ehrlich gegen mich! Zur gehörigen Zeit sollen Sie erfahren, wer ich bin.«! — Das Parlament schien er besonders zu fürchten. So warnte er Woodfall: »Vermeiden Sie, so viel als möglich, Handel mit den Gerichtshofen; vor allen Dingen aber, hüten Sie Sich vor dem Parlament; denn gegen dieses ist nicht aufzukommen.«

Das drohende Schreiben an Garrick, welches in dem vorhergehenden Artikel erwähnt ist, wurde ebenfalls durch die Besorgniß einer Entdeckung veranlaßt. Garrick hatte sich seit einiger Zeit unendliche Mühe gegeben, den Verfasser auszuforschen; und da Junius wußte, daß Garrick bey Hofe sehr wohl gesehen war, ihn sogar im Verdacht hatte, daß er dem Könige Nachrichten zutrüge, so glaubte er ihn durch einen Hauptschlag schrecken zu müssen.

Bey dieser Lage der Sache, und dem ungeheuern Eindruck, den die Briefe von Junius auf das Publikum gemacht hatten, ist es nicht zu verwundern, daß die Neugier der Menschen, und der Wunsch das Geheimniß zu enthüllen, aufs höchste stieg, daß eine Vermuthung die andre jagte, und daß selbst die unwahrscheinlichsten und abgeschmacktesten ihre Anhänger fanden. Es ist nicht zu viel gesagt, daß in dem Zeitpunkte, wo die Briefe erschienen, und noch verschiedne Jahre nachher, kaum ein öffentlicher Mann von Bedeutung und Talent in England war, dem nicht einer oder der andre sie zugeschrieben hätte. Lord Chatham, Lord Shelburne, (der Vater des heutigen Marquis von Landsdowne), der Herzog von Portland, Lord George Sackville, Lord Ashburton, Burke, Wilkes, Horne Tooke

u. s. f. — Wer nur irgend, in welchem Sinne es seyn mogte, durch Witz oder Beredsamkeit geglänzt hatte, sogar Personen, die auf keins von beyden Anspruch machen konnten, wurden aus einem oder dem andern phantastischen Grunde, weil dieses oder jenes Interesse, dieser oder jener zufällige Umstand, ein Wort, ein Wink, eine Anekdote sie zu bezeichnen schien, als Junius aufgeführt. Die Erfinder solcher Muthmaßungen verliebten sich oft so sehr in ihre Hirngespinste, daß sie sie anhaltend und hartnäckig, und wenn gleich ohne gesunde Kritik, doch nicht immer ohne Erfolg, wenigstens bey einem Theil ihrer Leser, zu behaupten suchten. In der Verzweiflung griff man mitunter zu ganz abenteuerlichen und ausschweifenden Conjecturen; und in einem der zahlreichen Bücher, welche dieß literärische Problem erzeugt hat, wird erzählt, ein Herr vom ersten Range habe an der Tafel einer bekannten Dame mehr als einmal versichert, Niemand anders als der König könnte die Briefe geschrieben haben, und diese Meinung sey in der königlichen Familie vollkommen accreditirt*).

Außer den berühmten Staatsmännern und Demagogen der Zeit, wurden viele andre, weniger bekannte Personen, die entweder Beweise von ihren Fähigkeiten gegeben hatten, oder denen ihre Freunde die Geschicklichkeit zutrauten, etwas außerordentliches zu leisten, für den Verfasser ausgegeben. Auf diese Weise sind Charles Lloyd, und John Roberts, beyde Secretairs der Schatzkammer; Samuel Dyer, ein Gelehrter von einem gewissen Range, Freund von Johnson und Burke; Dr. Buttler, Bischof von Hereford (auf den Wilkes gemuthmaßt hatte); der Feldprediger Rosenhagen (der sich gern bey Lord North als Junius producirt hätte, um ihm eine Pension abzudringen); Henry Flood, ein bekannter Irländischer Parlaments-Redner, und andre, mit nicht gültigern Ansprüchen, als Candidaten in diesem seltsamen Wettstreit ans Licht getreten. Aber keiner hat der ihm zugedachten Ehre lange Stich halten können; und wenn über einen oder den andern noch Zweifel geblieben wären, so hat sie Woodfall in seiner neuen Ausgabe, durch Argumente von unwiderstehlichem Gewicht, sammt und sonders beseitiget. Es wäre der Mühe nicht werth, bey allen diesen jetzt vergeßnen Hypothesen zu verweilen; wir schränken uns daher hier auf eine kurze Musterung derjenigen ein, für welche sich entweder zu gewissen Zeiten die Meinung besonders ausgesprochen, oder auf welche man die Aufmerksamkeit des Brittischen Publikums durch

*) S. An Inquiry concerning the author of the letters of *Junius* by *John Roche*. *London* 1813.

scheinbare Gründe oder Combinationen von Gründen vorzüglich zu richten versucht hat. In diese Classe gehören: Edmund Burke, W. G. Hamilton, General Lee, Lord Ashburton, Macaulay-Boyd, Delolme, Glover, und Francis.

Auf Burke fiel der erste und allgemeinste Verdacht der Autorschaft dieser Briefe; ein Verdacht, dessen Entstehung, zu einer Zeit, wo das Genie dieses großen Mannes sich erst durch einzelne Blitze angekündigt hatte, und sein Charakter noch wenig bekannt war, sich allenfalls erklären läßt, dessen Fortdauer aber, selbst bis auf unsre Tage herab, zu den seltsamsten Verirrungen menschlicher Urtheilskraft gehört *). Wer die Eigenthümlichkeiten eines Schriftstellers auch nur in ihren schärfsten Zügen zu fassen vermag, der kann zwischen Burke und Junius keine andre Verwandtschaft finden, als die der Gegenstände, welche sie behandelten, und der Gewalt über die Sprache, welche sie besaßen. Aus jedem charakteristischen Gesichtspunkte betrachtet, sind sie mehr von einander verschieden, als Rousseau und Voltaire. Die Vollkommenheit von Burke ist der unerschöpfliche Reichthum der Natur; die von Junius das vollendete Resultat der Kunst. Burke's Styl ist lebendig und voll bis zur Ueppigkeit, ein Strom, der alles mit sich fortreißt, zuweilen über seine Ufer tritt, aber selbst, wenn er Verwüstung droht, fruchtbar und gesegnet. In Junius ist alles studirt, geregelt, abgewogen, trocken, verzehrend und verzehrt. Jenen begleitet eine begeisterte Einbildungskraft bis in die tiefsinnigsten Speculationen; bey diesem regiert der berechnende Verstand, auch da, wo er am lebhaftesten bewegt und hingerissen scheint. Burke ist, wie Junius, bitter in seinem Spott, und oft heftig ohne Maß in seinem Zorn; aber selbst in seinen Sarcasmen waltet nie ein feindseliges Gemüth; und seine Leidenschaft dringt aus dem Herzen; sie ist wahr, sie ist menschlich, sie ist mittheilend, während Junius nur brennt, ohne zu erwärmen, und, wo er erschüttern will, Entsetzen und Abscheu erregt.

Man hat viel Gewicht auf den Umstand gelegt, daß die erste

*) Ein gewisser John Roche gab im Jahr 1813 eine Schrift von 300 Octav-Seiten heraus, betitelt: An Inquiry concerning the letters of *Junius*, in which it is proved *by internal as well as by direct and satisfactory evidence*, that they were written by the late R. H. *Edmund Burke*. — Nicht etwa aus Feindseligkeit, sondern aus ganz besonderm Wohlwollen, und um Burke's Unsterblichkeit noch mehr zu sichern, übernahm der Verfasser dieß erbärmliche und undankbare Geschäft; und zwar, was das merkwürdigste ist, nachdem bereits die neue Woodfall'sche Ausgabe, allen seinen vermeinten Argumenten zum voraus den Hals gebrochen hatte.

Schrift, durch die sich Burke bekannt machte, eine der gelungenſten Parodien des Ideenganges und der Schreibart von Lord Bolingbroke war. Wer ſo ein Kunſtſtück zu liefern vermogte, meinte man, konnte auch wohl, mit Verläugnung aller eignen Manier und alles eignen Charakters, die Rolle von Junius ſpielen. Aber die Parodie war ein vorübergehender, jugendlicher Verſuch, und Bolingbroke nachahmen, für ein Talent wie Burke's, kein Wunderwerk. Um aber als Junius zu ſchreiben, und zu gleicher Zeit als Burke zu ſprechen, hätte er in einer und derſelben Perſon zwey der außerordentlichſten Originalitäten vereinigen, zugleich Burke und Nicht-Burke ſeyn müſſen.

Wenn aber auch die innern Gründe der Ungereimtheit dieſer Hypotheſe nicht ſo mächtig geweſen wären, ſo hätte wenigſtens der handgreifliche Widerſpruch, in welcher ſie mit allen äußern Verhältniſſen ſtand, ſie ohne Rettung verbannen ſollen.

Burke war in enger, vertrauter Verbindung, mit einer ſehr geachteten politiſchen Partey; er hatte in der Adminiſtration von Lord Rockingham eine Stelle bekleidet; er war ein treuer, eifriger Anhänger, und bey jeder Gelegenheit ein lebhafter Lobredner dieſer Adminiſtration, von der Junius höchſtens mit Mitleid, oder mit gemäßigter Verachtung ſprach. George Grenville, der einzige Staatsmann, den Junius mit Wohlwollen zu behandeln ſchien, war als Urheber des Amerikaniſchen Taxations-Syſtems in Burke's Augen der Stifter unſäglichen Unheils, und konnte von ihm allenfalls (wie es wirklich geſchah) als ein achtungswürdiger, rechtlicher, und edler, aber nie (wie Junius that) als ein muſterhafter und wohlthätiger Miniſter geprieſen werden. Wie Junius über Amerika dachte, wiſſen wir; und gerade in dem Zeitraum, in welchem ſeine Briefe geſchrieben wurden, war Burke unabläßig beſchäftigt, die Rechte der Colonien zu vertheidigen, Verſöhnung und Frieden für ſie auszuwirken, und ihre Sache in und außer dem Parlament mit jener erhabnen Beredſamkeit zu führen, die, auch ohne ſeine ſpätern und großern Verdienſte, ſeinen Namen unſterblich gemacht haben würde.

Was hätte einen Mann, wie Burke, verleiten können, ſeine Grundſätze, ſeine Freunde, ſeine Partey, ſeine ganze politiſche Exiſtenz, Jahre lang in einem regelmäßigen geheimen Kriege zu verleugnen und zu untergraben? Und wo hätte er in einem öffentlichen, höchſt thätigen Leben, wovon jeder Tag dem Publikum gewidmet war, auch nur die phyſiſche Zeit zu dieſem fruchtloſen Gaukelſpiel gefunden?

William Gerard Hamilton, bekannt unter dem Namen *Single-Speech-Hamilton*, weil er, obgleich dreyßig Jahre

Mitglied des Englischen Parlaments, nur eine einzige und allgemein bewunderte Rede gehalten hatte *), wurde, vielleicht eben wegen dieses sonderbaren Umstandes, der mit seinen bekannten Fähigkeiten und Kenntnissen unvereinbar schien, von Anekdoten-Krämern seiner Zeit für den Verfasser der Junius-Briefe ausgegeben. Was dieser Sage eine Zeitlang Credit verschaffte, war der sonderbare Vorfall, daß Hamilton eines Tages auf einem Spaziergange dem Herzog von Richmond erzählt hatte, es sey ein neuer Brief von Junius erschienen, von dem er sogar den Inhalt wußte, und daß dieser Brief, zum Erstaunen des Herzoges, an demselben Tage nicht, zwey Tage später aber wirklich erschien. Woodfall hat die Anekdote vollständig aufgeklärt; er selbst hatte Hamilton am Morgen des Tages, wo das Gespräch vorfiel, die Nachricht von diesem Briefe gegeben, der nachher durch zufällige Hindernisse verspätet wurde. — Hamilton fand sich übrigens durch die Meinung derer, die Junius in ihm zu erkennen glaubten, nichts weniger als geehrt, und protestirte bey jeder Gelegenheit, ja selbst noch auf seinem Todtenbette, so nachdrücklich gegen den Verdacht (der auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit für sich hatte), daß Niemand mehr den Muth behielt, dabey zu beharren.

Im Jahr 1803 erschien in London ein zuerst in Amerika gedruckter Zeitungs-Artikel, nach welchem der General Lee, einem gewissen Rodney (den Niemand kannte) im Jahr 1773, bey einem ersten Besuch anvertraut haben sollte, er sey der Autor der Junius-Briefe. Auf diese unverbürgte Confidenz wurde in England nicht sonderlich geachtet, bis im Jahr 1807 ein Dr. Girdlestone in Yarmouth aufstand, und in einem eignen Pamphlet die Richtigkeit der Sache darzuthun suchte. Nachdem in der Woodfall'schen Ausgabe von 1812 dieser Versuch mit verdienter Geringschätzung behandelt worden war, wagte Dr. Girdlestone im Jahr 1813 einen zweyten, der, wie sich von selbst versteht, nicht glücklicher ausfiel **). — Ob Lee sich in einer Anwandlung von Eitelkeit für den Verfasser der Briefe ausgegeben, oder ob Rodney seine Aussage erdichtet hatte, ist nie ins Reine gebracht worden. Lee war übrigens ein Mann von

*) Im Irländischen Parlament sprach er jedoch, während der zwey Jahre seines Staats-Secretariats in Irland, mehr als einmal, und jedesmal vortrefflich. In einer nach seinem Tode von Malone veranstalteten Ausgabe der sinnreichen und launigten Schrift, die Hamilton unter dem Titel: *Parliamentary Logic* verfaßt hatte, sind zwey dieser Reden abgedruckt!

**) Die zweyte Schrift hieß: Facts tending to prove, that General *Lee* was the author of *Junius*. *London*. 1813.

Geist und Talent, aber ein leidenschaftlicher Republikaner, der aus Enthusiasmus für die Sache der Insurgenten Dienste bey ihnen nahm, und von der Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche so durchdrungen war, daß er bereits vor dem Ausbruch des Krieges an einen seiner Correspondenten schrieb: »Die Amerikaner sind allerdings das beste Volk unter der Sonne, und nichts beweiset es mehr, als daß Sie, und Grenville, und Bedford, und Newcastle, und alle Advokaten der Stempel-Taxe nicht längst gehängt worden sind.« Es gehörte eine sonderbare Verblendung dazu, um in diesem Manne Junius aufzusuchen. Ueberdieß hat Woodfall faktisch dargethan, daß General Lee während der Jahre, in welchen die Briefe geschrieben waren, fast ohne Unterlaß auf dem Continent herum reisete, und sich größtentheils in Polen aufhielt, wo er mit dem letztverstorbnen Könige in genauer Verbindung stand.

Mr. Dunning, nachmaliger Lord Ashburton, ist einer der Candidaten, welche die meisten Stimmen für sich vereinigten; und Woodfall selbst gesteht, daß es nicht ganz an Gründen dazu fehlte *). Er war lange Zeit ein strenger Oppositionist, und hatte in seinem Geiste, in seiner Beredsamkeit, in seiner Heftigkeit, in seinem ganzen Wesen etwas, das an Junius erinnern konnte. Die, welche Junius aus ihm machen wollten, schienen aber nicht in Anschlag gebracht zu haben, daß er von 1767 bis 1770 das Amt eines General-Advokaten der Krone (sollicitor general) bekleidete, mithin, auch bey dem höchsten Grade von Pflicht-Vergessenheit (dessen doch Niemand ihn beschuldigen mogte) es nie hätte wagen können, eine solche Rolle zu übernehmen.

Hugh Macaulay Boyd, ein Irländer, der zwischen 1776 und 1780 periodische Flugschriften von sehr demokratischer Tendenz unter den Titeln Freeholder, Whig u. s. f. herausgegeben, nachher aber sich in Ostindien niedergelassen, und dort den Indian Observer, und andere Pamphlete geschrieben hatte, sollte nach seinem Tode mit Gewalt zum Junius erhoben werden. Drey bekannte Literatoren, der Buchhändler Almon, Campbell und George Chalmers **) arbeiteten an diesem

*) Ein früherer Herausgeber der Junius-Briefe, Robert Heron, endigt seine Einleitung mit den Worten: »I am, in my own mind fully satisfied that the letters of *Junius* were certainly written by *John Dunning*, Lord *Ashburton* — *Letters of Junius* with Notes etc. By *Robert Heron*. *London* 1804.

**) Almon führte ihn in seinem Biographical Anecdotes (1797) mit schwachen Gründen als Junius auf. — Campbell gab im Jahre 1799 Boyd's Leben und Schriften mit einer Vorrede, die zu ihrer Zeit einen gewissen Eindruck machte, und worin er diese

Unternehmen, an welchem ihre vereinten Bemühungen gescheitert sind. Boyd war stets ein warmer Bewunderer von Junius gewesen, und hatte seine Schreibart mit sichtbarem Bestreben nachzuahmen gesucht. Seine Produkte blieben aber so weit hinter seinem Meister zurück, daß der Abstand zwischen Junius und ihm keinem urtheilsfähigen und unbefangenen Leser entgehen kann. — Almon, der erste Erfinder dieser Conjectur, hatte in einem Manuscript, welches Woodfall einst in seiner Gegenwart vorlas, eine auffallende Aehnlichkeit mit Boyd's Handschrift zu erkennen geglaubt, und diesem seine Bemerkung mitgetheilt; worauf Boyd die Farbe verändert, und mit sichtbarer Verlegenheit geantwortet haben soll: die Aehnlichkeit der Handschrift ist kein Beweis. — Woodfall (der Vater), der Boyd genau kannte, und keine große Meinung von ihm hatte, sprach dieser Anekdote alle Beweiskraft ab, und erklärte Boyd's Erröthen für eine Aufwallung geschmeichelter Eitelkeit bey dem Gedanken, daß man ihn für Junius halten konnte. Woodfall wußte besser als irgend Jemand, wie die Handschrift des wahren Junius, und wie die des eingebildeten aussah. Er wußte ferner, daß Boyd in dem Zeitpunkte, wo Junius schrieb, sich in den drückendsten Geld-Verlegenheiten befand, und weit entfernt, »ein Exemplar mit vergoldetem Schnitt,« als einziges Honorar von seinem Verleger zu begehren. Und ob er gleich den wahren Junius nicht kannte, auch nie ihn zu kennen vorgab, so besaß er doch Data genug, um aufs bestimmteste zu versichern, daß Boyd es nicht war und nicht seyn konnte. In dieser Frage ist seine Autorität als entscheidend zu betrachten.

Im Jahre 1814 gab ein Ungenannter mit geheimnißvollen Andeutungen, unter dem Titel: »Denkschriften eines berühmten Literators und Staatsmannes,« ein nachläßig geschriebnes, an sich nicht uninteressantes historisch-politisches Bruchstück über die Partey-Verhältnisse und Ministerial-Veränderungen zwischen den Jahren 1742 und 1757 heraus. Bald darauf erfuhr man, daß dieses Bruchstück von Glover, dem Verfasser des Leonidas herrührte, und daß, nach der Meinung des Herausgebers, eben derselbe Glover — ein eben so mittelmäßiger Dichter als Prosaist — die Junius-Briefe geschrieben haben sollte. Die letzte Behauptung wurde in einer besondern Schrift umständlicher aus-

Meinung mit großer Zuversicht vertheidigte, heraus. — Chalmers that dasselbe mit Leidenschaft in einer Schrift, betitelt: Supplemental Apology being the documents for the opinion, that *Hugh Boyd* wrote *Junius* letters. London 1800.

geführt *). Die dafür angeführten Gründe aber sind so seicht, das Manuscript ist ein so unvollkommnes Werk, und der Abstand zwischen Glover und Junius so groß, daß es unnütz wäre, bey dieser Hypothese zu verweilen.

Eben so schwach, und noch lächerlicher war der Versuch eines gewissen Dr. Busby (desselben, der vor einigen Jahren durch einen abgeschmackten Prolog, womit er Lord Byron überbieten wollte, einen Tumult im Opernhause veranlaßte), dem bekannten Delolme die Junius-Briefe anzuhängen **). Delolme's verständiges, aber oberflächliches Buch über die Brittische Staats-Verfassung hatte zu seiner Zeit einen gewissen Namen erworben, und es ist merkwürdig, daß Junius, der sich nicht leicht entschloß, von andern Gutes zu sagen, durch ein diesem Buche ertheiltes Lob den ersten Grund zur Reputation desselben gelegt hat. Der Verfasser, von Geburt ein Genfer, war der Englischen Sprache so mächtig geworden, daß er selbst den ursprünglich französischen Text in reines und gutes Englisch zu übersetzen vermogte. Dieß machte ihm alle Ehre. Aber von da bis zu den Junius-Briefen war der Weg noch weit. Dr. Busby hat zur Rechtfertigung seines verzweifelten Systems ein verzweifeltes Mittel gewählt. Um zu beweisen, daß ein Fremder schreiben konnte, wie Junius, behauptete er, Junius habe an sehr viel Stellen seiner Briefe wie ein Fremder geschrieben, und suchte diese verwegne Behauptung durch einen großen Aufwand pedantischer Wortkritik und elender Sylbenstecherey zu erhärten. Allem Vermuthen nach hat sein hinfälliges Spinngewebe nie einen andern Proselyten gefangen, als ihn selbst.

Endlich hat man im vergangenen Jahre in zwey anonymen Schriften ***) einen noch lebenden, in England sehr geachteten, auch im Auslande nicht unbekannten Mann, als Verfasser dieser Briefe bezeichnet. Sir Philipp Francis (seit 1806 Ritter des Bath-Ordens) zur Zeit des Gouverneurs Hastings Beysitzer des hohen Raths von Ostindien zu Calcutta, nachher ein sehr thätiges Mitglied des Parlaments, ein ausgezeichneter Redner und Geschäftsmann, und obgleich meistentheils in Ver-

*) An Inquiry concerning the Author of the letters of Junius, with reference to the *Memoirs by a celebrated literary and political Character.* London 1814.

**) Arguments and Facts, demonstrating, that the letters of Junius were written by John Lewis *De Lolme*, by *Thomas Busby*. Mus. Doctor. London 1816.

***) The Identity of *Junius* with a distinguished living character established, — und: A Supplement to Junius identified, 1817.

bindung mit der Oppoſition, doch von dem Miniſterium jederzeit geſchätzt, und oft zu Rathe gezogen, ſoll, der neuſten Angabe zufolge, der wahre Junius ſeyn. Die ſcharfſinnigen Herausgeber des Edinburgh Review haben ſich für dieſe Vermuthung zwar nicht entſchieden, doch ſo günſtig erklärt, daß ſie in jedem Fall Aufmerkſamkeit verdient.

Die äußern Umſtände treffen allerdings auffallend, und ungleich beſſer, als bey irgend einer frühern Hypotheſe, zuſammen. Mr. Francis war ſehr jung in einem untergeordneten Poſten bey dem Büreau der auswärtigen Geſchäfte angeſtellt, ging im Jahre 1760 als Legations-Sekretair nach Liſſabon, und gelangte im Jahre 1763 zu einer Stelle im Kriegs-Sekretariat, von welcher ihn Lord Barrington, der Chef deſſelben, im Jahre 1772 in Ungnade entließ. Nach ſechs- bis achtmonatlicher Abweſenheit von England erhielt er plötzlich, und ohne irgend eine bekannte Veranlaſſung oder Empfehlung, im Jahre 1773, den wichtigen Poſten in Oſtindien, den er in einem unruhigen und ſchwierigen Zeitpunkte, auf eine für ſeinen Verſtand und Charakter gleich ehrenvolle Weiſe bekleidete. — Verſchiedne Hauptzüge in der Geſchichte von Junius, — ſeine genaue Kenntniß der innern Verhältniſſe des Kriegs-Departements, und ſein lebhaftes Intereſſe an allem was darin vorging, — ſein ganz beſondrer Haß gegen Lord Barrington — ſein plötzliches Verſtummen im Jahre 1772 kurz nach der Entlaſſung des Mr. Francis aus dem Kriegs-Sekretariat, — ſein kurzes Wiederaufleben im Jahre 1773, und gleich nachher ſein definitives Verſchwinden vom Welt-Schauplatz, — dieß alles, ſo wie ſeine ausgebreitete Bekanntſchaft mit Dingen, die ſich am Hofe, im Cabinet, in den Miniſterial-Büreaus, und in den höhern Zirkeln zutrugen, läßt ſich aus der neuſten Muthmaßung bequem und befriedigend genug erklären. Man begreift auch vollkommen, wie Lord North, wenn ihm allein (und wie es ſcheint, von dem Verfaſſer der Briefe ſelbſt) das Geheimniß entdeckt worden war, ſich zu einer ſehr vortheilhaften Capitulation herbey laſſen konnte, um einen Mann von ſo großen und ſo gefährlichen Talenten aus England zu entfernen, und doch für den Staatsdienſt zu erhalten. Selbſt der Umſtand, daß Sir Philipps Vater (als Ueberſetzer des Horaz und Demoſthenes in England bekannt) Lord Hollands Caplan geweſen war, ſcheint über die der Familie des letztern bewieſne ſonderbare Schonung, ein unerwartetes Licht zu verbreiten.

So weit hat die neue Hypotheſe eine ganz anziehende Geſtalt. Was aber die innern Wahrſcheinlichkeits-Gründe betrifft, ſo können wir unmöglich daſſelbe davon ſagen. Da es von Mr. Francis kein ausgebreitetes Werk gibt, ſo läßt ſich ſein Styl,

seine Manier, sein schriftstellerischer Charakter nur aus einigen Flugschriften, und gedruckten Parlaments-Reden beurtheilen. In diesen erscheint er allerdings als ein Mann von nicht gemeinen Fähigkeiten und Kenntnissen. Aber selbst eine so große kritische Autorität als die des Edinburgh Review überzeugt uns nicht, daß auch nur ein ferner Nachklang von den mächtigen und furchtbaren Accorden, womit Junius seine Zeitgenossen erschütterte, darin zu vernehmen wäre.

Wenn man übrigens bedenkt, daß der, welcher das Genie und den Ruhm dieses Schriftstellers auf sich nehmen soll, zugleich alles das tragen muß, was ihn vor Welt und Nachwelt entehrt hat, so erstaunt man, wie unter den Augen eines noch lebenden Mannes die Frage: ob er Junius war? — mit eben der Ruhe und Kaltblütigkeit behandelt werden konnte, mit welcher man allenfalls untersucht haben mag, ob Macpherson den Ossian geschrieben hatte? Sir Philipp Francis kann nicht viel weniger als achtzig Jahre alt seyn. Ob er von den Sorgen und Meinungen der Welt noch Kenntniß nimmt, wissen wir nicht. Aber anständiger wäre es wohl gewesen, diese Verhandlung bis auf seinen Tod zu verschieben, wo ohnehin, wenn die gegenwärtige Vermuthung gegründet seyn sollte, das funfzigjährige Geheimniß sich enthüllen muß.

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. I.

Literarische Notizen.

Neuere Italienische Literatur.

(Aus der Biblioteca italiana gezogen.)

Storia di Cajo Cilnio Mecenate, Cavaliere Romano, dell' avvocato Sante Viola. Roma 1816.

Der Verfasser, welcher die frühere Bearbeitung seines Gegenstandes durch Richer und Souchay sorgfältig und beynahe ausschließend benützt hat, schildert das öffentliche Leben des Mäcenas, und die Wirksamkeit desselben für Beförderung der Künste und Wissenschaften seiner Zeit. Diesem Werke, welches, wenn gleich nicht reich an neuen Bemerkungen, selbst nicht über die so anziehende Periode der römischen Geschichte, wo die Republik zur Monarchie überging, doch durch eine edle Darstellung das Interesse des Lesers bis ans Ende festhält, sind noch drey Abhandlungen angehängt, die eine über die Gärten des Mäcenas auf dem esquilinschen Berge, die zweyte über seine Villa in Tivoli, und die dritte über eine Stelle des Plinius, in welcher derselbe behauptet, Mäcenas habe in den drey letzten Jahren seines Lebens an fortwährendem Fieber und später Schlaflosigkeit gelitten.

Nuovo esame delle sorgenti della privata e pubblica richezza, del Dottore Carlo Bosellini

Die Untersuchungen über die Quellen des National- und Privat-Reichthums, welche in England, Frankreich, Deutschland und Italien auf dem sicheren Wege geläuterter Erfahrung seit mehr als einem halben Jahrhunderte die Staatswirthschaftslehre zu einem so hohen Grade von Vollkommenheit gebracht haben, stellet der Verfasser gegenwärtigen Werkes aus einem ganz verschiedenen Gesichtspunkte an. Unbekümmert um Thatsachen und Erfahrungen in dieser nur durch Erfahrung begründeten Lehre, setzet er a priori Grundsätze über die Quellen des öffentlichen und Privat-Reichthums, und darauf gebaute Maximen der Staatsverwaltung fest, welche den Namen politischer Raisonnements nur in dem unfruchtbaren Sinne des Wortes verdienen.

Corso di letteratura drammatica del Sig. A. W. Schlegel, traduzione italiana con note di Giovanni Gherardini. 3 Vol. in 12. Milano.

Herr A. W. Schlegel hat an Herrn Gherardini einen trefflichen Uebersetzer gefunden. Die Noten aber, welche er der Uebersetzung beyfügte, sind der Anlaß zu einem lebhaften wissenschaftlichen Streite ge-

worden. Gherardini, voll Achtung, ja selbst Bewunderung für Schlegels Talente, vermag nicht, seine Empfindlichkeit über dessen Urtheil in Betreff der dramatischen Poesie der Italiener zu unterdrücken, und glaubt dieses Gefühl um so mehr gerechtfertigt, als der deutsche Verfasser selbst den moralischen Sinn der gesammten Nation, welche durch die Werke eines Metastasio gerührt zu werden vermag, in Zweifel zu ziehen wagt. Die Bibliothèque universelle, eine Fortsetzung der Bibliothèque britannique, nahm im Julius-heft 1817 den deutschen Verfasser mit einer Lebhaftigkeit in Schutz, wodurch selbst Herrn Gherardini zu nahe getreten wurde, und die Biblioteca italiana entgegen vertheidiget nun wieder den italienischen Uebersetzer. Daß die Ansichten der neueren deutschen Kritiker über dramatische Poesie überhaupt, und insbesondere über den romantischen Theil derselben in Italien noch nicht Eingang gefunden, ist eine Erscheinung, welche, den Charakter der Nation und den Gang ihrer Bildung betrachtet, nicht schwer zu erklären seyn dürfte. Ja, man darf mit Recht annehmen, die feste, fremder Leitung wenig zugängliche Beharrlichkeit einer Nation bey der Richtung, die ihre wissenschaftliche Ausbildung durch Gründe, die in dem Charakter und den Schicksalen des Volkes liegen, genommen, sey vielmehr eine erfreuliche Erscheinung. Immer wird es aber für die italienische Literatur ein Gewinn seyn, durch eine, wenn gleich nur der französischen nachgebildete, doch treffliche Uebersetzung mit den neueren deutschen Ansichten über dramatische Poesie bekannt geworden zu seyn.

Peintures antiques des vases grecs, de Sir John Coghill Bart, publiées par James Millingén de la Société des antiquaires de Londres et de l'académie archéologique de Rome. Rome 1817.

Die Sammlung griechischer oder, wie man sie gewöhnlich nennt, hetruscischer Vasen, aus welcher die gegenwärtigen Abbildungen genommen sind, war ein Eigenthum eines ausgezeichneten römischen Gelehrten, des Herrn De Rossi, von dem Herr Coghill sie kaufte, und der diese Abbildungen selbst mit seinen Erklärungen herauszugeben gedachte. Wirklich hat auch der gegenwärtige Herausgeber drey lange Briefe des De Rossi, welche vorzüglich die Art und Weise, wie diese Vasen verfertiget wurden, erklären, ins Französische übersetzt, mit abdrucken lassen

Nach seiner Meinung wurden diese Vasen auf der Drehbank verfertigt. Wenn sie vollkommen getrocknet waren, zeichnete der Künstler mit einer Nadelspitze den ersten Entwurf, dessen Umrisse er dann mit dunnen schwarzen Strichen genauer ausführte. Die Umrisse wurden dann mit einem gröberen Pinsel erweitert, damit sie bey der Auftragung des schwarzen Grundes nicht mehr verändert werden könnten. Hierauf kam das Gefäß in den Ofen, und dann erst wieder in die Hände eines minder geschickten Künstlers, welcher den Grund einförmig übermalte. Ein zweyter Brand brachte die schöne schwarze Glasur hervor. Die Verzierungen, Arabesquen, Laubwerk u. d. gl., glaubt De Rossi, seyen auf ähnliche Art, wie das Patroniren bey Zimmermalereyen, angebracht worden. Die weiße Farbe, welche an Falten, Bäumen, Geräthschaften zu bemerken ist, hält der Verfasser für Bley-Oxyd, und glaubt, daß sie nach dem Brande aufgesetzt worden sey. Winkelmann stimmt der Ansicht des Herrn De Rossi darin bey, daß die Glasur erst nach dem ersten Brande der Vasen gegeben wurde, glaubt aber, daß die Grundanlegung und Figuren-Zeichnung zur selben Zeit geschah. Nach des Verfassers Meinung waren es

nicht Künstler vom ersten Range, aber auch nicht ganz gewöhnliche, welche die Abbildungen auf den griechischen Vasen verfertigten. Wahrscheinlich sind dieselben bloße Kopien. Im dritten Briefe ist von den uneigentlich so genannten sizilianischen Vasen die Rede, welche auf eine andere Art bemalt sind. Die Figuren nämlich sind schwarz, der Grund hat die gelbliche Farbe des Thones, Draperie und Glieder sind mit der Spitze einer Nadel gezeichnet. Viele Alterthumsforscher halten diese Vasen für weit früheren Ursprungs, als die griechischen; der Verfasser aber glaubt, sie seyen aus demselben Zeitalter. In der That herrscht in den Formen der Gefäße, und in den Verzierungen, Arabesken, Blumen u. d. g., ganz derselbe Geschmack, wie in den griechischen, die sonderbaren Mißverhältnisse und Mißgestalten in den Figuren scheinen aber absichtliche Karikaturen und Nachbildungen des alten ungebildeten Styles im Zeichnen zu seyn. Auf einigen Gefäßen dieser Sammlung sind durch griechische Buchstaben die vorgestellten Gegenstände bezeichnet, auf einigen findet sich das Wörtchen Καλος Καλη mit oder ohne Beysatz eines eigenen Namens, wahrscheinlich eine Artigkeit gegen die Person, welcher die Vase zum Geschenke bestimmt war. Die Erklärung der Figuren in dieser Sammlung ist von Herrn Millingen, auf eine seiner bewährten Kenntnisse in diesem Fache würdige Art unternommen worden. Es ist zu bedauern, daß nicht wenigstens von den vorzüglichsten Vasen der Sammlung die Größe angezeigt worden, weil darin ein Theil ihres Werthes besteht.

Dizionario militare italiano di Giuseppe Grassi dell' Accademia Reale delle Scienze di Torino. Torino 1817.

Die langen Kriege, in welche Italien im 14ten, 15ten und 16ten Jahrhunderte verwickelt war, mußten bey einer Nation von so regem Sinne für Künste und Wissenschaften auch die Kriegskunst zu einem hohen Grade von Vollkommenheit bringen. Daher in jenem Zeitalter so manche berühmte italienische Feldherren, und Schriftsteller über die Kriegskunst, von ersteren Strozzi, Alexander Farnese, Joh. Jak. Trivulzio, und Emanuel Philibert von Savoyen, von letzteren Aegidius Colonna, Bono Giamboni, und Nikolaus Machiavelli. Die Befestigungskunst wurde daher in jener Zeit, wo man im übrigen Europa noch nicht angefangen hatte, die Kriegskunst wissenschaftlich zu behandeln, durch Italiener mit vielen Erfindungen bereichert, welche italienische Benennung erhielten. Andere Nationen, vorzüglich Franzosen, welche dieselben in der Folge vervollkommten, als Italien den Stürmen dreyer Jahrhunderte erlag, und seine Festen und Thürme in fremde Macht fielen, gaben denselben auch neue Benennungen. Der Verfasser des gegenwärtigen Wörterbuches glaubt daher seinem Vaterlande einen Dienst dadurch zu erweisen, daß er aus den italienischen Schriftstellern der vergangenen Jahrhunderte die militarisch technischen Ausdrücke hervorsucht, und sie seinen Landsleuten gegen die heut zu Tage üblichen anbietet. Wiewohl Vollendung bey einem Wörterbuche überhaupt nicht leicht gefordert werden kann, so hat der Verfasser doch selbst italienische Puristen so sehr befriedigt, daß sogar der berühmte Botta, der Verfasser der Storia dell' independenza dell' America und anderer Werke, ein in jeder Hinsicht kompetenter Richter, nur siebzehn Worte darin findet, deren er sich nicht bedienet haben würde.

Sulle principali malattie degli ulivi della provincia veronese e degli insetti che li dannegiano. Dissertazione del Sig. Ciro Pollini.

Als Ursachen der Krankheiten der Oelbäume gibt der Verfasser theils nicht angemessenes Klima, theils Insectenstich, theils endlich fehlerhafte Behandlung des Baumes an, besonders das Beschneiden zur Zeit der ausbrechenden Blüthe. Er zählt folgende Krankheiten auf: die Räude, welche in kleinen Auswüchsen an den Zweigen und dem Stamme besteht, und von vielen Oekonomen für mittheilbar gehalten wird, wenn man nämlich mit demselben Messer, mit welchem man die Auswüchse wegschnitt, gesunde Stämme beschneidet: das Geifern oder der Rotz, das Austrocknen, eine Folge der Kälte, besonders wenn sie bald nach einem Regen eintritt, das Faulen des Holzes, ebenfalls eine Wirkung der Kälte, endlich eine am Lago di Garda vorkommende Krankheit, welche dort pioccio genannt wird, und in ein paar kleinen Beulen an den Zweigen und vorzüglich unter den Rippen der Blätter besteht. Nimmt man sie weg, so bleibt eine Vertiefung, die bis ins Holz reicht, zusammengedrückt fließt aus ihnen eine citrongelbe schleimige Feuchtigkeit aus. Bey jeder dieser Krankheiten gibt der Verfasser mit Sachkenntniß Ursache, Verwahrungsmittel, und Heilart an. Die Insecten, von welchen der Verfasser handelt, sind: die Oelcochenille, Cocus oleae; die Oelbaumfliege, Musca oleae; der Hilesinus oleiperda, und noch ein viertes Insect, welches sich zwischen den Blättern des Oelbaums gleich einem Seidenwurme einspinnt, aber noch nicht genau bestimmt werden konnte.

Catalogo ragionato di una raccolta di rocce, disposta con ordine geografico per servire alla geognosia dell' Italia di G. Brocchi, membro dell' Istituto. Milano. 1817.

Nach der Beschreibung der einzelnen Stücke und der Angabe des Ortes, wo sie hergenommen sind, gibt der Verfasser über die Gebirgsschichten, ihre Verhältnisse und Ursachen kritische und von gründlichen Kenntnissen im Fache der Mineralogie zeugende Untersuchungen. Er, welcher die ganze Sammlung selbst gemacht hat, wählte dazu den großen Strich Landes, welcher zwischen dem adriatischen und mittelländischen Meere liegt. Die Lombardie und das Venetianische hat er künftigen mineralogischen Untersuchungen aufbehalten. Das vulkanische Gebiet Unteritaliens, Kampaniens mit den nahen Inseln, und des Kirchenstaates sind von ihm mit besonderer Sorgfalt und zur nicht geringen Bereicherung der Geognosie Italiens durchsuchet worden. Der Verfasser verspricht auch die bisher von ihm noch nicht mineralogisch durchsuchten Theile Italiens zu bereisen.

Sulle alghe viventi nelle terme Euganee. con un indice delle piante rinvenute sui colli Euganei, e un appendice sopra alcune alghe della provincia Veronese. Lettera del Sig. Ciro Pollini al Sig. Conte Francesco Rizzo Potarolo.

Herr Pollini, ein durch mehrere fruchtbare Untersuchungen im Fache der Naturkunde rühmlich bekannter Arzt in Verona, stellte von Abano aus, dem Orte, wo sich die wirksamsten Bäder des Gebietes von Verona befinden, die Nachforschungen an, deren Resultate er hier dem

Grafen Potarola, einem großen Freunde und Kenner der Botanik, mittheilt. Unter den Pflanzen, welche er in den heißen Bädern fand, zeichnet er aus Monilia viridis, und verschiedene Arten Conferva. Eine derselben, welche er conferva intexta nennt, hält er für neu, wenn sie nicht etwa eine sehr seltene Varietät der conf. fontinalis ist; eine andere nennt er nach dem Orte, wo sie entsteht, conferva aponina, glaubt aber, daß sie wegen ihrer ganz besondern Structur eine eigene Art bilde, für welche er den Namen Merizomirica (in infinitum divisa) vorschlägt. Seine Untersuchungen über die conferva duplisecta, welche wegen der hin und herschwankenden und vorschreitenden Bewegungen unter die oscillaria gehört, verdienen besondere Aufmerksamkeit. Der Verfasser findet diese Bewegungen, die er unter verschiedenen Umständen zum Gegenstande der sorgfältigsten wissenschaftlichen Beobachtungen machte, weder aus physischen, noch chemischen Gründen, noch als bloße Wirkung eines hohen Grades von Reizbarkeit erklärbar, sondern hält sie für eigenmächtig hervorgebracht, und setzt diese Oscillaria unter die Classe der Infusionsthiere. Eine andere Art von conferva (entonia) nennt Herr Pollini von dem berühmten Corti, der zuerst in Italien die besonderen Erscheinungen der Oscillarien bekannt machte, conferva Cortii. Das Verzeichniß der Pflanzen, welche der Verfasser auf den Hügeln in der Nähe dieser heißen Bäder fand, enthält 132 Arten.

Del marasso o vipera chersea, rinvenuta nel territorio veronese. Memoria del Sig. Bernardino Angelini.

Herr Angelini, ein gelehrter Naturforscher, der im Begriffe steht, durch eine Entomologie des Gebiets von Verona der Lombardie das erste Werk in diesem Fache zu liefern, hat hier die Beschreibung der unter dem Namen vipera chersea den Naturforschern, dem gemeinen Manne aber an den Grenzen des veronesischen und mantuanischen Gebietes unter jenem des marasso bekannten Natter mit vieler Gelehrsamkeit unternommen. Man glaubte bisher, daß sie sich nur in nördlichen oder Alpengegenden finden, wie dann einige in Polen, Preußen und Dänemark, eine von Rasumowski in der Schweiz angetroffen, und eine von Alexander Brongniart in den Pyrenäen getödtet wurde, von welcher der berühmte Entomolog Latreille eine vortreffliche Beschreibung herausgab. Nun fand sie sich aber auch in dem Landstriche zwischen dem Po und den kleinen Flüßen Tion, Tartaro und Molinella. Diese Natter gehört unter die giftigsten, und nach der Behauptung der Encyclopädie gäbe es kein Mittel gegen ihr Gift. Inzwischen hat Acrelle in Frankreich dagegen Blasenpflaster aus Kantharidien, Theriak, Opium im Weine aufgelöst, auch einige Tropfen Salmiak auf die Wunde aufgelegt, innerlich aber ebenfalls Opium und Salmiak, und die aristolochia tribolata, wobey die angelaufenen Theile mit kamphorisirtem Leinöl geschmieret wurden, mit Erfolg angewendet.

Descrizione ed uso d'una nuova scala da applicarsi al barometro per conoscere le altezze dei luoghi senza calcolo, del Sig. Jacopo Bertoncelli, assistente alle classi di fisica e chimica nel R. Liceo di Verona. Verona 1817.

Der Gedanke, eine logarithmische Scala am Barometer anzubringen, ist nicht neu, sondern früher schon bey einem aerostatischen Versuche

in Italien angewendet worden. Allein bisher konnte man durch Hülfe dieser Scala die Höhe eines Ortes nur annäherungsweise kennen lernen; nun hat aber Herr Bertoncelli einen Mechanismus erfunden, wodurch die Veränderungen, die aus der verschiedenen Temperatur der Luft und des Queckſilbers entſpringen, und die Bruchtheile in den Zwiſchenräumen der Untertheilungen auf der logarithmiſchen Scala gemeſſen werden können. Es iſt dieß nicht ein für ſich allein wirkender Mechanismus, ſondern eine Methode, durch Linien und Schraubendrehungen die Additionen und die Multiplicationen zu machen, zu denen man ſonſt Ziffern nöthig hat. Ohne Zweifel wird daher dieſe Erfindung jedem Meſſer einer Höhe, deſſen Aufmerkſamkeit im Augenblicke der Meſſung ohnehin von vielen Gegenſtänden in Anſpruch genommen wird, ſo daß er damals ſchwierige Rechnungen gerne vermeidet, eine willkommene Erſcheinung ſeyn.

Esperimenti comparativi sull' azione dell' acqua coobata di lauroceraso e del tartaro emetico in diverse specie di animali e nell' uomo sano, del Dottore Giuseppe Bergonzi.

Um die zwiſchen den berühmteſten neueren, und den älteren Aerzten ſtreitige Frage, ob das Kirſchlorbeerwaſſer und der Brechweinſtein gleiche, oder entgegengeſetzte Wirkungen auf Thiere und Menſchen hervorbringen, einer wiſſenſchaftlichen Entſcheidung zuzuführen, ſtellte ſchon ein rühmlich bekannter Arzt in Neapel, Dr. Vinzenz Stellati, Verſuche an, über welche der berühmte Profeſſor Rubini im mediziniſchen Journale von Parma 5. Jahrgang Nr. 35 mit gelehrter Beurtheilung Rechenſchaft gab. Allein, mit der Art und Weiſe, wie dieſe Verſuche angeſtellt wurden, nicht ganz zufrieden, ermunterte Rubini ſelbſt den Verfaſſer der gegenwärtigen Schrift zu neuen Verſuchen über dieſen anziehenden Gegenſtand der Pharmakologie. Herr Bergonzi macht demnach im Octoberhefte der Biblioteca italiana acht Verſuche, die er mit aller Vorſicht anſtellte, bekannt, und wird in den folgenden Heften von ferneren Rechenſchaft geben. Bey dem erſten Verſuche tödteten 30 Tropfen Kirſchlorbeerwaſſer ein ganz geſundes Kaninchen ſehr ſchnell. Alle Symptomen bis zum erfolgten Tode, ſo wie das, was die Section offenbarte, ſind bey dieſem, ſo wie bey den folgenden Verſuchen, nach der genaueſten Beobachtung getreu berichtet. Im zweyten Verſuche tödteten 38 Grane Brechweinſtein (tartarus stibiatus) welchen Herr Bergonzi ſelbſt ſorgfältigſt mit Spießglanz ſich bereitet hatte, in drey allmähligen Doſen gegeben, ein geſundes Kaninchen innerhalb 25 Minuten, ohne den mindeſten Reiz zum Erbrechen in demſelben hervorzubringen. Im dritten Verſuche brachten 36 Tropfen Kirſchlorbeerwaſſer ein Kaninchen dem Tode ganz nahe, auf ein halbes Drachma Brechweinſtein, welches darauf gegeben wurde, erholte es ſich aber wieder, und ſtarb erſt zwey Tage darauf an einem Abortus. Im vierten wurden 44 Tropfen Kirſchlorbeerwaſſer einem Kaninchen innerhalb 3 Minuten gegeben, und als alle Zeichen eines nahen Todes ſchon eingetreten waren, ein halbes Drachma Brechweinſtein. Das Thier wurde ganz hergeſtellt. Im fünften wurden demſelben Thiere 3 Tage nach dem vorigen Verſuche wieder 14 Tropfen Kirſchlorbeerwaſſer gegeben, man gab darauf bloß zwey Löffel reines, friſches Waſſer, und das Thier ſtarb. Im ſechsten verſchlang ein Kaninchen zwey und einen halben Scrupel Brechweinſtein, und als es dadurch in einiger Zeit dem Tode nahe kam, 41 Tropfen Kirſchlorbeerwaſſer, und ward wieder hergeſtellt. Im ſiebenten wurde daſſelbe Kaninchen mit zwey und einem halben Scrupel Brechweinſtein getödtet. Bey dem achten Ver-

suche, da Herr Bergonzi einem Kaninchen zwey und einen halben Scrupel Brechweinstein und 36 Tropfen Kirschlorbeerwasser, zwey Substanzen, deren jede für sich nach den vorhergegangenen Versuchen das Thier wahrscheinlich getödtet haben würden, zusammengemischt gab, wurde dasselbe zwar krank, erholte sich aber bald wieder, und lebte ohne weitere nachtheilige Folgen fort.

Storia Giudaica dal principio del mondo sino alla distruzione di Gerusalemme e al totale disfacimento della nazione, avvenuto sotto Adriano. con riflessione al suo stato presente. Opera divisa in tre libri, il primo e l'ultimo de quali contengono il vecchio e nuovo testamento, compendiata dal Professore Giuseppe Ravani. Milano 1817.

Dieses Werk, welches eigentlich zum Unterrichte der Jugend bestimmt ist, kann in manchen Theilen auch das gelehrte Publikum interessiren. Es behandelt in einer einfachen, kräftigen, ohne Affectation zierlichen Schreibart die Geschichte dieses in so vielen Hinsichten wichtigen Volkes. Vorzügliche Sorgfalt hat der Verfasser der von früheren Kompendienschreibern gewöhnlich vernachläßigten, gegen zweyhundert Jahre umfassenden Periode von Johannes Hirkanus an, den Neffen der tapfern Makkabäer, bis zur Zerstörung Jerusalems gewidmet, und die offenbaren und geheimen Ursachen jener großen Ereignisse entwickelt, denen endlich dieses durch Aberglaube und Laster aller Art verderbte Volk erliegen mußte. Auch den gegenwärtigen Zustand desselben würdiget der Verfasser mit philosophischem Blicke, und erörtert gründlich die Ursachen seiner Spaltungen und seines sichtbaren Verfalls.

Alcuni cenni critici del Dottore Gian Dionisio Avramiotti sul viaggio in Grecia che compose la prima parte dell itinerario da Parigi a Gerusalemme del Sig. F. A. de Chateaubriand con varie osservazioni sulle antichità grecche. Padova 1816.

Herr von Chateaubriand bewies in seiner Beschreibung Griechenlands eine solche Unbekanntschaft mit dem griechischen Boden und griechischen Alterthume, daß der Verfasser der gegenwärtigen Schrift sich berufen fuhlt, die große Zahl von Irrthümern, deren Chateaubriand sich schuldig macht, einzeln nachzuweisen. Wenn Herr Avramiotti bey dieser Arbeit auch zum Theile durch Bitterkeit ein beleidigtes Selbstgefühl verräth (denn er, der Herrn von Chateaubriand bey sich in Argos gastfreundlich und mit aller Auszeichnung aufgenommen hatte, wird von ihm als ein aus seinem Vaterlande verbannter Italiener, wofür er ihn hielt, sehr unfreundlich behandelt), so ist es doch für die Lesewelt ein dankenswerthes Unternehmen, Oberflächlichkeit, Unwahrheit und Unkenntniß in einer Reisebeschreibung aufzudecken, welche weit mehr die wörtliche Abschrift früherer Werke, vorzüglich Chandlers, als das Resultat eigener von Wissenschaft und Kunstkenntniß geleiteter Beobachtung ist.

Le odi di Anacreonte, recate nuovamente dal greco in verso italiano. Venezia 1817.

Ein Mann von mehr als siebenzig Jahren, der sich mit Eifer und Erfolg auf das Studium der Mathematik verlegt, Kriegsdienste geleistet,

und ansehnliche Aemter bekleidet hatte, benützte die Muße, welche eine ehrenvolle Zurückgezogenheit von Geschäften ihm gewährte, zum Studium der griechischen Sprache, und wählte die Oden Anakreons zu einer Uebung im Uebersetzen. Nur unter der Bedingung, seinen Namen zu verschweigen, willigte er in den Wunsch seines Sohnes, diese Uebersetzung bekannt zu machen. Inzwischen verrieth vorzüglich das von den Herausgebern vorgesetzte schöne Portrait des Uebersetzers den Cavaliere Ricci, als solchen. Der Uebersetzung fügte ein anderer berühmter Neapolitaner, der auch seine Muße den schönen Wissenschaften widmet, auf beynahe 70 Seiten belehrende Noten bey, und der berühmte Mustoxidi von Corcyra bereicherte sie mit einer Lebensbeschreibung Anakreons, welche, aus einer Zergliederung der Werke des Dichters selbst gezogen, die Gelehrsamkeit und den gebildeten Styl des Verfassers neuerdings bewähret.

Descrizione dei dipinti a buon fresco, eseguiti in una galleria del palazzo del Sig. Duca di Bracciano in Roma, dal Sig. Pelagio Palagi, accademico di S. Luca. Roma 1816.

Die hier beschriebenen Gemälde befinden sich in der dritten Gallerie des ehemaligen Pallastes Bolognetti, und stellen die merkwürdigsten Thaten des Theseus dar. Nach der Schilderung des Herrn Tamboroni darf sich Italien durch Herrn Palagi einigen Ersatz für den Verlust Appianis, des ersten italienischen Malers unserer Zeit, versprechen, dessen letzte Fresco-Gemälde immer eine der schönsten Zierden Mailands bleiben werden.

Observations sur la ressemblance frappante entre la langue des Russes et celle des Romains. Milan 1817.

Das Studium der Etymologien, so anziehend und oft auch philosophisch es seyn mag, ist dadurch, daß Manche es allzuweit getrieben, in Mißkredit gekommen. Doch würde man auch wieder in der Zweifelsucht zu weit gehen, wollte man den Uebergang von Wörtern einer Sprache in eine andere von ihr verschiedene ablängnen. So hat der Verfasser der gegenwärtigen Schrift mehrere russische Wörter gesammelt, welche mit dem lateinischen Ausdrucke desselben Gegenstandes eine zu auffallende Aehnlichkeit haben, als daß sich der Uebergang des lateinischen Ausdruckes in die russische Sprache bezweifeln ließe. So sind Vino und vinum, hlieba und gleba, sal und sol, more und mare, notsch und nox u. d. gl. Zu viel aber würde man daraus folgern, wenn man diese ähnlichen Wörter, deren Zahl sich auf ungefähr zweyhundert beläuft, als einen Beweis eines gemeinschaftlichen Ursprunges beyder Sprachen annehmen wollte. Gründlichere Beweise für die Abstammung einer Sprache von einer andern, als Etymologien einzelner Wörter, müssen in dem Baue und der Organisation der beyden Sprachen gesucht werden. Hierin aber zeigen sich die russische und lateinische Sprache nicht so nahe miteinander verwandt. Denn bemerkt der Verfasser gleich mit Wahrheit, daß die russische Sprache so wie die lateinische, den Artikel nicht kennt, so haben dieses doch mehrere Sprachen mit der lateinischen gemein, und als eine sehr wesentliche Verschiedenheit erscheinet gleich dagegen, daß die russische Sprache Hülfszeitwörter hat, welche die lateinische nicht kennt. Der Verfasser zeigt nebst der etymologischen Verwandtschaft der russischen und lateinischen Sprache auch noch die Abstammung mehrerer russischen Worte aus dem Türkischen, Tatarischen

und Chinesischen; den Volksnamen Russus aber leitet er nicht, wie viele, von dem lateinischen Worte Russus, sondern von Ross, dem Namen eines Flußes, oder von dem deutschen Worte Roß ab, weil jene Völker sich einst nur der Reuterey im Kriege bedienet haben sollen.

Descrizione anatomica degli organi della circolazione delle larve delle salamandre acquatiche, fatta dal Dott. Mauro Rusconi, e comunicata per via di lettera al Sig. Brocchi, membro dell' Istituto. Pavia 1817.

Die Larven, welche der Verfasser zum Gegenstande seiner Untersuchungen wählte, gehören zu einer Art von Wasser-Salamander, welche nach desselben Beschreibung die Lacerta lacustris des Linnee zu seyn scheinet. Sie ist nach Linnee eine Varietät der Lacerta aquatica, und Daudin gibt eine besondere Art derselben mit dem Namen Salamandra cristata an. Die Untersuchungen des Doct. Rusconi über dieselben in der so wichtigen Beziehung auf die Organe ihres Blutumlaufes sind durch Genauigkeit, Vollständigkeit, Neuheit der gemachten Entdeckungen, und lichtvolle Darstellung für den Freund der Zoologie höchst anziehend, und doch sind sie nur eine Zugabe zu einem anderen Werke, und sollen bloß zur Vergleichung mit der Anatomie des Proteus anguinus dienen, eines Thieres, welches der berühmte Professor Configliachi, zu Pavia mir sich aus Deutschland brachte, und welches der Verfasser mit nicht geringerer Genauigkeit untersucht hat.

Considerazioni sulla Rachitide. Memoria di Francesco Carvela Zacintio, Dottore in medicina Padova 1817.

So kurz diese Abhandlung ist (sie enthält nur 48 Oktavseiten), so umfassend ist sie in Hinsicht ihres Inhalts, und der denkende Arzt wird, wenn auch seine Ansichten von denen des Verfassers hie und da abweichen sollten, der tiefen Gelehrsamkeit desselben, seiner Beobachtungsgabe, und seiner schönen Schreibart Beyfall und Achtung gewiß nicht versagen. Nach des Verfassers Meinung war diese Krankheit schon dem Hippokrates bekannt, wiewohl die wissenschaftlichen Untersuchungen darüber nicht über zwey Jahrhunderte hinausreichen. Die weit einfachere und kräftigere Lebensweise unserer Vorfahren, und ihre Unbekanntschaft mit dem syphilitischen Uebel mag wohl die vorzüglichste Ursache seyn, warum sie in früheren Zeiten seltner erscheint. Gegenwärtig ist sie leider allgemein verbreitet, und keinem Lebensalter ganz fremd. Die Gesellschaft der Curiosi della natura, und Klein erzählen Fälle von rachitischem Foetus, und der berühmte Professor Paletta besitzt noch ein Skelet eines viermonatlichen Foetus, der unläugbar rachitisch ist. Den Gang der Krankheit bis zur Genesung oder zum Tode, und die Resultate der Leichenöffnungen der an der Rachitis Gestorbenen beschreibt Herr Zacintio umständlich und getreu nach eigenen und fremden Beobachtungen.

Als Gelegenheitsursachen der Krankheit gibt er in Beziehung auf örtliche Beschaffenheit feuchte, kalte, sumpfige Luft an, weßwegen sie in Holland und England so häufig sey, in Beziehung auf Nahrungsmittel, ein mit vielen Erdsalzen geschwängertes Wasser, und Genuß von schlechten, wenig Nahrungsstoff enthaltenden Speisen, in Hinsicht auf die Aeltern der Kranken, Heiraten im unreifen oder zu vorgerücktem Alter, Ausschweifungen im Genusse der Liebe, hohen Grad von Elend und Ar-

muth, oder auch von Ueppigkeit, Skorbut, Skrophelkrankheit, Luftseuche oder selbst Rachitis der Aeltern oder Säugammen, endlich in Bezug auf die Kinder selbst schwachen Körperbau, beschwerliches Zahnen, frühen Gebrauch unverdaulicher Speisen, Wechselfieber, Diarrhöen, Ruhr, Unreinlichkeit in Wohnung und Kleidung.

In Angabe der nächsten Ursache dieser Krankheit weichet der Verfasser von seinen Vorgängern, deren Meinungen er prüft, ab, und findet sie in der zu geringen und nicht normalen Thätigkeit der Lymphgefäße im allgemeinen, und der sogenannten Milchgefäße insbesondere, wodurch dann Menge, Verhältniß und Verbindung in den Grundstoffen der Lymphe und des Blutes verändert werde. In Behandlung der Rachitis, welche der Verfasser anfänglich, ehe noch Verletzungen von Organen eingetreten sind, für heilbar hält, räth er bittere Dekokte, Eisen, China, alten Wein, trockene Reibungen, durch eine erregende Mischung verstärkt, aromatische Räucherungen, kalte Bäder ꝛc., dabey das Liegen des Kranken auf hartem Bette, auf Matratzen, die mit aromatischen Kräutern gefüllt sind, reine Kleidung und Wäsche, gesunde Nahrung, Kompressen, um den Gelenken wieder die gerade Richtung zu geben u. d. m. Schlüßlich erzählt der Verfasser eine Behandlungsart dieser Krankheit, welche in seinem Vaterlande Zante von Weibern angewandt wird, und von ihm auch als vollkommen bewährt gefunden wurde.

Dello influsso dei boschi sullo stato fisico de' paesi e sulla prosperità delle nazioni. Memoria di Giuseppe Gautieri, C. R. Ispettore generale dei boschi. e membro di più accademie e società letterarie nazionali ed estere. Milano 1817.

Ist gleich dasjenige, was der Verfasser über den Einfluß der Waldungen auf Temperatur, Witterung, Bewässerung und Fruchtbarkeit eines Landes überhaupt sagt, für den deutschen Leser nicht neu, so hat er doch seine Bemerkungen mit so viel Sachkenntniß auf Italien, und insbesondere die Lombardie angewendet, daß nebst dem Statistiker auch jeder einsichtsvolle Forstbesitzer, und wer immer auf die Gesetzgebung im Forstwesen Einfluß hat, das Werk mit vielem Nutzen lesen wird. Unter diese interessanten praktischen Bemerkungen gehören vorzüglich jene über die Mittel, dem Ticino mehr Wasser zu verschaffen, die wegen der verschiedenen Ansichten der Regierungen, durch deren Gebiet er fließt, schwerlich je werden in Anwendung gebracht werden. Sehr wahr ist das Resultat, welches Herr Gautieri aus seinen Betrachtungen zieht, daß Anpflanzung und Abstockung der Wälder nicht der Privatwillkür überlassen, sondern durch die Regierungen bestimmt werden sollte.

Osservazioni intorno al morbo petecchiale, del Dottore Giuseppe Cerri, milanese. Milano 1817.

Der Verfasser zählt das Petechialfieber unter die Krankheiten, welche gegen das Ende des funfzehnten und den Anfang des sechzehnten Jahrhunderts zuerst bekannt wurden. Die Petechien betrachtet er nicht als ein Symptom des Nervenfiebers, sondern als eine eigene Art Ausschlag, wie die Pocken. Er weicht von Hildenbrand und anderen Aerzten vor und nach diesem darin ab, daß er nicht zugibt, der Stoff dieser Krankheit erzeuge sich durch Gelegenheitsursachen, als z. B. schnellen Wechsel der Atmosphäre, schlechte Nahrung und Getränke u. d. gl. Vielmehr setzt er

den Grund derselben in ein ursprüngliches Miasma, welches sich weiter verbreite, und in eine ungeachtet aller bisherigen Untersuchungen noch unbekannte Beschaffenheit der Luft. In der Behandlung des Petechialfiebers räth der Verfasser anfänglich leichte Ausleerungsmittel, als z. B. Tamarinde, Manna, die Mittelsalze, den Brechweinstein und andere, Bäder und Begießung mit kaltem Wasser. Als ein beynahe spezifisches Mittel gegen die ausgebrochene, so wie als ein Verwahrungsmittel gegen die befürchtete Petechialkrankheit betrachtet er ein Bad mit einer Mischung von 3 bis 4 Unzen geschwefelter Pottasche (ganz gegen die Grundsätze, nach welchen Smith, Guyton-Morveau, Odier, Palloni, Brugnatelli diese Krankheit beurtheilten). In der zweyten Periode der Krankheit, wo sich schon Abnahme der Lebenskraft zeigt, räth er reizende Mittel, vorzüglich Wein, China, Kampher, Hoffmannischen Geist, versüßten Salpetergeist, Blasenpflaster, Kaffee, einfache Bäder und solche mit geschwefelter Pottasche u. d. g. Unter den Verwahrungsmitteln fand der Verfasser auch bey dieser Epidemie Oeleinreibungen als bewährt. Auch Blasenpflaster, wo sie anderer Krankheiten wegen angewendet wurden, bewahrten gegen die Petechialansteckung.

Memoria su la petecchia, del Dott. Luigi Perla, medico ordinario dell' ospital maggiore di Lodi. Lodi 1817.

In dieser Schrift verdienen bloß die Thatsachen, wodurch der Verfasser gegen die Meinung vieler Aerzte in der letzten Petechial-Epidemie das kalte Waschen während des Ausbruches der Petechien als sehr nützlich erprobte, die Aufmerksamkeit praktischer Aerzte. Im Uebrigen enthält sie weder neue noch solche Ansichten, womit die mit den besseren Schriften über diese Krankheit bekannten Aerzte einverstanden seyn können.

Notizia della vita letteraria e degli scritti numismatici di Giorgio Viani; con la risposta alle censure fatte dal Sig. Dott. Lodovico Costa all' operetta del medesimo sulla Zecca e le monete di Pistoja, ed altre importanti numismatiche illustrazioni. Firenze 1817.

Der berühmte Professor Ciampi in Pisa nimmt in dieser Schrift seinen Freund Viani, welcher gegen Ende des Jahres 1816 starb, und sich durch Nachforschungen über das Münzwesen Italiens im Mittelalter einen großen Ruf erworben hatte, gegen die Einwendungen in Schutz, die Herr Costa in Turin, vorzüglich gegen die von Viani behauptete Existenz einer Münzstätte zu Pistoja im Mittelalter erhoben hatte. Herr Ciampi vertheidigt die Behauptung Viani's durch mehrere geschichtliche und urkundliche Beweise. Am Ende der Schrift findet sich ein Verzeichniß der ungedruckten Schriften des Viani über die Münzen verschiedener Städte Italiens, welche gegenwärtig in den Händen des Herrn Zucchelli in Pisa sind.

Istruzioni ai medici delle comuni, ove si è sviluppato il tifo petecchiale, del medico consultore e membro del consiglio sanitario, cav. Palloni, Livorno 1817.

Diese Belehrungen enthalten ganz die von Hildenbrand und andern der bewährtesten Schriftsteller über diese Krankheit vorgeschlagene

Heilart, welche der Verfasser mit einem im Durchschnitte sehr glücklichen Erfolge bey der letzten Typhus-Epidemie in Livorno anwandte. Von 533 Petechienkranken, welche vom 11. April an bis 16. May in das provisorische St. Jakobsspital gebracht wurden, waren bis zu dem letztern Tage bereits 162 ganz hergestellt, fast eben so viel in Reconvalescenz, nur 30 waren der Krankheit unterlegen. Ueberhaupt starben in jener Zeit in Livorno nur sechs von hundert, in der That eine geringe Sterblichkeit für jene Periode.

Del tempio volgarmente detto di Vesta, già d'Ercole vincitore, nel foro Boario. Riflessioni di Stefano Piale. Roma 1817.

Die kleine Kirche des heil. Stephan an der Tiber und der griechischen Schule, ist nach der Meinung vieler Alterthumsforscher auf eine Stelle gebaut, auf der vormals ein Vestatempel stand. Schon Nardini bezweifelte die Richtigkeit dieser Angabe, und der Verfasser der gegenwärtigen kurzen Abhandlungen beweiset durch überzeugende Gründe, daß der Tempel, der hier stand, nicht der Vesta, sondern dem Herkules gewidmet war. Der Verfasser hat durch diese mit vieler Gelehrsamkeit geschriebene Abhandlung einen schätzbaren Beytrag zur Alterthumskunde Roms, welche heut zu Tage mit so vielem Eifer betrieben wird, geliefert.

Abhandlungen und Aufsätze.

Ueber die Ureinwohner Oesterreichs, insbesondere die Markomannen.

Jenen, aus einer falschen Vorstellung von der Entwickelungsfähigkeit des Menschen entsprungenen Wahn, den eine oberflächliche Ansicht der Beschreibung des Tacitus unterhielt, als wäre das deutsche Volk ursprünglich ein rohes, den Wilden der neuen Welt vergleichbares gewesen, und habe sich nur von Stufe zu Stufe zu höherer Geistigkeit emporgeschwungen, lösen genauere Erforschungen der Vorzeit immer mehr auf, und zerstreuen ihn in sein Nichts. Die Vergleichung der alten Sagen und Lieder des Nordens, die Ergründung der Minen der in vielen Adern verbreiteten germanischen Sprache, so wie der Rückblick auf die Schöpfungen, welche durch die germanischen Völkerschaften in ganz Europa hervorgerufen und gestaltet worden sind, haben uns hauptsächlich aufmerksam gemacht, daß dem Tacitus zwar manches zum innersten Verständniß entgangen seyn kann, daß aber dennoch seine Darstellung — eine Darstellung, wie sie keinem fremden Volke von einem Römer sonst zu Theil geworden ist — in ihren Grundzügen auf sorgfältigen Forschungen ruht. Und so entdecken wir in ihr die Keime der Freyheitgemäßen Verfassung, des ritterlichen Sinnes, der Hingebung, der tiefen Empfänglichkeit für etwas Hoheres, welche sich im Verlauf der Jahrhunderte so herrlich entfaltet haben, und, wie auch immer im Wachsthum gehemmt, frisch und kräftig emporgesprossen sind. Dieß gibt für den Deutschen der Urgeschichte seines Volkes einen besondern Werth: in sie eindringend erkennt er nicht etwa nur die Schicksale der ganzen Nation, sondern die Lebenswurzeln aller einzelnen Völkerschaften, und gewinnt ein unbefangenes Urtheil über ihr inneres Wesen. Denn dieß ist eine, wie noch heute, so durch alle seine Lebensalter wesentliche Eigenschaft des deutschen Volkes, welche es in dem Maße nur mit dem ihm verwand-

ten helleniſchen theilt, daß ſeine mannigfaltigen Völkerſchaften, wie Zweige eines gemeinſamen Stammes, in ihren ſcharfgeſonderten Eigenthümlichkeiten doch den Character des Ganzen tragen und ausbilden.

Von dieſem Standpunkte aus erfolgt hier ein Verſuch über das Entſtehen einer Völkerſchaft, welche in Sitte und Mundart ſo viel Bezeichnendes hat, der öſterreichiſchen. Iſt ſie aus dem Gemiſch mehrerer zuſammengefloſſen? Oder iſt der Grundſtamm eine Anſiedlung der Baiern? Oder, wie zuletzt ein ſinnreicher Gelehrter behauptet hat, iſt ſie zum Theil gothiſcher Abkunft? Sollten dieſe der Unterſuchung würdige Fragen hier auch nicht genügend aufgelöſet werden, ſo gibt dieß doch vielleicht Veranlaſſung zu einer mehr erſchöpfenden Beantwortung.

Den größten Theil des ſüdlichen Deutſchlands unterhalb der Donau bis in die Alpen nahmen in den nächſten Jahrhunderten vor Chriſti Geburt nach allen Angaben die Celten, jenes ſo ausgedehnte Urvolk Europa's, ein, ja ſelbſt am Main deuten celtiſche Benennungen von Ortſchaften nach Ptolemäus auf ihre dortige Verbreitung. Von einem dauernden Wohnſitze eines großen deutſchen Volkes in den ſüdlichen Gegenden, ſelbſt nach dem Einfalle der Cimbern und Teutonen, finden ſich in jenen Zeiten keine Spuren; denn die Nachricht des Livius, welcher bey dem Zuge des Hannibal über die Alpen halbgermaniſcher Gebirgsbewohner ohne weitere Beſtimmung erwähnt, kann nicht als Gegenbeweis aufgeſtellt werden. Als unbezweifelte Celten werden angegeben die Helvetier, als Bewohner der Schweiz, die Tauriſker in Kärnten und Steyermark [1]), die Bojer durch Baiern, Oeſterreich und einen Theil des weſtlichen Ungerns. Von dieſen traten die Tauriſker ſeit dem Einfalle der Cimbern in gegenſeitigen Handelsverkehr mit den Römern [2]) und wurden von dieſen nach den Bewohnern der Stadt Noreja, welche durch den Sieg der Cimbern für ſie eine traurige Merkwürdigkeit erhalten hatte, überhaupt Norici genannt. Nach der den celtiſchen Völkerſchaften gemeinſamen Verfaſſung, daß an der Spitze des herrſchenden Adels ein König ſtand, wird auch hier ein regnum noricum genannt, das wegen der nachbarlichen Verbindungen einer größern Sittigung genoſſen zu haben ſcheint [3]). Der deutſche Heerführer Arioviſt erhält von einem Könige in Noricum deſſen Tochter zur Gemahlin [4]); ſpäter Cäſar im bürgerlichen Kriege dreyhundert Reiter als Hülfstruppen [5]). Dieß letzte zeigt auf eine Abhängig-

1) Welches von ihnen ſeinen Namen noch jetzt trägt, von dem celtiſchen tarw, taurus, Stier.

2) Strab. IV, p. 207. ed. Casaub. Sie lieferten den Römern Gold und Eiſen.

3) Dieß iſt in einer gelehrten Schrift: Beyträge zur ältern Geſchichte und Topographie des Herzogthums Kärnten, von J. Andreas Eichhorn, Klagenfurt 1817, zu weit auf eine regelmäßige Staatsverfaſſung dieſes Königreichs ausgedehnt: von dieſer würden ſich bey den römiſchen Schriftſtellern beſtimmtere Angaben finden. Eben ſo ſollen ſie den Mithrasdienſt, von welchem ſich in Kärnten Denkmäler erhalten haben, unmittelbar von ihren Stammverwandten, den Galatern in Kleinaſien erhalten haben, aber in der Geſchichte iſt keine einzige Spur von einer Verbindung zwiſchen beyden aufzuweiſen. Theils waren es nicht gleiche Völkerſchaften, theils hatten ſie ihren National-Character abgelegt. Die Mithrasdenkmäler, deren in den Alpen, am Rhein, Frankreich mehrere aufgefunden ſind, ſchreiben ſich in Oeſterreich wahrſcheinlich aus den Zeiten des Commodus her, welcher dieſem Dienſte ſehr anhing, und im markomanniſchen Kriege in dieſen Gegenden verweilte.

4) Caes. de bell. G. I. 53.

5) Caes. de bell. civ, I. 18.

keit von den Römern, welche, nachdem Augustus in den illyrischen Kriegen sich alle Völker von den julischen Alpen (Birnbaumerwald) bis zur Mündung der Save unterworfen hatte, Tiberius auf jenes Befehl zur Unterthänigkeit vollendete, nicht mit den Schwierigkeiten, welche ihm die Rhätier, Vindelicier und Pannonier entgegensetzten. Wie nun die Römer zwischen dem Aenus (Inn) der Save und dem Mons Cetius (Kahleuberg) eine neue Provinz, Noricum schufen, so hatten während dessen die Donaugegenden die fürchterlichsten Verheerungen erlitten. Das mächtige Volk der Bojer, das einst mit den Römern in Gallien, später in Helvetien ruhmvoll gekämpft hatte, wurde einige Jahre vor Chr. Geb. von den Daciern (Geten) welche durch Ungern vordrangen, angegriffen, und bis zur Vernichtung geschlagen, so daß nur ein Theil seine Selbstständigkeit in dem Lande am herzynischen (Böhmer) Walde rettete. Entweder aus vernunftloser Grausamkeit, oder wie die Sueven, sich klug zu schützen, verkehrten die Dacier das eroberte Land in eine Einöde, und so wird alles Land längs der Donau von der Grenze Baierns bis über Wien nach Ungern hinein von Strabo und Plinius die Wüste der Bojer genannt [1]). In dem östlichen Ende derselben aber ließen sich bald Völker des sueviſchen Bundes, welche unter Arioviſt gegen Cäſar gestritten hatten, die Markomannen und Quaden, nieder, vielleicht, weil ihre Vorfahren am jenseitigen Ufer Wohnsitze gehabt hatten [2]). Bey dem Andrang der Römer von Pannonien aus blieb ihnen nur die Wahl zwischen Unterwerfung oder Räumung des Landes. Da faßte ein adelicher Jüngling ihres Stamms, Marbod, der in Rom selbst Roms Macht, ihre Grundpfeiler und die Mittel, ihr zu wehren kennen gelernt hatte, den großen Gedanken, freye Völkerschaften [3]) unter gemeinsame königliche Herrschaft zu vereinigen, und den Römern durch ähnliche Zucht und Einrichtung im Süden den mächtigsten Damm entgegen zu setzen. Deshalb zog er die Markomannen und Quaden aus der Römer Nähe in das Bojerland (Bojohemum), verdrängte diese, und aus dem Mittelpunkte seines Reiches (dem südlichen Böhmen, Oesterreich am nördlichen Ufer der Donau und Mähren) machte er die meisten seiner Nachbarn abhängig. Aber seine Herrschergewalt, welche er durch ein geordnetes Heer und römische Verfassung stützte, war gegen den Geist seiner Zeit und seiner Völker, er unterlag dem volksgemäßern Herrmann, und dann dem von römischer List fein gepflegten Neide seiner Großen, und war genöthigt, bey demselben Tiberius, dem er ein furchtbarerer Feind als Pyrrhus und Antiochus [4]) gewesen, Schutz zu suchen. Nicht aus Großmuth, sondern aus Staatsklugheit, um den Zwiespalt unter den Deutschen zu nähren, ward ihm dieser zu Ravenna ertheilt, wo er sich und seinen Ruhm überlebte. Die Hauptstadt seines Reiches, vom Tacitus durch regia castellumque juxta situm bestimmt, von Ptolemäus Marobodum genannt [5]) kann den Römern bey den vielfältigen Handelsverbindungen nicht anders

1) Strab. VII, p. 292. Plin. III, 20.

2) Sext. Ruf. Breviar. c. 10.

3) „Denn nur bey den Gothonen (Gothen) ist königliche Herrschaft mit straffern Zügel, als bey den übrigen germanischen Volkerschaften, doch nicht über die Grenzen der Freyheit hinaus." Tac. G. c. 43.

4) Wie dieser selbst vor dem Senate sprach. Suet. Tib 37. Tac. 2. 64. und Vellej. Paterc. II. 109. 110.

5) Bey Strabo l. VII. p. 290. lehrt der Zusammenhang, daß von dem Königreiche die Rede ist, welches Βοιόημον heißt.

als sehr bekannt gewesen seyn, und Ptolemäus, der aus einer Menge Reisebeschreibungen, Schiffernachrichten und Beobachtungen sein Werk über die Geographie im zweyten Jahrhunderte n. Ch. G. mit eisernem Fleiße zusammentrug, konnte hier genaue Angaben vor sich haben. Die Donau setzt er zwar südlicher und gibt ihre Entfernung vom adriat. Meerufer geringer an, aber in der Richtung ihres Laufes, ihrer Krümmungen und den Entfernungen der an ihr gelegenen Städte ist er ziemlich genau, wenn man seine Längengrade, da er den wahren Umfang der Erde nicht kannte, um 1/5 reducirt. Den Inn, den Kamp, die March mit ihren Mündungen bezeichnet er in richtigen Verhältnissen. Marobudum nun setzt er zwey Breitengrade oberhalb der Donau in der mittlern Richtung zwischen dem Inn und dem Kamp in gleicher Breite mit Meliodunum (Olmütz.) Mannert [1]) setzt es in die Nähe von Budweis nach frühern Vorgängern, doch dieß liegt der Donau zu nahe, da zwey Breitengrade bey Ptolemäus (jeder zu 500 Stadien) gegen 25 Meilen betragen. Sehr merkwürdig ist es aber, daß diese Entfernung, wenn man die Umwege der Straße in Rechnung bringt, so wie die übrigen Bestimmungen genau auf den Zusammenfluß der Wattawa und Moldau im Prachiner Kreise treffen, wo auf einem Felsenabhang das Schloß Klingenberg halb in Trümmern liegt, aus denen ein starker Thurm von alterthümlicher Bauart mit auf den Steinen der Mauern eingehauenen, unbekannten Zeichen sich erhebt. Einzelne Zeichen haben mit den ältesten europäischen Alphabeten Aehnlichkeit, ihre Anzahl aber ist für ein solches zu groß: die meiste Uebereinstimmung findet sich mit den von Hickesius (thesaur. ling. septentr.) unter dem Namen Runen schlechthin, zusammengestellten Schriftzeichen [2]). Dieses wichtige Denkmal muntert zur Aufsuchung ähnlicher auf, welche vielleicht mehr Licht über den Gegenstand verbreiten.

Das große Reich des Marbod war dergestalt zwar aufgelöst, aber Könige aus seinem Geschlechte regierten fortwährend, wenigstens zu den Zeiten des Tacitus [3]) über die Markomannen und über einen Theil der Quaden, und mehr als drey Jahrhunderte seht ihr Name allen großen und furchtbaren Unternehmungen der südlichen Deutschen gegen die Römer vor. Zwar wollen einige unter der allgemeinen Benennung Markomannen (Grenzmänner) viele Völkerschaften zusammengefaßt wissen: gegen diese Annahme aber streitet das Zeugniß aller römischen Schriftsteller seit Cäsar, welche dieses Volk vor den übrigen so bestimmt bezeichnen, ja die mit ihnen verbundenen Quaden besonders nennen. Mit den Römern standen jene Könige lange in friedlichen Verhältnissen, ja den Römern lag daran, sie durch Geld, und durch sie die Ruhe der Völker zu gewinnen; allein seitdem Domitian sie achtungslos behandelt hatte, waren sie thätiger als irgend ein deutsches Volk, sich gegen sie feindselig zu beweisen. Ein größerer Schreck, als bey der Cimbrer Anfall, überfiel Rom — denn es war entnervter als da-

1) S. Mannert Germania (p. 569), das gründlichste Werk über den frühern Zustand Deutschlands. Besonders viel hat er zur Erläuterung des Ptolemäus gethan.

2) Eine vorläufige Beschreibung ist unter dem Titel: Der wahrscheinlich markomannische Thurm, von Dr. F. R. Grossing (aus der Wiener Zeitschr. für K. A. P. abgedruckt) im Comtoir des österr. Beob. herausgekommen. Der Feldmarschall Fürst Carl zu Schwarzenberg, auf dessen Herrschaft Klingenberg liegt, wird diesen Sommer eine genaue Aufnahme des Thurmes veranstalten.

3) Tac. 8. c. 42.

mals — als sie das Zeichen zu dem großen markomannischen Kriege durch ihren Uebergang über die Donau gaben, und bis Aquileja vordrangen. Der Streitmittel beraubt, verkaufte der Kaiser Marcus Aurelius seine eigene Kostbarkeiten, und machte das Heer, den Krieger entehrend, durch Sclaven und Fechter vollzählig. Zwar preisen die Geschichtschreiber von ihm, daß er die Feinde in ihrem eigenen Lande schlug, und nach wiederholten Einfällen Besatzungen in ihre Marken legte, so daß sie der völligen Unterwerfung nahe waren; aber nach seinem Tode zu Sirmium — an der Nordseite der Save beym heutigen Flecken Mitrowitz — nach andern bekanntlich zu Vindobona (Wien), erkaufte sein Nachfolger Commodus doch lieber Frieden und Miethssoldaten von ihnen, als daß er den Krieg auswurzelte. Im dritten Jahrhunderte erneuerten sie ihre Einbrüche mit Heftigkeit, nicht achtend der Festen, welche die Römer zu Lauriacum (Lorch bey der Stadt Ens), zu Ovilabis (nach einigen Lambach, nach andern Wels) neuerdings gegen sie errichtet hatten, und machten sich so gefährlich, daß die Reisenden die nähere Straße längs der Donau von Carnuntum nach Vindelicien vermieden, und den Umweg durch das innere Land vorzogen. So hatten die Kaiser Valerianus (252), Aurelianus (270), Diocletianus (284) [1]) mit ihnen zu kämpfen. Wie aber die innere Lebenskraft des römischen Reiches immer mehr stockte, und es sich nur noch in Zuckungen gegen die von allen Seiten andringenden Verderber regte, was konnte den Markomannen, den Anwohnern des nördlichen Ufers natürlicher erscheinen, als auch das südliche für ihr Eigenthum anzusehen, und sich in den fruchtbaren Auen und an den reizenden Berghalden anzubauen. So waren sie Italien näher, denn theils machen sie im Jahre 364 Streifzüge gegen Aquileja [2]) theils kommt, durch den Ruf des heiligen Mannes Ambrosius bewogen, eine Königin derselben, Namens Fritigil, nach Mailand, wo sie den christlichen Glauben annimmt, und das Versprechen gibt, ihren Gemahl von fernern Feindseligkeiten gegen die Römer aufzuhalten. Unter des Honorius Leibwache erscheinen Markomannen. Allein bey den nun erfolgenden Umwälzungen und dem Einströmen neuer Völkermassen retten sie nicht ihre Selbstständigkeit, und ihr Name wird so, wie der der Quaden zum letztenmale unter dem Volkergewühle genannt, von dem sich Attila (gegen 444) [3]) Herr nannte. Dagegen ist nirgends von einer allgemeinen Auswanderung dieses Volkes die Rede, eine solche würde ihren Namen in der Geschichte für längere Zeit aufbewahrt haben; denn der Annahme Adelungs in seiner ältesten Geschichte der Deutschen, daß sie unter dem allgemeinen Namen Sueven mit den Westgothen nach Spanien gewandert sind, fehlt eben so die innere Wahrscheinlichkeit, als der äußere Beleg. Was konnte sie aber auch zur Auswanderung bewegen aus einen glücklichen Lande, an welches sie der Aufenthalt von Jahrhunderten und das Angedenken ihrer Großthaten fesselte. Jene Hauptvölker der Völkerwanderung, die Gothen, Longobarden, Heruler, trieb entweder ein karger Boden und die wachsende Bevölkerung, oder der Andrang der asiatischen Haufen aus ihren Wohnsitzen, und als sie einmal die Wanderungslust und die Sehnsucht nach dem glücklichen Süden und den Schätzen Roms ergriffen hatte, wälzten sie sich immer weiter fort. So sehen wir daher auch weder die Gothen, noch die Longobarden in unsern

1) Zosim. lib. II.

2) Ammian. Marcell. c. 29.

3) Jordan. hist. misc. c. 15.

Donauländern ſtäte Wohnſitze aufſchlagen. Zuerſt ging (400) Alarich, der Balthe mit den Weſtgothen von Pannonien aus über die Alpen, um zu zeigen, daß Rom einnehmbar ſey; dann brachen Attila's Scharen im Durchzuge ein; als dieſe Geiſſel Gottes im eigenen Blute erſtickt war, und die gebändigten Völker ſich wieder frey machten, ließen ſich die Oſtgothen mit Erlaubniß der morgenländiſchen Kaiſer in Pannonien bis gegen Wien und die Save nieder. — Der gothiſche Schriftſteller Jordanes [1]) ſchreibt von ihren Kämpfen mit den Sueven, welche verbunden mit den Alemannen in das heutige Oeſterreich einfielen. An dem nördlichen Donauufer wohnten die Rugier, welche aus dem Norden gekommen waren, der Ens gegenüber bis zum Marchfelde. Mehrere derſelben ſetzten über die Donau in Geſellſchaft eines andern Volkes, der Turcilingern. Der König der letztern, Odoacer, überwand die Rugier [2]), und da er wahrſcheinlich neben den mächtigern Oſtgothen kein Feld für große Thaten fand, ging er mit einem Haufen ſeiner Völker und der Beſatzungen der römiſchen Feſten, welche bis dahin hier Wache gehalten, nach Italien, wo er den Ruhm einärntete, den wankenden Thron der römiſchen Kaiſer, den eben Romulus Auguſtulus verunzierte, völlig umzuſtürzen (476). Ein einfaches lebhaftes Gemälde des Zuſtandes der Donauländer bietet uns das Leben des heil. Severinus, der gerade um dieſe Zeit in Noricum geiſtlichen Geſchäften oblag, von Eugippius beſchrieben [3]) dar, und zugleich einen Leitfaden für die weiteren Beſtimmungen. Denn nachdem die Oſtgothen unter Theodorich (493), und hierauf die Longobarden, ein Volk des mittlern Deutſchlands nachdem ſie einige Jahre im Lande der Rügen am nördlichen Ufer der Donau, und 42 Jahre im weſtlichen Ungern verweilt hatten, am erſten April des Jahres 568 nach Italien ausgewandert waren, ſuchte kein neues Volk in Oeſterreich Wohnſitze. Allein deſſen ungeachtet erſcheint von nun an ein neuer Volksname in der Geſchichte. Die Bajobari nennt Jordanes (de reb. Get.) als öſtliche Nachbarn der Suevi, und daſſelbe Volk hat nach der Grenzbeſtimmung bey Paulus Diaconus (l. 3, c. 31) von ihm Bajoarii genannt, die Länder zwiſchen Suevia von Weſten, Pannonia von Oſten, Italien von Süden und dem Donauſluße von Norden inne; ein bayriſcher Graf hatte, während die Longobarden bis Trident und Forum Julii (wahrſcheinlich Friaul) herrſchten, ſeinen Sitz in Bauzanum (Botzen) [4]): die fränkiſchen Schriftſteller nennen ſie Bawari. Ueber ihre Entſtehung und Verwandtſchaft ſind beſonders von den einheimiſchen Schriftſtellern dieſer Volkerſchaft glänzende Vermuthungen aufgeſtellt, indem ſie ſich voll vaterländiſchen Eifers bemühten, ihren Urſprung an die alten und mächtigen Bojer zu knupfen. Selbſt Adelung nimmt eine Vermiſchung der Ueberbleibſel jener Bojer in den noriſchen Bergen mit den Longobarden an? Wie konnten dieſe wenigen, durch ſo viel Stürme abgeſondert, ſich gerettet haben! Zumal da bey der ihnen eignen Geſchmeidigkeit die Celten bald in die Völker, unter denen ſie lebten, übergingen, denn nur ſo läßt es ſich erklären, wie dieſes noch um Chriſti Geburt weit verbreitete Volk in kurzer Zeit, nur wenige Spuren ſeines Beſtehens zurücklaſſend, verſchwand. So wurden die un-

1) Jordan. de reb. Get. c. 55.

2) Paul. Diac. de gest. Longob. I, 19.

3) Eugippii vita S. Severini in Velseri oper.

4) Paul Diacon. V, 36.

ter den Deutschen wohnenden Celten am Rhein, und die im Innern bey dem Tacitus (Germ. c. 43.) den Namen Gothini führen, unvermerkt Deutsche, so nicht minder die von den Römern bezwungenen Noriker gleich ihren Brüdern durch Gallien und Ober-Italien, Römer. Mannert, dieß wohl erkennend, hat daher glaublicher bewiesen, daß unter dem Namen Bojoarier (Bayern) die alten Markomannen als Bewohner des Bojer-Landes wieder aufgetreten sind [1]: doch auch dagegen streitet vieles, beyde durchaus für dasselbe Volk gelten zu lassen. Warum veränderten sie ihren Namen, da sie doch Markmänner selbst in der Bedeutung als Bewohner der Marken blieben, und nun wieder selbstständig herrschten? Ferner schweigen gleichzeitige Schriftsteller über diesen Zusammenhang gänzlich. In dem Leben des heil. Severinus [2] werden die aus den Norden eingewanderten Deutschen, die Rugier, als Bewohner der Donau, und barbarische Räuber, welche das verheerte Noricum durchstreifen, unter dem Namen Scamari, nicht aber jenes neue Volk angeführt; daher ist die Stelle bey Jordanes (de reb. Get. c. 55.) welche sie nennt, als die Ostgothen noch in Pannonien waren, als eine für seine Zeit geschriebene Grenzbestimmung anzusehen. Auch unter der Herrschaft des Gothenkönigs Theodorich, der ruhmvoll von Sicilien bis Noricum die Völker unter mildem Scepter vereinigte, wird ihrer nicht gedacht [3]. Erst nach der Einwanderung der Longobarden im Anfange des sechsten Jahrhunderts scheinen sie sich gebildet zu haben. Ihre Häupter, Könige genannt, führen Longobardische Namen, Garibald, Agilolf [4]. Hierzu kommt, daß von keiner Auswanderung der Rugier und Turcilinger überhaupt aus den Donaugegenden die Rede ist; daß als Odoacer in Rom durch Theodorich gestürzt und umgekommen war, sein Bruder Onoulf [5], nach der Donau zurück flüchtet. Was ist wahrscheinlicher als daß wie die Longobarden aus dem Rugiland sich tiefer nach Pannonien wandten, jene Völkerschaften unter einem Longobardischen Oberhaupte sich sammelten, und Noricum als Wohnplatz erkohren. So erklärt sich das friedliche Verhältniß derselben mit den Longobarden, und daß als die Longobarden von den zwanzig Feldherren des Frankenkönigs Childebert im Jahre 591 geschlagen waren, Tassilo, der König der Bayern, einige Jahre darauf Vasall der Franken wird. Der Volksname Bayern — wer weiß welchen Ursprungs? — ist dann von lateinisch Schreibenden in Boioarii umgebildet worden. Wer möchte freylich absprechen, daß sich nicht markomannische Ueberbleibsel dem frisch beginnenden und bald mächtigen Volke zugesellt haben. An eine völlige Ausrottung der Ureinwohner ist nicht zu glauben, da sich die deutschen Wandervölker mit der Unterwerfung der Besiegten, und dem Nießbrauch des Eroberten begnügten, und nicht in sinnloser Barbarey, wie Avaren und Türken, oder in fanatischer Wuth, wie sie die Religionskriege erzeugten, den Baum mit den Früchten ausrotteten. Ja wir sind berechtigt zu vermuthen, daß ein bedeutender Theil der Markomannen, vielleicht auch der Quaden in den ererbten Grundsitzen am nördlichen Ufer der Donau sich erhalten habe. Denn die Bayern, deren Grenzen gegen Westen und Osten

1) Mannerts Germania p. 452.

2) Eugippii vita S. Sever. c. 4. 6, 10.

3) Cassiodori varia III, 50.

4) Paul Diac. III, 31. Jordan. de reb. Get. c. 59.

5) Isidor. Chron. p. 721. in Hug. Grot. hist. Goth.

den Lech und die Ens unter der Hoheit der Franken bestimmten, errichteten zwar auf dem nördlichen Ufer der Donau in der Ober-Pfalz einen Nordgau, aber in diesen Gegenden faßten sie keinen festen Fuß. Von der andern Seite rückten die slavischen Völker in die öden Länder des nördlichen Böhmens und östlichen Mährens, während des sechsten Jahrhunderts, nur allmälig ein und weiter vor, nicht mit einem gewaltigen Einbruch, der auch die südlichen Gegenden erschüttert hätte. So hatten die Ueberreste Zeit, sich um den Mannhartsberg einerseits gegen den Böhmerwald, andererseits gegen die Taya zu sammeln: und der Name dieses Berges, dessen Ableitung sich ungezwungen darbietet (von Hart Bergwald) so wie Spuren von Alterthümlichkeit, hauptsächlich in der Mundart, scheinen für ihre Fortdauer zu sprechen, während im Lande ob der Ens die Aehnlichkeit seiner Bewohner deutlich hervortritt. Selbst bey großen Veränderungen und theilweisen Vermischungen kann sich der Hauptcharakter einer Völkerschaft Jahrtausende erhalten. Immer ist die Bestimmung der Markomannen in der Mark Oesterreich, als einer festen Schutzwehr gegen die Feinde Deutschlands schöner wieder aufgelebt und erfolgreicher erfüllt.

Dr. F. R. Grossing.

Ueber die römischen Alterthümer zu Salzburg.

Von J. W. Ridler.

Quaqunque enim ingredimur, in aliquam historiam vestigium ponimus.
Cic. de finib. lib. 5.

Daß römische Heere über die norischen Alpen gedrungen, und an der Salza und dem Inn Pflanzstädte erbauet, beurkunden alte Schriftsteller, Wegweiser und sprechende Steine. Eine Inschrift, die einst in der alten Domkirche zu Salzburg gestanden, aber nicht nach ihrem Werthe beachtet, nur durch den Chronisten Vinandus Pighius der Nachwelt erhalten ward, läßt uns vermuthen, daß unter Kaiser Hadrian in der Gegend zwischen der Saale und Salza eine neue Stadt gegründet, oder eine schon vorhandene erweitert, befestiget und zu einer römischen Colonie erhoben worden sey. Ob sie jedoch vor diesem Zeitpunkte bey den Tauriskern Gavanodurum geheißen, ist eben so schwer zu erörtern, als mit irgend einer Stelle eines alten Schriftstellers die Meinung erwiesen werden kann: »Daß schon Julius Cäsar, als er durch Illyrien herauf drang, die julischen Alpen bahnte, und seine Heeresmacht gegen Gallien wendete, bis an das Salzach-Gebiet gekommen, die Wichtigkeit der Flußstadt erkannt und sie besetzt habe.« [1])

---

1) Der geheime Rath von Kleinmayrn lächelte bereits über diesen geschichtlichen Wagesatz, welcher von salzburgischen Chronisten zur Ehre Juvavia's aufgestellt, und vom Herrn Ritter Koch von Sternfeld in seiner Abhandlung: „Salzburg unter den Römern, nachgebetet wurde. Zwar beruft sich dieser auf Appian de bellis illyricis, ohne jedoch eine bestimmte Stelle näher zu bezeichnen. Wir konnten aus diesem Buche Appians eine so kühne Behauptung nicht folgern. — Eben so wenig läßt sich erweisen, daß Juvavia, wie Cluver meint, früher Gavanodurum geheißen; denn für diese Behauptung bleibt es noch kein Beweis, daß Ptolemäus nicht die erste, sondern nur die zweyte Stadt kennet, welche einige Erdbeschreiber in die Gegend von Salzburg versetzen; eine Angabe, deren Beweis uns auch noch fehlt. — „Dem Ptolemäus muß man es immer zu Gute halten," sagt Kleinmayrn,

Wo indeß die alte Römerstadt gestanden, ob am rechten Ufer der Salza oder längs der Felsenwand, über welche die wilden Horden des Herulers Vidomar die Brüder des frommen Maximus herabgestürzt; oder auf der Ebene, die sich vom Fuße des Unterbergs zwischen der Salza und Saale gegen Norden erstrecket; darüber wurde von Alterthumsforschern oft und vielfältig gestritten; einige schlossen von den Vortheilen, welche die Gegend in strategischer Hinsicht darbietet, auf die Lage der alten Juvavia, und glaubten es nur zwischen der Salza und dem Mönchberg suchen zu dürfen: Denn der Römer, welcher bey Gründung seiner Pflanzstädte stets den Zweck im Auge gehabt, sich den Uebergang über die Flüße zu sichern, Straßen zu schützen, und ein weites Gebiet im Gehorsam zu erhalten, habe die örtlichen Vortheile, welche die Lage rings um das heutige Salzburg ihm darboten, unmöglich übersehen können; der Felsen, auf dem sich jetzt die Festung Hohensalzburg erhebt, diene zur trefflichen Warte, um die weite Ebene zu überblicken; der Mönchberg bilde mit der Riethenburg von Natur eine so feste Mauer und Schanze, wie sie durch Kunst nie hergestellet werden kann; kein anderer Punkt in dieser Gegend sey auch mehr geeignet, um die vier Gebirgsschluchten, durch welche die Lammer und Salza, die Albe und Saale sich drängen, zu bewachen, als das heutige Salzburg, da zur Beherrschung einer Straße nicht nothwendig sey, daß die Stadt bis zu ihr selbst sich erstrecke; — und römische Denkmäler, die man in den nächsten Umgebungen von Salzburg ausgegraben, sprechen für diese scharfsinnige Meinung [1]).

Um das Dunkel, in welches die älteste Geschichte dieses in so vielfältiger Hinsicht merkwürdigen Landes eingehüllt ist, näher aufzuklären, erließ der Großherzog Ferdinand den 20. December 1803 eine Verordnung, durch die er sowohl für die Erhaltung der schon vorhandenen Alterthümer eine hohe Sorgfalt empfahl, als auch die Entdeckung noch unbekannter zu befördern suchte. Jedes Pfleggericht sandte nun ein Verzeichniß aller in seinem Bezirke vorhandenen alten Denkmäler mit der Angabe ein, wann, wo, und durch welche Veranlassung jedes derselben aufgefunden worden sey. Kraft einer zweyten Verordnung im nächsten Jahre sollten alle römischen Denksteine nach Salzburg gebracht werden, um sie im Säulengange des Universitätsgebäudes aufzustellen, und diesen zu einer Art von Lesche für die Jugend zu erheben; aber auch dieser zur Aufklärung der Landesgeschichte entworfene Plan, würdig eines Fürsten, der in dem italischen Athen geboren, mitten unter den herrlichsten Denkmälern des Alterthums seine Bildung erhalten, wurde durch Kriege und Wechsel der Herrscher gestört; die damaligen Zeitverhältnisse munterten wenig auf, nach Alterthumern zu forschen; die im Jahre 1805 durch Zufall entdeckten wurden kein Eigenthum der Universität; von den im Lande schon

---

„wenn Juvavia von ihm unbemerkt geblieben; er gedachte nicht einmal des Laureacum, obschon dieß im Noricum ripense die ansehnlichste Pflanzstadt der Romer war, wo sie einen Hafen für ihre Schiffe und Fabriken zur Schmiedung der Waffen hatten.“ (S. Kleinmayrns, Nachrichten vom Zustand der Gegend und Stadt Juvavia. S. 31.

1) Der Umblick, mit dem die Alten die Gegenden zur Gründung ihrer Städte gewählt, erregte in den meisten Fällen die Bewunderung späterer Zeiten, und wo irgend ein Volk diese Vortheile übersah, erkannte der Nachbar den Fehler sehr schnell. Der Perser Megabyzus, der Eroberer Thraciens und der Küstenländer am Hellespont, nannte die Chalcedonier blind, als er horte, sie hätten ihre Stadt um siebzehn Jahre fruher, als die Byzantiner die ihrige, erbauet.

früher gefundenen wurden nicht alle nach Salzburg geliefert, und selbst diesen wenigen Zeugen der alten Landesgeschichte schenkten die Aufseher nicht einmal diejenige Sorgfalt, durch die ihre Erhaltung allein verbürgt werden kann [1]).

Wenn auch diese gesammelten Denkmäler mehr über den Zug der römischen Straßen, als über die Lage der alten Juvavia Aufschlüsse gewährten; so führten doch schon frühere Entdeckungen auf die Lösung der Streitfrage hin. Eine Steinschrift in der Ulrichkirche auf dem Nonnberge (dem südwestlichen Theile des Mönchberges) belehrte die Nachwelt, daß ein Tempel des Merkurs; eine zweyte in derselben Kirche, daß eine Bildsäule des Herkules in dieser Gegend gestanden seyn müsse. Die Unwissenheit des Zechprobstes (quaestor ecclesiae) Gabriel Weiß verdrängte die erste »als ein heidnisches abgöttisches Monumentum« aus der Kirche, und überließ sie dem Urkundenbewahrer Steinhauser, sobald dieser sich verpflichtete, den Altar und das Bildniß des heil. Ulrichs ausbessern zu lassen. Steinhauser stellte sie nun in seiner Wohnung am Pürgelstein auf, ohne sie durch diese Vorsicht für die Nachwelt retten zu können; denn, mit ihrem Werthe unbekannt, ließen die spätern Besitzer dieses Hauses sie verloren gehen. Auch die zweyte Steinschrift wurde ein Raub der Zeit und Unwissenheit, und die Abschriften, die sich von beyden erhalten, verdanket man der Sorgfalt Steinhausers und des Chronisten vom Jahre 1560, der noch beyde in der Ulrichkirche gesehen [2]).

Die geschichtlichen Behauptungen, die man aus diesen Steinschriften folgerte, wurden durch andere Alterthümer bekräftigt. Auf dem Rainberge (in der Riethenburg) [3]) entdeckte Schlachtner [4]) die Trümmer von einer Pforte, welche einem Triumphbogen glich, auch Genien mit Lorberkränzen und ähnliche Figuren; noch führet ein Thurm auf dem Mönchberge den Namen Constantin's, und im Jahre 1805 grub man am Fuße des Nonnberges, im Hause des Baumeisters La-

1) Steine mit Inschriften, die nicht eingemauert, sondern nur durch wenige eiserne Hefte befestiget, oder gar an die Wand hingelehnt sind, bleiben stets der Gefahr ausgesetzt, im Kurzen zertrümmert, oder entwendet zu werden. — Auch muß es das Gefühl eines jeden gebildeten Mannes beleidigen, gleich neben diesen ehrwürdigen Alterthümern gespaltenes Holz aufgeschichtet zu sehen. Wie eine solche Landespyramide aussehen sollte, hat der gelehrte Marchese Scipione Maffei im Vorhofe des Gebäudes der philharmonischen Gesellschaft zu Verona gezeigt.

2) Das Werk dieses Chronisten, welches im erzbischöflichen Archive zu Salzburg als Handschrift sich vorfand, hat folgende Aufschrift: „Kronika des hochlöblichen Erzstiftes Salzburgs, erstlich von der Gelegenheit, (Lage) Ort, Gestalt und Fruchtbarkeit des bemeldeten Erzstiftes, von den fürnehmsten Wasserflüssen, Seen und Stetten, wie die Stadt Petting, Juvavia, Helfenburg, auch Hadriana, an jetzt Salzburg genannt .... bis auf den jetzigen Erzbischof Johann Jakob Khuen, als den zwey und sechzigsten Erzbischof des Landes Salzburg.“ — Diese Chronik ist wahrscheinlich nur das Chronicon Salzburgeus Christophori Jordani archiepiscopalis tabularii usque 1560, das auch deutsch als Handschrift in der kaiserl. Hofbibliothek zu Wien sich befindet. Auch Steinhauser schrieb eine Chronik von Salzburg 1601 in drey Theilen, die als Handschrift im erzbischöflichen Archive aufbewahrt wurde, das jetzt dem kaiserl. Staats- und Hausarchiv einverleibt ist.

3) Seit mehr als 150 Jahren auch der Ofenlochberg genannt.

4) Joseph Benignus Schlachtner, Notar und Gerichtsprokurator in Salzburg, schrieb eine Geschichte unter dem Titel: Das aus der Asche des alten Helfenburg entstandene, und anheut noch lebende Salzburg 1730. Handschrift.

schenzky, wo einst die alte Nikolaikirche gestanden, römische Ziegel von auffallender Schwere und Dicke aus, wie man sie auch zu Baden in Oesterreich gefunden; ferner ein Stück von einer Granitsäule, drey Schuh sechs Zoll lang, und drey Schuh Ein Zoll im Durchmesser; ein Fußgesimse sammt dem Säulenstuhl, ein Hauptgesimse mit Sparrenköpfen, ein anderes mit sogenannten Ochsenaugen und noch einige minder bedeutende Trümmer römischer Gebäude [1].

Alle diese, am linken Ufer der Salza entdeckten Alterthümer sind indeß nur die wenigen Reste von den vielen römischen Denkmälern, welche nach dem Zeugnisse der Chronisten einst an so vielen Gebäuden und öffentlichen Plätzen in Salzburg entdeckt, seit 500 bis 600 Jahren jedoch aus Unkunde und Sorglosigkeit verbraucht, entwendet oder zertrümmert worden sind, ohne daß sich, außer der allgemeinen Angabe von ihrem ehemaligen Daseyn, eine nähere Bezeichnung derselben erhalten hätte [2]. Viele indeß mögen unter dem Schutte des Mönchberges unter Häusern und Gärten verborgen seyn, und vielleicht erst in kommenden Jahrhunderten ausgegraben werden.

Eine der wichtigsten Entdeckungen geschah jedoch im Jahre 1801. Der Besitzer des Gartens auf dem Pürgelstein stieß hier auf einen großen Aschenhaufen, und grub am Fuße des Hügels mehrere Urnen aus, die man mit Asche, halbverbrannten Knochen und Thränengläsern angefüllt fand. Neun von diesen Urnen waren aus grobkörnigem Sandstein bloß roh gearbeitet; nur Eine aus Alabaster, mit einem Deckel von Serpentin, war ungleich feiner gemeiselt. Dieß glückliche Hermäon überzeugte den Forscher, daß dieser Ort eine Begräbnißstätte der Römer (ustrina) gewesen. Dieses Volk, das auch die Grabstätte zu einer Art von Bildungsschule für die Jugend zu erheben verstand, hätte nicht leicht einen zweckmäßigern Ort wählen können, um diesen schönen Zweck zu erreichen, als den Pürgelstein. Den Silberspiegel der Salza und die hohe Felsenwarte vor sich, weiterhin die reizende Ebene, von den Riesen des Landes in einem Halbkreise umfaßt, konnte das jugendliche Gemüth selbst neben den Bildern der Verwesung den Glauben an eine künftige Welt nicht verlieren, und beym Anblick dieser von der Abendsonne beleuchteten Landschaft mußte ihm freundlicher als sonst das Bild des holden Genius erscheinen, der neben einer mit Blumenkränzen umwundenen Urne ohne Grauen die Fackel senkt, und mit heiterem Ernst auf den glänzenden Schmetterling sieht, der zu seinen Füßen aus der zerborstenen Hülse geschlüpft, die leichten Flügel zu schwingen versucht — und als das Bild des schönen neuen Morgens nach einem schon verträumten Leben der Tröster aller Duldenden wird.

Da das Gesetz der zwölf Tafeln den Römern verbot, die Leichen innerhalb der Stadtmauern zu verbrennen, oder zur Erde zu bestatten, so wird die Meinung derjenigen, welche die alte Juvavia auf das linke

---

1) Viele, und unter diesen auch der Ritter Koch von Sternfeld. (S. dessen historisch-staatsökonomische Notizen über Straßen- und Wasserbau. und Bodenkultur im Herzogthume Salzburg und Fürstenthume Berchtesgaden. S. 6. Anmerkung b.) halten das unterirdische mit Quadern gepflasterte Rundgebäude mit sichtbaren Gräben, in welchen krystallhelles Quellwasser fließt, im Hofe des Johannesspitals in der Vorstadt Mühlen für ein römisches Bad; wir glauben den Bau desselben in einen weit spätern als den römischen Zeitraum versetzen zu müssen.

2) „Sy (die Denkmäler) sein zerbrochen, oder man hats eingemauert und die geschrift einwarts khert, daß mans nummer lesen khan.“
Worte des Chronisten.

Ufer der Salza gesetzt, durch diese neue Entdeckung beynahe bis zur Gewißheit erhoben; obgleich einige Gebäude am rechten Ufer des Flusses gestanden seyn mögen, da es nicht wahrscheinlich ist, daß der kriegskundige Römer die Vortheile übersehen haben sollte, welche der Imberg [1]) zur Behauptung der Straße längs dem Gebirge am rechten Ufer der Salza darbot. Vielleicht daß auf diesem Berge das Castrum inferius gestanden, da alte Urkunden die Feste auf dem heutigen Schloßberg das Castrum superius nennen [2]). Auf diese Weise hätte der Römer am nördlichen Fuße der norischen Alpen das Bild seiner Siebenhügelstadt im verjüngten Maßstabe wieder gefunden; in der Salza konnte er die Tiber, im Schloßberge das hohe Capitol erblicken; es bleibt freylich zweifelhaft, ob er in einem Theil des Mönchbergs den aventinischen, in der Riethenburg den esquilinischen Hügel sich gedacht; aber bey weiterer Vergleichung mußte er den Imberg als das Janiculum wieder erkennen, und so wie einst der gefurchtete Gallier das Capitol zu erstürmen versucht; so bedrohte der kräftige Germane auch die feste Juvavia; und vor dem wilden Muthe der benachbarten rohen Horden mochte die römische Besatzung wohl oft gezittert haben; aber daß einst die halbnackten Barbaren selbst auf den gallischen Gräbern in Rom Gesetze mit dem Schwerte vorschreiben würden, das hatte die größere Schar der stolzen Weltbeherrscher doch nicht geahnet.

Trotz den überzeugenden Beweisen, welche für die Lage von Juvavia zwischen der Salza und dem Mönchberg sprechen, gab es nichts destoweniger noch in unsern Tagen Gelehrte [3]), welche behaupteten: »Diese alte Römerstadt sey auf der weiten Ebene gegen den Untersberg hin zwischen der Salza und Saale gestanden. Die seit Jahrhunderten erhaltene Sage von einer, wegen ihrer Sünden in den dortigen Moorgründen untergegangenen Römerstadt hatte dieser Meinung wahrscheinlich ihr Daseyn gegeben, und mehrere auf der Walser Ebene ausgegrabene Alterthümer sie einigermaßen begründet; denn ungeachtet man sich durch die Mauer, welche auf der Seite der Leopoldskrone vom Mönchberg herablief, und vom Erzbischof Johann Ernst [4]) in einer Inschrift im Jahre 1707 für ein römisches Werk erklärt wurde, nicht lange täuschen ließ; so stützten sich die Vertheidiger jener Meinung um so mehr auf die Entdeckungen, die man im Jahre 1695 in dieser Gegend gemacht. Nach Schlachtners Zeugniß stieß man hier auf ein unterirdisches Gewölbe, das mit Kieselsteinen gepflastert, durch drey oder vier Schwibbögen abgetheilt war, worin sich eine in die Tiefe hinabgewölbte Oeffnung befand,

1) Auch Kapuzinerberg genannt, seitdem Wolf Dietrich ein Kapuzinerkloster hier gestiftet.

2) Auf dem Imberg hat man zwar noch nie Steine mit römischen Inschriften gefunden, selbst dann nicht, als man die alte Feste niederriß, welche die Sage als ein römisches Werk erklärte; allein in spätern Zeiten hat man die Reste einer Mauer entdeckt, welche vom Imberg herab dem Pürgelstein zulief, und vom Eigenthümer des Grundes, ohne sie näher untersuchen zu lassen, mit Erde überworfen ward. Herr Vierthaler vermuthet daher: So wie der Pürgelstein zur Begrabnißstätte gedienet, so habe der Imberg einen heiligen Hayn gebildet, und eine Mauer beyde umfaßt.

3) S. Notizen und Vermuthungen über Beschaffenheit, Lage und Untergang der alten Stadt Helfenburg. Salzburg 1815, bey Duyle. Der Verfasser dieser Abhandlung ist der ehemalige Kammerrath und jetzige kaiserl. Regierungsrath Pichler in Linz.

4) Aus dem gräff. Hause Thun. Dieser verehrungswürdige Fürst wußte zu Salzburg vorzüglich die Neigung zu wecken, nach Alterthümern zu forschen.

aus der man einen Bach rauschen hörte; um dieselbe Zeit entdeckte man Wassertröge von weißem Marmor, Schalen, Münzen und einen sechs Schuh langen, und vierthalb Schuh hohen Stein, auf dem in halberhabener Arbeit die Glücksgöttin mit fliegenden Haaren vorgestellt war; ihr zur Rechten flohen die Furien, und zur Linken schritt ein Held mit zwey Kriegern; das Uebrige der Vorstellung war sehr beschädigt, und ließ sich nicht mehr erkennen. Aehnliche Entdeckungen, wenn auch von minderem Werthe, wurden am Lazareth-Wäldchen gemacht; hier grub man einen Kopf von einer Bildsäule aus, auch marmorne Pferde, so groß wie die auf dem Capitole zu Rom, aber leider auch halb zertrümmert. Beyde Entdeckungen waren jedoch ohne weitere Folgen; denn Pferde und Figuren wurden völlig zerschlagen, und die Gemächer allmählig verändert. Auch das Gebäude, das man unter dem Erzbischof Andreas Jakob unweit von dem sogenannten Himmelreich entdeckte, ward wieder mit Schutt überworfen, weil es dem Aberglauben grauste, Götzenbilder und unterirdische Dinge, die man hier ausgrub, auch nur zu berühren. Ob dieses Gemach das schon im Jahre 1695 entdeckte, oder ein anderes gewesen, läßt sich jetzt nicht mehr entscheiden. Leichensteine wurden öfters zu Marglan, Feldkirchen und Saaldorf, und erst im Jahre 1770 Münzen von Septimius Severus, nebst einigen römischen Geräthschaften in einer Schüttgrube an der Reichenhaller Straße gefunden.

Alle diese Entdeckungen beweisen zwar hinreichend, daß römische Landhäuser und Bäder auf dieser Ebene, aber noch keineswegs, daß auch eine volkreiche Stadt hier gestanden; denn die Vertheidiger dieser Meinung nahmen eben so wenig Rücksicht auf die nothwendige strategische Lage der alten Juvavia, als auf die Behauptung der Geognosten, welche die Moorgründe an beyden Ufern des Glanbaches für weit älter als Juvavia selbst erklären. — Auch die neuesten Entdeckungen, die man in den letzten Tagen des Julius im Jahre 1815 einige hundert Schritte vom sogenannten Himmelreich wieder gemacht, zeigen gleichfalls nur Spuren von Landhäusern, aber keine von größern Staatsgebäuden und Tempeln, welche das Daseyn einer Stadt beurkunden würden.

Diese neu entdeckten Alterthümer zogen jedoch durch ihren eigenen Werth die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf sich, und diese preisen den Zufall, durch den sie ans Tagelicht und zur Kenntniß der Kunstfreunde gebracht wurden. Einige Bauern, die den letzten Groschen beym Bierkruge leichtsinnig verzecht, sich nun fürchteten, vom strengen Pfleggericht gepfändet zu werden, faßten den Entschluß, durch Schatzgraben aus ihrer Noth sich zu retten. Die Sage von einer in dieser Gegend untergegangenen Stadt, die Geistermärchen, zu welchen der Untersberg den Stoff geliefert, und die Trümmer von Gebäuden, die man von Zeit zu Zeit auf der Walser Ebene ausgegraben, nährten in ihnen die kühne Hoffnung, in einem glücklichen Augenblicke aus Bettlern reiche Prasser zu werden. In der schauerlichen Mitternachtsstunde auf dem Acker des Einen versammelt, murmelten sie die Beschwörungsformeln an die Wächter unterirdischer Schätze, suchten, die Wünschelruthe in der Hand, die geheimnißvolle Stelle, und durchwühlten dann unverdrossen einige Schuh tief einen Fleck Erdreich, ohne — auf glühende Kohlen zu stoßen. Allein altes Gemäuer, das sie entdeckt, erhohte ihren Muth, und sie beschlossen ihre Arbeit durch so viele Nächte fortzusetzen, bis sie die geheimnißvolle Zahl Sieben erreicht. Glücklicherweise führte der Zufall am Tage einen Spaziergänger vorbey, der nicht wenig überrascht wurde, als er in einem Erdloch mit farbigen Steinchen,

den man ihm zeigte, sogleich eine römische Mosaik erkannte, deren weitere Spur er nach genauer Besichtigung in dem durchgrabenen Boden entdeckte, wo sie von der Oberfläche gegen zwey Schuh entfernt, einer dünnen Erdschichte gleich, in einer geraden Linie fortlief. Gebildet genug, um diese Entdeckung nach ihrem vollen Werthe zu würdigen, eilt er nach der Stadt, um das Kreiskommissariat von dem glücklichen Fund zu benachrichtigen. Höchst preiswürdig bleibt dessen Benehmen in diesem Falle, vorzüglich aber die Thätigkeit des Kreisdirectors von Mieg. Den Bauern ward sogleich das weitere Nachgraben untersagt, eine Wache auf die Wiese beordert, und die königliche Regierung von der gemachten Entdeckung in Kenntniß gesetzt. Diese, eine thätige Beförderin der Künste und Wissenschaften, sandte ungesäumt den Akademiker und Professor Thiersch als Untersuchungscommissär nach Salzburg ab, unter dessen Leitung dann (8. Aug.) das weitere Ausgraben durch zwanzig Arbeiter fortgesetzt, und eine Verdachung über den aufgerissenen Erdboden geschlagen ward. Man deckte nun nicht allein die Grundfeste des alten Gebäudes, welche aus zwey Schuh hohen Ziegelpfeilern bestand, immer mehr auf, sondern man stieß auch auf drey, ganz verschieden gebildete Mosaikböden, welche drey kleinen Gemächern angehoren mochten. Doch die wichtigste Entdeckung wurde den 12ten gegen Abend gemacht; der Aufseher der Arbeiter schob von einer aufgegrabenen Stelle die letzte Erdschichte mit den Händen weg, und zwey gekreuzte unbekleidete Füße von feinerer Zeichnung und Arbeit, als die bisher gefundenen Mosaikböden geliefert, kamen zum Vorschein; ein fröhliches Geschrey der Arbeiter rief den Prof. Thiersch dahin, der in dieser Stelle die Spur von einem größern Gemälde erkannte. Nachahmungswürdig bleibt für ähnliche Fälle die große Vorsicht, mit der er es am folgenden Tage enthüllen ließ, oder auf dem Erdboden kniend es zum Theil selbst enthüllte; sein Beyspiel wirkte auch selbst auf die rohen Gemüther der Arbeiter so wohlthätig, daß sie unaufgefordert ihre Füße entblößten, um das Bodengemälde nicht zu beschädigen; ein Zartgefühl, das gegen die Gleichgültigkeit sehr absticht, mit der man später auch in schweren mit Nägeln beschlagenen Stiefeln auf den Musivboden herumtrat. »Die trauernde Ariadne erschien zuerst, so wie einst vom fröhlichen Gott der Reben, eben so jetzt von allen überraschten Zuschauern mit einem Freudenrufe begrüßt; bald darauf wurde auch der mit dem Minotaurus kämpfende Theseus sichtbar, dessen linker Fuß, mit dem rechten des zu Boden gedrückten Ungeheuers sich kreuzend, am vorigen Tage das Gemälde verrieth; um zwey Uhr Nachmittags war das ganze Gemälde, 18 Fuß lang und 15 Fuß breit, enthüllt und gereinigt, und jetzt erst ließ sich über dessen Kunstwerth ein richtiges Urtheil fällen. In vier Feldern, jedes zu vier bis fünf Quadratschuhen, enthält es die Hauptvorgänge aus dem Mythus des Theseus und der Ariadne. Den ganzen mittlern Raum des Bodens füllt das Labyrinth von Creta. Neben demselben, dem Beschauer zur Linken, im ersten Felde, empfängt Theseus von Ariadnen, die sich mit dem linken Ellbogen auf einen Pfeiler stützt, den Knäul, dessen Faden ihn aus den Irrgängen zurückführen soll. Im Innern des Labyrinths zeigt das zweyte Feld seinen Kampf mit dem Minotaur. Er schwingt die Keule gegen das Ungeheuer, welches er am rechten Horn gefaßt und auf das linke Knie niedergestoßen hat. Ueber dem Labyrinthe liegt im dritten Felde, gerade über dem zweyten ein Schiff vor Anker. Theseus leitet Ariadne an den Bord desselben empor. Die Segel sind an der Querstange aufgewickelt; aber zwey Ruderer, die an beyden Enden des Schiffes sitzen, und die eingehängten Ruder deuten auf die bevorstehende Abfahrt. Rechts dem

Labyrinthe sitzt im vierten Felde Ariadne allein, den rechten Ellbogen auf das übergeschlagene linke Knie und das Kinn auf die Knöchel der rechten Hand gestützt, während ihre linke neben dem Ellbogen am Knie liegt, blickt sie im höchsten Schmerz empor. Die Kleidung von beyden ist in allen Feldern genau dieselbe. Ariadne trägt einen faltigen Mantel (peplum) von grüner Farbe mit dunkler Einfassung, der ihr die linke Schulter und den untern Theil des Körpers verhüllt. Sie ist mit dem Epheukranze und im vierten Felde an jedem Arme mit zwey Armbändern von rothen Steinen geschmückt. Theseus ist, wie die Heroen gewöhnlich, allein mit der Chlamys bekleidet, die auf der rechten Schulter von einer Spange zusammengehalten wird. Sie ist hochroth mit weißer Einfassung. Seine Keule hat die Gestalt eines Hirtenstabes, wie er von den Faunen geführt wird. Die Ruderer tragen einen grünen Leibrock mit Aermeln bis zur Hand. (tunica manicata). Die beschriebenen Gegenstände finden sich, wie bekannt, öfters in den Werken der alten Kunst behandelt, aber kein anderes zeigt sie in dieser vollständigen Folge..... Der Boden hat nur an zwey Stellen durch den Einsturz der Mauern bedeutend gelitten. Das Bildwerk ist fast ganz unverletzt, außer im zweyten Felde, wo von der Brust des Theseus nach dem Unterleibe des Minotaurus sich eine Lücke erstreckt. Auch der Sockel, auf dem das Werk sich ausbreitet, die Bänder und Einfassungen, die das Ganze und seine Theile umgeben, sind ausgezeichnet schön, und vereinigen das Vorzüglichste, was ein gebildeter Geschmack Gefälliges der Art erfinden kann. Die Bruchstücke von Freskomalerey, die beym Aufgraben der Schichten von Erde und Bautrümmern sorgfältig gesammelt wurden, zeigen, daß auch die Wände des Gemaches mit Sorgfalt auf eine dem Musivboden gemäße Art geschmückt waren.« [1])

Ueber Heinrich Teychner, einen Wiener Spruchdichter des 14ten Jahrhunderts.

Von Julius Max Schottky.

Swen guter mer verdriuget,
ich wen, ovch den verdrieze guter witze.
Tyturel, Str. 2945.

Mit dem Aussterben des Babenbergischen Fürstenhauses, in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, beginnt in Oesterreich und Steyermark, wie zugleich auch im übrigen Deutschlande, der hundertjährige Glanz vaterländischer Dichtkunst zu erlöschen. Kein Eschenbach oder Lichtenstein tritt mehr auf, und jedes folgende Jahrzehend verflüchtiget immer sichtbarer den ehemaligen Geist des Kunst-Meistergesanges. Das Land hat seinen Frieden auf lange Jahre verloren, und auch in's Reich der Poesie greift mit zerstörender Hand innerer Zwiespalt und der offene Krieg; daher treffen wir auch in diesem Zeitraume nur wenige Männer,

---

1) Worte des Hrn. Prof. Thiersch. S. Allgemeine Zeitung 1815. Nr. 230. Diese Musivboden wurden wiederholt abgezeichnet, aber von keinem getreuer, als von Hrn. Schönauer; es ist Schade, daß er durch Verhältnisse gehindert, diese Zeichnungen durch den Stich nicht bekannt gemacht hat; denn die seinigen gewähren eine weit richtigere Vorstellung, als die sechs illuminirten Kupfer, welche Abbildungen der merkwürdigsten dort aufgefundenen Gegenstände enthalten, und im Buchhandel erschienen sind.

die uns, in irgend einer Hinsicht, an eine mehr poetische Vorzeit mahnen. Nur Seyfried Helbling dichtete noch zu Kaiser Albrecht I. Zeit in Wien sein höchst schätzbares Sittengemälde, und mit Oswald von Wolkenstein (st. 1449) scheint der vaterländischen Poesie eine neue Sonne aufgehen zu wollen; aber da der Zeitgeist schon ein ganz prosaischer geworden, so fällt immer auf's neue der Dichter des 14ten und 15ten Jahrhunderts wieder in den klagenden Ton zurück, und nicht mehr will er das Gefühl ansprechen, sondern nur Rath ertheilen, lehren und bessern. Unter diesen Didaktikern ist unstreitig der vorzüglichste Heinrich Teychner, den noch einzelne Strahlen der in's Nachtdunkel sinkenden deutschen Dichtersonne beleuchten. Er lebte mit Peter Suchenwirt zugleich, während der zweyten Hälfte des 14ten Jahrhunderts in Wien, und muß bejahrt gestorben seyn. Ueber seine Lage ist uns bis jetzt wenig oder gar nichts bekannt geworden [1]); was man von seinen Schriften weiß, liefert ausführlich der von den Herren v. d. Hagen und Büsching herausgegebene literarische Grundriß ff (S. 409), daher bleibt nur zu bemerken, daß nachstehende Auszuge aus jenen zwey Handschriften der Teychner'schen Spruchgedichte entnommen worden, die unter den Nummern 2074 und 3013 in der Wiener k. k. Hofbibliothek liegen [2]) und von Denis, Catal. II. 2. p. 1671 — 82 angezeigt sind. Die Excerpte wurden dem verwandten Stoffe nach zusammengestellt; zugleich aber die Zahlen der Mss. am gehörigen Orte bemerkt, um ein beliebiges Nachschlagen der Originale zu erleichtern. Wenn die Anmerkungen nicht übermäßig gehäuft werden sollten, so mußte manches, dem Nichtkenner fremd scheinende Wort unerläutert bleiben; doch wird sich bey näherer Ansicht das Ganze immer verstehen lassen, weil die Sprache dieser Dichtungen nicht fern liegt.

Die beste Auskunft über Teychner's persönliche Verhältnisse findet sich in seinen Werken selbst. Handschrift Nr. 3013, Bl. 40. a klagt er, wie schwer es sey, allen oder nur vielen Leuten nach Wunsche zu leben, und spricht von seiner Lage:

— Mir (ist es) vil swär;
Wo ich in der werlt var 3),
Vnd mein kunst also enpar 4)
Schon gen 5) aller menschen syn,
(Da ich allein gen sechzigen 6) pin)
So will einer nicht, sam 7) der,
So spricht einer: chumpt her,
Sagt vns von herrn ekken
klingen.
So spricht der ander: er sol singen,
Wir haben an leichter predig genug.
So spricht der dritt: es wer doch klug,
Das er da redet von manigen sachen,
Chundt er es nur swäbisch machen
Nach vnser lantsprach auf vnd ab.
So spricht der vierd: meiner gab
Gan 8) ich nyemant, dann 9) saitten spil.
So spricht der funft: wers achten wil
So ist nichts fur pfeiffen schall.
So spricht der feyst: der paukken gall 10)
Preys ich noch vor aller kunst.
So spricht der sibent: er biet 11) mein
gunst,
Der mir mit der leyrn spilt.
So spricht der acht: nichts susser
hilt 12)
Dann der mit der härpfen can.
Also redt ein ygleich man
Von natur seinem geding;
Was ich dapei sag vnd sing
So han ich manigen wider strent.
Maniger spricht: das ich noch peyt 13),
So spricht ein ander: nu macht auf 14)!
Yeder man nach seinem lauff.
Der wil freud vnd dieser clag;
Vnd wär ich mit voller wag 15)

---

1) Herr Bouterwek sagt Bd. 9. S. 337. seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit von ihm viel Wahres mit wenig Worten.
2) Die Handschrift Nr. 3038 hat nur Einiges von Teychner, und auch dieß Wenige findet sich größtentheils in den beyden andern Mss. wieder.
3) Wohin ich mich wende. 4) verwende, benütze. 5) nach. 6) sechzig Jahr alt. 7) als. 8) vergönne. 9) als, nur. 10) Gellen, Tosen. 11) hätte. 12) ertönt, klingt. 13) verweile. 14) spielt auf! 15) in vollem Maaße.

Arlstoteles mit weiser kunst,
Ich mocht nach ir aller gunst
Nicht gereden pey dem zil,
Wann eyner nit als der ander wil.

Beweisend ist diese Stelle, daß Teychner auch des Lohnes wegen erzählte und sang; doch that er es wohl weniger in Gasthäusern, als im geschlossenen Zirkel, und er kann nicht zu den herumziehenden »Ohrenmelkern« gezählt werden, von denen er strafend singt: 16)

Manigen finger vindet man,
Der die herren effen chan,
Das er singt ein lobliet,
Das von nyemant hat vnderschied.
Er sagt den herren, alten vnd iungen:
„Das lied han ich von euch gesungen;
Ich wais chainen lembtig, 17)
Do so grosse eer an lig
Sam an euch pefunderleich.
Ir wert 18) ein fürst vber all reich
Mit aller tugent, sunder streit.
Ir wist nicht, was an euch leit;
Mein synn ist laider nicht so preit,
Das ich ewr wirdigkeit
Mag gedenkchen vnd pesliessen."
So lat 19) der herr sy nicht verdriessen;
Er pegabt den tugent plossen, —
So kumpt er 20, dann zu leinem 21) genossen,
Dem singt er auch das selb lob:
Er sey allen furstен ob,
Vnd ein held vber all risen —
Also leicht (leugt?) er enn (dem?) vnd disen.

An dergleichem Volke war damals kein Mangel. Bl. 245. b. »Von »manigerlay chunst« heißt es:

Ainer (wil) wort vnd weiß 22)
Darumb geit 23) er seinen soldt;
So ist ainer phaffen hold,
So ist aim 24) mit fideln wol,
Darumb geit er, was er sol;
So zimpt ainem paufken guet,
So ist ain ander wolgemuet,
Wann er pueben vor im hat,
Dy da treiben vbel tat,
Poß geyer vnd schelt wort,
Vnd ettwenn sündleich mort;
So ist ainem wol mit torn 25)
Damit leschet er seinen czorn.

und so auch Handschrift Nr. 2074. B. 187. b. »Das man trawren mit freud misch.«

Ainer vragt mich der mär,
Zwey 26) ein herr gaukläre
Vnd narren in seinem haus hiet?

Teychner war nie verheurathet, wiewol ein Beinbruch ihn bald zu diesem Schritte gezwungen hätte. Der Geschichte dieses Unfalles hat unser Dichter eine eigene Erzählung gewidmet, die lustig genug ist, um ganz mitgetheilt zu werden:

Von des Teychnär heyrat 27).

Sich fuegt ainsten mein vngemach,
Das ich ein pain abprach.
Da dingt 1) ich mir ein frawen,
Der ich czu leib vnd guet muest trawen,
Das sy mein da phlegen solt,
Wann ich essen oder trinkchen wolt.
Vnd da ich nu gesunt wart
Sy sprach mir zu mit der vart,
Vnd weret nahen vier wochen:
Ich het ir die ee versprochen — 10.
Ich muest sein ir chon man 2).
Da cham ich mit recht 3) daruan,
Vor den pesten layen vnd pfaffen,
Die czu recht sind geschaffen.
Als das erst recht ward getan,
Da genuegt sey nicht daran 4).
Sy pegund in frefel tehen 5):
Ir wer nicht ein recht geschehen,
Vnd pegünd mich an eze uallen
Vor den pider lewten allen, 20.

16) Nr. 3013. B. 209 b. „Von den puelern; von erst ein gleichnuß." 17) lebend. 18) Ihr wäret. 19) Dieß läßt. 20) der Sänger. 21) zu seinen, des Herren. 22) Erzählung und Weise, d. i Gesang, Melodie 23) gibt. 24) einem. 25) Thoren. 26) zu was, weshalb. 27) S. Codex Nr. 3013. Bl. 216. a.

1) miethete ich. 2) Ehemann. 3) Durch den Ausspruch des Gerichtes. 4) Sie war damit nicht zufrieden. 5) behaupten.

Das ich kaum von ir enpraſt 6).
Alſo het ich vberlaſt,
Das ich gedacht: ſiegt ſi mir an, 7)
So vin ich ein gar verdorben man.
Seint ſy ein ſtat wil wider treiben, 8) 25.
Wie mocht ich dann vor ir peleiben?
Vnd ee das recht zwiſchen vns paiden
Wart geſchepft vnd entſchaiden
Vor den veſten inn Wienn ſtat,
Da bet ich vil manigen rat, 30.
Einen alſo, den ander ſuſt.
Yeder redt nach ſeinem geluſt.
Ettleich ſprachen in ſchympfes hait: 9)
Warumb ich wär alſo verzait? 10)
Es wer gar offt geſchehen vorn 11) 35.
Das die frawn machent torn.
Das iſt war, das mues ich iehen
Vnd iſt in ander weis geſchehen —
Leibes halben; ſo leits am tag,
Das ich nye mit ir gepflag 40.
Des mit frawn wirt gepflogen;
Dauon 12) vin ich nicht petrogen,
Nur der ſchympf tuet mir wee
Wurd ich nymmer ſiech ſam ee 13),
Ich pedecht mich mer dann zwir 14), 45.
Ee das ich nem ein frawn zu mir.
Ich wolt knecht mein pflegen laſſen;
Wurd ich geſunt, die lieffen ir ſtraſſen,
Das mir kainer ſprech an leib,
Alls das unpeſchaiden weib. — 50.

Ettleich ſprachen: ich ſolt ir geben,
Das ſy lieſs ir wider ſtreben:
Das verſuecht ich mer dann zwir,
Das ich ſey gutlich ſchikcht von mir,
Pe mit gab, ſo waſs alles verlorn; 55.
Sy kcham alweg herwider, als vorn.
Ettleich ſprachen: ich ſolts erſtechen,
Vnd mich kampfleich an ir rechen.
Da ſprach ich: des pehuet mich got,
Des wär paide ſünd vnd ſpot 60.
Ob ich ſey indert 15) rueret an,
Ich wil ſein got walten lan.
Nu vin ich ir mueſſig worden 16)
Mit dem rechten, an 17) alles morden.
Gott der hat michsnie verlan 18), 65.
Alſo hat er auch nu getan.
Da mir das pein wart ab geprochen,
Da verſaumpt ich nye ein wochen
Meiner kchunſt, ich tichte als vor —
Vnd wart nu ſo gar ein tor 70.
Von des weibes wider ſtreit,
Das ich nye getichtar ſeit. 19)
In der vierden wochen vnd pas. 20)
Dapey iſt wol ze merckchen das:
Das dy wunden ſwern mer 21), 75.
Der ainem menſchen wundt ſein eer,
Denn vil wunden leibs ſwär.
Alſo ſprach der teychnär.

Daſs Teychner ſelten in Wirthshäuſern zu finden war, folglich auch keineswegs ein gemeiner Aufſpieler ſeyn konnte, ſagt er ſelbſt zu wiederholten malen. So z. B. Nr. 2074. Bl. 186. a »von ſudreren.«

Maniger haſt mich vm dazs 22),
Daſs ich diw leithaus paw mit mazs 23),
(Der iſt nicht ein weiſer mann);
Nv rat ich all der werlt der van 24),
Solt ich ſelb dann ſuders phlegen,
So wär mein chunſt gar ring zu wegen 25).

und dann auch Nr. 3013. Bl. 91. a.

Vil maniger ſpricht: ich ſey
Gar ein wunderleicher man,
Ich well 26) nicht czu geſellen gan.
Pey gueten geſellen ich gern wär,
Da man aller püberey enpär 27);
Aber da man rauft vnd ſticht
Vnd eyner den andern abpricht —
Die geſellſchaft iſt gar en-wicht 28).
Ich ſcheuch chein geſellſchaft nicht,
Ich fleuch 29) nuer ir vngefug,
Der man von in ſiecht genug.
Wann das lewthaus wirt erfuellt,
Aynner ſpringt, der ander puellt,
Eyner wil ſlahen vnd diſer ſtechen.
Wo ich ſech 30) in czuchten czechen,
Da verdruß mich nymer, czwar; 31)
Aber da man vellt zu har,
Do wirt mir ein ringe weil ze ſwär. —
Got genad dem teychnär.

Schon der Bau aller Teychner'ſchen Gedichte beweiſet, daſs er wenn auch nicht alle, doch die meiſten derſelben nur geſprochen habe und nicht geſungen. Wahrſcheinlich fehlte ihm überdieſs eine gute Stimme, denn

6) loskam, mich ihr entſchlug. 7) behält ſie Recht. 8) Wenn ſie, die Frau, ſich gegen die Richter auflehnen will. 9) ſpottweiſe. 10) verzagt. 11) früherhin. 12) deshalb. 13) krank als vorher. 14) mehr als zweymal. 15) irgend wo. 16) von ihr befreit. 17) ohne. 18) verlaſſen. 19) Gedichte ſagte. 20) noch länger. 21) mehr beſchweren. 22) haſst mich deswegen. 23) daſs ich die Wirthshäuſer ſelten beſuche. 24) ich rathe davon ab. 25) gar gering zu ſchätzen. 26) wollte. 27) wo man ſich aller Büberey entſchlüge. 28) werthlos. 29) fliehe. 30) ſehen würde. 31) fürwahr.

Handschrift Nr. 3013. Bl. 228. b. steht ein langer Spruch von ihm, betitelt: »Waz di nutzist chunst sey.« Hier werden die gesprochenen Worte entgegengestellt der Weise, dem Gesange, und der Dichter sucht zu zeigen, wie »das gedön« etwas sehr Untergeordnetes sey gegen die Kraft der Rede. Wir wollen ihn selbst hören:

Was ich ye gesingen hort 32),
Dez betaib ich nutzez tar,
Wie gar suezz die weis halt 33) wär.

Waz war denn der maister preis,
Als ich e gesprochen han?

Ich hör manigen maister nennen,
Den man nie gesingen hert.
Aristoteles sein wort
Nie desang, noch sein genoz.

Auch div nater wirt gepant 36)
Vnd der teuffel, wist ir wol,
Nvr mit worten — singens hol 37).
Spiez vnd swert wirt auch betwungen
Nvr mit worten, vngesvngen,
Daz sew 38) muezzen ir sneyden lan 39).

Wolt man niem zu maister horten 34),
Denn 35) der wort besleust in weiz,

Seint 40) daz wort den zwingen chan,
Dez chain weiz nicht chan betwingen,
So ist besser: wort an singen,
Dann div weizz vnwortbaft 41).

Weiterhin erwähnt Teychner, wie David einst durch sein Saitenspiel die Teufel verscheucht habe, und macht dabey die Bemerkung:

Hieten 42) harpben noch div macht,
Vnd ander dön der saiten,
Daz si den teuffel noher laiten 43) —
Wer wolt denn ein 44) teuffel lazzen

Pey eim menschen? er must sein strazzen:
Wann der sanch vnd saiten spil
Ward pey zeiten nie so vil.

Doch heißt es später:

Man acht auch wort noch weis nicht mer,
Alz man etzwen 45) hat getan.

Gegen den Vorwurf, daß ihm der Gesang gar nichts gegolten, verwahrt sich der Dichter in den Schlußversen folgendermaßen:

Ez sol nieman also verstan,
Daz ich weiz für nicht well han 46);
Sey sind gut in irem ding,

— ∪ — ∪ — ∪ 47)
Für div wort, daz ist mir swär,
Also sprach der Teychnär.

Man sieht bereits aus dem Mitgetheilten, daß auch Teychner einen ehrenwerthen Platz verdient unter den früheren vaterländischen Dichtern. Er war vom besten Willen beseelt durch sein Talent zu nützen, und eiferte unermüdet gegen die Gebrechen der Mitwelt, was ihm eher Verfolgung als glänzendes Glück bringen mußte. In seinen Poesieen ist Geisteskraft und männliche Besonnenheit nicht zu verkennen; wenn aber die Sprache sich selten zu erheben vermag, so muß man dieß weniger ihm, als dem unpoetischen Zeitalter beymessen, das den Geist in engen Banden zu halten wußte. Peter Suchenwirt hat den Tod seines Freundes mit herzlichen Worten beklagt. Sie sind aus vollem Gemüthe geflossen; eine einfache aber duftende Blume, niedergelegt auf das Grab des biederen Kunstgenossen:

---

32) hörte. 33) auch. 34) Wollte man keinen für einen Meister erkennen. 35) als. 36) gebannt. 37) ohne Gesang. 38) sie. 39) lassen. 40) Sintemal. 41) als Gesang ohne Worte. 42) hätten. 43) davon jagten. 44) einen. 45) früherhin. 46) für nichts schätzen wolle. 47) Hier fehlt ein Vers, etwa: Doch daz man sie secz vnd bring.

Daz ist die Red von dem Teychner, darnach er gestorben ist 1)

Nu dar, her sinn, seit fleizzig 2),
Ein chlag ist freiwden fleizzig 3),
Die wonet meinem herzen mit,
Daz edel tugent vnd gute sit
Nicht erchent 4), daz sei Gott gechlait; 5.
Vnzucht vnd vnbeschaidenhait
Erbent laider gar zu fer;
Zucht, weisheit vnd gute ler
Scholten 5) erben ewichleich —
So erbet in 6) daz himmelreich 10.
Zu ymmer werndem lone
Gott in dem höchsten Throne.
Nu dar, her Sinn, seit ir berait
Mit willichleicher arbait,
So sawmbt ew nicht, des ist czeit. 15.
Der tugende schacz begraben leit
Hie in des todes Zimmer,
Den scholten chlagen ymmer
Priesterschaft vnd werde weib.
Er hat mit chewschait seinen leib 20.
Vncz 7) an sein end behalten,
Göttlicher Weisheit walten
Begund er für der werlde spot
Im liebet in dem herzen Got
Für alle werltleich Ere. 25.
Sein rat, sein weise lere
Ist in der Werlde garten
Gesät mit worten czarten,
Der werlt zu trost vnd Gott
zu lob.
Mit guten sitten swebt er ob 30.
Allen den, die getichtes phlegen.
Spil, lueder, liez er vnderwegen,
Swern, schelten, pose wort
Ward nie chains von im gehort.
Waz den Eren nicht enczam, 35.
Darauf het er vorcht vnd scham.
Got fürchten vnd minnen
Mit herczen vnd mit sinnen,
Von gewonheit er nicht lie.
Des morgens, wann der Tag her gie, 40.
So was czu dinst er berait
Mit ganczes herczen Innerchait
Got vnd aller Engel schar,
Piz alle mesz ein ende gar
In Gottes dienste namen. 45.
Er chund nicht anders ramen 8)
Wann daz Gott vnd der Sele czam 9).
Göttleich Ehr vnd werltleich scham,
Liebt im in dem herczen,
Für üppig schimphen, scherczen. 50.
An essen und trinken messig,
Untugenden gar gehessig
Waz er zu allen stunden
Sein Mund der ward nie funden
Mit smaikchen 10), noch mit liegen; 55.
Er chund nicht herren triegen
Durch alte wat 11), durch swache
miet 12),
Waz im vil maniger lerer riet.
Als vns die Ewangeli sagen,
Daz chund er je in churczen tagen 60
Der Werlde pringen wol czu gut
Mit chunsten vnd mit senftem mut,
Wann er ein slechter Laye was,
Der nie chain geschrifft gelert noch las,
Vnd het matery czu dewtsch pracht, 65.
Die einem gelerten nicht versmacht,
Hiet er in der Grammatica
Schlechtleich Nein vnd rechtleich Ja.
Wez im Gott het hie beschert,
Daz wart nicht vppichleich verzert. 70.
Spital, Kirchen, nam er war,
Vnd tailt es mit der armen schar
In Gottes lieb mit milter hand. —
Maria, muter, bis gemant
Der lieb, die er czu dir het, 75.
Mit vasten, wachen, mit gepet.
Geruch 13) sein Seel begnaden,
Daz si dort werd entladen
Vor immer werndem smerczen,
Seind 14) vnder deinem herczen 80.
Gott selber wohnt durch vnser hail
Den du gepört an alle mail,
Den pit für in, daz er im dort
Geb den ymmer wernden hort,
Da freiwd mit freiwden ist geziert! 85.
Mit trewen pit ich Suchenwirt
Gott für die Seel andechtichleich.
O Teychner, piderber Hainreich
Dein leben was rain vnd guet,
Des werd die Seele dein behuet 90.
Vor hiz der hellen flammen;
Durch Gott nun sprechet Amen.

Nach diesen Mittheilungen über das Leben unseres Dichters, legen wir nun einige Auszüge aus seinen Schriften vor. Vor der Hand ist nur genommen, was das Wichtigere schien, und sich auf Sittenschilderung des Adels bezieht, den vorzüglich zu beachtenden Stand jener Zeit. Teychner's Aeußerungen gegen die Heerfahrten in das heidnische Preußenland sind sehr merkwürdig, so wie überhaupt Alles, was er über Gewohnheiten und Gebräuche seiner Umgebung sagt. Einzelne Sprüche und Gleichnisse des Dichters beschließen diesen Aufsatz; auch sie werden ihn von einer vortheilhaften Seite zeigen:

1) Handschrift Nr. 2291. (2238) der k. k. Hofbibliothek 2) Wohl auf, Herr Sinn, seyd fleisig. 3) Freude raubend. 4) nicht erkannt sind. 5) Sollten. 6) so würde Gott ihnen, den Menschen, das Himmelreich anerben. 7) Bis. 8) Er that nichts anderes, als. 9) ziemte. 10) Schmeichelreyen. 11) Kleider 12) um verächtlichen Lohn. 13) du wollest. 14) Weil.

A. Das Leben der Ritter.

1. Daz die herren nicht frid schaffent [1]).

Die werlt, div ist gerichtez hol [2]),
Da von nieman wundern sol,
Daz div gewaltigen vnd die groz
Werdent gahes(gah des?)lebens plozz,
Daz div arm lenger lebent,
Div nicht in gewalt swebent.
Man vint manigen arm man,
Der geben fursten denchen chan
In einem lant leicht vnd mer.
Wann si [3]) besitzent gut vnd er,
So wänenz nicht anders treiben,
Denn gut vertun mit tumen weiben.—
Also ist es nicht gestalt 4);
Got der fuegt in er 5) vnd gewalt,
Daz sew recht richter seyn
Vnd di arm läut vrein 6)
Vor der vngerechten haz.
Wo si dar an sind zu laz 7),
So wirt gericht in ir leben,
Daz 8) in wär hin für gegeben
Noch zu leben manig iar.
Der ritter solt der arm schar
Phlegen recht in aller zeit,
Sam ein phaff der heilichait,
Der daz nicht versitzen 9) mag
Zu mitter nacht, zu mittem tag,
Wann im chympt ein siechpot 10),
So muez er hin; also hat got
Div ritterschaft d a r z u gesatzt:
Wann ein arm man beschatzt,
Chympt gelauffen, wer der sey,
Den sol der ritter machen frey.
Sein wappen sol zu aller zeit
Pey im ligen, wann er 11) schreit,
Daz er sey berait dar zue,
Vnd daz vnrecht wider tue.
Dar vmb hat man ritterschaft
Auf gesetzt vnd gezaft 12);
Nicht durich frechen vnd tumiren,
Daz ist nvr der werlt hoffiren,
Div geit iren lon dar vmb,
Als div rechen 13) habent genumb 14),
Von den man noch singt vnd sait,
Waz sew iamers habent beiait,
Div sind in der hell sweben;
Samleich lon 15) wirt im gegeben
Dort, noch (der?) wuest 16) leid vnd gut
In hochfart vnd in übermut,
Vnd wirt den arm nymmer holt,
Den er raten vnd helffen solt.
Als nv von der präuzzen raiz,
Dez präwt sich vil selten ein waiz 17);
Ez sol dvrich vnser prawen sein 18) —
Er laet 19) arm läut in peyn,
Witiben vnd waisen in sein lant,
Div vechten mit ir selbs hant;
Als ain pawr dem andern tuet,
Dez vint er nymmer recht noch guet,
So gedencht er spat vnd frue,
Wie ers selb wider tue 20),
Mit valschait, mit vngeslecht.
Daz solt ein ritter — daz wär recht —
Wider tuen vnd wider stan;
So hiet er als vil sölz 21) da van,
Sam mit der preuzzen vert.
Daz er dahaim div arm nert,
Ropphaufer 22) vnd ander schaden
Daz div läut hat über laden,
Vnd sew von dem iren schaiden;
Er ist nymmer genueg ein haiden,
Vnd (Der?) den arm übel tuet
Vnd (Vmb?) ir leib vnd ir guet —
Di solt man dez ersten stoben,
Darnach auf div haiden gahen.
Aber weil er übel waiz
Vnd vngericht 23) in seinem chraiz,
Vnd lat daz vnbericht stan,
Vnd vert da hin — da ist nicht an.
Well er vechten vmbs himelreich,
So mach erz nvr da haim geleichs 24),
Waz da vnrechtez sey,
Er wirt nymmer vechtens frey.
Daz er in der schrannen sait
Yedem mann div warhait,
Er wurd erslagen in churtzer zeit,
Vnd wurd alz heilig mit dem streit,
Sam 25) mit chainer präussenuart.
Wer da haim laet 26), vnbewart,
Div er hat in seiner gewer 27),
Vnd vert in hochuart über mer,
Daz ist recht zu geleicher phlicht 28),
Sam der den vreitag vast 29) nicht,
Vnd den samstag vasten tuet.
Ny gedench ich an di ritter guet:
Prächtens doch ein guten sit,
Oder ettleich tugent mit,
Ein guet gericht 30) in disew lant,
So taet ez mir doch nicht so ant 31).

---

1) Nr. 2074. Bl. 172. a. 2) Gerichteslos. 3) sie, die Mächtigen. 4) dieß ist aber nicht ihre Bestimmung. 5) verleiht ihnen Ehre. 6) frey machen. 7) träge. 8) welches. 9) verweigern, zurückhalten. 10) ein Krankheits-Bote. 11) er, der Bedrängte. 12) geordnet. 13) Recken. 14) genommen. 15) Gleicher Lohn. 16) vernichtet. 17) ein Weiser 18) Maria zu Ehren. 19) Er läßt zurück. 20) rache. 21) Ablaß von Sünden. 22) Raubhäuser, Raubschlösser. 23) Gesetzlosigkeit. 24) er stifte erst zu Hause Frieden. 25) Als. 26) läßt. 27) Obhut. 28) in gleicher Art. 29) fastet. 30) Rechtspflege. 31) so weh.

Ny ſiecht ſew nieman nicht 32) pring,
Si füren nur di phenning 100.
Auf dem land in di haidenſchaft.
Ritter vnd chnecht div ſind behaft
Mit armuet in diſem lant,
Den tuet nieman ein helff bechant.
Div 33) leib vnd guet nacht vnd tag 105.
Mit in legent auf div wag,
Vnd muez all verdorben ſeyn,
Sew pringt 34) nicht anders zu dem pein,
Zu der üppigen arbait,
(Dann) daz man von in ret vnd ſait: 110.
Hey, wie der gevaren hat!
(Er pringt nicht anders vmb ein plat 35)
Wolt er recht gein präuzzen varen,
So ſolt er ſich dahaim bewaren,
Daz ſein nieman wär engolden 36), 115.
Sein arm diener, noch ſein holden 37);
Er ſolt peicht vnd puez beſtan,
Sam er wolt gein rom gan.
Ny vert 38) er hin mit ſolchem guet,
Daz im maniger fluechen tuet. 120.
So 39) mag er auch ſein E 40) zuſprechen;
Ich han manigen horen ſprechen,
Wann er ſolt da haim beleiben,
Er chäm nymmer zu andern weiben;
Nu betwingt in nieman dar zue, 125.
Daz er hin varen tue —
Er möcht als mär (?) dahaim beſtan,
Vnd wär ein guet Eman.
Wer gein präuſſen varen tuet,
Der ſol haben chäuſchen muet, 130.
Sam (er) ein graber munich wär.
Man wigt der vrawen vnmazzen zwär,
Ob ſew ir E zuprechen tuet
Zu einer ſtund 41), daz iſt nicht guet —
Vnd tuz der man leicht dreizzig mal, 135.
Wann der raiſet auf vnd zu tal:
Daz ſol allez nichts ſein.
Div vrawen ſind nicht ſtaelein,
Si habent auch fleiſch vnd pain!
Er lät div guten vrawen allain, 140.
Vnd vert dahin in fremdiv lant,
Sam er hinz den Juden phant
Vmb di raiz geſetzet hiet.
Wann er ſich dahaim beriet,
(Witiben, waiſen, weib vnd chind 145.
Seiner ſel enpholhen ſind)
Ich ſag ew, daz peſſer wär;
Alſo ſprach der Teychnär.

2. Von leithauſern vnd houierern [1]) [2]).

Ainer pat: ich taet im ſchein 3),
Welhez pezzer möcht geſein,
Der turniren vnd ſtechens phligt 4),
Tanzen vnd rain 5) vnd präud wigt,
Oder der nur ludern tuet: 5.
„Wa ſchencht man ein wein guet?
Praw, leicht vns ein pret 6) her!“
Ich ſprach: der hat wirden mer,
Der turniren, ſtechen treibt,
Denn der 7) wirft vnd ſcheybt 8). 10.
Ez wirt mit paiden guet verzzert,
Doch wirt daz vil paz verchert 9)
Daz man zert pey guetem ding,
Turniren, ſtechen auff dem ring,
Vnd mit ſchön frawen vertan — 15.
Der wirt daz ſein doch erleich an,
Der hat ſchoner vrawen gruez,
Daz man von im gäuden 10) muez
Vntz an den ürtaeglaichen tag 11).
Waz man däutſcher puech phlag, 20.
Div ſtent 12) nur von ritter tat,
Man vint nyndert an chainer ſtat 13).
Von chainem leithauſer geſchriben;
Was er frumchait hat getriben,
Sein wirt nicht zu guet gedacht; 14) 25.
Er iſt hie vnd dort verſwacht,
Er lebt in eins wechs (?) maz.
Da pey ſult ir merchen daz:
Turniren vnd ſtechen iſt peſſer vil 15),
Denn tanzen vnd rain vnd luder ſpil 30.
Ny iſt div werlt ſo tugent lär:
Ob ainer vnder dem geſlaecht wär,
Dem nach eren ſtet der muet,
Daz in 16) allen chäm zu guet
Ob er für 17) in ritterſchaft, 35.
So lehenz all: er ſey behaft, 18)
Er well seins guetz wern an 19),
So ſolten ſew dem pider man,

---

32) Nichts. 33) diejenigen, welche. 34) bewegt, treibt. 35) Und kann doch kaum ein Blatt vernichten? 36) Daß es niemand entgelten dürfte. 37) Grundholden, Bauern. 38) Jetzt fährt. 39) Dabey. 40) Die Ehe. 41) nur Einmal.

1) Nr. 2074. Bl. 187. a. 2) Von Wirthshaus-Knaben und Prunkgeſellen. 3) ich möchte ihm ſagen. 4) treibt, übt. 5) im Reigen tanzen. 6) Spielbrett. 7) als welcher 8) Kegel ſchiebt. 9) weit beſſer verwendet 10) preiſend ſprechen. 11) bis in die ſpäteſte Zeit 12) ſagen. 13) Man findet nirgends. 14) ſeiner Heldenthaten denkt niemand. 15) iſt viel beſſer. 16) ihnen. 17) Wenn er führe, zöge. 18) verrückt. 19) er wolle ſein Gut anbringen.

All helfen mit dem iren 20)
Daz er mocht deſt paz 21) hoffiren 40.
Vnd gevaren deſter paz;
Sych möcht leicht gefuegen daz,
Daz er chäm auf faemleich er,
Daz er im mocht gehelfen mer,
Denn als ir chobern 22) vnd ir tranch. 45.
Ez iſt offt ein geſlaecht chranch,
Div von ainem choment auf,
Daz ir wirt ein grozzer hauff
Von pez ainen frumchalt.
Der zu gueten dingen rait 23) 50.

Dem ſolten ſi all helfen derpiten 24)
Wa ſi ein freunt hyten 25),
Der nach eren trachten wolt,
So wernt 26) ſew im nymer holt,
Untz daz im got ſein hilf tuet, 55.
Daz er gewint er 27) vnd guet,
So gewint er freunt vil,
Der im raten vnd helfen wil
So ers überwunden hat;
Aber weil er in leiden ſtat, 60.
So ruechtens, er nyndert wär 28);
Alſo ſprach der Teychnär.

3. Von dem phennig [1]).

Ettwann pflag man maniger ſlaht 2),
Yederman, als im pehagt:
Eyner las, der ander jagt,
Etleich ſungen newn ſankch;
So het maniger den gedankch,
Wie er ein gueter ritter wär;
So was einer ein tichter
Gueter puech vnd maiſterſchaft;
So chert apner ſynn vnd kraft

Wie er chloſter vnd kyrchen mert; —
Das iſt alles niw 3) verckert,
Das ſein 4) nyemant dar 5) gepflegen.
Wär ein man halt auf den wegen,
Das er gepfläg der alten fueg 6),
So ſprech yeder mann: nu lueg 7),
Er iſt ein verdorben man,
Er wil nuer ſolhin ding nachgan,
Er ſolt lieber trachten vmb guet,
Als die gemein der werlt tuet ꝛc.

4. Von der hofezucht [1]).

— wer guet gepar 2)
Vnd tugent an ſich nemen wil,
Der ſol gein hoff nicht vragen vil;
Daz waz ee 3) ein ſchul der tugent,
Daz man chindel in der Jugent
Dahin liezz, in ſolchem muet 4),
Daz ſew zuchtig wurden vnd guet.
Daz iſt laider nu dahin;
Da ze hoff hat wenig nieman gewin,
Als der puben leben chan,
Schelten, ſpringen, als ein man
Der da hat div ſinn verloren.
Div man weillen 5) het für toren,
Sew ſullen ny div peſten ſein.

Weillent waren helt 6) guet,
Div waren zuchtig als div prawn;
Wo man ſol durch helm haun,
Da warens girig, als die len 7)
Da waz weder gall noch chren 8).
Da waz zucht vnd manhait,
Her parcifal von dem man ſait,
Der was ſcheinig 9) zu aller zeit,
Und flueg teuffer wunden weit,
Denn ny tunt div hoff gallen
Mit ir üppichleichen ſchallen.

5. Von der chnappen ſtechen [1]).

Man chert daz hinter recht her für 2). —
An der alten werlt ich ſpür,
Wa man turniren vnd ſtechen ſolt,
Daz dez nieman andrer holt, 3)
Denn div grozzen herren reich; 5.
Die gaben auch aller mänchleich

Zezzen vnd trinchen gar genueg,
Daz nieman 'peis mit im trug. —
Nu iſt ſelten ein edel man,
Er well in ſeinem dorff han 10.
Ein ſtechen vnd ein vareis,
Dapey gelt man nieman ein ſpeis,

---

20) mit ihrem Vermögen 21) um ſo beſſer. 22) Als all ihr Zuſammenſitzen. 23) Der auf gute Abentheuer ausgieht 24) alle Hülfe erbieten. 25) hätten. 26) werden. 27) Ehre. 28) So war er für ſie todt.

1) Nr. 3013 Bl. 87. a 2) früherhin trieb man mancherley. 3) nun, jetzt. 4) deſſen. 5) darf. 6) daß er nach altem Fuge thäte. 7) Schaue

1) Nr. 2074. Bl. 128. a. 2) guten Anſtand. 3) in früherer Zeit 4) in der Abſicht 5) ſonſt. 6) Helden. 7) Lowen. 8) Weder Bosheit noch Falſchheit. 9) Weithin glänzend.

1) Nr. 2074. Bl. 142. b. 2) Man kehrt das Hintere nach vorn hin. 3) hielt, zu thun pflegte.

Dapey muez iederman ſein nar 4),
Selben mit im pringen dar,
Wil er nicht vngezzen 5) ſein.
E, da tet man ſtechen ſchein,
Daz ein herr verfluecht ein man; 6)
Welcher guet waz auf dem pan,
Den wag er auch guet an der not,
Darzu gab er wein vnd prot,
Ros vnd hengſt vnd hofgewant.
Nu ſtechens auf ir ſelbs pant (hant?)
Si wizzen ſelben nicht vm wew 7).
Hiet er ein hübel 8) oder drew,
Die hat er verſtochen drat. 9)
Yeder man ein höffel hat
Durch ſein ſelbs willen gerüefft. 10)
Vnd üppichait geprüefft.
Wirt im da verlenckt 11) ſein fuez,
Sew pewt einem andern ſeinen 12)
gruez,
Vnd lät in ligen in dem ſant:
Daz ward an eynem wol bechant —
Da gach ſein lieb 13): ez würd im gut,
Ob er näm nach irem mut
Ein vareis in ein genantew ſtat,
Vnd erzaigt ir mit der tat,
Daz er ſey maint 14) in hertzen grunt.
Da ſprach er: „gult 15) ez ſechzig phunt
Vnd den leib, ez muez geſchehen.“
Vnd hiez in dem land gehen 16): 40.
Wie ers vareis hiet genomen,
Die zu dem wolten chomen.
Do gieng daz vngelukch über in,
Daz im praſt 17) daz pain dahin,
Daz man in furt ab dem wal 18). 45.
Da ſein lieb erhort den val,
Da hiez ſy pauken vnd pheiffen dar,
Vnd ſampt der tumen ein michel
ſchar 19),
Damit rait ſy auf vnd nyder,
Vnd liez den chnaben ligen ſider, 50.
Sam er wär ein haiden wild,
Andern chnaben zaim pild 20),
Daz ſew behaltent leib vnd guet.
Man leib vnd hab vertuet
Mit ſeim ſtechen auf vnd nyder. 55.
— o — o — o — 21)
Der nie ſper in di bant genam;
Davon ſeit dem ſtechen gram,
Daz da ſticht von der hab 22),
Daz div herren laſſent ab.
Dem lant vnd läut iſt vndertan 60.
Nement ſich daz diener an.
Daz ſind wunderſtechew mär;
Alſo ſprach der Teychnär.

6. Daz di werlt ein gaukel ſey [1]).

Daz die werlt ein gaukel [2]) ſey,
Daz verſten ich wol da pey:
Ye waz ainem iſt ein ſer 3),
Daz iſt dem andern preis vnd er;
Welher den andern pringt nider,
Der iſt auch der peſt ſider 4);
Der vnden leit, der hat di ſchant.
Dapey iſt div werlt bechant,
Daz ſew iſt ein gaukel ſpil:
Furviren, ſtechen, dez iſt vil,
Vnd mag anders nicht geſein,
Denn wer den andern pringt in pein,
Der haiſt dann ein piderer man,
Der vnden leit, der iſt dervan.

7. Von Valchneren [1]).

Ich wän, man lieg nyndert ſo vil 2)
Sam da man ſait von vederſpil
Von geiaid vnd von vaiz 3).
Wa ſew in den ſtuben haiz
Sitzent pey den trunchen ſwär,
So hör ich vil gelogner mär.
Si laſſen nieman hören auzz:
Ayner ſait 4) von ayner mauzz 5)
Einer ſait von ſeiner flug,
Daz dem ſpärber nicht getüg 6).
Wär daz nicht verrer guet,
So waiz ainer ein gantzew pruet,
Daz er nieman zaigen well,
Er ſey dann ein guet geſell.
So vieng ainer ainen tach 7)
Wachteln einen vollen tach,
Vnd hiet 8) ir dannoch mer gevangen
Wär im der tag nicht abgegangen,
Do traib in div nacht dervan;
So hiet ainer vil getan,

4) Zehrung. 5) ohne Speiſe, hungrig. 6) einen Mann prügelte. 7) um was. 8) Hügel. 9) ſchnell. 10) zuſammenberufen. 11) ausgelenkt, verrenkt. 12) den ihm eigentlich beſtimmten Gruß. 13) Seine Geliebe meinte. 14) ſie meinte, liebte. 15) koſtete. 16) Und hieß im Lande kund machen. 17) brach. 18) von dem Tummelplatze. 19) Sammelte eine große Schaar jungen Volkes. 20) zu einem Beyſpiele. 21) fehlt ein Vers. 22) um Gelderwerb.

1) Nr. 2074. Bl. 143. a. 2) nichtiges Weſen. 3) Beſchwerniß. 4) nachher.

1) Nr. 2074. Bl. 146. b. 2) es wird nirgends ſo viel gelogen. 3) Jagdweſen und Falknerey. 4) erzählt. 5) vom Mauſern. 6) nicht taugte. 7) Tag. 8) hätte.

Wär der hunt nicht so laz.
So sait er aber einem andern daz:
Hiet der spärber nicht den chrainen 9),
Er hiet vogel vil der chlainen;
So hat er im leicht ein druch getan 10), 25.
Daz er muez den chrainen han.
Man sait vil, dez nie geschach,
Man hort chainen, der dez iach 11),
Daz ez im übel wär gegan 12);
Si habent ez allez wol getan, 30.
Einer vil, der ander mer.
Der leicht nie betait chain er 13),
Der gaût 14) aller meist dervan.
Als zainmal 15) sprach ein tummer man:
Mag ich der werch nicht beiagen, 35.
So wil ich mich der wort betragen 16).
Maniger ret 17) so vil zu den dingen,
Mocht mans an ein puech pringen,
Ez würd ain grozzer parcifal:
Ich het ein hunt, der hiez schal, 40.
Daz so gutez me 18) nicht wart;
So ist der spärber der art,
Ich ving als daz vedern hit 19),
Ich wän, ich vieng fuchs dermit —
Sind daz nicht gelogenew mär? 45.
Also sprach der Teychnär 20).

8. Von den wappen 1).

Waz man von dem wappen sait,
Dez ist nicht alz 2) div warhait,
Da ist vil gelogens an.
Da man div warhait ret der ván,
Waz ain vider ritter tuet, 5.
Daz wär wol zu hören guet;
Aber daz man ez über leuget:
Daz ein ritter hab erzeuget 3),
Daz allen reichen wär zu groz 4) —
Daz ist gespotez haus genoz. 10.
Ich waiz nicht dar zu sprechen,
Daz ein ritter mag zu prechen,
Meniger sper pey seinen tagen,
Denn der swartzwalt mag getragen.
Zwey vnd est 5), der ist so prait, 15.
Zwainczich meil, als man sait;
Do mit gicht 6) er: menig sper
Hab der helt hin vnd her.
Zeprochen, vnd zu hauffen pracht.
Hurta her, wie er bacht 7) 20.
Als der wint in dem vor,
Dezunt hinten, iezunt vor;
Also traib 8) erz auf vnd ab.
Er schutet läut in daz grab
Hauffen weiz, recht als div piren 9) 25.
Von dem paum her nider riern 10),
Wann er über zeitig ist.
Er hat gevochten manig vrist,
Daz es in den pergen hal 11),
Alz 12) ein donner flueg zu tal. 30.
Wie mag daz div warhait wesen 13)?
Div warhait wär gut zu lesen!
Dem solt ein ritter gern geben,
Der sein ritterleichez leben
Mit der warhait prächt zu schein 14), 35.
Ez solt manigem zoren sein,
Daz man sait sein ritterschaft.
Warvmb fleiſt 15) er leib vnd chraft,
Nicht anders, dann dvrich speis beiag 16),
Vnd wil dann, daz man stil dag 17)? 40.
Nv 18) wil got selb, daz man in preis
Wen man lobt in rechter weis 19) —
Daz sol nieman wesen swär;
Also sprach der Teychnär.

B. Das Leben der Frauen.

1. Von hochfart der pater noster 1) 2).

Ich verdien 3) wol veintschaft,
Wann ich der welt ir warhait kündt,
Sweig ich dann, des hab ich sündt;
Doch wil ich die warhait sagen,
Vnd würd ich halt darumb erslagen.

---

9 eine Halskrankheit. 10) er hat ihn zufällig gedrückt. 11) welcher eingesteht 12) gegangen. 3) der vielleicht nie eine Ehre erjagte. 14) erzählt prahlend. 15) einstmals 16) Handle ich auch nicht, so rede ich doch desto mehr. 17) redet. 18) fernerhin 19) Alles, was Federn hätte. 20) Ueber die Falknerey des Mittelalters sehe man auch die Nachweisen in dem Archiv für Geographie ꝛc 1810. Nr 135.

1) Nr. 2074. Bl 117. a. 2) alles. 3) vollführt habe. 4) nicht zu thuen möglich wäre. 5) Zweige und Aeste 6) zugleich meint er.) Heda, Herr, wie er focht! 8) trieb. 9) Birnen. 10) herabfallen. 11) widerhallte 12) Als ob. 13) seyn. 14) an den Tag 15) verliert, wagt. 16) allein um Erwerb und Kost. 17) schweige. 18) dagegen. 19) verdienterweise.

1) Nr. 3013. Bl 109. b. 2) Rosenkränze. 3) erwerbe, gewinne.

An der hochuart 4) heb ich nu an:
Die hat chainen winckchel lan,
Si hab sey all durchsloffen,
Chloster vnd kirchen stet ir offen,
Darinn treipt sy irn muet.
Das man nicht als etwann 5) tuet,
Da man gie 6) in andacht
Vnd man got sein opfer pracht,
Das hat die hochuart nu vertriben.
Der pater noster ist nicht peliben,
Als in got selb gemacht hat.
Wann die fraw gen kirchen gat 7)
So mueß der pater noster vor progen 8);
Er ist speleich 9) überzogen
Mit gestein vnd mit andern ding,
Das machent die übrigen 10) pfenning,
Die man armen leuten solt lan 11)

Als 12) sy zu dem Opfer gen 13) wil,
So ist das all ir sinn vnd fleis
Das nuer die pater noster gleis 14)
Fuer die andern verr vnd went
Also prangens wider streit 15)
Ir swanczen (swaczen?) ist gar manigerlay
Als einer henn mit ainem ay,
Die vil mee geschray pegat,
Dann ein que 16) mit dem chalb hat.

2. Von der welt verkern [1]).

E 2) da gingen 3) frawn nach gluſt 4),
Schön gedecket hals vnd pruſt,
Das sy sich nicht plos zaygten,
Auch ir antluez schon sich naigten
Als die engel wol gezogen.—
— dy frawn nu plos gant 5)
Aufgerakcht 6) als ee dy man 7)
Das man schaw, was sy han.
Manige hat ein puesen lueg,
Man fuer dar durch mit dem phlueg,
Das man etwas sehen tuet,
Das vil pesser wer pehuet 8) u. s. w.

3. Von der welt gaukel [1]).

Frawn dy sicht man niden 2) han
Gar ze reich vnd oben plos,
Wann der sawm ist gar zu groſs,
Das an halben 3) wär ze uil;
Vnd zehant am mittern spil 4)
Ist der pauch gespenget in 5)
Als ein amanß in dem sin;
Hals vnd achsel gar geplost,
Dann 6) das haupt ist vber gros
Mit einem slayr, ezuber prait.

4. Von dez chlosner tancz [1]).

Ez solt den frawn ein churtzweil sein,
Daz si schawnt durich venſterlein,
Daz ainer den andern lezzen tuet 2);
Zu seben daz ist guet,
Da ein andrer wirt zu plawen 3),
Also ist den schönen frawen,
Den 4) ist wol mit zusehen,
Aber solt ez in 5) geschehen,
Daz ez in vmb di pinteu gie 6)
Als den gueten rittern hie,
So derhört man anderew mär;
Also sprach der Teychnär.

5. Von den falschen chonweiben [1]).

Ainer vragt mich der mär,
Waz der groſt valsch wär
Nach der werlt vnd wider got?
Da sprach ich: der groſt spot
Dez mich duncht in meinem wan,
Daz ist, wan ein trewer man
Hat ein weib an trewn hol 2);
Dis erpeut ims schon vnd wol,
Halsen, trawten 3), suezzew wort:
„Zaertel, sundel, lieber hort,
Ebunig vnd chaiser in meinem hertzen;“
Also tut sew mit im scherzen,

---

4) Hoffart. 5) als vordem. 6) ging. 7) geht 8) weithin glänzen. 9) kunstvoll. 10) überflüßigen. 11) lassen. 12) Wann. 13) gehn. 14) glänze 15) wetteifernd. 16) Kuh.

1) Nr. 3013. Bl. 274. a. 2) Ehedem. 3) gingen gekleidet. 4) Lust, Freude. 5) gehen. 6) emporgestreckt. 7) Männer. 8) das eher verhüllt seyn sollte.

1) Nr. 3013. Bl. 276. 2) unten bey den Füßen. 3) an der Hälfte. 4) in der Mitte des Leibes. 5) eingespannt. 7) Alsdann ist.

1) Nr. 2074. Bl 159. b. 2) Beym Turnire verwundet. 3) zerbläut. 4) denen. 5) ihnen. 6) ginge.

1) Ehebrechern. 2) treulos. 3) umarmen,

An dem pet oder anderſwa,
Vnd gedencht im hertzen da:
„Daz du würtz 4) erſtochen ſchir,
Daz ich wurd erloſt von dir.“
Weil er ir hie vor augen ſtat,
So hat ſew ſaemleich parat 5)
Sam ſi in vor lieb well zechewen 6),
So geſwur er: ez wär in trewen;
Wie gar leicht er chert den nachk,
So tutz im ymmer ein nach ſlach.
Mit der zung, vnd ſpottet ſein,
Vnd leit 7) ander geſellen ein,
Diw ir lieber ſind dann er,
Vnd treit ezzen vnd trinchen her,
Vnd vergicht 8) den geſten zue:
„Ezzt vnd trincht vnd ſchaft ew rue,
Vnd ſeyt ſicher heut den tag
Vor meinem man, der iſt ein zag“

Maniger ſpricht: ich red zu ſwär
Vnd zu ſcharfleich von den vrawen;
Dez iſt nicht, daz lazz ich ſchawen:
Ez get pider vrawn nicht an,
Diw ſind aufgenomen davan;
Nvr diw pöſen, diw ez treiben,
Vnd ſich mit den dingen vnweiben,
Diw ſind mit der red geſtrafft.

6. Von mynnern vnd pulärn [1]).

Pider weib ſint noch genueg;
Es wer nicht ein rechter fueg,
Der all frawn ſchult vmb das,
Das die ein an alle trewe was;
Was mag das ein edel zwey 2),
Stet ein anders poß dapey?

7. Von hochuärtigen weiben.

In Bayrn lant czwen ritter guet,
Wolten darumb nicht ekrigen 1),
Das ire wenber ſich zepiegen 2), —
Vmb ein vorganck das geſchach.
Igleiche zu dem iren 3) ſprach:
„Liebs mein chind, ich getraw dir wol,
Das du ſoliche ſcham icht dol 4).“
Da chamen die ritter an ein ſtat 5),
Vnd wurden freuntlich des zu rat 6).
Da ſprach der ain: es wär nicht gut,
Daz wir vmb dieſen vber muet
Vnſer frewntſchaft nu verhawen,
Habent es die weib geprawen 7),
So ſull wir ſy auch vechten lan.
Ruef wir ein ſtechen verr hin dan,
Sam wir ſelben ſtechen wellen —
So ſullen wir die weib darſtellen,
Recht ſam wir es ſelben wärn.
Alſo chamen zu den märn.
Ritter vnd chnecht all zehant,
Was der waren in dem lant.
Da betwang neyder man ſein weib,
Das ſy legt an irn leib,
Was ein ritter wol perait 8),
Zu aym turney an im trait 9),
Damit zugens ſy auf die wal 10);
Da erhueb ſich ein grozzer ſchal,
Ir wainen was unmaſſen groß,
Das dy ſamung 11) ſer verdroß,
Wie 12) die ritter wainten ſo
— ∪ — ∪ — ∪ — 13)
Das es warn frawn pild.
Die ros wurden ſchiech 14) vnd wild
Von dem waynnen das ergie,
Vnd wolten zu ein ander nye,
Vncz das man erfur die mär,
Daz ygleichs ein fraw wär.
Da giengen ander frawn zue,
Vnd paten die czwen ritter nue,
Das ſy di czwu frawn liezzen
Aller frumen frawn genieſſen.
Vnd ſew nämen von dem ringen.
Dar zu mocht die ritter nymant
pringen,
Vncz die frawn verſunnen 15) das,
Das ſy nymer mer kain has
Vmb den vorganck wolten han.
Alſo ſcholt ein iglich 16) man
Seinem weib die hochuart weren ꝛc.

C. Gleichniſſe und Denkſprüche.

1. Diemutickait wider vbermuet [1]).

Es geſchach ainſt ein wunder vor,
Das ain aych ſtund in aim geror 2)
In ainem wuetunden wag 3),
Die auch groſſer ſterckh pflag;

---

4) würdeſt. 5) ſo ſtellt ſie ſich an. 6) zerkeuen. 7) läßt. 8) ſpricht.

1) Nr. 3013. Bl. 220. b. 2) Zweig.

1) in Streit gerathen. 2) daß ihre Weiber ſich verfeindet hatten. 3) zum Manne. 4) nicht duldeſt. 5) an einem Orte zuſammen 6) berathſchlagten. 7) gebräut. 8) wohlgerüſtet 9) trägt. 10) zogen ſie dieſelben auf den Turnierplatz. 11) Verſammlung. 12) das 13) fehlt ein Vers. 14) ſcheu 15) verſprachen. 16) jeder.

1) Nr. 3013. Bl. 143. a. 2) in einem Buſch von Schilfrohr. 3) in reißendem Waſſer.

Si was prait, lankch vnd gros,
Vnd let 4) von wasser mantgen stos,
Vnd mocht sich nicht genaigen, so noch fust 5).
Do chom ein grosser wolfchen prust 6),
Vnd trueg die aych hin cze tal —
Vnd stuend das geror dannoch 7) vberal
Die aych zu dem geror sprach:
„Wie habt ir so gueten gemach,
Das ich so gros vnd lankch pin
Vnd tragent mich die gues 8) hin,
Vnd das euch nit laid geschiecht?
Do sprachen die rör „wais da nicht,
Wir kunnen vns auf vnd nider han 9),
Vnd lassen die güss vber vns gan,
Darnach reck wir vns auf sider;
Du woltest dich nicht haben nider,
Dauon hast du vberlast
(Wie grosse sterkch du hast),
Vnd peleiben wir, also chlain, die!"

2. Von dem grossen pauren, das nyemant der welt geuallen chan.

Ein pawr vber ein markcht rait
Der was gros, lanck vnd prait,
Vnd das rössel klein vnd smal
Dem paurn hingen die fues ze tal.
Paidenthalben auf das mos;
Do sprachen die lewt: „der reit ein ros,
Es ist kleiner vil dann er,
Er trueg es vil leichter her,
Dann es in mag getragen."
Da gedacht er ym: das wil ich wagen.
Da er an die herberg kam,
Das rössel er auf die achsel nam,
Vnd trugs hin wider durch die lewt;
Da sprachen sy: „nun wol mir heut,
Wer sach nye so spaben 1) syn,
Syn pauer trait 2) sein roß dahin —
Ist es nicht ein fremder syt 3)?"
Da gedacht et: da pruef ich mit,
Das sich nymant senen schol
Aller welt gevallen wol. —

Yeder man treib sein pesten synn,
Vnd lacz sagen auf vnd nider, her vnd hin!

3. Von dem main 1) swern.

Staech yeglech aid als ein dorn,
Ir würd so vil nicht geswornn,
Hat der Fraud anch ee gesait —
Vnd ist ein rechtew warhait.
Vinger aufrechen ist gar ring 2),
Aber waz ez schaden pring,
Daz wirt laider wenich gewegen 3);
Er verzeicht sich 4) gotez segen,
Vnd waz ze himel wonvng hat
Dez verlaugent er an der stat,
Vnd gelt sich aller teuffel schar.

4.

1) Daz gürteltaubel 2) hat den oren (orden):
Wann ez hat sein genözzel floren,
Ez gezwait sich nymmer mer,
Vnd leit vngemach vnd fer 3)
Chlagent auf einem durren zwey —
— ∪ — ∪ — ∪ —
Ez fleugt nymmer an div weit 4).
Wann dann chompt dez winter zeit,
So lart 5) ez als sein schons gevider,
Auf div erden vallen nyder,
Vnd fleugt in den walt dann 6);
Da beleibt ez den winder stan
In einem paum, der ist bol.
Wann der may dann chomen sol,
So hat es gemausset schon
Vnd fleugt aus dez waldes tron. —
Da pey man di witiben cheuset 7),
So sey einen man verleuset 8)
Si sol chains mer geruechen 9)
Vnd sol haimleich stet suechen
Da sey got gedienen chan.

5. 1)

Es ist gar ein hertte czeit
Wo herczen lieb pey liebe leyt,
Vnd habent des morgens nichts ze essen!
— alle freud wer en wicht
Wann die magen freud nicht wer.

---

4) litt. 5) auf keine Seite. 6) Wolkenbruch. 7) demungeachtet. 8) Wassergüsse. 9) haben, beugen.

1) lächerlichen, sonderbaren. 2) trägt. 3) neuer Gebrauch.

1) Meineid. 2) gering, leicht. 3) erwogen. 4) verliert.

1) Nr. 2074. Bl. 122. B. a. 2) S. die Sage von der Turteltaube in den Altdeutsch. Wäldern der Brüder Grimm. Bd. 3. S. 34—43. 3) Kummer. 4) in's Weite. 5) läßt. 6) von dannen 7) erkennt, prüft. 8) verliert. 9) begehren.

1) Nr. 3013. Bl. 197. b.

6.

Her salomon das lert,
Das sein weib vnd sein swert
Nyemant czaigen sol ze uil,
Ob er sew nicht fliesen [1]) wil

7.

[1]) Was der mensch in herczen trag,
Es sey freud, es sey von clag,
Das mueß alles sampt hindan,
Wa liebs weib pey lieben man
So gar mynigklichen leit.
Czucht vnd scham auch stätten muet
Schol ein fraw in herczen pruetten [2])
Wann sy wil den schacz pehuetten.

8.

Wo man pey ein ander fund
Zucht vnd eer, guet vnd roten mund —
Da solt yeder man nach stellen.

9.

Wer sein czeit sol vertreiben
Mit alten poßen weiben,
Dem wer weger [1]), er wer tot,
Ee er käm in groſze not.

10. [1]).

Der ein alten wolf vieng
Vnd an einen galgen hieng,
Vnd darzue ein vbels, poß weib —
So sech nye chains menschen leib
So gar wol perußten (berüsteten) galgen.

11.

Wer sein orden [1]) recht behalt [2])
(Welcher lay er ordens walt),
Der get gen perg in das himelreich;
Vnd wer da lebt vnordenleich
Nach dem leib, der get hin ab.

12.

Ez waz ein sprichwort manig zeit:
wer den morgen frue verleit,
Der hat den gantzen tag versawmet.

13.

Vbrige eer ist halbe schant,
Das hort ich ye dy weisen sagen.

14.

Mynn, sangck vnd ritterschaft,
Wolgeczogen vnd warhaft,
Wer des pfligt [1]), der ist ein man.

15.

Lebet ich tausent iar in ern
Vnd vil [1]) nuer aynig mal in schant,
Das wurd weyter vil peckant,
Dann die tausent guetten iar.

---

[1]) verlieren.

[1]) Nr. 3013, Bl. 41. a. [2]) sorgsam pflegen.

[1]) besser.

[1]) Nr. 3013, Bl. 195. a.

[1]) Amt, Geschäft. [2]) verrichtet.

[1]) treibt.

[1]) viele.

Vierteljähriger Bericht
über
die im Laufe des Jahrs 1818 in den österreichischen Staaten erschienenen Bücher.

Theologie und Erbauungsschriften.

Katechetische Beyträge zur nähern Anwendung der christ-katholischen Glaubens- und Tugendlehre ꝛc., von Georg Klinger. Pesth. 1818. 8. Hartleben.

Der Verfasser, welcher früher siebzehn Jahre Katechet zu Karlsbad war, sorgt in diesem Werkchen für die in Jahren vorgerückteren Töchter gebildeter Familien, denen der religiose Elementar-Unterricht nicht mehr genügt. Er bestrebt sich, die Glaubens- und Sittenlehre der christ-katholischen Religion vollständig und zusammenhängend dergestalt zu entwikkeln, daß der Religionslehrer bey jedem Paragraphe Stoff finde, den Verstand und das Herz der Zöglinge zu bilden. Das System der christlichen Sittenlehre subsumirte er unter das Gebet des Herrn und den englischen Gruß. Die angeschlossenen Fragen über die Sittenlehre Jesu, wie auch die Bibelsprüche zur Selbstprüfung und Denkübung, wird man zweckmäßig finden.

Geschichte der Religion Jesu Christi, von Fried. Grafen zu Stolberg. Neue Ausgabe. 13ter Theil. Wien. 1818. 8. Gerold. Hamburg, Perthes und Besser.

Fortsetzung dieses für die katholische Literatur merkwürdigen, mit einer seltenen Gelehrsamkeit und Benützung kirchlicher Quellen durchgeführten Werkes. Der Verfasser erzählt von der allgemeinen Kirchenversammlung zu Constantinopel 381, bis zur Theilung des Reichs 395. Um diese Periode gehörig aufzuhellen, schließt er das Leben zweyer Väter der Kirche an, welche auf ihre Ausbildung entschieden einwirkten, des heiligen Hieronymus und Augustinus.

Reden für die heilige Fastenzeit von Peter Paul Leiter. Grätz, 1818. 8. Ferstl.

Die sechs Sünden in den heiligen Geist sind das von dem Verfasser für die Fastenzeit gewählte Thema, welches er mit vielem Aufwande von Declamation, aber weniger Gründlichkeit durchführt.

Die Vorfeyer des Reformations-Jubel- und Dankfestes in Wien, von Moritz Ferdinand Schmaltz. Wien. 8. Gerold.

Die Aufgabe des Verfassers war, ein Vorbereitungsfest und ein Tugendfest zu veranstalten. Ersteres sollte durch die Rede, letzteres durch di. Katechisation über den Namen und eigenthümlichen Geist der evangelischen Kirche geschehen; für den Leser aber fügt er statt der Katechisation eine beym Hauptfest gehaltene Traurngsrede bey. Was der Verfasser

über die Reformation und insbesondere über Luther sagt und sagen durfte, beurkundet am besten den in Oesterreich herrschenden Geist der Duldung, welche Eigenheiten und selbst Einseitigkeiten schont, so lange sie nicht offenbar anfeinden.

Rede und Gebet bey der Einweihung des Denkmals auf dem Schlachtfelde zu Kulm, von R. Eylert. Leitmeritz. 1818. 8.

Diese Rede drückt in einer feurigen, würdigen Sprache, religiöse und patriotische Gefühle aus, und schließt mit Segenswünschen für die hohen Sieger. Der Ertrag des Werkchens ist für die Armen bestimmt.

Systema Theologiae pastoralis, concinnavit Thomas Jos. Powondra. Tom. I. 1818. 8. Geistinger.

Der Verfasser, welcher seinen Vorgängern volle Anerkennung ihrer Verdienste wiederfahren läßt, strebt in seinem Werke indeß nach einer noch strengeren systematischen Behandlung, als er bey denselben vorfand. Da die Pastoraltheologie in Böhmen und Mähren in lateinischer Sprache vorgetragen wird, schrieb er in dieser Sprache, und zwar besser und correcter, als es in Compendien und Schulbüchern zu geschehen pflegt.

Handbuch der mosaischen Religion, von Peter Beer. 2ter Kurs. 1ste Abtheil. Prag, 1818. 8.

Der zweyte Kursus dieses Religionsunterrichtes ist für reifere Jünglinge bestimmt, und da er ein für sich unabhängiges Werk bildet, vorzüglich aus dem Grunde dem ersten voraus geschickt worden, damit die Hörer der philosophischen Studien mosaischen Glaubens, die dort keinen besonderen Religionsunterricht erhalten, bereits früher in den höheren Humanitätsklassen diesen Unterricht erhalten können.

Andachtsbuch für gebildete Familien ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses, von Jak. Glatz. 3te Auflage. Wien, 1818. 8. Heubner und Volke.

Diese dritte Anflage erhielt einen Zuwachs religiöser Gesänge.

Erklärung aller in dem vorgeschriebenen Evangelienbuche vorkommenden Evangelien. Zum Gebrauche für Katecheten, Lehrer und Schüler. Von Johann Michael Bernhard, des hohen Erz- und Domstiftes zu St. Stephan Scholaster und infulirtem Prälaten, fürsterzb. Consistorial-Rath und Oberaufseher der deutschen Schulen. Wien, 1818. 8. Schulbücher-Verschleiß.

Dem Texte jedes Evangeliums geht eine kurze Inhaltsanzeige voraus, die Anmerkungen oder Erläuterungen sind zu Ende desselben. Die in den Evangelien enthaltenen Glaubens- und Sittenlehren sind insbesondere herausgehoben, und in kurzen Sätzen anschaulich gemacht. Eine wahrhaft christliche Sittenlehre, gedrängte und doch klare Entwicklung der vorzüglichsten Glaubenswahrheiten zeichnen dieß empfehlenswerthe Werk vor Unternehmungen ähnlicher Art aus.

Lebensgeschichte Jesu, mit lehrreichen Bemerkungen und sittlichen Anwendungen. Zum Gebrauch für Schulen ꝛc. Von Joh. Michael Leonhard. Wien, 1818. 8. Anton Doll.

Dieses Buch umfaßt die Lebensgeschichte Jesu so vollständig, als sie Kinder brauchen, welche die Erlösung als ein Werk der unendlichen Liebe und Weisheit Gottes erkennen und betrachten lernen sollen. Dem Wesen nach erschien die Lebensgeschichte schon in den vortrefflichen Christenlehren des Verfassers; nun aber wurde sie in Paragraphen eingetheilt, und Kinder wie Erwachsenen lehrreich gemacht. Die sittlichen Anwendungen finden sich an dem Ende eines jeden Paragraphes, um den Zusammenhang des historischen nicht zu stören. Katecheten und Lehrer können diesem Werke ihre Aufmerksamkeit um so weniger entziehen, als es mit der ausgezeichneten Geschichte des alten Bundes für die katholische Jugend enge zusammenhängt.

Anhang zu der Religionsschrift: Vertheidigung der Religion überhaupt und der katholischen insbesondere. Verfaßt von Aemilian Janitsch. Wien, 1818. 8. Anton Strauß.

Der Verfasser beschließt sein Religionswerk, indem er die Lehre der römisch-katholischen Kirche von den heil. Sacramenten behandelt, und auf diese Weise die Bedeutenheit und Gemeinnützigkeit seiner Schrift zu erhöhen trachtet.

Rechts- und Staatswissenschaft.

Theoretisch-praktische Anleitung zur Behandlung der Erbschaftssachen ꝛc., von Dominik Kostetzky. 1. und 2. Theil. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, 1818. 8. Mösle.

Die bereits vergriffene erste Aufgabe dieser fleißigen und mit Gründlichkeit bearbeiteten Schrift bewog den Verfasser, eine zweyte zu veranstalten. Mehrere der wichtigsten Materien, welche vorhin nur berührt, oder bey der ersten Auflage, die gleich nach dem bürgerlichen Gesetzbuch erschien, unrichtig aufgefaßt waren, sind nunmehr umständlich abgehandelt und berichtigt, neuere Vorschriften beygefügt, überhaupt aber das Ganze in nähere Ordnung und Verbindung gebracht.

Das politische Verhältniß der verschiedenen Gattungen von Obrigkeiten zum Bauernstande im Erzherzogthume Oesterreich unter der Enns, von J. H. E. Grafen von Barth-Barthenheim. I. Theil. I. Band, Wien 1818. 8.

Dieser Versuch, wie ihn der bescheidene Verfasser nennt, schließt sich den gelehrten Bemühungen Hauers und Rößlers um das Unterthansfach rühmlichst an. Er muß um so willkommener seyn, als das neue bürgerliche Gesetzbuch mehrere Veränderungen in dem Verhältnisse zwischen Obrigkeit und Unterthan herbeyführte, und die Lehre von den Dominikal-Gütern und Gülten ꝛc., von den berührten Schriftstellern entweder ganz-

lich, oder doch zum Theile übergangen wurde. Uebrigens standen dem Verfasser als österreichischem Geschäftsmanne re che und lautere Quellen offen.

Abhandlung über den Kaufvertrag nach dem österreichischen bürgerlichen Gesetzbuche ꝛc., von Georg Scheidlein. Wien, 1818. Mösle.

Der Verfasser trägt alle den Kaufvertrag betreffenden Bestimmungen, welche sich in den verschiedenen Abtheilungen des österreichischen Gesetzbuches zerstreut befinden, im Zusammenhange vor. Die Vorschriften selbst erläutert er durch lehrreiche Beyspiele; Fragen, welche das Gesetzbuch nicht ausdrücklich entscheidet, beantwortet er aus allgemeinen Rechts-Grundsätzen, so wie aus der Rechts-Analogie, und wo diese mangelt, aus dem Naturrechte, und macht zugleich auf die sichernden Cautelen aufmerksam. Die Rückblicke auf das frühere, in Westgalizien verbindlich gewesene Gesetzbuch, das preußische Landrecht, den französischen Civil-Coder, und das römische bürgerliche Recht, vermehren die Vorzuge dieses Werkes.

Theoretisch-praktischer Commentar über das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch, für die gesammten deutschen Erbländer der österreichischen Monarchie. Von Dr. Michael Schuster. 1ter Band. Prag, 1818. 8. Scholl.

Das österreichische allgemeine bürgerliche Gesetzbuch, dieses ehrenvolle Monument der vorherrschenden Intelligenz und Bildung, wird hier von einem Manne commentirt, welcher sich durch Scharfblick, Gelehrsamkeit und Erfahrungen rühmlichst auszeichnet. Daß ohngeachtet des vortrefflichen Commentars des würdigen Hofrath Zeillers, dieser, und nach ihm noch mehrere an den Tag treten können, geht aus der Natur der Sache hervor. Der 1. Band enthält eine gehaltvolle Vorrede, das Kundmachungspatent mit Anmerkungen, und zergliedert sodann 43 Paragraphe des Gesetzbuches

Darstellung des ungarischen Privatrechtes ꝛc., bearbeitet von Johann von Jung. 1—3 Band. Wien, 1818. 8. Bauer.

Der Verfasser benützte die Werke Kelemen's, Georch's, Kövy's, Fleischhacker's, u. a., um den deutschen Bewohnern Ungerns eine vollständige und populäre Uebersicht der ihren privatrechtlichen Zustand bestimmenden Gesetze zu verschaffen; eine Unternehmung, die den Dank aller Oesterreicher verdient. Das Werk, dessen vierter und letzter Band bald erscheinen soll, zerfällt in vier Bücher, von I. Personen, II. Sachen, III. Verträgen, und IV. Gerichten und Prozeßordnung; abweichend von Werbötz, Kövy, und Kelemen. Die Sprache könnte reiner und deutlicher seyn.

Eine Akzie der österreichischen National-Bank, von J. L. Hestermann. Wien, 1818. 8. Strauß. Gerold in Kommission.

Der Verfasser entwickelt mit Klarheit und Gründlichkeit die Vortheile, welche die Theilnehmer an der österreichischen Nationalbank von

ihrer Kapital-Einlage zu erwarten berechtigt sind, und hellt den Zweck und die Operationen dieser Anstalt auf. Er erweiset, daß die österr. National-Bank mehr, als jedes andere Institut geeignet sey, ihren Theilnehmern den Genuß beträchtlich hoher jährlicher Zinsen für ihr Einlags-Kapital unter dem Namen einer Dividende zu verschaffen, und wie auch abgesehen von dieser immer größer werdenden Dividende sich der Kapitalswerth einer Akzie mit jedem Jahre erhöhe.

Bemerkungen über einige der wichtigsten Vorsichten, welche bey der Prüfung der Kaufsanschläge ꝛc. zu beobachten sind, von Cajetan Wanggo. Grätz, Kienreich. 1818. 8.

Eine Abhandlung, deren Tendenz ist, Kaufs- oder Pachtlustige zu Berücksichtigungen zu leiten, welche beym Kaufe und Wiederverkaufe unbeweglicher Realitäten allein Betrug und Schaden entfernen können. Der Verfasser benützt zu diesem Zwecke die darüber handelnden Schriften, und ergänzt und bekräftigt sie mit seinen vieljährigen Erfahrungen.

Fortsetzung der von Joseph Kropatschek verfaßten Sammlung der Gesetze. Herausgegeben von Wilh. Gerhard Goutta. 36ster Band. Wien, 1818. 8. Mösle.

Der Band begreift die politischen und Justiz-Gesetze, welcher unter der Regierung Sr. Majestät, Kaisers Franz I., vom. 1. Jänner bis letzten Junius 1816 in den sämmtlichen kaiserlichen Erblanden erlassen worden sind, in chronologischer Ordnung.

Sammlung der allerhöchsten Patente und Vorschriften in Stämpelsachen, von J. D. Schwarz. Wien, 1818. 8. Gerold.

Eine fleißige Zusammentragung aller auf den Stämpel sich beziehenden Verordnungen und Patente. Die Verordnungen reichen bis zum Jahre 1818. Herr Schwarz, welcher bey dem Stämpelgefälle bedienstet ist, war dadurch in die Lage gesetzt, seinen Gegenstand möglichst zu erschopfen.

Arzneywissenschaft.

Dr. Leopold Anton Gölis praktische Abhandlungen über die vorzüglichern Krankheiten des kindlichen Alters. 2ter Band. Wien, 1818. 8. Gerold.

Dieser zweyte Band, dedicirt dem Herrn Staats- und Conferenzrathe Freyherrn von Stifft, handelt vom innern chronischen Wasserkopf und den verschiedenen Arten des äußern Wasserkopfes. Der Verfasser beginnt mit den Leiden des Hauptes. Er sammelte seine Diagnose aus der sorgfältigen Reihung und Ordnung aller Erscheinungen, paßte seine Indication genau dem Ursächlichen des Leidens an, und schöpfte seine Therapie aus der Indication und genauen Würdigung der kindlichen Organisation, indem er den Weg einer rationellen Kritik eigener und fremder Erfah-

rung einschlug. Verzichtend auf die zweifelhaften Ausbeuten der Speculation will er dem praktischen Arzte und der leidenden Menschheit etwas seyn.

Abhandlung von dem auffallenden Nutzen des kalten und lauen Wassers in einigen Fieberkrankheiten und dem Scharlach, von Anton Fröhlich, Leibarzt. Wien, 1818. 8. Gerold.

Der Verfasser setzt in dieser Abhandlung die wohlthätigen Wirkungen des kalten und lauen Wassers durch Baden, oder Begießen beym Typhus und Scharlach auseinander; indem er die von Dr. James Currie gemachten Entdeckungen gehörig beobachtete. Nachträglich erzählt er, wie er binnen sieben Wochen durch die Anwendung des kalten Wassers einen jungen Mann, der an schwerer Hypochondrie litt, vollkommen herstellte.

Philologie.

Ideen über unsere Erasmische Aussprache des Altgriechischen. Wien, bey Schalbacher. 1818. 8.

Der belesene, denkende Verfasser behauptet, daß die verdrängte Reuchlin'sche Aussprache sich wenig von der klassischen entferne, oder doch weniger als die Erasmische; es sey die neugriechische Aussprache der Consonanten, Vocale und Diphthongen, wie auch die Leseweise der Prosa nach Accenten größtentheils attisch oder hellenisch. Er beruft sich auf die Ansichten der Sprachforscher Martinus, Schmid, Muretus, Justus Lipsius, Wetstenius, Primatt u. a., und verfolgt und vergleichend die Daten der Aussprache aus den neueren Zeiten bis zum Alterthum.

Geschichte.

Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit, vom Tode Friedrich des Großen, bis zum zweyten Pariser Frieden, von Joseph Freyherrn von Hormayr. Zweyter Band. Wien. Härter. 1818. 8.

Fortsetzung dieser mit besonderer Berücksichtigung Oesterreichs durchgeführten Geschichte, welche sich eben so sehr durch Neuheit der Ansichten, als eine blühende, kräftige Schreibart auszeichnet.

Philosophische Geschichte der Menschen und Völker, von Fr. Mich. Vierthaler, k. k. Rathe. 6ter Band. 1818. Gerold. 8.

Lang erwartete Fortsetzung des mit allgemeinem Beyfall im In- und Auslande aufgenommenen Werkes. Es wird dieser Theil auch unter dem Titel: Geschichte der Griechen, 1ter Band, ausgegeben. Er verbreitet sich über die ältere Geschichte dieses Volks, bis zur Zeit des Messeniers Aristomenes. Klarheit der Darstellung, und eine durch keine der Hypothesen neuester Zeit bestochene Ansicht des Alterthums empfehlen diese grundliche Arbeit.

Staatengeschichte des Kaiserthums Oesterreich, von der Geburt Christi bis zum Sturze Napoleon Bonaparte's, von Julius Franz Schneller, 3ter Theil. Grätz, 1818. Miller. 8.

Der Verfasser, welcher in den frühern zwey Bänden die Geschichte Ungerns und Böhmens vor ihrer Vereinigung zu jenem großen Staatskörper, welcher jetzt Oesterreich bildet, entwickelte, gibt hier in derselben Art die bis zum Jahre 1526 reichende Geschichte der Steyermark. Bey vielen glücklichen Ansichten und treffenden Bemerkungen ist dieses Werk doch durch manche Irrthümer im Detail, durch partepische Verkleinerung fremden Verdienstes, durch gehäufte Aufstellung schiefer, oft ganz falscher Maximen, und eine nach Schmuck und Glanz des Ausdrucks mehr als billig haschende Schreibart entstellt.

Europens Umwälzungskriege durch Frankreich ꝛc., dargestellt von Czösch. 1818. Strauß.

Die zweyte Periode dieses wackeren Tabellenwerkes, welches Sr. k. Hoheit dem Kronprinzen zugeeignet ist, umfaßt den Zeitraum von 1803 — 1815 (Kaiserreich). Alle denkwürdige Begebnisse, Kriege, Verhandlungen, Friedensschlüsse ꝛc., sind vollständig aufgeführt, und auf eine eben so zweckmäßige, als originelle Art für den Ueberblick dargestellt.

Kurze Uebersicht der allgemeinen Weltgeschichte. Herausgegeben von Th. Em. Hohler. Wien und Triest. 1818. 12. Geistinger.

Herr Hohler, der gelehrten Welt bekannt durch mehrere politische und staatswirthschaftliche Abhandlungen, erläutert in vorliegendem Werkchen den bildlichen Strom der Zeiten. Es enthält eine Einleitung in die Geschichte, eine Erklärung des Stromes, endlich eine kurze Uebersicht der Weltgeschichte.

Uebersicht einer Urgeschichte der Welt und des Menschen ꝛc., von Johann Konrad. Wien und Prag, 1818. 8. Haas.

Der Verfasser wollte etwas beytragen zur Ergründung des Ursprunges menschlichen Daseyns, zur Aufhellung des ersten Schauplatzes und zur Anregung des Forschungsgeistes, vorzuglich bey jüngern Leuten. Wie der Verfasser historischen Boden gewinnt, wird er achtbar; aber der Scharfsinn und die Idealität des Philosophen scheinen ihm zu mangeln, die bey ähnlichen Werken mit Recht erfordert werden.

Memoires der Madame Manson ꝛc. Wien, 1818. 8. Strauß.

Der Prozeß, welchen Fualdes Ermordung nach sich zog, beschäftiget zunächst Frankreich, dann aber auch ein zahlreiches Publikum in dem übrigen Europa, welches die Ereignisse mit aufmerksamerem Auge verfolgt. Madame Manson, welche auf eine sonderbare Art in den entsetzlichen Vorgang verwickelt ist, concentrirt auf sich das Interesse. Vorliegende Memoires sollen von ihr selbst verfaßt und an ihre Mutter, Madame Enjalran, gerichtet seyn. Der Pariser Stenograph gibt sie

unverändert, doch mit unentbehrlichen Anmerkungen. — Die Uebersetzung ist gut.

Erdbeschreibung und Statistik.

Kleine Geographie des österreichischen Kaiserstaates, zum Gebrauche in den höheren Klassen der Mittelschulen und bey dem Privatunterrichte, von Joseph Max Freyherrn von Liechtenstern. Wien, 1818. 8. Bauer.

Dieses Werk soll weder ein mageres Compendium, noch ein umfassendes vollständiges Handbuch seyn. Der Verfasser beginnt dasselbe mit einer geschichtlichen Uebersicht des Ursprungs und ferneren Ausbildung des Kaiserstaates, und geht sodann auf die historisch-geographisch-topographische Beschreibung seiner Bestandtheile über. Jeder Abschnitt enthält zugleich eine kurze Uebersicht der Hilfsmittel zur nähern Kenntniß des abgehandelten Landes, sowohl an Karten, als gedruckten Werken, und endet mit allgemeinen, das Ganze umfassenden Bemerkungen. Dabey ist ein Inhalts- und Ortsverzeichniß. Ein um so erfreulicheres Werk, da einerseits die Monarchie in geographischer Beziehung sehr verändert wurde, andererseits aber, die ausländischen Werke über Oesterreich unrichtig sind.

Schöne Wissenschaften.

Geschichte der schönen Redekünste Persiens ꝛc., von Joseph von Hammer, k. k. Hofrath ꝛc. Wien, 1818. Heubner und Volke. gr. 4.

Ein Werk, welches dem Verehrer der Kunst ein ihm größtentheils neues Gebiet aufschließt, und als einer der wichtigsten Beyträge zur Darstellung des Ganzen der orientalischen Poesie betrachtet werden muß.

Padmana. Trauerspiel in fünf Aufzügen, von F. A. Kanne. Wallishauser, 1818. 8.

Weder in den früheren Erzeugnissen des Herrn Kanne, noch in diesem seinen letzten, lassen sich schöne dichterische Anlagen verkennen. Statt besonnener Ausdauer treffen wir indeß auch hier oft nur Eile und Unsicherheit. Manche Partien aber versöhnen durch wahrhafte Schönheiten.

Aglaja, ein Taschenbuch für das Jahr 1818. 12. Vierter Jahrgang. Wien. Wallishauser.

Dieses durch äußere Schönheit und Zierlichkeit ausgezeichnete Taschenbuch enthält zwar einige sehr gelungene Beyträge; doch wird im Ganzen der Inhalt von der äußern Ausstattung weit übertroffen; auch sind die von John gelieferten Kupfer nicht so gelungen, wie in den früheren Jahrgängen. Bey größerer Strenge in der Wahl der Aufsätze, kann sich dieses Taschenbuch zum vorzüglichsten in Deutschland erheben.

Malerisches Taschenbuch für Freunde interessanter Gegenden, Natur- und Kunst-Merkwürdigkeiten der österreichischen Monarchie. 6ter Jahrgang. Wien, 1818. 12. Anton Doll.

Mit diesem Bändchen schließt sich ein Werk, welches in vieler Hinsicht dem Freunde des Vaterlandes eine angenehme Erscheinung war.

Huldigungen der Gottheit, dargebracht in sieben Gesängen, von A. Pollak. Wien, 1818. 8. Wallishauser.

Metrische Nachbildungen der Schir-Hajichod (Gesänge der Einheit Gottes), des Samuel Chasid. In diesen Gesängen herrscht der religiöse, gotterfüllte Geist, welcher den Ebräern vor allen übrigen Völkern des Alterthums eigen, und der allein fähig ist, die Gottheit würdig darzustellen. Hr. Pollak hat das Original mit verständiger Freyheit, mit Sachkenntniß und im edlen Style bearbeitet, obgleich einige Härten sich eingeschlichen.

Malerische Reise auf dem Waagflusse in Ungarn. g. 4. Nro. I.

Es ist eine äußerst glückliche Idee der wackeren Künstler Fischer und Schlotterbeck, anziehende Ansichten vom Anfange der Waag, bis zu ihrem Ausflusse in die Donau, dem Publikum mitzutheilen. Die Zeichnung ist von Fischer, die Ausführung von Schlotterbeck, in Tuschmanier mit Farben, voll eigenthümlichen Reizes. Wenn die sechs zu erwartenden Hefte dem ersten entsprechen, kann dieses Unternehmen die Zahl österreichischer Prachtwerke vermehren. Die vier Blätter enthalten Sered, den Paß Markitta, Ovar und Betzko, wo der siebenbürgische Woywode Stiborius sein Unwesen trieb. Dabey ist eine gedrängte Beschreibung in deutscher, französischer und ungrischer Sprache.

Oekonomie.

Anleitung zu beträchtlichen Holzersparungen bey den Bräuhäusern, verfaßt vom Ritter von Lewenau. Zweyte verbesserte Auflage. Wien, 1818. 8. Mösle.

Diese Schrift, welche im Jahre 1802 von der k. k. Gesellschaft des Ackerbaues und nützlichen Künste in Mähren herausgegeben wurde, und welcher die Aufmerksamkeit und Belobung der Behörden zu Theil ward, erscheint nun in einer zweyten Auflage, um, wie es ihre bewährte Gemeinnützigkeit verdient, weiter verbreitet zu werden. Sieben Tafeln, gezeichnet vom Architekten Hardtmuth, sind zur Verdeutlichung beygefügt.

Ueber die Zertheilung der Gemeinweiden ꝛc. Pesth, 1818. 8. Hartleben.

Zwey von der k.k. Ackerbaugesellschaft in Kärnten herausgegebene Abhandlungen, wovon die erste den von ihr ausgesetzten, sich auf diesen Gegenstand beziehenden Preis, die zweyte das Accessit erlangte.

Trost und Rath für Landwirthe in Mißjahren, und Landesnöthen, von Joh. Carl Unger. Wien, 1818. 8. Beck.

Der Zweck dieser Schrift ist, Trost und Belehrung des Landmannes, damit er Mißjahre leichter trage und den Feinden seines Fleißes begegnen lerne. Gegenstände, die der Verfasser im, durch Erfahrungen und Beobachtungen gestärkten Auge hat, sind: feindliche Naturbegebenheiten, Krankheiten des Getreides, Verbreitung von Unkräutern, Vermehrung und Erscheinung schädlicher Thiere, und Ursachen, die das Brotkorn vertheuern.

Zeitschriften.

Theologische Zeitschrift. Herausgegeben von dem k. k. Hof- und Burgpfarrer Dr. Jakob Frint. 6ter Jahrg. 1. Band. Wien und Triest, 1818. 8.

Der gelehrte Herausgeber dieser für die Bildung katholischer Theologen wichtigen Zeitschrift setzt seine verdienstlichen Bemühungen fort. Vorliegendes Heft enthält I. die Missionär-Legende, vom Dr. Hocheneger. II. Ueber Empirie und Speculation in den theologischen Studien. III. Einige Bedenken über religiöse Schriften ohne Unterschied der Confession, von Dr. Jakob Frint. IV. Bemerkungen über den oft angeregten Vorschlag: die Landessprache in der Liturgie einzuführen, von Dr. Hoheneger. V. Fortsetzung der Betrachtungen über das Wirken Johann des Täufers, von Joseph Pletz. VI. Predigt auf den siebzehnten Sonntag nach Pfingsten, von Ignaz von Schumann. VII. Literarische Anzeige von der Schrift: Seitenstück zur Weisheit Dr. Martin Luthers ꝛc.

Medicinische Jahrbücher des österr. Kaiserstaates. Vierten Bandes drittes Stück. Wien, 1818. 8. Kupfer.

Die Jahrbücher, eine Zierde unserer Literatur, werden fortgesetzt herausgegeben von den Direktoren und Professoren der medicinischen Facultät zu Wien. Sie enthalten Abhandlungen und Recensionen, und insbesondere Verordnungen, welche die Organisation des Medicinalwesens im österreichischen Kaiserstaate bestimmen.

Medicinisch-chirurgische Zeitung. Fortgesetzt von Ehrhart. 1818. Salzburg. 8.

Erhält sich in ihrer anerkannten Vorzüglichkeit.

Oesterreichische militärische Zeitschrift. 1. 2. und 3. Heft. Wien, 1818. 8. Strauß.

Eine Zeitschrift, welche nach vierjähriger Unterbrechung wieder auflebt, und ihren alten Ruhm bewährt. Zu den vorzüglichsten Aufsätzen gehören: der Auszug aus Vaudoncourt's Geschichte der Feldzüge in Italien in d. J. 1813 und 1814 mit Anmerkungen; des Prinzen Eugen von Savoyen Original-Korrespondenz, oder der Sieg bey Turin, und Italiens Eroberung; Suwarow's Originalien (Bruchstücke, die der Feldmarschall theils dictirte, theils mit eigener Hand aufsetzte); über

den Einfluß der Schriften des Herrn von Jomini (Rede des Herrn von Butturlin, begleitet von patriotischen und tüchtigen Bemerkungen); der Feldzug in den Niederlanden 1794; Betrachtungen über die französische Taktik, die republikanischen Generäle und Soldaten. Antwort auf die im Januarheft 1817 der europäischen Annalen enthaltenen Bemerkungen über den Feldzug Sr. kais. Hoheit des Erzherz. Karl im Jahr 1796; freymüthig, treffend und durchaus männlich und gründlich. Mit diesen drey Heften ist der erste Band der erneuerten Zeitschrift geschlossen.

Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst. Wien, 1818. 4. Strauß.

Eine durch gehaltvolle Gründlichkeit und den seltenen Reichthum ihres Inhalts ausgezeichnete Zeitschrift, besonders für österreichische Geschichte, im weitesten Sinne des Wortes, von Wichtigkeit.

Geist der Zeit. 1818. 8. Wien. Franz Härter.

Eine größtentheils aus fremden Zeitschriften gezogene Sammlung interessanter Aufsätze historischen und politischen Inhalts, das Interesse der Gegenwart in mannigfaltiger Hinsicht berücksichtigend

Erneuerte vaterländische Blätter für den österreichischen Kaiserstaat. 1818. 4. Januar und Februar. Wien. Strauß.

Dieser bereits durch eine Reihe von Jahren bestehenden Zeitschrift, in welcher Gegenstände des mannigfaltigsten Interesse für den Freund des Vaterlandes ihre Stelle finden, ist nunmehr eine Chronik der österreichischen Literatur, und ein der Literatur und Kunst gewidmetes Intelligenzblatt beygegeben. Den Eingang der Blätter dieses Jahrganges eröffnen interessante Auszüge aus den Berichten und Briefen der nach Brasilien abgeschickten österreichischen Naturforscher. Chronik und Intelligenzblatt sind dem gebildeteren Oesterreicher eine erfreuliche Zugabe, indem sie die Leser mit den neuesten Erscheinungen sogleich bekannt machen.

Hesperus, ein Nationalblatt für gebildete Leser, herausgegeben von Christian Karl André. 1818. 4. Prag. Calve.

Die zahlreichen Verbindungen des Herausgebers im In- wie im Auslande setzen ihn in die Lage, den Hesperus hauptsächlich mit Originalaufsätzen zu versehen die sich auf Vaterlandskunde, Wissenschaft und Kultur beziehen. Im Januarhefte findet man ein anziehendes Fragment: Schiller vor Gericht.

Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode. Wien, 1818. 8. Strauß.

Diese bereits im dritten Jahre bestehende Zeitschrift, seit ihrem Entstehen durch geschmackvolle Auswahl der Moden-Zeichnungen die erste Deutschlands, und reich an gehaltvollen Aufsätzen über verschiedene Gegenstände der Literatur und Kunst, hat mit dem gegenwärtigen Jahrgange eine sich noch mehr über Kunstkritik verbreitende Richtung genommen, und ist eben so sehr durch Mannigfaltigkeit als durch die strenge Gründlichkeit

ihrer Beurtheilungen, insbesondere jener über die Schaubühne, empfehlenswerth.

Allgemeine musikalische Zeitung, mit besonderer Rücksicht auf den österreichischen Kaiserstaat. 1818. 4. II. Jahrgang. Wien. Steiner.

Enthält Anzeigen und Beurtheilungen der öffentlichen und Privat-Musiken, Miscellen, Vorschläge und Andeutungen zu einem besseren Zustande der Tonkunst, einen Ueberblick theatralischer Leistungen, Erfindungen, Biographien und Nekrologe berühmter Tonkünstler und Tonsezzer, Correspondenz-Nachrichten ꝛc. Besonders löblich ist es, daß die Zeitschrift auch die Kirchenmusik berücksichtiget.

Der Sammler. 1818. 4. Strauß.

Der Sammler hat, wie in den früheren Jahren, meistentheils Auszüge aus ausländischen Taschenbüchern und Zeitschriften, mitunter einheimische Erzählungen und Gedichte, dann Kritiken der hier gegebenen Theaterstücke und Opern, und Berichte von fremden Bühnen.

Beyträge zur Bildung für Jünglinge. 2tes Bändchen. Wien 1818. 8. Franz Härter.

Die Zeitschrift begann im vorigen Jahre, der zweyte Band übertrifft an Gehalt den ersten. Zweckmäßige Uebersetzung griechischer und römischer Schriftsteller, Auszüge aus den vorzüglichsten Werken der Deutschen, philosophische, historische und poetische Arbeiten von Anton von Spaun, Ottenwald, Mayrhofer, Kreil (Verfasser der Mnemosyne), Renner ꝛc., bilden den Inhalt. Die Zeitschrift äußert unverkennbar die Tendenz, unter der Jugend Bildung und Liebe zum Vaterlande zu verbreiten.

Oekonomische Neuigkeiten und Verhandlungen ꝛc., herausgegeben von Christ. Carl André. Prag, 1818. 4. Calve,

Für den Oekonomen von vielem Werthe. Das Januarheft enthält: Mittheilungen der k. k. mährisch-schlesischen Gesellschaft des Ackerbaues, zu beherzigende Notizen für den Feld- und Futterbau, die Fellenberg'sche und Ugazy's Säemaschine; etwas über die Lungenentzündung des Rindviehes, und die Anwendung des heißen Eisens in derselben. Von Dr. Schwarz, Getreidepreise ꝛc.

Der Aufmerksame. 1818. 4. Gräz.

Eine Beylage der Gräzer Zeitung; besteht aus ökonomischen, literarischen Aphorismen, Charaden, Beurtheilungen der zu Gräz gegebenen Theaterstücke ꝛc.

Karinthia. 1818.

Beylage der Klagenfurter Zeitung. Wie der Aufmerksame, durch manche gelungene Aufsätze empfehlenswerth.

Briefe des neu angekommenen Eipeldauers ꝛc. Jahrg. 1818. Wien. 8. Rehm. 1. und 2. Heft.

Die Briefe beschäftigen sich in ihrer originellen, satyrisch-humoristischen Manier und üblichen wienerischen Volkssprache, die Sitten, Thorheiten und Ereignisse des Tages darzustellen, und wissen das Interesse, das sie früher einflößten, zu behaupten.

Wiener allgemeine Theaterzeitung. 1818. 4. Akkermann. 11. Jahrg.

Von diesen Blättern, welche Herr Adolf Bäuerle redigirt, erscheinen wöchentlich drey Nummern.

Beyträge zur gerichtlichen Arzneykunde für Aerzte, Wundärzte und Rechtsgelehrte. Von Dr. Jos. Bernt. 1. Band. Wien, 1818. 8. Gerold.

Der Verfasser beginnt eine Zeitschrift für gerichtliche Medicin, wo, durch die Bearbeitung und Ausübung derselben angeregt, die Summe ihrer Entdeckungen geordnet, vermehrt, und schnell verbreitet werden soll. Jährlich wird ein Band versprochen, welcher in fünf Abtheilungen zerfällt. I. Medicinisch-gerichtliche Abhandlungen solcher Streitfragen, die sowohl wegen ihrer Wichtigkeit an sich, als wegen Beziehung auf Zeitereignisse einer erschöpfenden Auseinandersetzung bedürfen. In dem ersten Bande wird die Frage erörtert: Ob ein Arzt die Untersuchung faulender oder bereits begrabener Leichen von sich abzulehnen berechtigt sey. II. Uebersichten der jährlichen medicinisch-gerichtlichen Untersuchungen. Es besteht nämlich im Wiener allgemeinen Krankenhause ein zur Leichenbeschau wohleingerichteter besonderer Hörsaal, worin das Jahr hindurch unter Aufsicht des Herausgebers oder von ihm selbst mit möglichster Genauigkeit mehr als hundert gerichtliche Untersuchungen vorgenommen werden. Die Beyträge nun sind die Jahrbücher dieser herrlichen Anstalt, und vorliegender Band enthält ihre Entstehung und die in drey Jahren sich ergebenden Resultate. III. Auszüge aus älteren, praktischen, medicinisch-gerichtlichen Schriften. Hier erscheinen Mich. Bernh. Valentin's gehaltvolle, aus den Schriften seiner Vorfahren und Zeitgenossen gesammelte medicinisch-gerichtliche Beobachtungen. IV. Medicinisch-gerichtliche Literatur: 1) Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin von Ad. Henke. 2) Allgemeine Toxikologie, oder Giftkunde; nach dem Franz. des Herrn M. P. Orfila, mit Zusätzen und Anmerkungen herausgegeben von Dr. Hermbstädt. V. Correspondenznachrichten.

Fundgruben des Orients. 1818. Fol. V. Band. IV. Heft. Heubner und Volke.

Diese ausgezeichnete Zeitschrift erhält sich in ihrer wissenschaftlichen Vortrefflichkeit. Vorliegendes Heft enthält: Sur l'introduction du sang oriental des chevaux en Europe. Par M. le Cte. Wenc. *Rzewuski.* 2) Uebergang der Oberherrschaft von den Ommiaden auf die Abbasiden, nach dem syrischen und arabischen Texte des Abu-l Faradsch zusammengestellt. Merkwürdig als Probe der syrischen Schrift, die durch die Betriebsamkeit des Landschaft-Buchdruckers, Anton Schmid, neu gegossen wurde. 3) Proben einer Uebersetzung des Schâhnâmeh durch S. F. Günther Wahl. Fortsetzung. 4) Description des nôces de

Bouran. Trad. du discours préliminaire de l'histoire *d'Ibn Khaldoun*, par M. de *Hammer*. 5) Inschriften türkischer und persischer Klingen, übersetzt von Jos. von Hammer. 6) Examen critique des historiens d'Alexis *Comnène*, et des trois princes de sa famille etc. et principalement de leur politique envers les Croisés. Par M. de *Hammer*. 7) Auszüge eines Schreibens von Herrn Eduard Rüppell, an Herrn von Hammer. Notizen historischen und antiquarischen Inhalts, gesammelt auf einer Reise durch Aegypten und das steinigte Arabien. 8) Some general remarks on the Romaic *Language*; diese Bemerkungen über das Neugriechische sind aus einem Manuscripte des Herrn Ignaz Plener entlehnt, unter dem Titel: An introduction to modern greek Grammar for the use of those English who travel through Greece. 9) Descrizione della Macedonia.

In Ungern erschienene Bücher.

A Gallyás-Rabszolga, vagy az én életemnek szomorú történetei, mellyeket saját jobb kezemmel irtam. (D. i. Galeerensklave, oder traurige Begebenheiten meines Lebens, von mir selbst beschrieben.) Uebersetzt von Czösek, ref. Professor in Losson cz. Pesth, bey Trattner. 1818. 8. S. 114.

Mostani idök szükségeihez alkalmaztatott Vasárnapi, Ünnepi, alkalmatosságbéli Beszédek. (Für den Bedarf der Gegenwart berechnete Sonn- und Feyertags Predigten, vom Pesther Universitäts-Professor Georg Fejér.) Pesth, bey Trattner, 1818. 8. III. Band. S. 368. IV. Band. S. 320.

A ditsö Marczibányi Familia tudományos Jutalom-Tétele, 's annak elsö fenyes kiosztása a nemzeti Museum épületében etc. (Wissenschaftliche Preisausstellung der Familie Marczibány, und die erste glänzende Vertheilung des Preises im National-Museum am 23. November 1817.) 8. S. 40.

Isten imádáse a keresztény katholikusok' számára. (Anbethung Gottes, für katholische Christen, von Franz Papp.) 2te Aufl. 1818. Pesth, bey Trattner. 8. S. 192.

Szent út, vagy gyakorlása azon fájdalmas útnak, mellyet áhalálra itéltetett, kereszttel terheltetett Jésus Kristus Pilátus házáto'l Kalvária hegyére járt. (Der heilige Weg, welchen der zum Tode verurtheilte und mit dem Kreuze belastete Jesus Christus vom Pilatushause auf den Kalvarienberg wandelte.) Pesth, bey Trattner, 1818. S. 40.

Hármas Kis-Tükör. (Dreyfacher kleine Spiegel). Mit zwey illuminirten Landkarten. Eben da, S. 240.

Regék a Magyar Elö-Idökböl. (Sagen der ungrischen Vorzeit.) Ofen, in der Universitäts Druckerey, 1818.

Magyer Ország Uralkodóinak származások, és jelessebb tetteik rövid leirasa. (Abstammung und merkwürdigere Thaten ungrischer Herr-

scher, beschrieben von Elias Georch). Pesth, bey Trattner, 1818. Zum schnellern Ueberblick in der Form einer Landkarte.

Die ökonomische Zeitschrift: Nemzeti Gazda, wie auch die Magyar'sche Pesther Zeitung: Hazai és külföldi Tudósitások; nicht minder der Wiener Magyar kurir werden auch heuer fortgesetzt.

Tudományos Gyüjtemény. (Wissenschaftliches Magazin.) Pesth, 1818. Trattner. 8. Unter diesem Titel erschien im Jahre 1817 eine Monatschrift, welche auch in diesem Jahre fortgesetzt wird. Die Redaktion besorgen, so viel man weiß, die rühmlich bekannten Gelehrten Schedius, Fejér und Pethe. Kurze, belehrende Originalaufsätze, zur Beförderung der vaterländischen Geographie, Statistik, Geschichte; zur Ausbildung der ungrischen Sprache und Schreibart; zur Verbreitung naturhistorischer, philosophischer Kenntnisse, zur Beförderung der schönen Künste; Oekonomie, Handlungswissenschaft; Beurtheilungen in Ungern erschienener Bücher; Kunst- und Industrieprodukte — bilden dessen Inhalt.

Angekündigt ist die Herausgabe eines neuen, magyarischen Journals: Lelki pásztori Tárház. (Archiv für evangelische Seelsorger, beyder Confessionen.) Der Herausgeber ist: Herr Jos. Fábián, reformirter Prediger und Senior in Tót-Vásony. Diese Zeitschrift soll in vierteljährigen, 9 — 10 Bogen starken Heften, aus der Trattner'schen Druckerey in Pesth erscheinen, und kostet jährlich im Wege der Vorausbezahlung nur 8 fl.

Nachtrag vermischter Schriften.

Anleitung zum Unterrichte im Rechnen für Taubstumme, verfaßt von Michael Venus. 1. Theil. Wien, 1818. 8. Strauß.

Eine nützliche und klare Auseinandersetzung des Stufenganges und der Methode des Unterrichtes für Taubstumme im Rechnen, wie man sie von einem Praktiker zu erwarten berechtigt ist.

Zur Mnemosyne des Hern Joseph Kreil. Nachschrift eines Triestiners. Triest, 1818. 8. Locatti's Erben.

Diese Schrift, deren Verfasser sich Dr. D. von Rosetti nennt, ward durch Herrn Kreils Mnemosyne (Tagebuch einer Reise durch das lombardisch-venetianische Königreich. Pesth, bey Hartleben. Zwey Bände. 8.) veranlaßt, und berichtigt manche Angaben und Ansichten jenes Werks. Eine zu leidenschaftliche Stimmung verführt indeß Herrn von Rosetti zu unerwiesenen, durch das Werk, welches er zu berichtigen sucht, keineswegs begründeten Beschuldigungen gegen dessen Verfasser.

Exempelbuch, oder Sammlung von Beyspielen, moralischen Erzählungen ꝛc., von einem Weltpriester aus Mähren. Brünn und Olmütz. 1818. 8. Gastl.

Das Exempelbuch wurde in der Absicht geliefert, um durch Beyspiele und sittliche Erzählungen Glaubens- und Sittenlehren zu begründen, welche im christlichen Lehr- und Sittenbuche vorkommen. Insbesondere soll es die Sonntagsschulen in den k. k. österreichischen Staaten heben, indem es Katecheten und Lehrer in den Stand setzt, praktisch auf die wichtigeren Lehren hinzuweisen. Snell's, Salzmann's, Gutmann's und Wagnitz's Schriften sind zum Grunde gelegt, und mit zweckmäßiger Freyheit benützt.

Theorie der Schönschreibekunst ꝛc., verfaßt von Franz Thom. Hirsch. Wien. Strauß. 8.

Der Verfasser schrieb diese Abhandlung in der Ueberzeugung, daß, ungeachtet die höhere Kalligraphie an Geschmack und Zierlichkeit zunahm, die gewöhnliche deutsche Current und im Allgemeinen jene Schriften, welche eigentlich im gemeinen Leben vorkommen, Rückschritte gemacht haben; er zeigt die Ursachen dieser Erscheinung an, und sagt vieles, was beherzigt werden soll.

Tancred. Heroische Oper. Nach dem Italienischen von Christ. Grünbaum. Wien, 1818. 8. Wallishauser.

Der Uebersetzer hat mit Fleiß und vieler Sprachkenntniß den Text der bekannten Oper Rossini's für die deutschen Bühnen bearbeitet.

Jahrbücher der Literatur.

Zweyter Band.

1818.

April. May. Juny.

Wien.
Gedruckt und verlegt bey Carl Gerold.

Inhalt des zweyten Bandes.

Seite.

Art. I. Narrative of an expedition to explore the river Zaire, usually called the Congo, in South Afrika, in 1816, under the direction of Captain I. K. *Tuckey*, R. N. etc. etc. Published by permission of the Lords Commissioners of the Admiralty. . . . 1

II. Die Geschichte der Deutschen, von C. A. Menzel. Erster Band, von den ältesten Zeiten bis zu Ludwig dem Deutschen. Zweyter Band, von Ludwig dem Deutschen, bis zu Lothar von Sachsen. Vom dritten Bande: die Geschichte der Hohenstaufen. . . 17

III. Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung, von Friedrich Christoph Schlosser. Erster Band, bis zum Untergange des weströmischen Reiches. Zweyter Band bis Conrad I. Dritter Band bis auf den Tod Gregors VII. 31

IV. Urgeschichte des erlauchten Hauses der Welfen (449 — 1055). Dem durchlauchtigsten Prinzen-Regenten der vereinigten brittischen Reiche und Hannovers zugeeignet durch F. G. Eichhorn, in Göttingen. . . 36

V. Oesterreich unter K. Friedrich dem Schönen. Von Franz Kurz. 48

VI. Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den vereinigten Niederlanden. Von J. D. Fiorillo. Erster Band. 68

VII. Ichwan-Oos-Sussa, in the Original Arabic, revised and edited by *Schuekh*, Ahmud-bin-Moohumud Schurwanool-Yummunee. 87

VIII. 1. Essai sur les médailles antiques des îles de Cephalonie et d'Ithaque, par *Bosset*.
2. Sopra Medaglie antiche relative alla confederazione degli Achei, Dissertazione di Domenico *Sestini*. . 119

IX. Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tyrol, von Heinrich Seel. 1 — 3. Band. 125

X. Theoretisch-praktischer Commentar über das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch für die gesammten deutschen Erbländer der österreichischen Monarchie, von Michael Schuster. 149

XI. Handbuch der praktischen Philosophie, oder der philosophischen Zwecklehre. Erster Theil. Ethik, oder die Lehren der Lebensweisheit. Erster Band. Von Jakob Friedrich Fries. 156

XII. Der Brief an die Hebräer. Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen von David Schütz. 169

XIII. Die Sängerfahrt, für Freunde der Dichtkunst und Malerey. Mit Beyträgen von Ludwig Tiek, W. v. Schütz, Max. v. Schenkendorf, Clemens Brentano ꝛc. ꝛc. gesammelt von Friedrich Förster. Mit Kupfern aus dem Danziger Gemälde: das jüngste Gericht. . . . 201

XIV. Die Staatshaushaltung der Athener, vier Bücher, von August Böckh. Mit ein und zwanzig Inschriften. Zwey Bände. 230

Seite.

XV. 1. Observations sur la ressemblance frappante, que l'on découvre entre la langue des Russes et celle des Romains.

2. Ueber den Ursprung und die verschiedenartige Verwandtschaft der europäischen Sprachen, nach Anleitung des russischen allgemeinen vergleichenden Wörterbuchs von Gottlieb von Arndt. Herausgegeben von Dr. Johann Ludw. Klüber. 245

XVI. Asiatic Researches; or Transactions of the Society instituted in Bengal, for inquiring into the History and Antiquities, the Arts, Sciences and Literature of Asia. 260

Inhalt des Anzeige-Blattes Nr. II.

Lorch und Enns. 1

Der Großmährische König Swatopluk, Ahnherr der Diedrichsteine. 14

Englische Literatur. 22

Dänische Literatur. 37

Vierteljähriger Bericht über die im Laufe des Jahrs 1818 in den österreichischen Staaten erschienenen Bücher. . . . 44

Der Beschluß der Anzeige des Werkes über Aegypten, so wie der Beschluß des Artikels über Preßfreyheit wird im nächsten Bande geliefert werden.

Jahrbücher der Literatur.

April May Juny 1818.

Art. I. Narrative of an expedition to explore the river *Zaire*, usually called the *Congo*, in *South Africa*, in 1816, under the direction of Capitain I. K. *Tuckey*, R. N. To which is added the Journal of Professor *Smith;* some general observations on the country and its inhabitants; and an Appendix: containing the natural History of that part of the Kingdom of *Congo*, through which the *Zaire* flows; published by permission of the Lords Commissioners of the Admiralty. *London John Murray*, *Albemarle-Street*. 1818. In quarto 498 S. mit einer Karte und Kupfern.

»Die Regierung Georg des III. (beginnt mit Wahrheit und Recht die sehr gute und sachkundige Einleitung) wird in der Geschichte für immer als eine Periode glänzen, nicht minder ausgezeichnet durch die herrlichen Waffenthaten Britanniens als durch den beständigen Fortschritt der Wissenschaften und Künste.«

Selbst während des Krieges hatten wissenschaftliche Unternehmungen, wodurch die Erdkunde gefördert ward, ihren ungestörten Fortgang, und mit der Wiederkehr des Friedens erwachte der Wunsch nach Bereicherungen des wissenschaftlichen Gebietes durch Entdeckungsreisen von neuem. Wozu konnte ein kleiner Theil der Flotte, welche die Herrschaft der Meere erfochten und behauptet, wohl würdiger verwendet werden, als zu Eroberungen im Reiche der Wissenschaften durch neue Entdeckungen oder Berichtigung der schon gemachten; durch die Vervollständigung der geographischen und hydrographischen Kunde des Globus, dessen Umriß von britischen Seefahrern wie Cook, Vancouver, Flinders oder von andern, wie la Perouse, D'Entrecasteaux, Baudin u. s. w. mit kühner Hand im Großen entworfen, noch die Ausführung und Ausfüllung im Einzelnen erwartet; wozu besser verwendet werden, als zur Berichtigung unbekannter Punkte in den entferntesten Theilen des Erdballes, an den Gestaden Kleinasiens und Nordafrika's, auf den Inseln des mittelländischen Meeres, des arabischen und persischen Meerbusens, zur Beschreibung der Küsten, Häfen und Flüße von Newfoundland, Labradore, Hudson's bay, zur Erforschung der seit Dampier nicht besuchten nordwestlichen Küste von Neuholland, zur näheren Bestimmung dieser Insel-Archipele und unzähligen in der nördlichen und südlichen stillen See, in den indischen und sinesischen Meeren, zerstreuten Felsen- und Klippeneilande, von denen noch jüngst die Alceste (die Fregatte, die den Lord Amherst nach China führte,

und im Rückwege Schiffbruch litt) in dem gelben Meere entdeckt wurden? zu was nützlicher verwendet werden, als zur Lösung des noch immer unentschiedenen Problems der Gestaltung der Baffin's bay und ihrer Verbindung oder Nichtverbindung mit der Bährings straße und der nordwestlichen Durchfahrt von dem atlantischen in das östliche Meer, und endlich zur genaueren Bestimmung des Umfangs der Richtung und der Geschwindigkeit an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten der außerordentlichen unter dem Namen des Gulfstream bekannten Meeresströmung, welche auf alle Strömungen des nördlichen atlantischen Meeres ihren Einfluß äußert. Alles dieß sind Gegenstände von gemeinschaftlichem Interesse für Europa und Amerika, und gehören einzig und allein in das Gebiet der Schiffahrt, und in den Bereich der Flotten. Nicht so die Unternehmung, deren Geschichte von den gewalttragenden Herren des englischen Seewesens (the Lords Commissioners of the Admiralty) in diesem Werke dem Publikum vorgelegt wird, und welche, wiewohl von der Schiffsbehörde ausgerüstet, nicht eigentlich zu den See-Entdeckungsreisen und zur nautischen Küstenaufnahme gehört. Sie ward blos als Mittel betrachtet zur Lösung einer geographischen Aufgabe, für welche sich ganz Europa ungemein intressirte, und als ein bloßes Werkzeug zur Erforschung des innern Afrika, welches ungeachtet so vieler von der afrikanischen Gesellschaft seit Jahrzehnden aufgewandten Kosten und Mühen, ungeachtet des hohen Muthes so vieler Engländer und Deutschen, welche auf diesem Wege den Märtyrer-Tod des wissenschaftlichen Pilgers gestorben sind, dennoch bis jetzt noch unbekanntes Land und ein leerer Raum ist, den die Kartenzeichner bisher nach Belieben mit Bergen, Seen, Flüßen und Völkern ausgefüllet haben. Es scheint, daß Römer und Griechen davon nähere Kenntniß hatten, als wir, die wir das Wenige, was wir von dem Inneren des nördlichen Afrika wissen, arabischen Schriftstellern des Mittelalters oder arabischen Reisenden der jüngsten Zeit schuldig sind. Nach ihnen drangen von allen Europäern zuerst die Portugiesen von der Küste ins Innere vor, wo sie zweifelsohne viele nützliche Kunde sammelten, die sie aber aus Eifersucht so sorgfältig verbargen, daß dieselbe zuletzt für sie selber verloren ging. Ungeachtet dieser Gelegenheit, die Wahrheit durch örtlichen Anblick zu bestimmen, traten sie doch in die Fußstapfen der Araber, welche den Lauf des Nigers, eines der größten und merkwürdigsten Ströme der Welt von Osten nach Westen ansetzten, wiewohl Herodot und nach ihm Ptolemäus denselben ganz in der entgegengesetzten Richtung von Westen nach Osten angegeben hatten. Die Wahrheit dieser Angabe wurde durch Mungopark's Ansicht bestätiget, und es blieb nur noch die

Mündung oder das Ende desselben in Ungewißheit. Rennel, der erste Geograph unserer Zeit, stellte die Meinung auf, daß der Niger sich in den See von Wangara oder Wankara verliere, indem derselbe weder ein Arm des Nils sey, noch auf der Ostseite von Afrika ausströme; nicht das erste, weil der Nil in den höheren Regionen, die Bruce besuchte, auf einem weit höher gelegenen Erdreich fließt als der Niger (der auf diese Art bergan fließen müßte) und weil die Ueberschwemmung des Nils (welche, wenn der Niger ein Arm des Nils wäre, in diesem später als in jenem erfolgen müßte) früher als die in dem Niger eintritt. Nicht das zweyte, weil auf der ganzen östlichen Küste Afrika's vom Vorgebirge Guadafui bis zum Vorgebirge Corientes kein beträchtlicher Strom in das Meer fließt. Da erschien ein mit der Küste des südlichen Afrika wohlbekannter englischer Reisender (Maxwell) mit der Meinung, daß der Niger sich auf einmal umwende, und unter den Namen des Congo oder Saire auf der westlichen Seite ausströme. Diese Meinung ergriff Park mit Begeisterung, und mit der lebendigsten Ueberzeugung, daß er dieselbe bestätiget finden müsse, unternahm er seine zweyte Reise, von der die Nachrichten aber kurz vor Tombuktu aufhören, wo er entweder nach der nicht genug verbürgten Erzählung eines ihn begleitenden Arabers wirklich umkam, oder auf eine andere Weise, wie leider! nur zu gegründete Furcht vorhanden ist, auf immer in Verlust gerieth. Wider die Meinung der Identität des Nigers mit dem Congo erhoben sich zwar einige, jedoch nicht standhafte Einwürfe, und Reichard trat dagegen (in den geographischen Ephemeriden) mit der nicht haltbaren Hypothese auf, daß der Niger in den Meerbusen von Benin in mehreren Armen (die Flüsse Rio del Rey, Formosa und andere in diesem Meerbusen mündende) ausströme, während alles, was man darüber bisher in Erfahrung gebracht, dafür spricht, daß diese Flüsse nicht Arme eines einzigen weiter oben vereinten Flusses sind, sondern von verschiedenen Seiten herkommen. Bey der Ungewißheit also der Mündung des Nigers und der Quelle des Congo wurden von der englischen Regierung zwey geographische Expeditionen ausgestattet, die eine, um den Niger bis zu seinem Ausflusse, die andere, um den Congo bis zu seinem Ursprunge zu verfolgen. Diese letzte ist's, deren Verrichtungen und frühzeitig unglückliches Ende in dem vorliegenden Werke beschrieben werden. Die Einleitung gibt umständlichen Bericht über die von der Admiralität zum besseren Gelingen dieser Unternehmung getroffenen Vorkehrungen, worunter auch ein Dampfboot war, das aber in der Folge verworfen ward, weil es unmöglich schien, dasselbe für die Schiffahrt auf der See und auf dem Flusse zugleich zurecht zu machen, und dabey den für

die bey einer solchen Unternehmung unentbehrlichen Schiffvorräthe nöthigen Raum zu gewinnen. Die Verspätung, welche durch die Versuchung der Anwendbarkeit einer Dampfmaschine entstand, war vermuthlich eine der Haupturſachen des tragischen Endes der ganzen Expedition, weil sie nämlich in der für die Gesundheit ungünstigsten Jahrszeit ankam, und daher größtentheils ein Opfer des mörderischen Himmelsstriches und überspannter Anstrengung ward. So geschah es, daß ungeachtet der versprechendsten Hoffnungen, welche sowohl auf den Eifer der Reisenden, als auf die Vortrefflichkeit der ihnen zu Gebote stehenden Mittel gegründet waren, nie eine Expedition dieser Art ein traurigeres Ende nahm. Binnen der kurzen Frist von weniger als drey Monaten starben von sechs und funfzig Personen, aus denen die ganze Gesellschaft (die Bemannung der beyden Schiffe des Congo nämlich, und des Lastschiffes mit eingerechnet) bestand, ein und zwanzig am hitzigen Fieber; darunter der Schiffscapitän Tuckey (der die Seele der ganzen Unternehmung), der Botaniker Smith (ein geborner Norweger), Cranch, der Sammler naturhistorischer Gegenstände, und Tudor, der Anatomiker; kurz, das ganze wissenschaftliche Personale dieser Unternehmung.

Diese außerordentliche Sterblichkeit, welche die glänzendsten Erwartungen so grausam täuschte, ist so auffallender, als laut dem Tagebuch des Capitän Tuckey das Klima und die Jahreszeit nicht schöner und milder gewünscht werden konnte. Der Thermometer stand nie unter 60° Fahrenheit bey Nacht; selten über 70° bey Tage; die Atmosphäre vorzüglich trocken, kaum daß es einmal während der ganzen Reise regnete, und die Sonne öfters drey bis vier Tage lang so durch Wolken versteckt, daß kaum eine Höhenbeobachtung angestellt werden konnte. Der Wundarzt Mac Kerrow des Schiffes Congo, welcher von eben diesem bösartigen Fieber befallen worden war, aber demselben glücklich mit dem Leben entrann, schreibt die Ursache davon größtentheils der großen Ermüdung und Abspannung zu, und wiewohl die Mannschaft sich keinen Ausschweifungen im Gebrauche hitziger Getränke überlassen konnte, so waren doch Ausschweifungen einer andern Art so ungezügelter, als die Schwarzen jeden Augenblick bereit sind, ihre Schwestern, Töchter und Weiber für einige Tropfen geistigen Getränkes den Europäern zu überlassen, ja ihnen selbe aufzudringen. Außer dem dürfte auch das Wasser des Flusses verderblich gewesen seyn, indem dasselbe beständig eine große Menge von todten Crocodilen, Alligatoren, Hippopotamen und Eidexen auflöset und zersetzet, und indem die beyden Ufer des Flusses bis gegen funfzig Meilen von der Mündung aufwärts mit faulenden Mangrove-Hainen bedecket sind. Auch war das Schiff an einer

Stelle geankert, wo die Luft keinen freyen Durchzug hatte, sondern mit den giftigen Ausdünstungen dieser Savannen (Swamps) geschwängert war, so daß die Luft sowohl für die ans Land gegangenen, als für die, so im Schiffe geblieben, gleich nachtheilig war. Die Einleitung setzt dem Capitän Tuckey und den vorzüglichsten seiner Begleiter, nämlich dem Botaniker Smith, dem Lieutenant Hawkey, den Schiffszahlmeister Eyre, dem Naturalien-Sammler Cranch, und dem Volontair Galwey ein Denkmal durch kurze biographische Notizen; das schönste aber den beyden ersten, durch den Druck ihrer Tagebücher, welche ungeachtet ihrer Unvollständigkeit dennoch als die einzigen Berichte über diese Entdeckungsreise des Congo die größte Aufmerksamkeit verdienen. Aus diesen Tagebüchern und aus den Beobachtungen der am Leben erhaltenen Offiziere und Mannschaft ist die Uebersicht des Landes und seiner Bewohner zusammengesetzt, welche auf die beyden Tagebücher folgt, und welcher mehrere philologische, zoologische, botanische und hydrographische Beobachtungen angehängt sind.

Ohne dem Capitän Tuckey durch die ersten zwey Hauptstücke seines Tagebuches vom Auslaufen aus dem Hafen zu Falmouth bis zu dem Einlaufen in den Saire oder Congo zu folgen, begleiten wir ihn bloß diesen Strom aufwärts bis zu dem letzten der Wasserfälle, welche denselben unterbrechen, und die Schiffahrt bis dorthin Stromaufwärts völlig unmöglich machen.

Am 12. Julius, der Schwierigkeiten müde, welche den Versuchen widerstanden hatten, den Transport beladen um das Vorgebirge Sharkpoint hinum und den Fluß hinauf zu bringen, ließ er den Transport entladen, und schiffte die Ladung in den Schiffsbooten hinauf. Die wahre Mündung des Flusses ist nicht breiter als drey englische Meilen, die Mitte nicht tiefer als vierzig Faden (fathoms) und die mittlere Geschwindigkeit des Stroms nicht größer als vier eine halbe englische Meile auf die Stunde gerechnet, so daß die Größe dieses Flusses und die Menge seines Wassers bisher bey weitem überschätzt worden ist. Die Mangrove-Savannen erstrecken sich an beyden Ufern sieben bis acht Meilen ins Land, ganz undurchdringlich und mit den Wurzeln im Wasser stehend. Unter Embomma, wo die Mangrove-Moräste aufhören, ist das Ufer trockner Lehm, der in senkrechten Niederungen ausläuft. Bey dem Fetisch-Felsen (eine Masse von Granit mit Quarz vermischt) der senkrecht in den Fluß hereinsteht, verengt sich derselbe auf eine und eine halbe Meile. Ungeachtet dieser Enge fließt der Strom hier in nicht größerer Geschwindigkeit als von zwey eine halbe Meilen die Stunde. Oberhalb demselben ward Simons, ein schwarzer Matrose, ans Land gesetzt, dessen

Vater ein Prinz vom Geblüte und Geheimer Rath des Königs von Embomme denselben als Knaben einem Capitän von Liverpool übergab, um denselben in England erziehen zu lassen. Dieser aber hielt es für gerathner ihn als Sklaven zu verkaufen. Er entsprang aus der Sklaverey, rettete sich am Bord eines englischen Kriegsschiffes, ward bey der Auszahlung der Flotte entlassen, und hatte jetzt am Bord des Congo als Küchenjunge gedient. Auf einmal erschien der Küchenjunge als Prinz in einer Hangmatte von zwey Sklaven getragen, von einem Sonnenschirme überschattet, von seinem Vater und zwanzig Musquetieren als Garde begleitet. Zu Bombi, einer Banza (so heißen die Dörfer an den Ufern des Congo), hatte C. Tuckey die erste Audienz beym Tscheuu (so heißen die Fürsten allda) und brach mit ihm ein Laub, als die heiligste Art des Schwures, daß er als Freund gekommen. Während der Audienz schauten die Frauen des Königs (er hatte deren funfzig) neugierig aus einem Winkel, und der König trug dem Capitän sehr artig alle seine Töchter zu Bettgenossinnen an, während die Hofleute den Begleitern des Capitäns denselben Antrag mit ihren Weibern machten. Der Antrag wurde von den Begleitern angenommen, die Vollziehung aber von den Weibern um keinen Preis bey Tage zugegeben, aus Furcht, sagten sie, daß sie bey Tage der Fetisch erschlagen möchte.

Vor dem auf dem rechten Ufer des Flusses gelegenen Dorfe Embomma liegt die Insel Buka Embomma, welche Capitän Tuckey am schicklichsten für eine europäische Niederlassung hält. Von hier aus fließt der Fluß zwischen zwey Reihen hoher unfruchtbarer Hügel von Glimmerschiefer mit Quarz, dessen unter dem Wasser fortlaufende Felsen kleine Wirbel bilden. An einigen Stellen, wo die Strömung des Flusses durch Felsen abgeleitet wird, hat der Schlamm fruchtbares mit Schilfgras und indischem Korn bedecktes Land angehäuft, wo immer gut zu ankern ist. Kleine Thäler mit Maniokpflanzungen und Palmenbäumen durchschneiden hier und da die Reihe der Felsen, deren einige besondere Namen tragen. Der merkwürdigste heißt der Sprung der Liebenden, der leukadische Fels dieses Landes, jedoch in einem ganz anderen Sinne, indem dieses der Platz ist, wo die ehebrecherischen Weiber des Königs von Embomma mit ihren Liebhabern in den Fluß gestürzt werden. Hierherum sind die Ameisenhügel besonders häufig, und haben die Gestalt von ungeheuren Pilzlingen oder Sonnenschirmen. Hier wurde eine sehr sonderbare optische Erscheinung (eine Art von Mirage oder Wasserspiegelung) beobachtet. Das Boot schien auf einmal auf dem Gipfel eines Wasserberges zu stehen, der von allen Seiten steil abschoß, so daß die dem Boote entgegenkommende Strömung bergauf zu fließen schien. Die Hü-

gelreihen wurden immer kahler und unfruchtbarer, und die mit fruchtbarer Erde angeschwemmten immer seltner. Da von nun an die Schiffahrt weiter stromaufwärts, durch Wirbel und Felsen unterbrochen, nicht mehr rathsam schien, ging man hier ans Land, um den Tschenu (Fürsten) der auf dem linken Ufer gelegenen Banza (Dorf) zu besuchen. Der Empfang war stattlicher, jedoch mehr von europäischer Sitte entfernt, als bey dem Tschenu von Embomma; die Sitze und der Boden waren hier mit Löwen- und Leopardenhäuten bedeckt, die zu betreten ein Staatsverbrechen ist, wodurch auch die Vornehmsten ihre Freyheit als Sklaven verwirken. Der König hatte einen ungeheuren Kopfschmuck von Reigerfedern, und zwey seiner Collegen, die Tschenus benachbarter Banzas, welche der Audienz beywohnten, waren der eine in einen alten Sammtmantel gekleidet, und mit einer glasbesetzten Krone geschmückt, welche augenscheinlich aus einer europäischen Theater-Garderobe hierher gekommen war. Der Tschenu gewährte zwey Wegweiser bis zu den Cataracten von Jelalla, über die weiter hinaus ihnen nichts bekannt war. Ein Mandingo-Sklave, der dem Capitän gebunden vorgeführt war, sagte aus, daß er von seinem Geburtslande drey Monate lang theils zu Wasser, theils zu Land hergereiset sey, daß der Name seines Landes Mintolo, und daß dasselbe von einem Flusse, so breit als der Saire, aber noch unschiffbarer der vielen Felsen wegen, durchschnitten sey. Tuckey schiffte nun quer über den Strom auf die andere Seite, nicht ohne Gefahr, von den häufigen Wirbeln, welche sich auf einmal bildeten, das Boot ungeachtet der angestrengtesten Ruderkraft im Kreise herumdrehten, und dann wieder verschwanden. Am 14. August landete man etwas weiter nordwärts, und ging ans Land, Tuckey, Smith, Galwey, Hodder, dreyzehn Matrosen, zwey Dollmetsche aus Embomma (die Söhne des Tschenu) und die Führer, auf vier Tage mit Lebensmitteln ausgerüstet. Zu Mittag erreichten sie die Banza Kulu, von wo aus der Wasserfall von Jelalla sichtbar ist. Statt eines zweyten Niagara, den die fürchterlichen Beschreibungen der Einwohner erwarten ließen, fand man im Vergleich damit einen über Kiesel wegsprudelnden Bach. Der Fluß hat hier sich seinen Weg zwischen zwey Felsen-Reihen von Syenit gebildet, und zwischen denselben widersteht seiner Kraft ein Schiefereiland, das denselben in zwey Arme trennt, deren nördlicher fast ausgetrocknet, der südliche aber die zusammengedrängte Kraft des Wassers zwischen zackigen Felsen zerstob. Die Wassermenge ist hier auffallend geringer als weiter unter dem Falle, was schwer zu erklären, wenn das Wasser nicht aus unterirdischen Höhlungen zuströmt. Am nächsten Morgen wurde der Weg weiter fortgesetzt, aber nicht unmittelbar am Flusse, wo nur Zie-

gen klettern können, sondern in einiger Entfernung davon. Das Bett von drey tiefen Schluchtströmen, über welche der Weg ging, war ausgetrocknet. Der Dünger von Hippopotamus und Gaselen sammt den Stacheln von Stachelschweinen verriethen, die nahe Gegenwart dieser Thiere. Die Atmosphäre war außerordentlich trocken. Fleisch verlor in wenig Stunden allen Saft. Die gesammelten Pflanzen waren in einem Tage fürs Herbarium bereit, während dieselben an der Mündung des Flusses oft in einer Woche nicht trockneten. Das Hygrometer stand um zwey Uhr Nachmittags im Schatten auf 70° und der Thermometer auch bey der Nacht nie niederer. Zwölf bis vierzehn Meilen ober dem Wasserfalle wendet sich der Fluß schnell gegen Südosten; hier steht die Banza Inga, wohin man wegen der Beschwerlichkeit des Weges von Kulu aus zwey Tagreisen rechnet, wiewohl die Entfernung in gerader Linie nicht zwanzig englische Meilen beträgt. Unmittelbar am Flusse erheben sich Felsen von runden Quarzkieseln etwa hundert Fuß hoch, hinter ihnen dreymal so hoch von eisenhaltigem Lehm mit Massen von Quarz, dann Hügeln von gelben Lehm mit großen Massen von Syenit fünfhundert Fuß hoch, und endlich in doppelter Höhe, steile Hügel mit felsigen Abschüssen von Syenit und fruchtbaren Platten auf der Höhe. Bey der Nacht scheinen alle diese Hügel zu brennen, von den durch die Jäger bey Tag angezündeten Feuern, um das Wild vor denselben heraus zu treiben. Vermög der hier eingeholten Nachrichten erstrecket sich die Herrschaft von Congo hier auf dem nördlichen Ufer des Flußes bis Banza Inga, auf dem südlichen aber noch weiter hinauf. Der oberste Fürst heißt Lindy oder Blindy N, Congo, und residirt zu Banza Congo, sechs Tagreisen innerhalb des Landes an der Mündung des Flusses auf der Südseite. Es scheint, daß dort eine portugiesische Niederlassung sey (vermuthlich das S. Salvador der alten Reisebeschreiber), weil nach dem Berichte der eingebornen dort Soldaten und weiße Weiber seyn sollen. Die Tschenus, welche von den Europäern uneigentlich Könige genannt werden, sind nichts als Lehensträger, deren Lehen in der weiblichen Linie forterben. Das Zeichen der Belehnung ist eine Kappe, das Symbol aller Würden in diesem Lande. Der Tschenu setzt mittels Kappen dann seine eigenen Beamten ein, deren vornehmster der Mafuk oder Steuereinnehmer ist. Die Sklaven sind von doppelter Art. Die Hauseigenen, welche nicht verkauft werden, und die verkäuflichen, von Sklavenhändlern zur Ausfuhr verkauft. Die Erbschaft geht nicht auf die Kinder, sondern auf die Brüder und mütterlichen Oheime, welche aber für die Kinder und Weiber des Erblassers Sorge tragen müssen, und die letzten wie nach dem Mosaischen Gesetze sich aneignen können. Beyde Geschlechter fär-

ben sich mit Ocker, und bevor die Braut dem Bräutigam überliefert wird, wird sie vom Fuß bis zum Kopf gelb beschmiert. Die Männer zeichnen ihre Stirnen und Waffen mit rothen und weißen Streifen. Außer einer herrschenden Hautkrankheit wurden auch einige Fälle von Elephantiasis und ein paar Gonorrhöen beobachtet, welche aber ein portugiesisches Geschenk gewesen seyn sollen. Das einzige Spiel, das man sah, war ein Bret mit Löchern, worin flache Steine gelegt werden (eine Art von Mankala, welches Spiel in ganz Asien und auch in der europäischen Türkey häufig gespielt wird). Ein anderer, ebenfalls in der Türkey, aber nur bey der Tafel des Sultans herrschender Gebrauch ist das Vorkosten der Speisen, durch den, welcher etwas zu essen oder zu trinken darbietet, aus Furcht der hier so leichten und so häufigen Vergiftung. C. Tuckey setzte nun seine Landreise von Banza Inga auf dem rechten Ufer des Flusses stromaufwärts fort, zum zweyten großen Wasserfalle Sangalla eine Tagreise ober Mawunda, ober welchem noch ein dritter, welcher der zweyte Sangalla heißt. Ueber diesem öffnet sich abermal der Fluß, und nach allen Versicherungen stehen von hieraus der Schiffahrt weiter stromaufwärts keine Hindernisse mehr von Felsen, Wirbeln und Wasserfällen entgegen. Unmittelbar ober diesem Wasserfalle ist eine kleine Bucht, die Condo Jjongo heißt, und wo der Strom einen Ellenbogen gegen Südosten macht. C. Tuckey, der nicht weit von hier durch Krankheit gezwungen ward, seine weitere Entdeckungsreise zu Lande stromaufwärts aufzugeben, und an Bord des Schiffs zurück zu kehren, gibt die kleine Bucht unmittelbar über dem letzten Wasserfalle als den schicklichsten Ort an, von wo die weitere Erforschungsreise des Flusses am besten begonnen werden könnte, weil von hieraus der Schiffahrt keine weiteren Hindernisse entgegen stehen. Er vollendete also seinen Lauf da, wo er denselben erst mit glücklichem Erfolge zu beginnen sich versprechen konnte, und diese so unglücklich ausgefallene Unternehmung hat wenigstens das für künftige Entdeckungsreisen des Congo so lehrreiche Resultat geliefert, daß die von der Mündung desselben bis hieher durch Wirbel, Klippen und Wasserfälle anfangs erschwerte, dann vollends unmöglich gemachte Beschiffung künftighin erst jenseits des letzten Wasserfalles in Booten der Landesbewohner unternommen werden müsse, und wenn gleich das große geographische Räthsel der Identität des Congo mit dem Niger nicht gelöset worden ist, so hat dieselbe doch durch mehrere Beobachtungen und Aussagen, welche vom C. Tuckey und seinen Begleitern gesammelt worden, neue und große Wahrscheinlichkeit erhalten. Die merkwürdigste dieser Beobachtungen beruht auf dem periodischen Schwellen des Flusses, von dem vorher nichts gewisses bekannt war,

indem derselbe nach mehreren Angaben für einen beständig gleich fortlaufenden Schwallstrom erkläret wurde. Diese Meinung ist durch diese Unternehmung vollends widerlegt. Der Congo hat wie alle anderen Flüsse der Wendekreise seine periodische Flut und Ebbe, nur weit minder im Verhältniß seiner Größe, indem die Spuren der Flut an den Felsen meistens nur in der Höhe von neun bis zehn Fuß, und nirgends über elf zu sehen waren. C. Tuckey hatte früher in seinem Tagebuche, und in einem Privatschreiben die Hypothese aufgestellt, daß es sich aus dem, was er hierüber von den Eingebornen vernehmen konnte, schließen lasse, der Congo komme aus einem großen See oder aus einer Verkettung von Seen nordwärts der Linie; und als mit dem ersten September der Fluß wirklich, wie er es in jenem Briefe vorgesagt und erwartet hatte, langsam zu schwellen anfieng, schrieb er noch kurz vor seinem Tode, und als er nicht mehr im Stande war die Gründe seines Annahmsatzes auseinander zu setzen, bloß die zwey Worte »hypothesis confirmed.« Diese Gründe versuchet der Herausgeber mit großer geographischer Kenntniß und praktischer Deutlichkeit, in der Uebersicht des Landes seiner Bewohner, ihrer Gebräuche u. s. w. (welche den beyden Tagebüchern von Tuckey und Smith angehängt ist) folgendermaßen zu entwickeln.

In den unter den Wendekreisen gelegenen Ländern folgen die Regen dem Laufe der Sonne, und sind erst dann am häufigsten, wenn sie den Wendepunkt erreicht, daher im May, Junius und Julius, der seichte Wasserstand in dem See oder in den Seen von Wangara, in welchen oder welche der Niger münden, und aus dem oder aus denen derselbe wieder als Congo ausströmen soll, und daher das Ueberfließen dieses Sees oder dieser Seen im Monate August nach den Beobachtungen arabischer Geographen. Dieses späte Ueberfließen hat seinen Grund in dem langen östlichen Laufe des Nigers, und wenn dieser derselbe mit dem Congo ist, so muß auch die Flut und Ebbe des letzten der Flut und Ebbe des Sees oder der Seen von Wangara entsprechen. Nimmt man die Lage dieser Seen, wie sie auf den Karten gewohnlich angegeben wird, zwischen dem 12ten und 15ten Grad nördlicher Breite, und den Ausfluß ungefähr bey dem zwölften Grade an, so ist die gerade Linie von hier bis an den Punkt, wo C. Tuckey zuerst das Steigen des Congo bemerkte, 1200 englische Meilen, und die Länge des Flusses kann wegen der Mündungen und des einigen Unterschiedes der Meridiane willen auf nicht minder als 1600 englische Meilen angeschlagen werden. Wenn nun die Seen von Wangara in der ersten Woche des Augusts überfließen, und die Strömung in dem Ausleiter zwey eine halbe englische Meilen, das ist in derselben Geschwindigkeit, wie der Congo fließt, so mußte

die erste Flut gerade in der ersten Woche des Septembers dort wo C. Tuckey dieselbe beobachtete, seinen früheren Annahmssatz bestätigend, eintreffen. Und wirklich nur durch die Annahme des nördlichen Ursprungs dieses Flusses kann der seichte Wasserstand desselben in den obbenannten Sommermonaten erkläret werden; denn wenn derselbe von Regengüssen südwärts der Linie angeschwellt würde, so müßte die Schwellflut schnell und heftig heranbrangen, während das langsame gleichförmige Steigen nur durch den Ausfluß aus Seen bewirkt werden kann.

Diese Voraussetzung erhält durch einen aus der physischen Geographie hergeholten Grund eine neue und wichtige Bestätigung. Alle bisher bekannten großen Landseen der Erde, welche keinen Ableiter haben (wie das caspische und todte Meer, der Aral und mehrere andere Seen in Asien) sind salzig. Hätten nun die Seen von Wangara keinen Ausfluß, sondern dünstete das Wasser des Nigers, der die salzigsten Striche Afrika's durchläuft, aus, so müßte um die Seen von Wangara ein Ueberfluß von Salz erzeuget werden. Hievon verlautet aber nicht das geringste bey den arabischen Geographen, indem Edrissi vielmehr ausdrücklich sagt, daß die Seen von Wangara süßes Wasser haben, was ohne Ableiter nach allen bisher bekannten Gesetzen der geographischen Physik undenkbar ist. Angenommen nun, daß der Wangara den Ueberfluß der von Norden her empfangenen Wasser durch einen Ableiter wieder ausströme, so wird dieser Ableiter wohl südlich zu suchen seyn, und da der nördliche Ursprung des Congo fast als Thatsache erwiesen ist, so begünstiget die Nachbarschaft jenes Ableiters und dieses Ursprungs den Annahmssatz ihrer Identität. Endlich spricht noch dafür ein philologischer Grund der Namensähnlichkeit des Nigers und des Congos in der Landessprache der Bewohner. Laut dem Berichte des arabischen Kaufmanns Sidi Hamet (lies: Hamid) wird zu Wassenah der Niger Zadi (sprich: Sadi) geheißen. Hornemann hörte, daß der Name desselben östlich von Tombuktu, »wo er sich gegen Süden wendet« Zad (Sad) sey; und nach Maxwell und Tuckey ist der Name des Congo Enzaddi (Enfaddi) oder Moienzi enzaddi (Moiensi enfaddi) d. i. der alle Flüsse verschlingende Fluß. Aus allen scheint die Annahme der Identität des Nigers und Congo auf guten Gründen zu beruhen.

Boden, Klima und Produkte des Landes. Das Land Congo nördlich von Loango, südlich von Angola eingeschlossen, dessen bestimmte Grenzen man aber noch nicht kennt, ist in eine Menge kleiner Landeslehen, deren Träger Tschenu heißen, eingetheilt. Von der Mündung des Flusses bis zu Em-

bomma, wuchert das vom Fluß angeschwemmte Land mit den reichsten Pflanzungen von Palmen, Adansonia, Bombax, Papyrus u. s. w. Hierauf wird der Fluß wenigstens auf die Strecke von funfzig englischen Meilen, durch kahle steile Hügelreihen von Glimmerschiefer in ein klippen- und wirbelvolles enges Bette zusammengedrängt. Nach den drey Wasserfällen ändert sich die ganze Gestalt des Landes; der Fluß fließt breit und ruhig, und fruchtbare Thäler laufen gegen denselben zwischen Vorgebirgen aus Marmor aus. Hier setzte Krankheit und Tod dem weitern Vordringen der Reisenden Ziel. Das Klima, wie schon aus dem obenerwähnten Stande des Thermometers und Hygrometers erhellet, ist gemäßigt warm und trocken. Das Pflanzenreich Maniok, Jam, Mais, Erdäpfel, Kürbisse, Kohl, Pfeffer, Zuckerrohr, Tabak, Orangen, Limonien, Bananen und Ananas. Das einzige Getränk verschiedene Arten von Palmenweine. Keine Lastthiere, sonst aber von häuslichen: Ziegen, Schweine, Hühner, Enten, Tauben; von wilden: Leoparden, Löwen, Büffel, Affen, Stachelschweine, Elephanten und Hippopotamus; dann Perlhühner, Rebhühner mit rothen Füssen, Wildtauben u. s. w. Von Insekten nur: Flöhe, Wanzen und die schwarzen Ameisen, aber weder Skorpionen, Skolopender und Muskitos, welche sonst in warmen Ländern so haufig sind.

Nahrung, Wohnung, Kleidung und Geräthe. Die vorzüglichste Speise und Getränke Maniok und Palmenwein samt Jam und indischem Korn. Thierische Nahrung nicht allgemein, und nirgends eine Spur von Menschenfleischfressern.

Die Dörfer (Banza) zwischen Palmen und Mangrove-Pflanzungen gelegen, bestehen aus funfzig bis siebenzig Hütten mit dreyhundert bis sechshundert Einwohnern. Diese Hütten bestehen aus sechs Tafeln geflochtenen Rohrs oder Grases, wovon vier die vier Wände und zwey das Dach bilden. Ein solches Haus kostet nicht mehr als fünf bis sechs Hühner, und ist in fünf bis sechs Minuten ab- und aufgeschlagen. Der Pallast des Tschenu ist aber mit vieler Kunst aus Palmenlaub geflochten, und mit einer Hürde von Schilfrohr umzogen. Das Geräthe ist sehr einfach: Körbe aus Palmenfibern, Flaschen aus Kürbissen, irdene Gefäße zum Kochen, hölzerne Löffel zum Essen, eine Matte von geflochtenem Gras statt Sofa und Bett; eben so ist auch ihre Kleidung, die nur aus Schürzen und Kappen besteht, aus Gras geflochten. Der Schmuck, Ringe von Eisen an den Fußknöcheln, Armbänder von Löwenzähnen, und Halsbänder von Korallen, Muscheln oder Pflanzensamen. Ihre Kähne aus einem einzigen Stamme des Baumwollen- oder Feigenbaums ausgehölt, vier und zwanzig Schuh lang und achtzehn bis zwanzig Zoll weit.

Bevölkerung und Zustand des Volkes. Wiewohl die Bevölkerung, je weiter sie landeinwärts kamen, zunahm, so war dieselbe doch sehr dünn gesäet, und alles widerspricht den übertriebenen Gerichten der portugiesischen Missionare. Die bürgerliche Gesellschaft besteht hier aus dem Herrn des Dorfes (Tschenu) und seiner Familie, aus den Steuereinnehmern (Mafuk), aus den Hauseigenthümern (Fumu), aus den Handwerkern, Fischern und Trägern (Kuli) und aus den Sklaven. Der Sklavenhandel wird an den Ufern des Congo weniger stark getrieben, als nördlich in dem Meerbusen von Guinea, und südlich zu Loango und Benguela, und die häusliche Sklaverey ist in allen Negerstämmen einheimisch.

Zustand der Gesellschaft, Charakter der Einwohner. Die Bewohner der Ufer des Congo scheinen unter die niedrigsten Negerstämme zu gehören. Ihre angeborne Trägheit läßt wenig für die Civilisation von Afrika hoffen, selbst wenn der Negerhandel ganz abgeschafft seyn wird, und alle Bemühungen der Missionen, die im 16ten und 17ten Jahrhundert hieher strömten, scheinen nicht das geringste gefruchtet zu haben. Eine Mischung katholischer und heidnischer Gebräuche war alles, was die Reisenden am linken Ufer des Congo fanden. Ein Priester dieser Negerkatholiken, der an Bord kam, trug den Rosenkranz zugleich mit den Fetischen, und that sich gleichviel zu gut auf sein Priesterdiplom (von den Kapuzinern zu Loando ausgestellt) und auf seine fünf Beyschläferinnen. Einer der schlimmsten Grundzüge des Negercharakters ist die Herabwürdigung der Weiber zu bloßen Werkzeugen der Lust, für jeden um den geringsten Preis feil, und zu den niedrigsten und beschwerlichsten Arbeiten bestimmt. Die Weiber ackern, fischen und jagen, während die Männer auf der faulen Haut liegen, Schürzen und Kappen weben, oder Korallen anreihen. Ihr größtes Vergnügen sind ausschweifende Tänze beym Mondenlicht von schallendem Gelächter und eintönigem Gesange begleitet. Ihre musikalischen Instrumente, eine Art von Guitare, Hörner, Muscheln, Trommeln und Kürbisse mit kleinen Steinen gefüllt, die gerüttelt ein rasselndes Getöse hervorbringen. Die Einwohner sind ein lebhafter gutgebauter mittlerer Menschenschlag, und ihre Gesichtszüge, wiewohl mit denen der Neger am nächsten verwandt, sind weder so stark gezeichnet, noch ihre Farbe so schwarz, als die der übrigen Afrikaner. Ihr Aussehen verkündet Einfachheit und Unschuld, sie haben keine National-Physiognomie, aber einige Mulatten, und viele Andere tragen das Gepräge der südlichen europäischen Gesichtsbildung.

Aberglauben. Jeder Mann hat seinen Fetisch, und manche deren ein Dutzend als eben so viele schützende Kräfte wider

alle möglichen Uebel. Das Wort Fetisch kommt vom portugiesischen Feitiço, d. i. das Gefeyte. Nichts ist so niedrig und schlecht das nicht einen Fetisch abgeben könnte: Horn, Huf Haar, Bein, Klaue, Kralle, Muschel, Schuppe, Haut, altes Eisen, Glas, Bley u. s. w., und manchmal alles dieses in einen Rosenkranz zusammengereiht. Die Wahl derselben wird durch die Fetischmänner bestimmt, welche eine Art von besonderer Priesterschaft bilden; wenn der Träger desselben auch vom Krokodille gefressen, oder vom Blitze erschlagen wird (wider welche der Fetisch den Träger feyen sollte), so ist die Schuld doch niemals an jenem, sondern immer an diesem, der sich durch etwas an dem Fetisch versündiget haben muß. Damit dieses nicht geschehe, so legen sie, wenn sie zu sündigen gedenken, den Fetisch ab, und bedecken denselben, daß er nichts sehe: gerade wie italienische und griechische Freudenmädchen während der Schäferstunde das Bild der Madonna und Panagia zudecken, und die vor demselben brennende Lampe auslöschen, hernach aber dasselbe wieder aufdecken, und die Lampe wieder anzünden. Sie fasten zu Ehren des Fetisch, und die List des Gangams oder Priesters bedienet sich derselben auch als einer Art von Orakel um verlorne Sachen zu entdecken, Diebe ausfindig zu machen, und als einer Arzney um Kranke zu heilen u. s. w. Der Fetischfelsen im Flusse, dessen schon oben erwähnt ward, ist mit rohen und ungeschlachteten Figuren von Menschen und Thieren bedeckt, deren mißgerathene Zeichnung sehr stark an die des Dschebel Mokattab, d. i. des beschriebenen Berges in der arabischen Wüste erinnert, wovon zuerst Niebur, und seitdem Seetzen und Rüppel (siehe Fundgruben des Orients des II. und VI. Bandes, viertes Heft) umständlichere Nachricht gegeben haben. Die Arzneyen, welche sie gebrauchen, sind meistens nur ein Absud von einheimischen Pflanzen, und die Wurzel von einer Art Dioscorea kauen sie als Verwahrungsmittel wider das Abweichen; das meiste Vertrauen setzen sie aber dennoch in die Fetische, welche ihnen der Gangamkissey ertheilt, welcher nicht nur Priester und Doktor, d. i. Seelen- und Leibesarzt, sondern auch zugleich mittelst seiner Fetische, welche die Schuldigen aufspüren, der öffentliche Ankläger ist, und daher in seiner Person drey Fakultäten, nämlich die theologische, medizinische und juridische in sich vereiniget, eine Vereinigung, zu deren Gunsten sich wohl eben so viel als dawider sagen läßt, in soweit die Gesundheit der Seele und des Leibes von einander abhängig betrachtet werden, und in soweit alle Gesetzgebung auf göttliche positive, für deren Organe die Priester gelten wollen, zurückgeführt wird. Daher macht nun im ganzen Oriente der Stand der Richter und Priester unter den Namen der Gesetzgelehrten (Ulemas, Mollas), einen ein-

zigen, nämlich den Lehrstand aus, zu welchem auch die Aerzte gerechnet werden, und deshalb gebührt nach der Meinung der Morgenländer die dreyfache Krone oder Tiare nur dem Herrscher, der zugleich König, Prophet und Weiser war, wie Hermes und Salomon (und Numa). Ein Prophet ist nach morgenländischen Begriffen ein gottbegeisteter Dichter. Nachdem der Ganga kiffey, welcher mit seinen Begleitern das Schwurgericht (Jury) vorstellt, den Spruch gethan, wird der Beklagte einem Gottesgerichte (Ordal) vor den Aeltesten der Gemeine unterzogen. Er muß nämlich eine gewisse Menge Rinde kauen, die, wenn er schuldig ist, in seinem Magen bleibt, und die er, wenn er unschuldig ist, wieder herausbricht, so daß die Schuld oder Unschuld aus der Stärke des Magens ermessen wird. Gemeinen Giftmischern wird der Kopf abgeschlagen, und der Leib verbrannt; sind dieselben aber vom höheren Range, so ist die Strafe viel barbarischer, indem die einzelnen Glieder dem Lebenden nach und nach abgeschnitten, und in die verzüglichsten Städte des Königreichs verschicket werden. Der Ehebruch wird nach Verhältniß des Ranges bestraft. Ein gemeiner Mann erhält zwey Sklaven vom Verletzer seiner Ehre; aber der Sohn eines Tschenu kann sich nur mit dem Tode desselben zufrieden geben. Der Giftmischer, der seines Gleichen vergiftet, wird geköpft; wenn aber einen höheren als er, so werden alle seine männlichen Verwandten, selbst das Kind an der Mutterbrust hingerichtet.

Die Auszierung des Leibes durch Tattuirung der Haut, und das Feilen der Zähne, das sich bey amerikanischen und asiatischen wilden Völkern findet, ist auch hier in vollem Schwunge. Diese Zieraten werden so eingebrannt, daß sie eine erhabene Rinde auf der Haut formen. Die Weiber haben auf diese Art den ganzen Unterleib vom Nabel hinunter auf das zierlichste mit allerley Figuren in Basrelief aufgerissen, was ihnen sehr viel Schmerzen und Geduld kosten muß; denn diese Toilette der Hautkrause besteht darin, daß man die Haut zwischen den Daum und Vorfinger nimmt, mit einem scharfen Messer aufschürft, und wenn dann das Blut hervordringt, dasselbe mit dem Safte einer Pflanze stillt. Je tiefer der Schnitt, desto erhabener die Narbe, und desto schöner in ihren Augen diese Toilette der Haut. Die Zähne wurden schon von den alten Aegyptern spitz gefeilet, wie dieses Seetzen aus Ansicht der Mumien erhoben hat (siehe sein Schreiben im ersten Bande der Fundgruben des Orients); aber so sonderbar wie hier, dürften die Zähne nirgend anderswo ausgefeilet seyn. Die beyden obern Schneidezähne, welche bey ihnen ungemein breit, weiß und schön sind, werden am inneren Rande, wo sie zusammen stoßen, so ausgefeilet, daß das Mundstück der Pfeife darin ste-

cken bleibt, und sie also dieselbe nicht mit den Lippen oder mit den Zähnen eingepreßt, sondern in diese eingefalzt frey im Munde halten. Je größer diese Oefnung, desto schöner, und nach der Größe derselben beurtheilen die Weiber die Schönheit eines Mannes. Fast unglaublich scheint, was C. Tuckey (Seite 81) versichert, daß bey Einigen diese Oeffnung einen Zoll im Durchmesser betrage, weil dann die gesammte Breite der beyden Schneidezähne gegen zwey Zoll betragen müßte. Die anderen Zähne werden in einspringenden Winkeln wie umgestürzte Mauerzinnen ausgeschnitten, (W) so daß der homerische Wall der Zähne eine ordentliche Festungsmauer mit der großen Bresche in der Mitte vorstellt. Die Prinzessinnen vom Geblüte dieses Landes haben das Vorrecht, sich einen Gemahl nach ihrem Geschmacke zu wählen, und denselben zu wechseln, so oft es ihnen gefällt, während derselbe bey Ertappung der geringsten Untreue als Sklave verkauft wird. Eine von diesen Prinzessinnen, Töchtern eines Tschenu, kam an Bord C. Tuckey's, und trug, nachdem sie ihre Hühner und Eyer verkauft hatte, sich selbst, und ihre Hoffräulein den Matrosen zur Miethe an (S. 140); denselben Antrag that die Duenna einer andern solchen Prinzessin für ein paar Gläser Rum, und als ihr Antrag nicht angenommen ward, fanden sie sich sehr an ihrer Ehre gekränkt.

Begräbnisse und Gräber. Einer der humansten Züge in dem Charakter dieses Volkes ist die Ehrfurcht für die Todten. Die, welche vermöglich genug sind, wickeln ihre lieben Todten in vielerley Kleidungsstücke ein, bis die Leiche von Zeit zu Zeit immer mehr überwickelt zu einer ungeheuren Last anwachst, die dann in einer Hütte zur Schau ausgesetzt, und endlich tief (so tief nämlich unter der Erde, als die höchsten Palmen oder derselben stehen) vergraben wird. Das Grab wird mit Gesträuchen umpflanzt, und mit Fetischen bedeckt, und bey Vornehmen werden zu Kopf und Fuß des Grabes zwey Elephantenzähne eingesteckt, welche die Stelle der Leichensteine oder der Cypresse vertreten, so die Morgenländer bey Kopf und Fuß bey Grabern aufpflanzen. Die Todtenklage hat vier Tage nach dem Tode täglich eine Stunde statt, und erinnert ganz an das Geheul der irrländischen und ägyptischen Klageweiber.

Sprache. Die Sprache am Congo und den benachbarten Staaten ist von allen nordafrikanischen Mundarten sehr verschieden; aber aus dem von C. Tuckey gesammelten zahlreichen Wörter-Verzeichnisse erhellet, daß alle Sprachen der westlichen Küste von Südafrika mehr oder weniger untereinander verwandt sind. Der erste Anfang des Werkes erhält ein sehr schätzbares Verzeichniß der Malemba- und Embommasprachen, welche wirklich

nichts anders als zwey verschiedene Mundarten zu seyn scheinen. Der zweyte Anhang enthält eine Abhandlung über das Thier Oythöe eine Art von Polypus; der dritte Anhang setzt die Unterscheidungsmerkmale zwischen der Ova und Sepia auseinander. Der vierte Anhang gibt das Verzeichniß der während der Schiffahrt auf dem Congo von Chranch gesammelten Thiere, und endlich der fünfte Anhang systematische und geographische Beobachtungen über Smith's Pflanzensammlung von dem Mitgliede der königlichen Gesellschaft, Browne.

Art. II. Die Geschichte der Deutschen, von C. A. Menzel. Breslau bey Graß, Barth und Comp. Erster Band, von den ältesten Zeiten bis zu Ludwig dem Deutschen. Zweyter Band von Ludwig dem Deutschen bis zu Lothar von Sachsen. Beyde 904 Seiten in Quart. Vom 3ten Bande, die Hohenstaufen, erschienen 200 Seiten. Das Ganze bis jetzt 23 Hefte.

Herr Menzel, welcher hier eine Geschichte der Deutschen in dem unter uns selten gewordnen Quartformat gibt, hat vermuthlich aus Besorgniß, in dieser dem kleinsten Formate holden Zeit manche Leser durch die äußere Gestalt seines Werks zurück zu schrecken, dasselbe in einzelne Hefte von sechs und sechs Bogen aufgelöset; hoffend, in dieser Gestalt werde gekauft und gelesen werden, was sonst keinen Eingang gefunden hätte. Durch dieses Verfahren verdirbt er's aber wieder mit einer gewissen Classe von Gelehrten, welche sein Werk von vorn herein den flüchtigen Erzeugnissen des Tages gleich setzen wird. So übel ist der Geschichtschreiber schon in Hinsicht des Aeußern daran, wie viel mehr in Hinsicht des Inhalts. Eine Partey verlangt von ihm unermeßliche Gelehrsamkeit, die andere eine vollendete Darstellung: und beyden Theilen in einer verständigen Mitte zu genügen ist unmöglich, weil jeder bey seiner Vorliebe diese Mitte wo anders hinsetzt. Wendet er sich von beyden Parteyen hinweg, so geräth er einer dritten in die Hände, welche ihm den herben Trost gibt: er solle sich mit dieser schweren Aufgabe doch nicht abquälen, da Andere sie ja schon genügend gelöset hatten Sehen wir ohne Furcht einmal näher zu, was in jenen Ansichten wahre Bedeutung hat, und was hinweg zu schneiden ist. Von der alten vielgelobten deutschen Gelehrsamkeit soll man nicht lassen, wäre auch zum Theil mit diesem Lobe etwas Aberglaube verknüpft. Wenigstens ist es sehr falsch, um einiger oberflächlichen Franzosen willen, ihren Saumaise du Fresne u. s. w. zu vergessen. So gewiß nun aber großsprecherische Unwissenheit in Deutschland die härteste Rüge verdient,

so ist doch der Ruhm des Geschichtschreibers nicht mehr allein nach der Gelehrsamkeit abzumessen. Welche unsägliche Gelehrsamkeit ist nicht früher oft aufgeschichtet worden, um etwas durchaus Unwahres zu beweisen, woran jetzt nach Ablegung eigennütziger Vorurtheile auch der oberflächlich Unterrichtete nicht mehr glaubt. Welche Lügen hat die Gelehrsamkeit nicht über Kirche, Kaiser, Churfürsten, Landeshoheit u. s. w. bald so, bald anders zusammengestellt! Die Fähigkeit, Wahrheit zu erkennen, die Willenskraft sie rücksichtslos auszusprechen und von örtlichen und zeitlichen Vorurtheilen frey zu werden, dieß ist für den Geschichtschreiber ein höherer Stempel, ein angebornes Gut, welches er durch Fleiß ausbilden soll, aber nie durch bloßen Fleiß ersetzen kann. Hat aber jemand jene Himmelsgabe, so wird sie sich in dem Maße verklären als er mehr weiß, und es ist eine höchst würdige Aufgabe, einzelne Theile der Geschichte auf eine so erschöpfende Weise kennen zu lernen, daß auch nicht das Geringste unbesehen und unerforscht zur Seite liegen bleibt.

Das ist gerade unsere Meinung, werden Manche sagen, aber eben deshalb sollte erst jedes Land, jede Stadt, jeder Gau seine erschöpfende Geschichte haben, ehe jemand anmaßlich eine Geschichte der Deutschen zu schreiben unternimmt; es sollte niemand vornehm von der Thurmspitze umherschauen wollen, ehe der Grund des Thurmes gelegt ist. Allerdings sind solche mühsame Vorarbeiten preiswürdig und unentbehrlich, und insbesondere verdienen die Regierungen Lob, welche, wie die baierische, so thätig dazu mitwirken; wogegen die Gleichgültigkeit mancher andern, z. B. der sonst so thätigen preußischen, tadelnswerth bleibt, da es an Stoff gar nicht fehlt, Monumenta borussica herauszugeben.

Sollen wir nun auf eine allgemeine Geschichte der Deutschen warten, bis unsere Regierungen bewirken, was in Italien Privatleute durchsetzten, bis wir eine Sammlung der deutschen geschichtlichen Quellen nach Art des Muratori erhalten, und bis die in Archiven begrabenen Urkunden das Tageslicht erblicken, so dürften die Deutschen wohl nie ihre eigene Geschichte zu lesen bekommen, und wir halten es vielmehr für rühmlich, wenn jemand, unbeschadet des Werths theilweiser Bearbeitungen, den Muth hat, das Ganze übersichtlich zusammenzustellen. Allerdings verlangen wir von einem solchen, daß er zu den Urquellen zurückgehen, und nicht alles aus der zweyten Hand schöpfe; aber wir dürfen der innern Unmöglichkeit halber nicht verlangen, daß er alle Quellen kenne und lese. Daß Hr. Menzel das Erste nicht verabsäumt habe, beweiset jede Seite seines Werkes, nicht sowohl durch die leicht hinzugefundenen Citate, als durch die ursprüngliche, frische Farbe des Ganzen, welche er wahrlich nicht aus seinen nächsten

Vorgängern Heinrich und Schmidt übertragen konnte. Einst nannte man freylich diese Männer mit Hume und Davila in einem Athem, allein dieß war nur eine deutsche Eitelkeit, die das Mangelnde gar zu eilig gefunden haben wollte, und die gottlob nicht abgeschreckt hat, mit deutscher Tüchtigkeit weiter zu streben. Schmidt und Heinrich haben unläugbare Verdienste, aber mit manchen hochgerühmten geschichtlichen Werken die Eigenschaft gemein, daß sie aus Langerweile fast Niemand zu Ende liefet. Ob Hr. Menzel an sich gelehrter sey, als seine nächsten Vorgänger, ist schwer auszumachen; daß seine Gelehrsamkeit besser und geistreicher zum Ziele trifft, hat keinen Zweifel, und wer auch, den Eindruck des Ganzen zur Seite setzend, über Einzelnes mancherley zu erinnern hätte, wird doch gern anerkennen, daß die zweyte schwierigere Hälfte des Geschichtschreibers vielleicht noch vorzüglicher hervortritt, als die gelehrte; und diese schwierigere Hälfte ist unserer Meinung nach die künstlerische. In Hinsicht auf Anordnung und Auswahl der Gegenstände, auf lebendige Anschauung und Eindringen in die Zeiten und Charaktere, auf Gewandtheit, Reinlichkeit und Kraft der Sprache steht Hrn. Menzels Werk seinen Vorgängern weit voran. Und man kann nicht nachdrücklich genug wiederholen, daß ohne jene Eigenschaften Geschichtschreibung ganz undenkbar ist. So viel auch die Gelehrtesten widersprechen, die meisten Menschen wohnen lieber in einem mit wenigern Materialien bequem ausgebauten Hause, als in einem unfertigen, unabgeputzten Pallaste, wo man fürchten muß, daß einem die lose Mosaik der Decke auf den Kopf falle, oder daß man über die ungehobelten Dielen ein Bein breche. Frägt man: ob sich keine vollendetere Geschichte der Deutschen denken lasse, so wird der Verf. aus Ehrfurcht vor dem hohen Ziele, zuerst antworten, ja; aber an den frühern Werken merkte man oft nicht, daß das Ziel überhaupt hoch, oder daß es der Mühe werth sey, darnach zu steigen.

Es gibt gewisse Gegenstände, welche durch die ganze deutsche Geschichte hindurch vorwalten, ihre Bedeutung und Selbstständigkeit erst begründen; hat nun ein Geschichtschreiber in Hinsicht derselben falsche Ansichten, so muß sein Werk schief und abgeschmackt werden, so viele gelehrte und Kunstmittel er auch anwenden mag, über diesen Grundfehler den Schein origineller Weisheit, oder verständigen Gemeinsinnes zu verbreiten. Welche Ansicht, fragen wir nun zuförderst, hat der Verf. über die alten Deutschen? Tritt er in die Reihe derer, welche sie mit Hottentotten und Irokesen zusammenstellen, und durch Wechselerklärungen die Wahrheit zu finden glauben; oder sehnt er sich mit Einigen nach den Wäldern Germaniens, und hält den für den letzten echten Deutschen,

der die letzte rohe Eichel fraß? Aus der richtigen mittlern Antwort (I. 137) können wir nur Folgendes ausheben: »Wie aber die Bildungsstufe der germanischen Völker auf der einen Seite herabgewürdigt, so ist auf der andern Seite ihre Sittlichkeit und ihr Charakter überschätzt worden.... Die Tugenden des Germanen waren mit Lastern gepaart, vieles Andere war ihnen mit dem Jugendalter aller Völker gemein: aber von allen Stämmen der Menschen, die vor ihnen gewesen und nach ihnen gekommen sind, hatten sie, die echten und wahrhaften Europäer, eine unvertilgbare Liebe der Freyheit und ein höheres Gleichmaß des tiefen Naturgefühls und des bedächtigen Verstandes zum Erbtheil erhalten. — Wenn in ungünstigen Zeiträumen der deutschen Geschichte dieser Freyheitssinn in Bezug auf das äußere Leben im Staat hin und wieder unterdrückt worden ist, so hat er sich desto gewaltiger über das innere Leben des Geistes verbreitet u. s. w. — Der Mangel des bürgerlichen in der Fülle des geistigen Volksthums ist seit einem Jahrtausend Gegenstand der Klage; er fließt aus einem Fehler der alteuropäischen Freyheit, in welcher nicht bloß die Völker, sondern auch die einzelnen Stämme ihre Selbstständigkeit gegen einander behaupteten. In diesem Sinne sind nur die Deutschen wahrhafte Europäer geblieben.« — Indem Rec. diesen Ansichten beystimmt, und auch die Uebelstände nicht verkennt, welche aus der letztern Bemerkung richtig abgeleitet werden, hegt er dennoch die Ueberzeugung, daß auf der andern Seite Deutschland weit mehr durch diese selbstständige Festhaltung so mannigfacher Eigenthümlichkeiten gewonnen, als verloren hat. Das Kriegsunglück einzelner Jahre sollte nicht zu gewichtig in die Schale gelegt werden, da nach tausend Jahren die Deutschen zuletzt weiter über ihre Volksgrenzen hinaus gegriffen haben, als man hinein gegriffen hat. Wollen wir uns die Langweiligkeit einer französischen Hofgeschichte einimpfen? sollen unsere lebendigen Hauptstädte in bloße Handels- und Fabrikstädte verwandelt werden? kann uns die Gesetzgeberey einer allerweltsklugen Hauptstadt vorwärts helfen? Ueber alles echte, nicht zu vertilgende örtliche und landschaftliche Leben hinaus, liegt das gemeinsame Deutsche; dieß steht in Kunst und Wissenschaft den Fremden als ein Einiges, als ein Ganzes gegenüber; und wenns rechte Noth hatte, standen trotz allen Mängeln gesellschaftlicher Verfassungsformen, die Deutschen auch politisch einig und mächtig Ludwig XIV. und Napoleon gegenüber. Wenn Einsicht und guter Wille nicht ganz fehlen, so können jene Formen so weit gebessert und fester gezogen werden, als es die deutsche Eigenthümlichkeit verlangt und erlaubt; über dieß Maß hinaus ist das Mittel weit gefährlicher als das Uebel, und wir sollen den Teufel nicht austreiben durch Beelzebub den obersten

der Teufel. Die Rastadter Verhandlungen und die rheinische Bundesakte mit der aberwitzigen Lehre von einer schlechthin undeutschen Souveränität, haben mehr unschätzbares, echt Deutsches vertilgt, als alle Theorien je ersetzen können. — Zuletzt ist der Verf. mit dem Rec. wohl einig, daß gänzliche Zerbröckelung des zusammen Gehörigen, und gewaltsames Zusammenschlagen des noch Lebendigen, gleich wenig taugt; nur schien es uns, als wenn neben dem, etwas die Farbe der Zeit tragenden Hasse gegen Frankreich, doch eine zu große Ehrfurcht vor der einförmigen, schlagfertigen Gleichheit dieses Staats herginge. Im Jahre 1786, zur Zeit als der Fürstenbund geschlossen ward, erschienen dieselben Thatsachen wohlgesinnten und wohlunterrichteten Männern in einem ganz andern Lichte, und wer weiß von welcher Seite her nach vierzig Jahren die Schlagschatten über Deutschland fallen! Daraus folgt nur, daß die Noth oder der Uebermuth der Gegenwart niemals eine uralte echte Volksthümlichkeit zu angeblich vortrefflichen Zwecken plötzlich umwandeln soll.

Eben so wenig läßt sich auf der andern Seite die Geschichte zurückschieben, und Rec. stimmt dem bey, was (I. 151) der Verf. in Bezug auf die Urverfassung der unabhängig nebeneinander wohnenden fassischen Germanen ausspricht: »in der Meinung daß in dieser Verfassung die große Aufgabe des Staats vollständiger als in irgend einer andern gelöset worden sey, haben viele deren Vortrefflichkeit gepriesen und deren Untergang schmerzlich beklagt; von diesen ist indessen nicht erwogen worden, daß in so lockerer nur durch äußere Noth hervorgebrachter Verbindung weder Volksthum noch Staat zu reifen vermochten, und die freye Selbstständigkeit der Grundherren, durch die Knechtschaft so Vieler erkauft ward.« — Es ist kein Widerspruch gegen diese Ansicht, wenn der Verf. den Gefolgschaften, im Gegensatz des Heerbanns manches Böse nachsagt (I. 173); doch scheint es uns, als liege in jenem auch eine treffliche, gewöhnlich übersehene Wurzel verborgen. Sie heben die persönliche Seite, neben der sachlichen, constitutionellen hervor. Diese persönliche rücksichtslose Anhänglichkeit, dieß unmittelbare Verhältniß von Menschen zu Menschen, diese Wagnisse und Aufopferungen des Einzelnen für den Einzelnen, ja selbst die übertriebene Ehrsucht des Einzelnen, ist ein nothwendiges und erfreuliches Gegenstück, zu allem buchstäblich Rechtlichen, kalt Erwogenen, ruhig Fortlebenden. — Freylich wann daraus, dem Rechtsverein widersprechend, ein Waffenverein hervorginge, der aller Gemüthlichkeit entbehrte, so hätten wir das römische Unwesen, worüber der Verf. Ansichten aufstellt, welche freylich Manche nicht billigen werden, denen die Weltgeschichte mit dem Alterthum eigentlich zu Ende geht. Nach gebührendem Loben der großen rö-

mischen Kaiser des zweyten Jahrhunderts, widerspricht der Verf. mit Recht denjenigen, welche jenen Zeitabschnitt als den würdigsten und glücklichsten der ganzen Weltgeschichte betrachten und sagt: (I. 176) »Der Geist der Völker war mit ihrem politischen Leben und ihrem Wetteifer erloschen. Als alles Vorzügliche zusammengedrängt worden in eine Stadt, in die verdorbenste; als die durch Boden, Meere, Character und Geschichte weit getrennten Völker der Erde vor Einem sich beugen mußten, welcher selbst unterjocht war, und sich unter einem Namen vereinigt sahen, der ihnen durch all seine großen Erinnerungen kein anderes als das bittere Gefühl hervorrief, daß in ihm ihre eigene Ehre und Volksfreyheit untergegangen sey: da ward es recht offenbar, daß das Leben der Völker in einer Wechselwirkung verschiedener oft feindseliger Kräfte besteht, und daß auf das Erlöschen dieses innern Lebens unvermeidlich auch äußeres Hinsterben folgt. Das auch in unsern Tagen von Vielen gehoffte und gepriesene Glück einer Alleinherrschaft über alle Völker, erscheint in der Gestalt des römischen Großreichs, wie die Stille eines großen Gefängnisses, die Segnungen des ungestörten Friedens wie die Blumen des Grabes.« — Bis hieher dürften die Meisten nach den Belehrungen der neuesten Zeit mit dem Verf. wohl übereinstimmen, Folgendes dagegen noch manchen Widerspruch leiden: (I. 217) »Die zahllosen Schlachtopfer welche für Emporkömmlinge fielen, die schrecklichen Soldatenkriege welche über alle Länder hinfuhren, das unnennbare Elend der Völker, die Verödung der vormals blühendsten Reiche, die Verminderung des Menschengeschlechts, kurz die gesammten Greuel des Kaiserthums, liefern die anschaulichen Belege für den in spätern Zeiten trotz allen Lehren der Geschichte aufgestellten und von Neuem gepriesenen Satz: das Verdienst solle herrschen und sich Bahn brechen dürfen zum Thron! Was ein Staat sey nach zertrümmerter Religion und verlorner Bürgertugend, hatten die letzten Zeiten der Republik dargethan; was ein Reich sey ohne Majestät der Fürsten, ohne Stände und Standesehre, ohne andern Adel als den, welchen Verdienst, Reichthum oder Gunst gibt, ein Reich, wo der Sclave, der Fechter, der Hirt seines Gleichen im Purpur erblickte, und hoffen durfte zu werden wie sie, das lehrte das kaiserliche Rom.« Wer diese Ansicht nicht theilen, wer sie nicht begreifen kann, der sollte von der neuern Geschichte, und insbesondere von der deutschen, fern bleiben, zu welcher sie der eigentliche Schlüssel ist. Aber leider sehn wir noch immer bey dem redlichsten, wohlmeinensten Eifer für das Deutsche, wie unbewußt Neufranzösisches und Revolutionäres sich vergiftend einschleicht. Wie Vielen ist ein Nationalrepräsentant nur die Quadrat- oder Kubikwurzel aus einer großen Ziffer; wie Viele glauben, sie könnten die voll-

kommenste Verfassung ohne Schwierigkeit in die Welt setzen, wenn sie die vier Species erlernt haben! Sie addiren Menschenzahl, Quadratmeilen und Steuern, dividiren dann die Summe mit einer solchen Ziffer, daß der Quotient eine Zahl von Menschen gibt die in einem Saale Platz haben, und nennen diese elende Rechenformel, Verfassung, und die so zusammengewürfelten Personen, Volksvertreter. Und doch könnte es leicht geschehn, und ist leider geschehn, daß auf diese Weise das Volk keineswegs vertreten, sondern zertreten ward. Ja das Letzte erscheint fast unvermeidlich, so bald man einer solchen Versammlung das unselige Recht beylegt, alles und jedes Gegebene zu verändern und umzustoßen. Noch immer ist Vielen jeder Geistliche ein Gewissenstyrann, und jeder Adeliche ein anmaßlicher Narr; Andern wiederum gilt jeder Bürger und Landmann für eine von Gott zur Knechtschaft bestimmte Kreatur. Um aus dieser handgreiflichen Finsterniß herauszukommen, muß man zuvörderst die Idee der Stände nicht von einzelnen untauglichen Gliedern derselben abstrahiren, oder mit dem gerechten Tadel der Einzelnen zugleich jene Idee wegwerfen. Dieß thun jedoch so Viele, bilden sich aus mehrern verkehrten Erscheinungen einen fratzenhaften Begriff, und ziehn dann gegen denselben zu Felde. Wenn sie hier, was so leicht ist, vollständig siegen, haben sie den Vertheidigern ächter Stände nichts abgewonnen, sondern die Auferstehung dieser unsterblichen Idee ihrer wesentlichen Natur nach befördert. Das Misbräuchliche, Sterbliche, was sich irdischer Weise den Ständen hier oder dort zugesellte, soll keineswegs Gegenstand verkehrten Götzendienstes werden; so verbannt unser Verf. z. B. keineswegs aus poetisirender Vorliebe oder Unwissenheit, das üble Verhältniß des Volkes zum Lehnsadel während mehrerer Jahrhunderte des Mittelalters; obgleich damals die Kirche wohl oft kräftiger mildernd dazwischen trat, als jetzt bisweilen wohlmeinende, aber ohnmächtige Behörden. Kein Vernünftiger glaubt heutigen Tages, daß der Adel alle übrigen Stände vorstellen oder vertreten könne; aber kein Vernünftiger sollte auf der andern Seite vergessen, wie von dem Augenblicke an keine Rechte des Bürgerstandes mehr geachtet wurden, als man ihm die Rechte des Adels und der Geistlichkeit gewaltthätig zugewiesen hatte. Worin die wesentlichen Rechte jedes Standes in unsern aufzustellenden Verfassungen bestehen sollen, darüber läßt sich von vorn herein, sogenannten unfehlbaren Theorien gemäß, gar nichts Brauchbares aussagen: und wir streiten hier blos dafür, daß die Stände keine willkürliche, wegzuschaffende, thörichte Erfindung sind; sondern in der menschlichen Natur — wie die ganze Geschichte beweiset — ihre herrliche unverwüstliche Wurzel haben; wir behaupten daß ein wahrhaft deutsches Wesen

ohne sie gar nicht gedenkbar sey; und klagen über diejenigen neuesten Verfassungen, welche danach streben, jeden repräsentiren zu lassen, der auch nur eine unbedeutende Besitzung aufzuweisen hat, die ganze Geistlichkeit und ihre höchstwichtige Genossin, die Wissenschaft, aber vergessen, oder als nicht vorhanden anmaßlich zur Seite geschoben haben. Wie dürftig sind doch solche vereinzelte Erscheinungen gegen den frühern deutschen Reichthum! Wie Geringes ist an die Stelle gesetzt, oder vielmehr welche unausgefüllte Leere sehn wir anstatt des Kaisers, der Fürsten, Erzbischöfe, Bischofe, Prälaten, Stände, Grafen, Ritter, bis zu den freyen Leuten auf der Leutkircher Heide!

Diese Betrachtung, meinen vielleicht Einige, werde nicht wie die vorige ihre Veranlassung und Bestätigung in Hrn. M. Geschichte der Deutschen finden, der sich ja z. B. so lebhaft gegen das römische Kaiserreich erklärt habe. Herr M. ist aber weder durch das römische, noch durch das französische Kaiserreich verführt worden, leichtsinnig über die im Mittelalter so lebendige Idee des deutschen Kaiserthums nach Weise einseitiger Staatsrechtslehrer den Stab zu brechen. Er sagt vielmehr so richtig als schön: (I. 224, 480) »In einem wahrhaften Kaiserthum sollen die Staaten frey nebeneinander bestehn, nach den Grenzen, welche die Natur ihnen selbst gezogen hat, mit Gesetzen, welche die besondere Lage der Länder und Völker gebeut. Nicht nach demselben Gebot mag der Morgen und der Abend, das Küsten- und das Binnenland sich richten, und die Alleinherrscher, welche dieß gewollt, oder wollen gemußt, sind die Betrogenen ihrer Statthalter und die Knechte ihrer Kriegsknechte geworden. Aber über alle diese einzelnen Staaten soll wachen ein einiger Kaiser, damit das wohlthätige Zusammenwirken nicht zu feindseligem Entgegenwirken, das Streben verschiedener Kräfte nicht zu verderblicher Zwietracht ausarte. Ein solcher Kaiser könnte aber nur gedacht werden als das sichtbare Bild, als der Vertreter eines großen Gedankens, in welchem die verschiedenen Völker als in einem gemeinsamen Vereinigungspunkte zusammenträfen. Dieser Gedanke, den für das mittlere römische Kaiserthum die christliche Kirche gegeben, für das zu erwartende Kaiserthum der Deutschen die Ehre und das Wohl des Gesammtvolks aufstellen soll, fehlte dem Reiche Diokletians, welches beyder geistigen Grundlagen, der Religion und des Volksthums entbehrte. — Je weniger man sich bey dem heiligen römischen Reiche einen vollständigen Inbegriff von Rechten und Pflichten gedacht haben mag, desto gewaltiger wirkte die dunkle Vorstellung auf die Gemüther der Menschen, daß der schuldige Gehorsam nicht einer neuen durch Waffengewalt geschmiedeten, son-

dern einer uralten von fernen Jahrhunderten ererbten, von Gott selbst erneuerten Machtvollkommenheit geleistet werde.«

Jene Aeußerung über ein künftiges, auf Volksthum gegründetes Kaiserthum, könnte die Meinung erregen, als wolle der Verf. die christliche Kirche als ein verbrauchtes Mittel zur Seite liegen lassen, und sey überhaupt dem Christenthum abhold. Zur Widerlegung einer solchen Vermuthung, welche mittelbar dem Verf. allen Beruf zum deutschen Geschichtschreiber absprechen und höchstens nach China oder Arabien verweisen würde, möge Folgendes, dem Rec. aus der Seele Geschriebenes, hier Platz finden: »Was gewöhnlich für ein leeres Gaukelspiel gehalten wird, war die Errichtung eines germanisch-europäischen Königthums auf der Grundlage der christlichen Kirche. Ueber ein Jahrtausend steht dieser Bau und trotzt, obwohl seit zwey Jahrhunderten in seinen Grundfesten erschüttert, noch immer allen wohl- oder übelgemeinten Versuchen der Zerstörung und neuen Gestaltung. (I. 440.) — Wie vielfach auch der Kirche des constantinischen Zeitalters Verderbniß und Ausartung vorgeworfen ist, so hat doch diese Kirche den Grundsatz festgestellt, auf welchem das Gebäude der neuen Weltordnung aufgeführt, und die sicherste Schutzwehr gegen das Unglück einer unumschränkten Alleinherrschaft errichtet werden sollte. Dieser Grundsatz war kein Anderer, als daß weltliche und geistliche Macht gesondert sey, und die Kirche sich als selbstständiger Körper durch ihre Bischöfe regiere. Die Aufstellung und Behauptung dieses Grundsatzes hat über die Gestalt der neuern Staaten und die Schicksale der europäischen Menschheit, wie dessen Aufgebung über das der letzten Jahrhunderte entschieden (I. 233). Denjenigen, welche hierin übertriebenen Katholicismus sehn, kann Rec. aus sicherer Quelle versichern, daß der Verf. Protestant, und sogar wegen Aeußerungen angefeindet worden ist, die er an einer Stelle mehr als Redner, denn als Geschichtsforscher aussprach. Der unparteyische Geschichtsforscher kann weder so Protestant, noch so Katholik seyn, wie es die theologischen Parteyführer verlangen. Aber auch die protestantische Kirche hat eine solche Unterjochung alles Geistlichen unter das Weltliche nie bezweckt, wie allmählig fast überall hereingebrochen ist. Flacius und seine Schule wollten mit Recht diesem Uebel abwehren, und die schwedische Kirche steht dadurch daß es ihr gelang, formell gewiß den übrigen voran. — Die weltliche Macht kann nur auf die That wirken, sie in Anspruch nehmen; ohne Religion läßt sich Gesinnung und Gewissen nicht bilden und lenken. Nun wollen zwar Manche, durch furchtbare Erfahrungen belehrt, die Religion wieder zu Gnaden aufnehmen, aber der Krieg gegen die Kirche dauert noch ziemlich allgemein

fort; und doch kann sich das über Welttheile verbreitete Christenthum ohne Kirche nicht erhalten. Man mag die sichtbare Kirche das Gefängniß der Religion nennen, so wie Platon den Körper das Gefängniß der Seele nannte; aber wenn man uns auch für diese sichtbare Welt Körper ohne Seelen nachweiset, denn doch keine Seelen ohne Körper. — Wir sollen keinen götzendienerischen Aberglauben mit einer Form der Kirche treiben, wir sollen keine mit übertriebenem Haß anfeinden; sondern in den verschiedenen Gestaltungen das höhere Christenthum aufsuchen und erkennen. Mit Recht sagt der Verf. (I. 283). »Durch alle Formen des christlichen Cultus ward die Hoheit der Idee über die Erscheinung, der Vorrang des Sittlichen vor dem Sinnlichen bezeichnet, durchgehends das Irdische erniedrigt oder vernichtet, damit das Ewige triumphire, und durch die Verehrung der gequälten Heiligen, durch die Anbetung des Sohnes Gottes am Kreuz, nur die unbegreifliche, aber von der Vernunft unabläßig uns verkündete Lehre versinnlicht: daß Schmach und Tod gelten für Herrlichkeit und Leben in den Augen dessen, der das Gebot der Tugend, das Bewußtseyn für Recht und Pflicht sterben zu müssen, in die Brust des sinnlichen Menschen gepflanzt hat. Unaufhörlich ist dieser Widerspruch zwischen unserm Sollen und Vermögen, aber der Schatten des Kreuzes füllt die schauervolle Kluft, und das zweifelnde Gemüth schwebt beruhigt hinüber auf den Flügeln des Glaubens und der Hoffnung.«

Vorstehendes wird hinreichen den Geist, die Schreibart und die allgemeine Richtung des Werkes zu bezeichnen; wir geben jetzt noch einige Bemerkungen zur Geschichte des letzten, des 12ten Jahrhunderts. Der Verf. meint, daß Paschalis II. bey den Verhandlungen über die Rückgabe alles weltlichen Kirchenguts im Jahre 1111 den Kaiser arglistig habe fangen wollen; uns ist aus der Ansicht der Quellen die entgegengesetzte Meinung entstanden, daß Heinrich V. dem Papste eine Falle stellte, in welche dieser aus gutmüthigem Eifer hineinging. Der Kaiser nämlich, welcher sah daß auf gewöhnlichem Wege von seinem Gegner Nichts zu erhalten sey, beschloß die streng geistliche, ja mönchische Natur desselben zu benutzen, in der Hoffnung, daß er Gründe der Staatsklugheit entweder verkennen, oder doch zurücksetzen werde. Und so geschah es, daß jener Vertrag zu Stande kam, durch welchen der Kaiser den Papst mit der gesammten Geistlichkeit in Zwist brachte, während dieser sich aufrichtig freute, daß er sie von aller weltlichen Macht frey mache, nur an die Kirche festknüpfe, und von frevelhaften Irrwegen zu ihrer ersten wahrhaft christlichen Bestimmung zurückführe; alle Klagen über die Geistlichen

wären dadurch für die Zukunft abgeschnitten, und die wahre Kirchenverbesserung in Haupt und Gliedern vollbracht.

Bey der Betrachtung der Wormser Beschlüsse von 1122 über die Investitur hat der Verf. keineswegs übersehn, daß man mit dem veränderten Symbol der Beleihung, auch das Symbolisirte in andere Verhältnisse bringen wollte; die Untersuchung über den Gewinn und Verlust beyder Theile führt aber zuletzt auf zwey Fragen, welche der Friedensschluß nicht deutlich entscheidet, und über welche auch bald neue Streitigkeiten entstanden:

1) Wie weit sind die Bischöfe und Geistlichen nicht blos den Lehnspflichten, sondern auch den Unterthanenpflichten unterworfen, und in wie weit findet durch ihr Verhältniß zum römischen Stuhle, zwischen ihnen und den Laien hier Verschiedenheit Statt?

2) Geht die Belehnung mit dem Zepter der Weihe vorher, oder folgt sie derselben? Die päpstlich Gesinnten verlangten das Letzte, die kaiserlich Gesinnten das Erste. Jene meinten: nach der Wahl frage man zuerst ob die kirchlichen Eigenschaften vorhanden wären, und wenn der Papst im bejahenden Fall weihe, sey das Anrecht auf die Belehnung außer Zweifel; die Letzten dagegen behaupteten: nur die Form der Belehnung sey verändert, keineswegs aber der Anspruch des Kaisers über die Reihefolge der Weihe und Belehnung aufgegeben, oder vernichtet worden. Wenn nun (das Daseyn der kirchlichen Eigenschaften vorausgesetzt) der Papst den vorher zu Belehnenden weihen mußte, so gerieth die Besetzung der geistlichen Stellen der Wahrheit nach in die Hände des Kaisers; mußte der Kaiser den vorher Geweihten belehnen, so kam die Besetzung in die Hände des Papstes. — Diesen Punkt hat man unseres Erachtens noch nirgends mit der ihm zukommenden Wichtigkeit hervorgehoben.

Daß in dem Streite Friedrichs I. und Heinrichs des Löwen der letzte Unrecht hatte, ist vom Verf. angedeutet worden. Wir möchten behaupten, daß abgesehn von der größern oder geringeren Wirksamkeit einzelner Ereignisse und Anreizungen, die Gesammtheit aller innern Verhältnisse zu diesem Bruche trieb. So hoch standen die Welfen, daß sie den Hohenstaufen fast das Gleichgewicht hielten, und wo die Kräfte gleich werden, entsteht der Wunsch nach Herrschaft, der Kampf um die Herrschaft. Der durch Friedrich Erhobene wollte nun nicht mehr als gehorsamer Reichsstand alle Kräfte für des Kaisers Zwecke verwenden, sondern im Gefühl seiner Macht ein eigenes unabhängiges Leben beginnen, und seine Bahnen sich selbst vorzeichnen. Der italienischen Züge war er überdrüßig, und wenn es auch nicht vollständig erwiesen ist, daß er für den Abfall vom Kaiser, Geld aus den Händen der Lombarden empfangen habe, so sah er doch dessen Schwachung in diesem Augenblicke gern. Heinrichs Weigerungsgründe

mußten aber dem Kaiser ganz ungenügend erscheinen; »sein Alter,« allein Friedrich war noch bejahrter; »die Scheu vor dem Gebannten,« aber hatte er ihm nicht sechzehn Jahre lang ohne Rücksicht auf den Spruch der Kirche beygestanden; »die Besorgniß vor heimischen Feinden,« aber wenn er mit dem Kaiser einig blieb, konnten die schwachen Nachbarn ihm nie gefährlich werden.

Der Charakteristik, welche der Verfasser (III. 151.) von Friedrich I. gibt, können wir nicht unbedingt beystimmen; sie scheint uns zum Theil erst aus spätern Erfahrungen und veränderten Ansichten hervorzugehen, anstatt daß man jenen Kaiser nur aus seiner Zeit und seinem Standpunkte betrachten und beurtheilen muß. Warum ist die Idee des Kaiserthums, welche der Verfasser früher so richtig würdigte, hier auf einmal nur ein Luftbild, oder mehr ein Luftbild als bey den Sachsen und Saliern? Warum ist das natürliche Streben Italien bey dem Reiche zu erhalten hochfahrender Ehrgeiz, während der Verfasser zu wünschen scheint, daß Friedrich auch die slavischen Länder in strengere Abhängigkeit von Deutschland gebracht hätte? Warum klagt er über Friedrichs (nicht zu läugnende) Strenge in Fällen, wo er sehr gereizt war, findet sie aber bey Heinrich VI. entschuldigt? Und wenn endlich von des Kaisers Falschheit die Rede ist, so sollte man glauben, der Verfasser spreche vielleicht von Friedrich II., auf keinen Fall aber von Friedrich I. Mit gleichem Unrecht hat man bald in den Lombarden nichts als Rebellen, bald in den Kaisern nichts als Tyrannen gesehn; jene fochten mit Recht für ihre Freyheit, diese für ihre Herrschaft. Oder war es so ganz unnatürlich, wenn diese glaubten, göttliches und menschliches Recht schreibe den Unterworfenen Gehorsam vor, wenn sie in den wechselseitigen zahllosen Kriegen der Lombarden nur die Gräuel eines völlig aufgelöseten Staates sahen?

Daß das Geschick Heinrich dem VI. und allen spätern Kaisern den Ruhm entrissen hat, »welcher Ludwig XI., Heinrich VII. und Ferdinand V. umstrahlt,« scheint dem Rec. ein großes Glück; denn er mag eine Nationaleinheit, so sehr er sie sonst ehrt, auf solche Weise nicht, weil sie nothwendig über kurz oder lang zu einer englischen Rebellion, französischen Revolution, oder spanischen Abgestorbenheit führt. Wären jene drey Könige nicht Tyrannen gewesen, wie viel Gutes wäre erhalten, wie viel Schreckliches vermieden, und eine viel schönere Entwickelung dreyer Völker möglich geworden.

Nach den Freveln Heinrichs VI. im Jahre 1194 bannte ihn der Papst allerdings; er ward wenigstens nicht eher begraben, als bis dieser Bann aufgehoben war. Die grausame Behandlung

des Grafen von Acerra (III. 168.) hat ihre Richtigkeit; allein die Ursach daß derselbe den Grafen von Aquila durch niedrigen Verrath gefangen und umgebracht hatte, ist nicht bemerkt. Die Erzählung über Jordano kann man schwerlich für erwiesen halten.

Daß Heinrich VI. auf seinem Wege, einem Innocenz III. gegenüber die päpstliche Herrschaft gebrochen haben würde, ist dem Rec. durchaus nicht glaublich; vielmehr würde die schreckliche Willkür des Kaisers dem Papste überall Verbündete geschafft haben. Auch war Innocenz (wie aus den Schlüssen der Kirchenversammlung von 1216 hervorgeht) bey allem Umfange seiner Ansprüche von dem Irrthum seiner Nachfolger entfernt, welche sich nicht mit der höchsten Gewalt begnügten, sondern auch alle untergeordneten nothwendigen Kreise und Abstufungen in sich vereinigen wollten, die Wirksamkeit der Erzbischöfe, Bischöfe und Geistlichen irrig störten, und an die Stelle der so reichen, wohlgegliederten und wohlgeordneten Kirchenherrschaft, eine unhaltbare Tyranney zu errichten strebten.

Das Testament Heinrichs VI. ist ohne alle Frage unächt; haben sich doch nicht einmal die Päpste darauf berufen, so viele Vortheile ihnen Markuald auch zugeschoben hatte. — Daß Innocenz die geblendeten Apulier (III. 177) förmlich den Römern zur Schau ausstellte, erinnert sich Rec. nicht gelesen zu haben. — Die Anekdote von dem Spotte Philipp Augusts fällt, nach einer Florentiner Handschrift, vor die Wahl Ottos, und erhält dadurch eine andere Gestalt. — Die große Unbefangenheit und Unparteylichkeit des Papstes in der Entwickelung der Gründe für und gegen jeden der drey Thronbewerber, hätte eine rühmlichere Erwähnung verdient; auch ist es nicht richtig, daß der Papst die nächsten drey Jahre ganz unthätig geblieben sey.

Ueber die Ermordung Philipps genügt uns der Verfasser so wenig — als die Quellen, welche überhaupt zu Gebote stehen; doch hätte er wohl Otto's Schuld mehr hervorheben, und den Umstand, daß er einen Edeln, Wolf ermordet hatte, nicht zweifelhaft ausdrücken sollen. Um dieses Frevels willen verweigerte Philipp dem Pfalzgrafen mit Recht seine Tochter; er mochte keinen Mörder zum Schwiegersohn, seine Tochter keinen zum Gemahl. Wollte man aber jenen frühern Mord Otto's läugnen, so würde die Erzählung über den Inhalt der Briefe Philipps wohl zugleich mit dahinfallen; denn diese beruht auf denselben, nur nicht so zahlreichen und einstimmigen Zeugnissen. Die frühere Weigerung Philipps die Tochter an Otto zu vermählen, konnte diesen ohne neue Anreizung um so weniger in so blutigen Jähzorn versetzen, als er auf eine anderweite Heirat bedacht war.

Wenn nun aber die Annahme der Erzählung von den Briefen auch Ottos That erklärt, so bleibt die Frage nach den Beweggründen für seine Genossen unbeantwortet übrig; ja diese Frage ist zeither nicht einmal aufgeworfen worden, weshalb wir folgendes Merkwürdige bey dieser Gelegenheit darüber mittheilen wollen. Bischof Egbert hatte sich von dem Verdachte gereinigt, daß er sich zu Philipps Feinden hinneige, und Markgraf Heinrich wird nirgends als dessen Gegner bezeichnet. Demungeachtet floh der Bischof sogleich nach der Ermordung Philipps zu seinem Schwager, dem König von Ungern, und konnte — so sehr er auch über Verletzung des Rechtsgangs klagte, und seine Unschuld betheuerte — keine Herstellung durch den Papst auswirken.

Erst im Jahre 1214 warf er sich Friedrich II. zu Füßen, und erhielt Begnadigung. Heinrich von Andechs ward förmlich geächtet, irrte in fremden Ländern, besonders in Palästina umher, und erhielt nicht eher als nach zwanzig Jahren von jenem Kaiser die Erlaubniß, den Ueberrest seines Lebens in Deutschland zuzubringen. Diese Thatsachen begründen die Annahme: daß beyde zwar nicht Mörder, wohl aber Mitschuldige bey der Ermordung gewesen sind; und nun frägt sich, was konnte diese Männer hiezu vermögen, da Otto von Meran, dessen Hochzeit mit seiner Nichte Philipp so ehrenvoll an seinem Todestage feyerte — ihr Bruder war! — Woher diese Spaltung unter den Brüdern, da Otto nirgends der Theilnahme beschuldigt wird? Woher diese Tücke, nachdem der Bischof den König so traulich eingeladen, an dem Tage so ehrenvoller Auszeichnung ihres Hauses, so erfreulicher Gewißheit von Philipps unbefangenem und günstigem Sinn? — Es liegt noch ein Schleyer über diese Frevelthat, und es müssen noch andere finstere Beweggründe obgewaltet haben, welche wir in den uns zu Gebote stehenden Quellen nicht entdecken können. König Otto, dessen Untergang sich im Fall des nach dreyen Tagen wieder ausbrechenden Krieges vorhersehen ließ, ist von Keinem als Urheber oder Theilnehmer des Mordes bezeichnet worden, und es wäre sehr unrecht, wenn man jetzt argwöhnischer seyn wollte, als in jener Zeit eindseliger Parteyung In zwey Punkten würden wir aber Otto strenger anklagen, als der Verfasser; erstens darüber, daß er offenbar seine dem Papste geleisteten Eide brach. Allerdings schien dieß seine Stellung als Kaiser zu erfordern, aber ein wahrhaft großer Mann hätte entweder nie so geschworen, oder seinen Eid gehalten. Wenigstens behaupten wir, daß Innocenz in umgekehrtem Verhältnisse ganz anders als Otto würde gehandelt haben. So wie dieser hier unrecht that, so verfuhr er zweytens unklug, daß er den leicht zu vermeidenden Krieg mit Frankreich

begann, und dadurch seine Macht auch im Fall eines bessern Ausgangs nothwendig schwächte. — Doch wir setzen unsern Bemerkungen endlich ein Ziel, und schließen mit dem Wunsche, daß unsere Anzeige dazu beytrage, diesem Werke so viele Leser zu verschaffen, als es mit vollem Rechte verdient, und daß der Verfasser, welcher, wie wir hören, Lehrer am Elisabeth-Gymnasium in Breslau ist, bald eine äußere, seinen Anlagen und Kenntnissen angemeßnere Stellung erhalte, wo er sich mit ungetheilter Muße, der Erforschung deutscher Geschichte widmen könne.

Hst.

Art. III. Weltgeschichte in zusammenhängender Erzählung, von Friedrich Christoph Schlosser (jetzt Professor der Geschichte in Heidelberg). Frankfurt am Main, bey Varrentrapp. Drey Bände. 1815—1818. Erster Band bis zum Untergange des weströmischen Reiches. Zweyter Band bis Conrad I. Dritter Band bis auf den Tod Gregors VII.

Dieß Werk gehört nicht zu denjenigen, welche nur ein Wiederhall und Abdruck anderer sind, und deßhalb im Grunde weder Recht noch Kraft zu einem eigenthümlichen und selbstständigen Daseyn haben. Es steht keineswegs blos durch die Persönlichkeit des Verfassers, sondern es ruht sicher auf dem Inhalt der Geschichte selbst. — Wir haben in der neuern Zeit mehrere allgemeine Welt- und Staatengeschichten erhalten, welche der alten, trocknen, geistlosen Weise überdrüßig, nur das wahrhaft Geistige und Lebendige zu geben bezweckten; bisweilen aber ward dieß zu sehr concentrirt, und die Betrachtungen wurden so allgemein, daß man, wie Joh. Müller sagte, die ganze Weltgeschichte hätte auf ein Quartblatt schreiben können. Das wahre Leben mit den Thatsachen, das nothwendige Interesse an dem Geschehenen, geht auf diesem Wege leicht verloren. Freylich, wenn man zum ersten Male einen Ueberblick der Weltgeschichte gewinnt, so strömen Bemerkungen, Vergleichungen, Zusammenstellungen, Entgegensetzungen, Regeln, Grundsätze u. s. w. von allen Seiten belehrend und ergötzend herzu, und man kann den Wunsch kaum unterdrücken, diese herrliche Ausbeute der Welt vorzulegen. Bey weiterm Forschen aber muß man so Vieles von dem Gefundenen wieder ausstreichen, und mit Montesquieu bekennen, daß derjenige, welcher eine Wissenschaft nur oberflächlich kennt, immer die meisten sogenannten geistreichen Einfälle darüber hat. Dieß wollen wir keineswegs auf den fleißigen und wahrhaft geistreichen Spittler beziehen, auch nicht tadeln, daß er hauptsächlich in einer bestimmten Richtung, für eine bestimmte Ansicht forschte; doch hat seine Staatenge-

schichte manchen Jüngling veranlaßt, ohne Studium der Thatsachen allgemeine Ansichten laut nachzusagen, in jenen alles Heil zu finden, und eine ungebührliche Anwendung derselben zu versuchen.

Der Verfasser steht auf dem ganz entgegengesetzten Standpunkte, er hält fest am Einzelnen, und sucht Leser »die nur durch das Einzelne angezogen werden, weil sie darüber selbst denken wollen. Mischmasch von Politik, Strategie, Statistik, Vergleichungen des Ungleichsten, declamatorische Schilderungen, wo ein falsches Wort unter tausend wahren und richtigen das Ganze schief stellt, geben freylich bey dem Haufen das Ansehen des Genies, der Gelehrsamkeit, Vielseitigkeit; aber mag sie auch als Geschichte preisen wer da will, ich erkenne sie als Wissenschaft nicht. Was aber die breite Rede oder rhetorischen Prunk angeht, deren Urheber über Alles Kunde ertheilen, als wären sie zugegen gewesen, und die fertige Weisheit der blinden, doch aber gaffenden und klatschenden Menge zur Freude und zur eigenen hohen Ehre, weil alles klar wie Wasser strömt, reichlich verkünden, so mag sie für Leute, die ohne sich erst zu bessern die Staaten verbessern, und Reiche regieren wollen, ohne nur einem Dorfe vorstehen zu können; die nur Verfassungen und Gesetze träumen, oder für die, welche entweder im chaotischen Dunkel der Urwelt, oder in eitlen Träumen den leuchtenden Stern der Weisheit, in Wäldern und Sümpfen roher Barbaren die wahren menschlichen Verfassungen und Gesetze suchen, endlich vielleicht für den tollen Haufen, der so gern ohne viele Mühe und Zeit zu verlieren das mitnimmt, was sich gleich wieder auskramen und anbringen läßt, passend seyn, Wahrheit, Weisheit, Bedachtsamkeit, Fleiß wird dadurch nicht gefordert.«

Nach dieser Ansicht hat der Verfasser auf mehr als zweytausend Seiten eine erstaunliche Menge von einzelnen Thatsachen zusammengedrängt; und es wäre ein verkehrtes Bemühen, ihm nachzugehn, um wo möglich hier oder dort eine Feder abzulesen. Dagegen verdient sein großes Studium der Quellen, seine gründliche Forschung (diese erste unerläßliche Bedingung, ohne welche wir nie wahrhafte Geschichte erhalten) die lauteste und rühmlichste Anerkenntniß. Das Quellenstudium beweiset sich im Texte, und in den vielen als Beyspielsammlung unter den Text abgedruckten Stellen der alten Chronisten. Wir wünschen nur den Lesern eine hinreichende Kenntniß des mittlern Latein, um auf so bequeme und lehrreiche Weise die ursprüngliche Ansicht und Farbe der verschiedenen Zeiten kennen zu lernen.

Bey allem Nachdruck, den der Verfasser seiner Natur nach auf das Einzelne legt, fehlen allgemeine Betrachtungen doch nicht ganz, so z. B. II., 53, 64, 68, 92, 116, 385, 414 u. s. w.

Wir geben folgende zur Probe: »So groß Karl (der Große) erſcheint, ſo erfreulich in ihm das Erſtaunliche, was die menſchliche Seele in ſich hat, ſich zeigt, wenn er z. B. in Italien übel verſtandener Frömmigkeit wehrt, und in Sachſen dem Heidenthum auf ſeine Weiſe ſteuert, wenn er in Neuſtrien Nationalſitten mit Gewalt ſchützt, während er in andern Gegenden ſeines Reichs, beſonders in Sachſen und Thüringen, die Verfaſſung durch Eintheilung des Landes, und ſelbſt durch Eingriff in die Gerichtsformen, dem Leben und der Seele der Verfaſſung untergräbt, wenn er auf deutſchen Stamm, vielleicht wohl berechnend, eine römiſche Cultur mit Gewalt pfropft; ſo muß man doch die Vorſehung ſegnen, die, freylich mit Verwirrung, Unglück und Blut, die Nationen des Weſtens durch die Schwäche und Schwachheit von Karls frommem Sohn und Nachfolger, vor einer vorzeitigen Blüte der Wiſſenſchaften und Künſte, die zu theuer durch Aufopferung der Sitte und des Nationalgeiſtes unter dem willkürlichen Gebot eines Einzigen erkauft wären, bewahrte.« — Solche allgemeine Betrachtungen liegen oft ſo nahe, daß man ſie ohne Ziererey gar nicht abweiſen kann; ja wir wünſchen, daß der Verfaſſer ſie ſeiner kräftigen Natur gemäß, häufiger als Lichter aufgeſteckt hätte. Unter ſo vielen Thatſachen können ſie nicht auf ſchädliche Weiſe blenden; wohl aber erſcheinen dieſe ohne ſolche Mittelpunkte, und nur an dem Faden der Zeit hinlaufend, als zu gleichartig, unbedeutend, langweilig.

Damit dieß aber nicht als barer Widerſpruch gegen das oben Geſagte erſcheine, müſſen wir unſere Anſicht über dasjenige Einzelne, was wir vertheidigen, noch näher angeben, weil wir mit dem Verfaſſer, trotz des erſten Scheines, vielleicht nicht ganz einig ſind. In einem geſchichtlichen Werke, welches einen kürzern Zeitraum mit erſchöpfender Gründlichkeit darſtellen will, mögen alle einzelnen Thatſachen in der ihnen urſprünglich zukommenden Länge und Breite erzählt werden, es iſt dazu gerade hinreichender Raum und Zeit vorhanden. Dieſen Weg hat, um Neues und Deutſches zu erwähnen, z. B. Wilken in ſeiner Geſchichte der Kreuzzüge eingeſchlagen. Iſt aber der Gegenſtand umfaſſender, der Raum beſchränkter, ſo muß der Geſchichtſchreiber abkürzen, zuſammendrängen; und hier kann Rec. ſich nicht überzeugen, daß die Weiſe wie der Verfaſſer das Einzelne feſthalten will, die richtige ſey. Hr. Schloſſer nämlich hat mit großer Anſtrengung ſo viele einzelne Thatſachen in kurzem Raume erwähnt, daß faſt keine irgend bedeutende ganz übergangen iſt; er hat ſie nun aber auch ſo nackt ausziehn, ſo ſkeletiren müſſen, daß die ächte Eigenthümlichkeit, die ſprechende Phyſiognomie ſich kaum noch erkennen läßt. Eben ſo wie in dem getadelten Aeußerſten blos allgemeiner Anſichten,

alle Völker unscheinbar und unkenntlich verschwimmen; eben so sehen Kriege, Regentenfolgen und alle übermäßig zusammengeschrumpften Einzelnheiten sich so ähnlich, daß man Merovinger, Araber und Byzantiner ohne die äußern Hülfsmittel der Namen und Bezeichnungen kaum nutzbar unterscheiden könnte. Rec. glaubt, daß der ächte Zusammenhang durch Ueberfüllung mit solchen Einzelnheiten nicht erhalten, sondern zerstört, daß das Bild nicht in sich einiger und lebendiger, sondern kleinlich und ermüdend wird. Er würde alle diese Mittelglieder, welche nichts vermitteln, über Bord werfen. Aus dem wahrhaft Denkwürdigen geht ein viel besserer Zusammenhang hervor, und nach Beseitigung jener leeren Kisten und Kasten, bleibt mehr Raum für das ächte und lebendig Einzelne. Wenn uns z. B. statt der unzähligen Fehden, Theilungen, Einigungen u. s. w., welche in der merovingischen und arabischen Geschichte erzählt werden, und die der Verfasser vielleicht selbst wieder vergaß, sobald er sie niedergeschrieben hatte, einige schlagende Züge aus Gregor von Tours in voller Umständlichkeit vorgeführt würden, wir erhielten gewiß einen anschaulicheren, sich tief einprägenden Begriff von jener Zeit. Im Plutarch findet sich, bey manchen Fehlern, oft die große Kunst, mit solch einer lebendigen Einzelnheit Licht über Menschen und Zeiten zu verbreiten, und dieser Kunst sollen wir immer mehr nachstreben, da die Weltgeschichte täglich länger wird. — Noch für ein Zweytes erhält man Raum, so bald man die nicht denkwürdigen Einzelnheiten, und besonders die sich noch immer zu breit machenden Kriegsübel wegschneidet: für die Zustände, die Alterthümer jedes Zeitraums, ohne welche die Geschichte nun einmal nie vollkommen klar wird. Verfassung, Gesetze, Wissenschaft, Kunst, Handel u. s. w. sollten nicht verkürzt werden, um das hundertmal gleichförmig Wiederkehrende zu erfahren, wie ein Fürst den andern besiegt, betrogen, oder todt geschlagen hat. Ohne umständliches Hervorheben jener Dinge ermüdet die Erzählung des gewöhnlich sogenannten Geschichtlichen; und dasselbe tritt ein, wenn jene sächlichen Verhältnisse abgesondert so behandelt und dargestellt werden, als hätten sie sich ohne lebendige Menschen von selbst gemacht.

Mehrere Personen, welche es sehr ernst mit der Geschichte meinen, (und die der Verf. wenn er sie kennte, nicht von vorn herein verwerfen würde), klagten dem Rec., daß sie nur mit höchster Mühe und Anstrengung im Stande wären, diese Weltgeschichte durchzulesen, und suchten den Grund hauptsächlich im Style; Rec. ist aber vielmehr der Meinung, daß er in jenem Skeletiren unzähliger Thatsachen liegt. Freylich hat Hr. Schl. seine Schreibart noch nicht genügend ausgebildet; und in der That, es ist kaum begreiflich, wie er, ein noch nicht bejahrter Mann, Zeit und

Kraft gefunden, eine solche Masse so gründlicher Kenntnisse zu erwerben; wie sollte er in der zweyten Hälfte, die den Historiker vollendet, in der Kunst der Anordnung und Darstellung schon gleich groß seyn. Non omnia possumus omnes. Herr Schlosser wird hierauf vielleicht antworten: »daß ich meinen Gang gehe und meinen Styl schreibe, kann nur die befremden, die, weil sie bey der Geburt und bey ihrer gelehrten Bildung wenig oder gar nichts, von dem wahren und ewigen Maß aller Dinge erhalten haben, für ihren aus der Schule mitgebrachten Maßstab die Dinge bald zu groß, bald zu klein finden, weil ihnen diese Dinge nicht zum Gebrauch oder fürs Beschauen, sondern nur zum Messen da sind: oder ohne Bild, die mit ihrer erlernten Weisheit stotternd und stolpernd, oder auf Stelzen übermüthig einherwandelnd, aus Büchern die Bücher richten, nur den herrschenden Ton (den Wind der Lehre), einen Haus-Lehr- und Cathedergebrauch des Wissens kennen, und dabey natürlich vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen.« —

Aber selbst durch diese im Voraus gegebene Antikritik, und die oben angeführten sinnvollen Stellen, glaubt Rec. den Beweis für seine Behauptung geführt zu haben: das Gewicht der Vorzüge liegt gewiß bey Hrn. Schl. auf der Seite der Gelehrsamkeit und Forschung, so wie bey einigen andern Verfn. allgemeiner Weltgeschichten auf Seiten der Darstellung. — Manche Undeutlichkeit entsteht daraus, daß der Verfasser die Namen nicht deklinirt, und doch den Artikel wegläßt, z. B. »Justinian knüpften Liebe und Dankbarkeit an Theodora, die ihm Belisar, dem er den ganzen Glanz seiner Regierung verdankte, zuführte.« Oefter sind die Pronomina, besonders die relativen, nicht bestimmt genug gestellt, so daß man erst nach mehrmaligem Lesen und aus dem Zusammenhange den Sinn ergründet. Bisweilen steht der Nachsatz nicht in richtiger Verbindung mit dem Vordersatze, oder die Zeitwörter sind von ihrem Gegenstande zu weit getrennt, oder die Häufung von Zwischensätzen löset den Zusammenhang auf. Beyspiele will Rec. nicht anführen, da sie dem Lesenden nichts helfen, und der Schein kleinlicher Kritteley vermieden werden soll. Daß der Verfasser diese schon in dem Gesagten sehen sollte, kann Rec. nicht glauben, da sich in dem ganzen Werke eine tüchtige Natur ausspricht, welche alle Hätscheleyen verschmäht. Gerade die tiefe Anerkenntniß des Trefflichen, was Hr. Schlosser leistete, brachte den Recn. dahin, auch seine Bedenken ohne Hehl auszusprechen, oder vielmehr anzudeuten, indem zu einer umständlichern Entwickelung hier nicht der Ort war.

Hst.

Art. IV. Urgeſchichte des erlauchten Hauſes der Welfen. (449—1055.) Dem durchlauchtigſten Prinzen-Regenten der vereinigten brittiſchen Reiche und Hannovers zugeeignet. Durch F. G. Eichhorn, in Göttingen. (Hannover, bey den Gebrüdern Hahn. gr. 4. 137 Seiten, VII. Stammtafeln.)

Eticho und Welf, uralte Namen, eines »edlen Helden« jener, dieſer eines treuen, tapfern »Helfers!« — Wer wollte nicht gerne die Fährten ſolch' edlen Wildes bis in Walhallas heiliges Waldesdunkel verfolgen? — Wer wollte nicht gerne, dem Dünkel einer blos krittelnden Kritik entſagen, wenn und wo es gilt, die Befreyer gefangener Königinnen, — der deutſchen, wie der lombardiſchen Freyheit rüſtige Vorfechter, — die Meiſter des Schwertes, von Etich bis auf die Helden von Minden, Crevelt und Ligny, die Meiſter der Herzen, mitten im Unglück von des geächteten Heinrich des Löwen Pilgerfahrt, bis zu des geächteten Friedrich Wilhelms abenteuerlichem Ritter- und Reiterzug von Böhmen an die Nordſee, in ununterbrochenem Kettenringe, dem Hauſe einzureihen, welches im drey und zwanzigjährigen Kampfe mit jener Hydra, secto corpore firmior, der Gegenwehre heiliges Feuer unaufhörlich und unermüdlich angefacht, ſelbſt wenn nur irgend ein ſchwacher Hirtenknabe gegen den allgewaltigen Rieſen, die ungewiſſe Schleuder erhob, ſchnell und großmüthig die Hand geboten, und in gar keinem Augenblicke an der Rettung und Wiederherſtellung verzweifelt hat!

Freylich iſt keine Brücke von Calais nach Dover! Freylich trotzte der brittiſche Dreyzack in glücklicher Unangreifbarkeit, dem frech auf die Wage der Gerechtigkeit hingeworfenen ehernen Degen des galliſchen Heeresfürſten. — Oeſterreich, in der Mitte des Welttheils, auf dem Kreuzwege der Völker, am meiſten ausgeſetzt, und doch das erſte und das letzte auf dem Schlachtfelde, hat ſeine enge Verwandtſchaft mit jener Macht, in glorreicher Feuerprobe bewährt. — Wer möchte es nun dem Verfaſſer der gegenwärtigen Abhandlung, dem gelehrten Eichhorn, nicht aufs Wort glauben, daß die Welfen, die zu Windſor und Braunſchweig hauſen, und die Habsburg-Lothringer in der Kaiſerburg zu Wien, eines Blutes ſeyen, wie eines Sinnes? —

Die Welt verehrt faſt keinen großen Namen,
Den dieſes Haus nicht ſeinen Gaſt genannt. — —
Wie iſt es vortheilhaft, den Genius
Bewirthen!? Reichſt Du ihm ein Gaſtgeſchenk,
So läßt er Dir ein ſchöneres zurück: —
Die Stätte, die ein ſolcher Menſch betrat,
Iſt eingeweiht: nach hundert Jahren klingt,
Sein Wort und ſeine That dem Enkel wieder.

Ein Feldherr ohne Heer, ist jener Fürst,
Der die Talente nicht um sich versammelt!
Göthes Tasso.

Fürwahr, das Haus, das sich in seiner italienischen und deutschen Linie, Arioſt und Taſſo (gewissermaßen auch Petrarch), Leibnitz und Leſſing aneignen durfte, deſſen Geſchicke und Abkunft (um nur allein vom Hauſe Braunſchweig-Lüneburg und Wolfenbüttel zu reden) eben auch Leibnitzens univerſeller Geiſt und Muratoris unglaublicher Sammlerfleiß, Scheid, Eckard, Gruber und Mader in Alterthümern, Urkunden und zugleich mit jenen berühmten Herausgebern: Caniſius, Sagittarius, Lindenberg, Freher, Schaten, Meibom, Piſtor, Menken, Hahn, Schard ꝛc. in den triftigſten Quellen — Ladislaus Sundheim (vom Helden Theuerdank ſelber, zu allen genealogiſchen Spitzfindigkeiten geſteigert) und Engelhaus — in geſchichtlichen Compendien aber: Erath, Feller, Steffens, Spittler, Bunting, Rethmeyer ꝛc. der Nachwelt überliefert haben, hat jene eben ſo tiefen als glänzenden Kernſprüche an ſich ſelber auf das herrlichſte erprobt. — Und ſeyen auch immerhin die kritiſchen Reſultate des vorliegenden Werkes, an Neuheit und Fülle des Gewinnes, nicht gar ſo verſchieden, hätten ſie auch nicht gar ſo viel voraus vor denjenigen, die ſchon Leibnitz, der Freund des Hauſes, — Scheid, der Hiſtoriograph des Hauſes — und Gerard Heß, Prior im ſchwäbiſchen Weingarten, der älteſten Hausſtiftung, — geliefert haben, immer wird man freudig von den Welfen hören, ſo lange deutſcher Name gilt und deutſcher Handſchlag bindet, ſo lange deutſche Lieder hallen, und ſo lange deutſche Herzen für die vaterländiſche Freyheit ſchlagen.

Eichhorn beginnt: I. mit dem Urſprung des erlauchten Hauſes der Welfen. — Im Allgäu bey Ravensburg, auf einer anmuthigen Höhe zwiſchen Weingärten, lag ſchon in ferner Vorzeit, ein Schloß, die gemeinſame Wiege Europas berühmteſter Regentenſtämme. — Wer ſagt uns an, wann es erbauet worden? Es hieß vorzugsweiſe nur, »das alte Dorf.« Seine Herren, dem Neuen überhaupt und von jeher, wenig gewogen, nannten ſich, als ſie berühmt und gewaltig wurden, ſchlechtweg, die Grafen von Altdorf.

Etymologie, Analogie, ja Gleichförmigkeit, dürfen — zumal in der Urzeit, unter den Aboriginen, wahrlich nicht unbeachtet bleiben. Unzählige hochpoſaunte eigne Namen, mußten durch ſie in die beſcheidene Rangordnung generiſcher Appellative zurücktreten. Es war in der That eine ſchöne und gedoppelte Bekräftigung des ſtolzen: »Fortes creantur fortibus et bonis, est in

juvencis, est in equis, patrum virtus, nec imbellem feroces progenerant aquilae columbam!« daß der alten Deutschen Namen, alle bedeutend waren, daß sie alle, Eigenschaften ausdrückten, daher meist zusammengesetzt gewesen, und daß unsere germanischen Väter, ihren Neugebornen, zu guter Vorbedeutung die Namen ihrer berühmtesten Altvordern beyzulegen pflegten: so in dem erlauchten Geschlechte, wovon wir reden, in jedem Menschenalter, ein Etticho und ein Welf.

Seine vielen genealogischen Erörterungen, in den »Beyträgen zur Geschichte Tyrols im Mittelalter,« in den »Tyroler Almanachen,« im »Archive für Süddeutschland,« in den »Versuchen zur Lösung der mühevollen und vielseitigen Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann, über die mittlere Historie und Geographie Innerösterreichs,« brachten den Freyherrn von Hormayr, beynahe am öftesten unter den zeitgenossen Kritikern in den Fall, zwey Grundpfeiler des genealogischen Probabilitätscalculs festzusetzen: daß sich dem geübten Auge, außer den wenigen strengdiplomatischen Spuren, nur zwey Wegweiser darbieten: die in einem berühmten Hause vorzugsweise herrschenden Vornamen, z. B.: Etticho und Welf im welfischen, Otto im wittelsbachischen, Leopold im babenbergischen, Meinhard im görzischen Stamme ꝛc. — und die Identität der Besitzthümer, weil Herzog und Graf in ihrem Ambacht, bald möglichst zugleich auch Besitzer zu werden, den Amtsnamen zum Titel, die bloße Würde zur Erblichkeit zu erhöhen trachteten. — Wo die nämlichen Besitzungen und die nämlichen Vornamen standhaft zusammentreffen, da hat allerdings eine sehr plausible genealogische Fiction und Präsumtion, sich das Hausrecht erworben. — Nur darf diese Präsumtion nicht über duldbare Grenzmarken hinausschweifend, gleich einem Irrwisch in Moor und in Abgründe führen.

»Scyrorum reliquiae, cum eorum primatibus *Edica* et *Vulfo*« erscheinen bey Jornandes, in Theodosius erschütterter Zeit, aus ähnlichen Ursachen, wie der Markomannenkrieg entglühte, an die Donau drängend; darauf eine der Grundsäulen, von König Etzels unermeßlichem Heer, beständig mit und neben den blutsverwandten Rugiern und Turcilingen. — Der Name Etticho hat als Edekon, Aedifo, Attich (Zusammenziehung aus Edelreich, im Latein- und Italienischen, auch Attikus, Azo, Adalrich, Adalbert) gleichwohl weniger zu leiden, als der zum Wulfus, Haunulfus, Anoulphus, Huelpus, gefolterte Welf! und so wie aus dem deutschen Etticho, ein italienischer Azo und Adalbert wird, so wächst sich der deutsche Helfer (Welf) gar zu einem italienischen

Wohlthäter, Bonifacius aus, und obendrein werden, aus dieser gewagten Etymologie, nicht minder gewagte Schlüsse mit zuversichtlicher Miene hergeleitet. — Scheid hat allerdings der begeisterten Liebe Leibnitzens und Eckards für ihren Gegenstand, mancherley gegründete Anstände entgegen gethürmt, aber am Ende hat er doch auch für den Grafen Warin von Altdorf vindicirt, was jene nur noch um ein Menschenalter höher, gar bis auf den ältern Ruthard, erweislich zurückzuführen vermeinten, und es gehet selbst aus diesem Widerspruche nur um so siegreicher hervor, daß gewiß wenige Stammreihen in der Welt, sich mit so vielem Anscheine bis in die heidnischen Zeiten, bis in die Gewitternacht der Völkerwanderungen zurückführen lassen. — Nur dürfte die Gewissensfrage etwas schwer abzufertigen seyn: Chadik, Attich, Edekon, Eticho — und hinwieder: Agilulf, Hanoulf, Welf, Guelphus ꝛc. wirklich für synonym und identisch angenommen (Diplome bey Mabillon ꝛc. Vir illuster *Athelricus* sive *Atticus* dux, *Adelricus* alio nomine *Edichin* etc.), ist es denn wirklich immer eines und das nämliche Geschlecht, in welchem diese Namen wiederkehren? Die conradinische Lehensfatzung von 1037 war der erste, die Erlöschung der Gauenverfassung, der letzte Schritt zur Erblichkeit. — Die Orientalen fügen nach dem Eigennamen, bald den des Vaters, bald den des Sohnes hinzu, daher sich ihre Geschlechtsregister weit besser herstellen lassen, als jene unsers Abendlandes.

»*Odoacer*, cujus pater *Aedico*, frater *Aonulfus*« (bey Priskus, Eugippius und mehreren Glossatoren) Heeresfürst der Rugier, Heruler, Scyren und Turcilinger, stürzt Augustulus längst erschütterten Kaiserthron, unterliegt aber selbst dem großen und liebenswürdigen »Barbaren« Theodorich dem Ostgothen. — Sein Bruder Welf, muß bald den Zug nach Italien fördern, bald die Rugier auf beyden Ufern der Donau im Zaume halten. Ihre unruhigen Häupter, Flacciteus und Feleteus (Fava, etwa von ihm, seine Residenz, Faviana?) und Favas Sohn, Friedrich, sich königliche Oberhoheit anmaßend, von Odoaker geschlagen, von Welf gänzlich bezwungen. — Wie sehr ist es zu wünschen, daß einmal des Mönchs Eugippius um 510 geschriebenes Leben des heiligen Apostels und Wohlthäters unserer Gegenden, Severin, (c. 450.) kritisch beleuchtet, mit allen spätern Quellen und Legenden zusammengehalten, durch die herrschenden Volkssagen und mündlichen Ueberlieferungen ergänzt würde: um so mehr, je weniger die geographischen Andeutungen dieses wichtigen Bruchstückes mit denjenigen zusammenstimmen, die wir für die Carlowin-

gen-Zeit in den Urkunden von Salzburg, Passau, Monsee, Kremsmünster, bey Eginhard und dem Mönch von S. Gallen, in den Scriptoren bey Bouquet und Freher vorfinden. — Wohl war noch, wie zu Strabo's Zeit, vom Bodensee, bis wo an der Enns, das Ufer-Norikum und Pannonien in einander flossen, eine zwar fruchtbare, aber menschenleere, verlassene Gegend (deserta, Einöde, Wüste) jedem wandernden Stamm eine Beute. — Hier kommen kurz nach Attilas Tode, als die Hunnen in Pannonien, der Ostgothen siegreiches Schwert gefühlt, die Scyren als Gränznachbarn, hier der Ostgothen, dort der Sueven vor. Aber wir müssen gegen den Verfasser, aus evidenten Localitätsgründen, die Meinung vertheidigen: Jornandes habe hier die fernen Sueven gesetzt, statt der Suavier in Pannonia Savia, zwischen der Drave und Save.

Ob, wie Eichhorn meint, Faviana an der Mündung der Enns lag (die schon zur Zeit des heiligen Emmeran »inter Hunnorum et Bajuvariorum gentem interjacebat« und unter Carl dem Großen »certus terminus et limes duorum regnorum habebatur«) oder auf der Stätte des alten Vindobona und des heutigen Wien lag? darüber haben bereits Lambecius und Pagi, der ersteren Meinung günstiger, — Hansitz, Calles, Fuhrmann, Fischer, Lambacher, Scheyb, Schwarz und der Freyherr von Prandau, zu viel und zu wenig geschrieben. Vielleicht daß Hormayrs neuestes Unternehmen, »Wien, seine Geschicke und seine Denkwürdigkeiten« zu beschreiben, (von welchen man bisher, kein dem gelehrten, wie dem gebildeten Leser brauchbares, von ächt nationalem Feuer für den hohen Gegenstand entflammtes, von jedem erlauchten oder wissenschaftlichen Reisenden, langst hart vermißtes Handbuch aufzuweisen hat) die empfindliche Lücke etwas genugthuender ausfüllt?

S. 13. scheint uns doch ein allzugewagter Sprung: in Odoakers Bruder Welf, den unbezweifelten Ahnherrn der Welfen, und in jener Wüste vom Bodensee bis über die Enns, »langs den julischen Alpen gegen die Donau herauf,« gleich die im Mittelalter vorkommenden welfischen Allode zu erblicken. Freylich lag späterhin in diesem weiten Umkreise, der Ammergau, hier der Angstgau, hier die Bergwerke der julischen Alpen, von deren Metall die Welfen ein jährliches Opfer nach S. Gallen an des heiligen Othmar Grab darbrachten, den ihre Altvordern Warin und Ruthhard verfolgt hatten. — In dem späterhin zwar unstreitig welfischen Scharnitzer Wald, im Schergen-Berge, im Schergen-Bach, im Hofe Scherenau, ꝛc. sieht Eichhorn allerwärts Ueberreste der Scyren, und wer

glaubte nicht, eher in Persien als in Tyrol, ein Thal Schirin zu finden, überhaupt zur genauen Orientirung in diesem Gebirge, die höchst unvollständige und fehlerhafte, nun bald ihr hundertjähriges Jubelfest feyernde Seuttersche Karte fürgewählt zu sehen?!

Was mag denn Eichhorn eigentlich unter »julischen Alpen« verstehen? Die julischen Alpen bilden die Verbindung zwischen den rhätischen und karnischen und links aufwärts, norischen Alpen. Sie zogen im heutigen Villacher Kreise an der Donau und Geil fort. Alpes juliae, vallis julia, valle Gilia, Geilthal, Geilfluß, die Geilalpen, leben noch in verdorbener Aussprache fort, und verewigen des großen Cäsars Krieg gegen die Pyrrusten am Pyrrhus (Rienz-Fluß, das heutige Pusterthal, in entgegengesetzter Richtung von der Donau durchströmend). Appian und Sextus Rufus stimmen hiermit überein, und noch vor kurzem las man bey Mauthen im Geilthale, auf der Höhe des Kreuzberges in die Felsenwand gehauen: Caj. Jul. Caesar hanc viam inviam rotabilem fecit. — Am entgegengesetzten östlichen Ende Kärntens, stellt sich dem julischen (Geil-) Thal, ein junonisches (Jaun-) Thal entgegen. Aus dem Zusammenhange zeigt sich aber, Eichhorn meine die Gegend von Fuessen (Fuzzen, ad fauces, ad fauces alpium, fauces juliae) wo der heilige Magnus, nicht ohne Widerspruch des elsassischen Herzogs Gunzo (von Eichhorn gleichfalls unter die Ahnherrn der Welfen gezählt) ein Kloster stiftete. Er meinet die Gegend von der Iller zum Lech, zur Ammer, Loysach und Isar.

Die Besitzungen der Welfen in Tyrol hätte er leicht angeben können, aus dem Urkundenbuch in Hormayrs Geschichte Tyrols, und seiner Beyträge zur Geschichte Tyrols im Mittelalter. Es waren: die Gegend von Botzen, eine Grafschaft im Norithal, das Oetzthal, S. Petersberg und reiches Besitzthum an der obern Etsch und Inn bis an den Fern. — Die fürchterliche Klause von Finstermünz, der Wettersee, das Thimelsjoch, der Fern, erscheinen urkundlich als Grenzen welfischen Besitzthums im Oberinnthal und Obervintschgau. — Heß gibt gleichfalls wichtige hieher gehörige Aufschlüsse aus den Archiven von Weingarten, in den monumentis guelficis. Auch des unglücklichen Conradin Uebergabe seiner Besitzungen an Ludwig den Strengen, seinen Oheim, 1263 im April, im Kloster Wiltau nächst Innsbruck (bey Aettenkhofer, Lori, Hormayr und Jäger) hätten dieser Forschung sehr klar den rechten Weg gewiesen. — Vollends begreifen wir nicht, wie einem, eigends über das welfische Haus schreibenden Gelehrten,

eine, wenigstens für diesen seinen Zweck wichtige Schrift ganz entgehen konnte, Hormayrs urkundliche Chronik der Grafen zu Eppan (*Piano*) Altenburg, Greifenstein, Ulten (in Ultimis), Markgrafen zu Romsberg, eines von ihm ganz neu entdeckten mächtigen Nebenzweiges der Welfen, dessen wir noch umständlicher erwähnen müssen.

Dankbarkeit veranlaßte den ungenannten Mönch von Weingarten die Chronik der welfischen Fürsten zu schreiben. Derselben Quelle entstammt die schätzbare *Summula de Guelfis*; aber fast noch höher steigt ein Fremder hinauf, der oft commentirte und wiedergekäute Abt zu Ursperg, Conrad von Lichtenau. Er kennt der Welfen Ursprung aus dem deutschen Norden, von den Küsten der Nord- und Ostsee. — »*Scythia*« nannten die Alten, »*le Nord*« die Franzosen (vor ihren Raubzügen bis an die Dwina und Moskwa) was sie nicht kannten und wovor sie fröstelte.

II. S. 24. Einzelne Welfen in Tyrol, Bayern und Allemannien, ohne genealogischen Zusammenhang. — Seltsame publicistische Widersprüche, wie die Welfen zugleich Aemter trugen, und doch nicht Beamte; Fideles und doch nie Lehensleute, Comites und als solche, doch immer nur ganz unabhängige, freye Dynasten waren!! (Hüllmanns Ursprung der deutschen Stände, Lang über das vermeintliche Alter der deutschen, und Rudhards Geschichte der bayrischen Stände, die vortreffliche Geschichte der altbayrischen Länder, auch jene unter Friedrich I., und die Auflösung der bisherigen Zweifel über den Ursprung der Churwürde, durch Carl Theodor Gemeiner, die Prüfung der Geschichte von Bayern für die Jugend und das Volk, Pfisters Geschichte von Schwaben ꝛc., hätten den staatsrechtlichen Knoten recht gut gelöset, wie die Welfen zugleich Lehen, herzogliche und gräfliche Würden tragen, und gleichwohl »viri egregiae libertatis« bleiben konnten.) — Die Wohnsitze der Brennen, Breonen (bey Horaz: »Genauni, implacidum genus, Brennique veloces, im Itinerär Venantius Fortunatus, die, Agunt und dem Inn »vicina Breonum loca«) nicht wie Eichhorn meint, in Engadein und Vintschgau, sondern im Eisackthal, am Brenner-Passe (dem *Pyrenaeus* mons Othos von Freising und Radevics) sind aufs genaueste fixirt in Hormayrs Abhandlung über die tyrolischen Gauen und Comitate §. 27.; hiemit zu vergleichen Pallhausens Römerstraße von Aquileja nach Augsburg, sein Garibald und sein Nachtrag zur Urgeschichte Bayerns. Die nämliche Abhandlung Hormayrs, hätte auch Eichhorn durchaus urkundlich belehren können, wie sich »in mon-

tanis, in regione montanorum,« (unter dieſem Appellativ lag Tyrol bis zum großen Zwiſchenreich verborgen) die Marken der auſtraſiſchen Frankenkönige und der von ihnen abhängigen Bayernherzoge mit jenen Odoakers, ſeit (493) der Oſtgothen und (568) der Longobarden begegneten und berührten, bis (772) Carl der Große zugleich der Franken und der Longobarden Beherrſcher ward. — In Botzen ſaß der bayriſche Grenzgraf, in Trident die longobardiſchen Grenzgrafen und Herzoge (unter den Oſtgothen, duces rhaetici limitis). — Die oft wechſelnde Grenze iſt dort gleichfalls genau aufgezeichnet; Eichhorns Idee alſo ganz unrichtig: »nur das Gebirge habe niemals frankiſche Herrſchaft erkannt, und ſey zwiſchen Franken und Longobarden« ein, ſie von einander abhaltendes, freyes Land geblieben.

Eichhorn hält den Freund des Longobardenkönigs Bertharit, Hunulf (Welf?) für dieſelbe Perſon, mit dem bayriſchen Grenzgrafen zu Botzen, den der Herzog von Trident, Alachis, überwand und der, aufgeblaſen über dieſen Sieg, gegen ſeine Könige Bertharit und Cunibert, Aufruhr erhob. »Zeigt nicht ſelbſt der Angriff jenes longobardiſchen Grenzſtatthalters zu Trident auf den Grafen von Botzen (ſo frägt S. 27 »Eichhorn) daß ſeine Grafſchaft freyes Eigenthum ſeines Hauſes (!!) und weder Bayern noch Longobarden »unterthanig geweſen ſey.« (!?) Paul Diakon ſagt ſchnurſtraks das Gegentheil. Ihm iſt der Graf von Botzen, ein bayriſcher Graf, der über Botzen (Otho von Freiſing nennt »Bavzanum, villam in termino *Italiae* et *Bajoariae* po»sitam, dulce vinum Noricis mittentem) und die übrigen Grenz»feſten geſetzt war.« »Hic (Alahis) dum esset dux in tridentina »civitate, cum *Comite Bajoariorum*, quem illi Grafionem di»cunt, *qui Bauzanum et reliqua castella regebat*, conſlixit, »eumque mirifice superavit. Qua de re elatus, contra regem »suum Pertharit manum levavit« etc. Statt der äußerſt gewaltſamen Unterordnung einer ſo ſcharf beſtimmten Stelle unter einen vorgefaßten Irrwahn, hätte Eichhorn lieber Hormayrs Entdeckung eines ihm ganz unbekannten Nebenzweiges der Welfen nicht ignoriren ſollen, der mächtigen Grafen von Botzen und Eppan (§. 25. ſeiner Abhandlung über die tyroliſchen Gauen und Comitate, und Chronik der Grafen von Eppan im V. Heft des leider allzufrüh wieder eingegangenen tyroliſchen Sammlers) — Hormayers vorzüglichſte Beweisſtellen ſind: Biſchof Egno von Trident des eppaniſchen Hauſes Letzter, ertheilt der berühmteſten welfiſchen Hausſtiftung, der von Altomünſter 1047, nach Altdorf, und 1055 auf den Martinsberg übertrage-

nen Abtey Weingarten (9. Februar 1270 zu Botzen) einen Freyheitsbrief »quia idem locus a *Ducibus et Proceribus de san-*»*guine comitum de Piano exortis*, sit constructus et fundatus!« — Hormayr stellt ferners die ganze Reihe der Welfen, als Grafen von Botzen her, bis sie sich mit dem gänzlichen Verschwinden der Gauenverfassung, von ihren Burgen Eppan (im Latein und Italienischen Piano) Altenburg, Greifenstein und Ulten nannten, — Rudolph der Welfe, Graf von Botzen, Sohn Welfs, Enkel Heinrichs mit dem güldnen Wagen, (der von König Arnulph viertausend Hufen Landes zu Lehen nahm, und dadurch seinen Vater Etticho dermaßen erzürnte, daß er mit zehn der getreuesten Vasallen, in einer Klause, im Ammergau, im Scharnitzerwalde, als Mönch sein Leben beschloß). — *Rudolphus* prefatus (sagt der Mönch von Weingarten) ex sua *Itha* (Gräfin von Oeningen, Nichte des heiligen Conrads, Bischof von Konstanz) duos filios *Henricum* et *Guelfonem*, et filiam *Richgardam* progenuit. Hic est *Henricus*, qui sub annis adolescentiae (im J. 990) in venusta valle, juxta *Leuna* (prope *Bozanum*, setzen die Summula und die Nekrologe von Weingarten und Ottobeuern hinzu, Lanna bey Botzen, am Eingange des Vintschgaues) in venatione, saxo percussus interiit, — Welf, Rudolphs Sohn, schenkt nach Weingarten Güter in eben diesem Lanna und im Oberinnthale. — Als Gefährte der jüngst wieder durch Uhland verewigten Freunde, Ernests Herzogs in Schwaben und Grafen Werners von Kyburg, verlor der geächtete Welf die Grafschaft Botzen, und Engilbert, der nachbarliche Gaugraf im Pusterthale und Lurn, trat auf kurze Zeit an seine Stelle; »comitatus quondam Welfoni commissus« heißt es in brixnerischen Urkunden. — Nach kurzer Verwaltung durch Engilbert, folgte Welfen sein Bruder Etticho. Um 1035 finden wir in einer Tauschurkunde der Bischöfe von Regensburg und Freising, als Zeugen, alle drey nachbarlichen Gaugrafen, in deren Ambacht die vertauschten Orte lagen, Udalschalk, ein Huosier, Graf im Norithal; Etticho, Graf von Botzen, Gerloch, Sohn Ottwins und Bruder des obigen Engilbert, Graf in Lurn und Pusterthal. — Ist dieser Etticho der nämliche, von dem der Mönch von Weingarten sagt: »*Eticho* — sine legitimi matrimonii copula, de hac vita »discessit — genuit tamen ex quadam suarum ministerialium, »filiam, quam frater *Rudolfus* libertate donatam, pro amore »fratris, cuidam nobili de *Rhaetia curiensi*, cum largis prae»diis copulavit: ex qua illi de Herilisella, de Ustera, de »Raprechteswillare et eorum cognatio descenderunt,« hat

der Anonymus nur die Geschlechtsreihe verfehlt, und ihn statt zu Rudolphs Sohne, zu dessen Großoheim und Bruder des heiligen Conrads gemacht? — Stecken die Eppaner unter der cognatio de Herilisella? wurden sie, als sine legitimi matrimonii copula erzeugt, lediglich mit dem kleinen, meist allodial gewordenen Comitate von Botzen, appanagirt und galt darum 1055 der altwelfische Mannsstamm mit Welf V. Herzog von Kärnten, für ausgestorben? — Oder war Graf Etichо von Botzen, ein Sohn des geächteten und wieder zu Gnaden aufgenommenen Welf IV. (Vaters Welfs V. und der an Azo von Este vermählten Cunizza, Stammesmutter der Welfen von Este, Braunschweig und Hannover?) Auf Altmar und Ulrich, Grafen von Botzen (1040 — 1075) folgt 1078 Graf Friedrich, vom Bischof Gerard von Trient aus Botzen vertrieben, Graf zu Eppan.

Der Altschultheiß von Bern und Landammann der Schweiz, Graf Friedrich von Müllinen, Stifter und Präsident der schweizerischen Gesellschaft geschichtsforschender Freunde, hat den dringendsten Beruf, diese genealogische Dunkelheit aufzuklären. Die Müllinen, Habsburg in Freud und Leid so vielfach verwandt, aus denen einer, in der Entscheidungsschlacht im Marchfeld zwischen Rudolph und Ottokar, das habsburgische Banner geführt, ein Anderer, Friedrichen mit der leeren Tasche, in Acht und Bannfluch getreulich nachgefolgt, als er die Herzen der Tyroler durch ein Reimspiel erforscht hat, sechs Brüder und Vettern bey Sempach mit Leopold dem Frommen umkamen, stammen von jener unächten Tochter Etichos und hiedurch von den alten Welfen, aus dem Blute der Grafen von Rapperswyl und Lenzburg (Müllers Schweizer Historie III. 400. n. 27. Hormayrs Archiv für Süddeutschland II. 300).

Ahnenfeindschaft mit Hunfrieds Enkeln, den ihnen nahe verwandten Grafen von Tyrol, Gaugrafen in Currhätien, Engadein und Vintschgau, Feindschaft mit der, durch diese beschirmten Kirche zu Trident, die Gefangennehmung und Beraubung der vom Papste an den welfischen Erbfeind, den waiblingischen Leuen, Friedrich Barbarossa, gesendeten Friedensboten, der Cardinäle Hyazinth und Heinrich, (1158), die darauf gefolgte Blutrache Heinrich des Löwen, setzten der eppanischen Macht und Größe ein Ziel. — Sie endigte mit drey Brüdern, Domherren von Trident, Gottschalk, Conzius und Egno, 1240. Bischof zu Brixen 1250 zu Trident, durch den Wüterich Ezzelin und durch Meinharden von Görz, Erben des tyrolischen Grafengeschlechts, viermal, und von Mastino Scaliger, Herrn von

Verona, auch einmal vertrieben und (25. May 1273 nur vier Monate vor der Wahl Rudolphs von Habsburg) als Flüchtling zu Padua verstorben.

III. S. 28. Welfische Herzoge in Elsaß. — Eichhorn leitet hier auch die Welfen, so wie die Häuser Habsburg-Lothringen, Zähringen und Baden, von Eticho Herzog in Elsaß, Vater der heiligen Ottilie her (662—690) und stimmt bis auf die Zahl der Luitfriede und Eberharde, mit den übrigen Genealogen überein. — Aber über die Hauptsache, über Eticho's Vater, weicht er gänzlich ab von den bisherigen Quellen, dem Annalisten von Ebersheim, dem Leben der heiligen Ottilia, und dem Chronic. Novientense bey Mabillon, die den Majordom Luitherich oder Luidesius dafür angaben und nimmt, unter Schutz und Schirm der beliebten Namensähnlichkeiten, die angeblichen elsassischen Herzoge Bonifaz und Gunzo (650—662) als Vater und Ahn Etichos an. — Schöpflin hatte zwar auch gegen Luitherich, vermeintlichen Hausmeyer Childerichs II. Manches einzuwenden, aber Eichhorn bekehrt uns auch nicht triftiger zum Herzog Gunzo, der nur darum ein Welfe gewesen seyn muß, weil er das Kloster beunruhigte, das S. Magnus in Füssen stiften wollte. Das habe er nicht thun können, kraft herzoglichen Ambachts, also nur als Allodialbesitzer(!!) und um Füssen waren dieses vorzugsweise die Welfen, also!! Wenigstens eben so gut bewies Mederer, die Welfen seyen Agilolfinger! — Im übrigen liegt die genealogische Entdeckung Vigniers über die gemeinsame Abstammung Lothringens und Habsburgs zum Grunde, welche von Schöpflin, Grandidier, Calmet, Zurlauben, Eccard und Herrgott, nur verschiedentlich modifizirt worden ist.

IV. Grafen von Altdorf und im allemannischen Thurgau. — Warin und Ruthard, die Feinde des heiligen Othmar, Isenbart, Carls des Großen Retter auf der Auerochsenjagd, derselbe, dessen Gemahlin die Legende, zu strafender Vergeltung, zwölf Kinder auf einmal gebähren, und diese nur durch einen wundersamen Zufall, der Ertränkung entgehen läßt, Welf, der Carln in den Sachsenkrieg die Schwaben zuführte, und darum von ihm über alles Land vom Rhein bis nach Italien gesetzt wurde, zeither die Welfen auch in der Lombardey mächtig, bereits eine Welfenburg um Tortona, und eben dieser große, gewaltige Welf, Vater der schönen Kaiserin Judith, Gemahlin Ludwigs des Frommen, Mutter Carls des Kahlen, von ihren Stiefsöhnen Lothar, Pipin und Ludwig dem Deutschen geschmäht, vertrieben, eingekerkert, durch

ihre Tochter Gisela, Ahnfrau der Capetingen, der Valois und Bourbons. — Die schwäbischen Welfen, bis 1055, wo Welf V. seit 1047 Herzog von Kärnten auf dem Schlosse Bodmen starb, seinen uralten Stamm endigend. — Die Schwester Cuniza an ihren Geschlechtsvetter Azo von Este vermählt, gebar ihm einen Sohn Welf, der alle schwäbischen Güter seines Hauses erbend und gegen Otto von Nordheim zum Herzoge Bayerns von Heinrich IV. erhoben, Stammvater des jüngeren welfischen Hauses, und gar bald, auch eben dieses Heinrich gefährlichster Widersacher wurde.

»Bonifacius (Welf) um 811. »Comes, natione *Bojavarius*,« war nach Eichhorn, Ahnherr der Welfen in Italien, die gar bald Markgrafen in Tuszien, Präfecten in Corsika, Grafen von Este, Rovigo und Lunigiana wurden. — Man möchte fragen, warum denn alle die spätern Welfen nicht auch ihren Namen in Bonifaz verwandelt haben? Rühmte sich Graf Bonifaz bayrischer Abkunft, warum protestirte Heinrich der Löwe gegen die Reichsacht zu Goslar, als »de *Suevia* oriundus,« er könne nur gerichtet werden »in terra nativitatis suae.« — Aber nennt doch auch der gleichzeitige Thegan den Herzog Welf: »de nobilissima gente *Bojariorum!*« Ueber Lamberts gewaltsamen Tod wäre zu vergleichen der weitführende Wink in Müllers Schweizergeschichte I. S. 268 n. 201, 205. b. c.

In den genealogischen Tabellen S. 41 der deutschen Welfen wunderten wir uns, eine fabelhafte Lucarde, Gemahlin Kaiser Arnulfs(?) zu erblicken. Diese hieß Ota. Ludwig das Kind nennt selbst 901 in seiner Urkunde für den Bischof Zacharias von Seeben: pium genitorem Arnolfum imperatorem et matrem nostram, Otam reginam. (Hormayrs Beyträge, §. 26.) Auch Arnulfs Geliebte, Ellinrath ist urkundlich bekannt. — Eben so wenig verstehen wir, wie Irmengard von Luxemburg, Enkelin der heiligen Kaiserin Kunigunde seyn konnte, die bekanntlich Jungfrau geblieben ist? Neptis ist auch Nichte, nicht bloß Enkelin. — Richlinde von Ebersberg, Welfs Schwester, in den Geschichten von Oesterreich und Steyer eine hochwichtige Frau, vortrefflich beleuchtet in Schollinners akademischer Abhandlung: de »Gerbirge Geisenfeldae sepulta.«

Der Tabelle von den Welfen in Italien (in Afrika, in Sizilien, auf Sardinien und Corsika und in den Apenninen, als Helden beurkundet) folgen sieben Geschlechtstafeln regierender Häuser aus welfischem Blute:

Habsburg-Lothringen (??) Zähringen und Baden, der in Frankreich herrschenden Carlowingen und Capetingen, der Kaiser aus den salischen Franken, der welfischen Könige des transjuranischen Burgundiens.

Die Anmerkungen, 162 an der Zahl, zeigen von emsigem Quellenstudium und lobenswerther Genauigkeit, eben so die genealogischen Tabellen.

Art. V. Oesterreich unter K. Friedrich dem Schönen. Von Franz Kurz, regulirtem Chorherrn und Pfarrer zu St. Florian. (Linz, bey Cajetan Haslinger. gr. 8. 488 Seiten) 1818.

Der erste Band dieser Jahrbücher der Literatur rechnete es sich zur willkommenen Pflicht (S. 49—60) eine Erscheinung, wie Kurzens: »Oesterreich unter den Königen Ottokar und Albrecht« mit dem gebührenden Lobe anzuzeigen, und zugleich auch des unermüdeten Mannes ganze, mühevolle Laufbahn, als kritischen Sammlers und Geschichtsforschers, an den dankbaren Blicken der Zeitgenossen und der Enkel vorüber zu führen. Der Chorherr Kurz hat das übernommene Gelübde treu und ritterlich gelöset. Schon folgt dem Vater Albrecht I. der Sohn, Friedrich der Schöne. — Schon sind auch die Geschichten Oesterreichs unter seinem weisen Bruder, Albrecht dem Lahmen, ausgearbeitet und beurkundet, die interessante Handschrift bereits in die Censur eingeleitet: in voller Bearbeitung aber, die unruhvollen Zeiten des ersten Erzherzogs Rudolphs IV.; drey Päpste in der Kirche, mehrmals zwey Kaiser im Reiche, in Deutschland Krieg der Fürsten und des Adels wider die Städte und das Volk; in Italien Bürgerkrieg oder Tyranney, in England Königsmord und Krieg der weißen und rothen Rose, in Frankreich des Königs Wahnsinn und die Todfeindschaft von Burgund und Orleans, in Spanien Krieg mit den Arabern und mit den Baronen, die Alcavala und Peters des Grausamen Wüten in Portugall die unächten Burgunder und der Anfang der Entdeckungen, im Norden die calmarische Union, in Mailand, Neapel und Ofen Gattin und Verwandte vom Haus Anjou und Visconti, einander erwürgend, des morgenländischen Kaiserthums gänzlicher Verfall, äußerste Gefahr gesammter Christenheit durch der Türken Sieg bey Nikopol unter Sultan Bajessid, und eine zweyte, noch größere mongolische Gefahr, als vor 162 Jahren, durch Timurs von Samarkand Triumphzug von der chinesischen Mauer bis gegen die Ufer des schwarzen Meeres und durch Ba-

jessids, des Donnerers, Niederlage und Gefangenschaft am Tage von Ancyra!

Jenes prosaische und einseitige Absprechen über das Mittelalter, dessen wir schon in der Recension der Geschichten Ottokars und Albrechts mißbilligend erwähnten, kehret auch hier wieder: »Transporter dans ces siècles reculés, toutes les »idées du siècle, où on vit, c'est des sources de l'erreur »celle, qui est la plus féconde!« Dieses hohe Wort des »Geistes der Gesetze« gilt für innere, und äußere historische Kritik, wie für das Gefühl. Freylich, Johannes Müllers Schilderung der Blutrache für König Albrechts Mord, ist lebendig und ergreifend genug, auch darf man nicht gerade »Gertruds von der Wart, Treue bis in den Tod« aus der Hand gelegt haben! — Aber ist in dem aufgeklärten, philanthropischen und kosmopolitischen Jahrhundert, Pombals fürchterliches Wüten gegen die größtentheils erdichtete Verschwörung der Tavoras und Aveiros, ist des verrückten Damiens karaibische Hinrichtung, sind die Gräuel auf Domingo, in Spanien, auf dem Rückzug aus Rußland, nicht tausendmal ärger gewesen? — Des Marschalls von Sachsen Hauptschlüssel zum Siege, »le coeur de l'homme,« hat er mehr zu erwarten von einem, nach verschwundener, kraftvoller Einfalt der Alten, verkrüppelten Geschmack? von seltsamen Meinungen und nutzlosen Spitzfindigkeiten, die dem mit treffendem Doppelsinne so genannten »bas empire« entstammt scheinen, von schwindelnder Theurgie und von der poetischen Philosophie der Neuplatoniker?? Zeit und Erfahrung und die vielfachen Stürme der Welt, sind verläßliche Bürgen gegen die Wiederkehr eines cyklopischen Zeitalters. — Die Flut dürfte uns überhaupt gefährlicher seyn, als die Glut!

I. Friedrich des Schönen Streben nach des Vaters und Ahnherrn Krone, die trotz dessen, der Graf von Luxemburg, Heinrich erhält, bald darauf auch, für seinen Sohn Johann den böhmischen Thron. In Ungern behauptet sich Carl Robert, durch seine Mutter Clementia, Rudolphs von Habsburg Enkel, ein neapolitanischer Prinz von Anjou, aus königlich französischem Geblüte. — Höchst merkwürdige, bisher noch ganz unbekannte Urkunden über die Verpfändung der Markgrafschaft Mähren an die Herzoge von Oesterreich. — König Heinrich verspricht und verweigert ihnen abwechselnd die Belehnung. Die Rivalität zwischen Habsburg und Luxemburg entzündet in Oesterreich revolutionäre Hoffnungen. Wie in solcher Lage fast niemals, fehlten auch diesmal nicht, bayrische Einflüsterungen. Die Verschwornen führten bayrische Fahnen, hatten bereits einen Entführungsanschlag auf die jungen

Herzoge. Das linke Donauufer war fast ganz in ihren Händen, die Pottendorfe und Zelkinger an der Spitze. Ulrich, Abt zu Mölk, und der Wiener Hubmeister Greif Zelm, erdrückten die Gefahren und Folgen des Ausbruchs.

Das Haus Wittelsbach hat Ungern einen Sommerkönig (Otto von Niederbayern), Böhmen zwey Winterkönige gegeben, (Friedrich von der Pfalz und Carl VII.). Aber wer läse nicht gern immer wieder, jenes hochherzigen Otto (schon durch den ehrwürdigen Veteran Westenrieder in Schrift und Bild gefeyerte) That zu Wernstein, wie er, wahrhaft fürstlich, tapfere Treu' auch am Feinde verehrte?

Der Arzt Peter Aichspalt, wahrscheinlich Johannes Parricida's Erzieher und Anstifter, einst seines Vaters Rudolph Pfleger zu St. Stephan in Wien, darauf des Böhmenkönigs Wenzel, Oheims des unglücklichen Johann, Kanzler und Gesandter in Frankreich, Bischof zu Basel, letztlich Churerzkanzler zu Maynz, ein Hauptwerkzeug der Erhebung Luxemburgs, Habsburgs gefährlichster Feind, »der Trugner, der untrew Wolf« (klagt Ottokar) »behend und schlecht zu aller Untreu und zu allem Unrecht.« — Von ihm hier eine merkwürdige Urkunde dd. Eger 23. März 1311. Nro. VIII

Unsers Wissens existirt von Johannes Parricida, als Grafen zu Habsburg und Kyburg, nur eine einzige Urkunde, vom Landammann Grafen Friedrich Müllinen in Bern, dem Freyherrn v. Hormayr mitgetheilt, und von diesem herausgegeben im Cod. Probat. seiner Abhandlungen aus dem österreichischen Staatsrechte. (Wien, bey Anton Doll, 1818.)

S. 343. Aus der Klosterneuburger Chronik, die Preise im Hungerjahre 1312—1313. Würden derley Normen zur Beurtheilung des Waaren- und Geld-Werthes, vor der Entdeckung der neuen Welt, nur von Jahrzehend auf Jahrzehend wiederholt! — Ausrottung der Räuber in Oesterreich.

Fehde der beyden Vettern Ludwigs des Bayern und Friedrichs des Schönen über die Vormundschaft der niederbayerischen Prinzen. Gegen die einmal zu parteyischen bayerischen Zeitbücher, vortrefflich, aus der eigenen Urkunde der beyden Wittwen der Herzoge Stephan und Otto dargethan, daß Friedrich der Schöne, keineswegs eingedrungener Vormund war. Nro. XIV. — Insonderheit wird die oft sehr geringe diplomatische Treue im Abdruck der Diplome bey Oefele gerügt.

Merkwürdige Urkunden der Aussöhnung Friedrichs des Schönen mit seinem Oheim Heinrich von Görz-Tyrol,

Herzogen von Kärnten, Böhmens Prätendenten wider Friedrich und dessen Bruder Rudolph, und wider den luxemburgischen Johann (dd. Salzburg, July 1811) vermittelt zwischen Sohn und Bruder, durch die Königin Wittwe Elisabeth.

Eben diese Elisabeth, unvergänglich in den Jahrbüchern des Landes ob der Enns, durch die Entdeckung und Benützung der Salinen. — Der Chorherr Kurz vervollständiget und vollendet musterhaft, über die Geschichte dieses großen Geschenkes der Natur, was er bereits S. 164 in seinem Albrecht I. und in Hormayrs Archiv, Jahrgang 1811, 1812, 1816, vorausgeschickt hatte, in einiger Meinungsverschiedenheit von dem Rathe und Director Vierthaler, in eben dieser Zeitschrift niedergelegt.

Heinrichs von Luxemburg unerwarteter Tod. — Der beyden Kronwerber Friedrichs und Ludwigs merkwürdige Zusammenkunft in Salzburg (17. April 1314). Ludwigs Versprechen, die deutsche Krone auf keinen Fall anzunehmen, vielmehr Friedrichen zu diesem Ende allen Vorschub zu leisten, diplomatisch erwiesen gegen der bayerischen Geschichtschreiber vergeblichen Widerspruch, (S. 114 — 116) sogar die urkundlichen Belege aus Bodmann, Hontheim, Guden, Senkenberg, ja selbst aus Volkmar und aus der Königsaler Chronik, welche ungeheure Opfer, Ludwig der Bayer eben dieser Krone gebracht habe! — Friedrich und Ludwig zu Frankfurt gewählt, jener in Bonn, dieser in Achen gekrönt.

II. Anzeige der vollbrachten Königswahl beym Papste, durch die Churfürsten der einen und der andern Partey. Friedrichs Zug gegen die unaufhörlichen Vergewaltigungen des Grafen Matthäus von Trentschin und drückende Kriegssteuer in Oesterreich — Friedrichs prunkvolles Beylager zu Basel mit jener, durch alle Reize der Schönheit, Dichtung und Liebe verherrlichten, arragonischen Elisabeth (der in der Folge zahllose Thränen um ihn frühzeitig das Licht der Augen geraubt, und die ihn nur um einige Monate überlebte), und seines Bruders Leopold (der Glorreiche, der Tugendhafte, die Krone und die Blume, der Ritterschaft zugenannt) mit Katharina von Savoyen. — K. Ludwig und sein grimmiger Feind Herzog Leupold treffen zum ersten Mal bey Speyer aufeinander, darauf bey Augsburg. — Leopolds Namenstag, sehr unglücklich bezeichnet durch die Schlacht am Morgarten. — Gefecht bey Eßlingen, in den Fluten des Nekars.

Des Papstes Haltung gegen die zwiespältige Wahl. Er erklärte sich in der Folge als den obersten Verweser des erledigten Reiches. — Leupold zum andertenmale vor Speyer. — Der böhmischen Herren Aufstand, wider ihren König Johann und

Bund (ddto 27. Dez. 1317 zu Wien) mit Friedrichen, Johann abzusetzen, und an seiner Stelle zu erwählen, welchen sie wollen, aus seinen Brüdern Leopold, Albrecht oder Otto, oder gar seinen Oheim Heinrich von Kärnten ihren verjagten König: die Lipa an der Spitze, zwey und dreyßig Baronen mit; — diese Nro. XVII. für die böhmische Stemmatographie, eben so interessant, wie für die Ungrische, der Friedensvertrag zu Bruck an der Leitha, zwischen Friedrich und Carl Robert. Nro. XXXIII. — Johann vergleicht sich aber mit Heinrichen von Kärnten, auch hilft ihm Ludwig seinen mißvergnügten Adel besänftigen. — Schlechter geht es gegen die Waffen des, Speyer hart bedrängenden Leopold. Ludwig flieht vor ihm bey Mühldorf und aus dem Elsaß. Die Entscheidungsschlacht bey Mühldorf und Ampfing (fast in derselben Gegend, wo 522 Jahre darauf, die Schlacht von Hohenlinden), am funfzigsten Jahrestage der Erwählung Rudolphs (28. Sept. 1322.). Ueber diesen Unglückstag und seine einzelnen homerischen Züge (man mag nun hierbey die warnende Weissagung zu Admont und Friedrichs Antwort, Leupolds unzeitige Rache an Montfort, und die wachsame List der Fürstenfeldermönche, den Ritterschlag, den Pilichstorfer und die drey und zwanzig Trautmannsdorfe, König Johanns Unfall und den ihn wieder befreyenden Verrath, Schweppermann und Rindsmaul im Auge haben, oder die täuschenden, österreichischen Farben in des Burggrafen von Nürnberg entscheidendem Hinterhalte) — hätte man billig ein vollständigeres, ein Bild von glühenderen Farben erwarten dürfen: ohne ein Gleiches zu fordern für die wilde Niederlage am Aegerisee bey Morgarten oder für die italienischen Heereszüge, in welchen alle drey Brüder, Leopold, Heinrich und Albrecht, wenn auch nur vorübergehend, anziehende Rollen gespielt haben.

So wie die bayerischen Geschichtsforscher Friedrichen nur als aufgedrungenen Vormund der Niederbayerischen Prinzen und als Afterkaiser kennen; wie sie das von ihrem Lieblingshelden Ludwig, ihm zu Salzburg feyerlich besiegelte Versprechen rund abläugnen, ihn am Neckar, bey Speyer, bey Eßlingen, ja sogar in der übereilten Flucht von Burgau, gleichwohl als Obsieger, als gebornen Kriegsmann darzustellen sich nöthigen, haben sie ihn auch für Mühldorf mit einem Theaterprunk behängt, wie er allenfalls Wilhelm dem Eroberer, Heinrich VII. und Wilhelm von Oranien bey Hastings, Bosworth und am Bonne, wie er den portugiesischen Alfonsen und Juanen, bey Ourique und Aljubarotta geziemt haben würde. — Mit der ihm eigenthümlichen Trockenheit und Kälte, bloß

mit den eigenen Worten der Quellschriftsteller und Urkunden, zeigt nun der, wie Wenige, ganz parteylose Kurz, wie Herr Seyfried Schweppermann, das verspottete, höckerichte Männlein, laut seiner Grabschrift, »ein ritersman, sein tuns und wandels an und vest, im streitt thät das best,« wie sauer und redlich er den Ausspruch verdient habe: »jedem Mann ein Ey, dem frommen Schweppermann zwey.«

III. Auch nach dem Siege, nach der Gefangennehmung seines Gegenkaisers Friedrich, nebst dem Bruder Heinrich und dem Kern der österreichisch-steyerischen Ritterschaft, vergebliche Schritte Ludwigs um die päpstliche Bestätigung. — Ludwig erklärt seinen ältesten Sohn Ludwig zum Churfürsten von Brandenburg. Abenteuerliche Tauschprojecte mit König Johann, Böhmen gegen die Rheinpfalz, später Kärnten und Tyrol gegen Brandenburg zur Krone Böhmens. Johann verläßt Ludwigen, nähert sich auf König Carl Roberts Zuthun Oesterreich und entläßt den Herzog Heinrich seiner Haft, wiewohl unter lästigen Bedingnissen. — Leopold unterhandelt fruchtlos die Befreyung des nach der Trausnitz abgeführten Friedrich. (Noch besitzt das Geschlecht der Freyherrn Karg zu Bebenburg einige der hölzernen Pfeile, welche zu schnitzen Friedrich des Schönen einziger Zeitvertreib in der langen Kerkersnacht gewesen). Ludwigs immer heftigerer Zwist mit dem Papste Johann. Die Minoriten vertreten offen und kühn seine Sache. — Herzog Otto der Freudige in Italien. — Leopold waffnet Himmel, Erde und Hölle für Friedrichs Befreyung. Seine Zusammenkunft zu Bar an der Aube mit dem französischen Könige Carl. Tag zu Rense gegen Ludwig. Leopolds Sieg bey Burgau. Ludwig weiß keinen andern Rath mehr, als nach Trausnitz zu dem allda (»tamen sine compede et vinculis,« welche Großmuth!) gefangen gehaltenen Friedrich zu eilen, und ihn auf Bedingnisse in Freyheit zu setzen.

IV. Als Friedrich, nach Oesterreich zurückgekehrt, vergeblich alles aufbot, die seinem Feinde gesicherten Vertragsartikel zu erfüllen, riß er sich rasch von allen seinen Geliebten los, und lieferte sich selbst wieder seinem hartgeängstigten Feinde aus. Durch diese edle Großmuth überwunden, nimmt ihn Ludwig freundlich und brüderlich auf. Der ergrimmte Leopold, der Papst, der König von Frankreich bieten alles auf, das neue Band zu zerreißen; da bequemt sich Ludwig zu einem zweyten Vertrage, der Friedrich zum Mitregenten erklärte. (Köhler und Baumann, de voluntario, inter *Ludovic.* et *Frid.* imperii consortio.) Der Papst und die Churfürsten eifern auch

gegen diese Uebereinkunft, und Ludwig läßt es sich in einer dritten gefallen, Friedrich soll in Deutschland herrschen, Er in Italien. So geschieht auch. Aber nach des gefürchteten Leopold Tode (13. Febr. 1326). bindet sich Ludwig an gar nichts mehr, und vergilt Friedrichs Großmuth mit wegwerfender Geringschätzung. — Ludwigs abenteuerlicher Zug nach Italien, seine Krönung in Rom, sein Afterpapst, seine ruhmlose Wiederkehr auf die deutsche Erde. — Otto der Fröhliche angehetzt von seiner Gemahlin, der bayerischen Elsbeth, waffnet gegen ihn, Ungern und Böhmen herbeyrufend. Friedrich, für den der Bruder Leopold Wunder gewirkt, sollte nun gegen den Bruder Otto das Schwert erheben! Er zog schleunigen Frieden der gerechten Rache vor, und schied gänzlich aus diesem feindseligen Gewühle auf dem einsamen Guttenstein, an der Piesting, in fromme Betrachtungen und wehmüthige Erinnerungen versenkt, und gar bald (13. Jänner 1330) einer Welt entrissen, die seiner nicht würdig war.

Der Geschichtschreiber, der Biograph, wird dieses Buch freylich, nicht ganz befriediget, schließen. — »Des Schwärmers Ernst mit Weltmannsblick gepaart« tiefe und weite Ansichten, scharfsinnige Vergleichungen — zum Troste, zur Warnung, zur Nachahmung oder Bewunderung hervorgestellte Beyspiele, würde man vergebens suchen. Aber hier ist aus Quellen wiedererzählt; die Flammen der Alten, ihre Gewalt über uns, zeigt die Dinge wie sie wurden und waren der Wirklichkeit und dem Leben selber entnommen!! Kurz gibt sich nicht als Geschichtschreiber, aber er ist ein ausgezeichneter Geschichtsforscher; denn die ersten Pflichten eines solchen: unermüdbare Genauigkeit im Ergründen und parteylose Wahrheitsliebe im Angeben, hat er, einen ganzen Cyclus schätzbarer Werke hindurch, auf die unzweydeutigste Weise bewährt. — Zwar gibt er uns nicht den Abglanz des begeisterten Aufschwungs und des rührenden Zartgefühls, des Vereins weiblicher Milde, mit löwenkühnem Muth, wie sie in den liebenden Brüdern und herrlichen Rittern, Friedrich und Leopold, auf Rudolphs Schöpferkraft und auf Albrechts strenges, von düsterem Ehrgeiz durchflutetes Regiment gefolgt sind, aber durch Wort, Schrift und Thaten, hat uns Kurz dargethan, jener sey unser Hektor gewesen, dieser unser Achill!

Der unglaublich rasche Allianzwechsel zwischen Ludwig und Johann (nicht durch die Zeiten des Bündnisses von Blois, der Ligue von Cambray und der heiligen Ligue überboten) Ludwigs widersprechende Verheißungen, dilatorische, evasive, wahrheitswidrige und hinterlistige Schritte, haben schon in alter

Zeit, das Bedürfniß einer Vertheidigung fühlbar gemacht. — Der ehrliche Herwart beschränkte sich meist darauf, zu zeigen, der Bannfluch sey ungerecht, und Ludwig dennoch ein recht guter Christ gewesen. Andere (Lipowsky, Longolius, Steinc.) meinten Wunder gewirkt zu haben, wenn sie Friedrichs Mitregentschaft läugneten, sich sogar mit vornehmer Miene darauf beriefen: es habe der Nächste seines Namens, sogar selbst ein Oesterreicher, sich öfters Friedrich den Dritten genannt, der Kleinigkeit rein vergessend, daß er nicht als König, sondern als in Rom gekrönter Kaiser gezählt. — Zierngiebel und Mannert in ihren, von der Münchner Akademie gekrönten Preisschriften, konnten zwar, vom Zeitgeist ergriffen, der erkannten, historischen Wahrheit weniger widerstreben, aber dennoch, wie sehr und wie oft werden sie durch diese verdienstvolle Arbeit Kurzens zurecht gewiesen?! Ihr Verlauf, die Urkunden XXVI, XXVII, XXVIII, XXIX weisen musterhaft und unwidersprechlich den Gang der Verhandlungen und Verabredungen zwischen Ludwig und Friedrich, auf der Trausnitz, zu München, zu Ulm, zu Innsbruck und die gänzliche Unparteylichkeit der Charakteristik des Ersteren im österreichischen Plutarch.

»Ludwig der Bayer, der Häuser Habsburg und Luxemburg berühmter Gegner, war von angenehmer, königlicher Gestalt, seinem mütterlichen Großvater Rudolph, und seinem Vetter und Nebenbuhler Friedrich dem Schönen, nicht unähnlich mit seiner Adlernase, den lichtblauen, milden und doch lebhaften Augen, dem krausen, röthlichen Haar und raschen Gang. Ein trefflicher Ritter in allen Uebungen, ein guter Reiter, gewandter Jäger und kühner Schiffmann. Wie jene, war er überaus leutselig und fröhlich und freygebig.«

»Aber dem Manne, der das beschworne Wort gebrochen, um (noch dazu mit Opfern, die dem erschöpften Erblande schwer fielen) die Kaiserkrone auf sein Haupt zu setzen; dem Manne, der von Friedrichs des Schönen beyspielloser, großmüthiger Treue kaum auf einen Augenblick gerührt, Vortheil zog; der in seiner Bedrängniß dem ritterlichen Leopold Alles versprach, und als diese Blume der Ritterschaft dahin war, Friedrichen schonungslos behandelte; dem Manne, der gegen seine urkundlichen Gelübde, gegen deutsches Recht, ja gegen die Satzungen seiner Kirche, dem Hause Luxemburg, Tyrol und Kärnten entriß, und die Gemahlin und das Land eines Andern seinem Sohne gab, dem können wir unmöglich eine wahrhaft königliche Seele zutrauen.«

»In diesem Manne war durchaus keine Einheit. Unbedacht begann er mit unzähligen Verwicklungen und Gefahren den

herausfordernden Kampf, und entwickelte darin öfters ungewöhnliche Gaben; aber hierin so muthig, zeigte er dennoch in keiner Unternehmung den reifen Plan, noch jenen raschen, den Becher der Schicksalsgunst bis auf die Hefen leerenden Gebrauch des Augenblicks, — nicht jene feste, unbeugsame Standhaftigkeit, ohne die noch wenig Großes, nur große Verwirrung geschehen ist. Nicht selten verwegen und stürmisch im Anbeginne seines Thuns, erscheint er beym ersten bedeutenden Andrange zwischen Extremen hin und her geschleudert, und zu Mitteln bereit, welche die Fabricius und Regulus hochsinnig von sich gewiesen haben. — Indessen haben auch seine Feinde sehr oft und ohne alle Noth, solche Mittel wider Ludwig gebraucht.«

»Derley Wankelmut mag man etwa dem Einzelnen verzeihen, der in den Geschäften seines Herdes und Hauses ewig ändert und bessert, sich zum alleinigen Schaden; aber nicht dem Herrscher, der das einmal Gesprochene nur selten ohne noch größeren Nachtheil zurücknehmen kann. Das ist nicht die Natur eines Reichs- oder Dynastienstifters. Darum ist auch schon binnen siebzig Jahren alles, was Ludwig gebaut und in der That oder in naher Hoffnung in sein Haus gebracht, gleich Seifenblasen wieder zergangen: Brandenburg, Tyrol, Kärnten, das Herzogthum Schwaben, Holland, Neapel und die Ludwigen dem Römer durch Heirat mit Casimirs Tochter verheißene polnische Krone.«

»Dagegen mag zu Ludwigs Entschuldigung dienen, daß die harte Schule, worin er aufwuchs, wohl den Meisten jene kindliche Einfalt des Gemüths, jene spiegelebene, stets gleiche Selbstständigkeit des Willens geraubt haben würde, die den wahren Mann und Fürsten bezeichnet.«

»Im siebenten Jahre, seines Vaters beraubt, sah er Mechtilden, die Mutter und Rudolphen den älteren Bruder im bittersten Zwist um die Vormundschaft über ihn. Er sah sie Verträge schließen, und eben so schnell wieder brechen; sah sie die Günstlinge, Otto Krondorfer, und Conrad Ottlinger, erst über alles erheben, und dann grausam hinopfern, die Mutter durch den Bruder gefangen, dann vor ihm flüchtig, er selbst das ganze Leben hindurch, in Haß und Nachstellungen mit eben dem Bruder und mit den niederbayerischen Vettern. Frühe Eindrücke solcher Art, solche Lösung der engsten und heiligsten Bande, verbreiten ihren Einfluß fast unausbleiblich auf das innerste Gemüth.«

»Seine Feinde waren fast alle mächtiger als Er. Die Eifersucht zwischen den drey letzten Kaiserstämmen Habsburg, Luxemburg und Bayern, bedurfte wahrhaft eines fortgesetz-

ten Kunstwerkes, um gerade das letzte und mindest mächtige, wieder und wo möglich auf Kosten der beyden andern zu erhalten und zu erhöhen.«

»Es ist eine an diesem Fürsten und für sein Zeitalter überaus merkwürdige Wahrnehmung, wie er gewußt hat, die besten Köpfe für sich zu gewinnen, und die weit überlegenen physischen Kräfte seiner Gegner durch intellectuelles Uebergewicht zu entwaffnen. — Die Grafen Ludwig von Oettingen und Berthold von Henneberg, Castruccio von Lucca und Ulrich Hangenor führten seine Unterhandlungen mit bewundernswürdiger Gewandtheit und List. Michael Cesena, Occam, Bonagracia, Dante, Albertin Mussat, Andreas von London u. v. a. schrieben für ihn, und die guten Köpfe der damals von den Päpsten unklug behandelten Minoriten mit solchem Feuer und mit solcher Popularität, daß alle Flüche aus Avignon wie an einem ehernen Schilde abprallten, und seit der Zeit kein Papst es mehr gewagt hat, den einst so gefürchteten Bannstrahl auf eines Kaisers heiliges Haupt zu schleudern.«

Des Verfassers Geschichten Albrechts des Weisen, vor Kurzem vollendet, und in Kurzem gleichfalls dem Drucke übergeben, erschöpfen vollends Alles, was zur vollendeten Schilderung der Epoche Friedrichs des Schönen etwa noch zu wünschen seyn dürfte. Hier sehen wir die beynahe unglaublich ärgerliche Dazwischenkunft Kaiser Ludwigs in der Ehescheidung Margarethens der Maultasche von Johann Heinrich, König Johanns Sohn und Carls IV. Bruder — die widersprechenden Verleihungen Kärntens nach dem Todesfalle König Heinrichs. — Durch Weiber hatte das görzische Geschlecht 1248 die Herzoge von Meran, 1253 die alten Grafen zu Tyrol aufgeerbt, durch letztere, theils als Eroberung, theils als Lehen vom Hochstifte Trident, den eppanischen Nachlaß. Das Vermächtniß Herzog Ulrichs von Kärnten (des letzten vom Hause der Grafen von Sponheim und Ortenburg, Grafen aus dem Lavantthale, Erben des Eppenstein-Mürzthalischen Stammes und zum Theile auch der Grafen von Sempt und Ebersberg, kurz vor ihrem Erlöschen, auch noch Pfalzgrafen in Bayern) mit seinem Herzogthume, an König Ottokar, Schwager und Nachfolger des letzten Babenbergers, Friedrich des Streitbaren, Herzogs zu Oesterreich und Steyer (ddt. Podibrat 1267, 7. Dez. bey Schrötter, Lambacher und Fröhlich) ist noch nie genügend publizistisch erörtert. War nicht Margarethe die Maultasche eben so gut 1335 Erbin von Kärnten als von Tyrol? Kärnten als Herzogthum existirte längst nicht mehr. Es war so gut, seit den Hohenstauffen, bloß titular, als die Da-

chauer und Andechser (von Kroatien, Dalmatien und Meran), die Zähringer, als Welf VI, ohne herzogliches Amt und Land, im heiligen römischen Reiche deutscher Nation, bloß persönliche, bloß Titularherzoge gewesen sind!! Demnach hatte hier wahrscheinlich keine entschiedne reichslehenbare Eigenschaft mehr Statt. Die Allode wurden ordentlich vermacht, verschenkt oder vererbt, die Lehen fielen an Hochstifter und Klöster zurück, von denen sie zu Lehen rührten, denn »seines Genossen Mann,« konnte ein Deutscher nicht werden, ohne »seinen Heerschild zu erniedern,« wohl aber der Kirche. — »si sine filiis et *filiabus* decesserimus« sagt Ulrich; also Weibernachfolge auch im Stamme Sponheim. Er instituirt Ottokaren, als *consanguineum* (ihre Aeltern waren Geschwister) und »ob multa beneficia,« freylich meinen einige Zeitbücher, nur *quasi*, nur *indebite* und *in prejudicium imperii*, aber Rudolphs Belehnung für Meinharden über Kärnten (2. Febr. 1286 zu Augsburg) galt auch *heredibus* suis, nicht distinguirend! Das Beyspiel von Meran, Tyrol, Görz, der Buchstabe des nicht annullirten Ulrich'schen Vermächtnisses, zeigt die Kunkel-Folge in diesen halb deutsch, halb wälschen Häusern, nicht als Ausnahme, eher als Regel; so kann auch der Ausdruck: *heredes* der Rudolphinischen Investitur, nicht wohl *strictissimae interpretationis* seyn, bloß für den Mannsstamm. Doch nil novi sub sole! Auch damals galt Staatsinteresse und des Augenblickes ewig sieghafte Gewalt und nicht bloß Staatsrecht.

Der rapide Allianzenwechsel steigt in den Zeiten Albrechts auf das Höchste, und es war kein mißlungenes Bild mancher spätern Koalitionen, wie bey der berühmten Zweysprache zu Wien, der lahme Albrecht, nicht aus seinem Lehnsessel aufstehen, und der blinde König Johann die Thüre nicht finden konnte!!

Ths.

Art. VI. Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland und den vereinigten Niederlanden, von J. D. Fiorillo. Erster Band. Hannover, 1815. Bey den Gebrüdern Hahn. XIV. und 503. S.

Nur wer sich selbst mit Forschungen der Art abgegeben hat, die das vorliegende Buch gesammelt aufstellt, kann die Größe und Schwierigkeit der Arbeit würdigen, wenn andere, bloß im Allgemeinen lobend, die Tüchtigkeit der Arbeit anerkennen, ohne das eigentliche Maß dafür zu haben. Nur wer weiß, wie wenig die alten Zeitbücher dem Forscher geben, wie unzulänglich ihre Nachrichten, wie unklar und widersprechend sie sind, wie wenig gründ-

lich die Neuern untersuchten, kann ermessen, wie unendliche Mühe es machte, ein solches Buch, wie das vorliegende, hinzustellen. Der Beurtheiler, lange mit gleichen Arbeiten beschäftigt, glaubt zu denen zu gehören, welche sich einer Anzeige dieses tüchtigen Werkes unterziehen dürfen, und weit entfernt, eine kleinliche Kritteley bey diesem und jenem vorherrschen zu lassen, glaubt er der Sache selbst den besten Vorschub zu leisten, wenn er das Werk genau durchgeht, und aus seinen Durchforschungen alter Schriften oder dem, was ihm das Selbstanschauen alter Denkmäler gab, Lücken ergänzt, und seine oft von den frühern Beobachtern und Beschreibern abweichenden Ansichten ohne Groll und Anmaßung aufstellt. Bis jetzt sind nur die ersten Grundsteine zu einer Geschichte der Kunst des alten Deutschlandes gelegt, der Folgezeit bleibt die Aufführung eines in allen seinen Theilen haltbaren Gebäudes erst überlassen.

Der Verf. fühlte sehr richtig, daß die ganze Kunstgeschichte der Deutschen in eine Kunstgeschichte der Einzellande zerfällt, daß diese erst gehörig erforscht seyn muß, wenn sich daraus eine Gesammtgeschichte aufbauen soll. Der Verf. dieser Beurtheilung versuchte schon in öffentlichen Vorträgen eine deutsche Kunstgeschichte nach der Zeitfolge; sie fügt sich ziemlich leicht an einander, aber auch in ihr treten die gewaltigen Lücken bedeutsam hervor, noch mehr aber die Ungewißheit, welche über manche Gegenstände herrscht.

Die durch die Römer in Deutschland verbreitete Bildung ist wohl als eine gedoppelte zu betrachten. Einst gemeinsamen Ursprunges, dann an der Donau und an dem Rheine hinunter gehend, scheint doch die östliche Seite Deutschlands sich in der folgenden Zeit getrennt zu haben von jener westlichen, welche immer deutsch blieb, als die östliche, in die sich manches Slavische und Griechische mischte, welches Griechische wohl mit großem Unrecht in der westlichen Seite Deutschlands vom elften Jahrhundert ab, auch gesucht wird. Was Byzantinisches Werk ist, zeichnet sich unverkennbar aus, sticht gegen das andere so scharf ab, daß beydes wohl auf das genaueste zu trennen ist. Ein Byzantinisches und ein Altdeutsches oder Altitalisches Schnitzwerk zum Beyspiel gegen einander gehalten, wird selbst der Ungeübteste auf den ersten Blick sondern können.

Daß Eginhard den bekannten Brief bey du Chesne nicht an seinen Sohn geschrieben hat, wie S. 25. steht, hat schon Bredow in seinem: Karl dem Großen, wie ihn Eginhard beschrieben S. 160. 61. bewiesen, vielmehr ist er an einen jungen Geistlichen im Kloster Seligenstadt gerichtet. — Die Bildsäule im Dom zu Halberstadt (S. 38.), Karl den Großen

und den vor ihm knieenden Wittekind vorstellend, ist gewiß nicht aus der Zeit Karl des Großen, sondern aus dem funfzehnten Jahrhundert, in welchem mehrere im Dome befindliche Bildsäulen, so wie die meisten im sechzehnten Jahrhundert gearbeitet sind, herrührend. Der Leichenstein der Fastrada gehört nicht hieher, da sich auf ihm kein Bild befindet. Wenn auch (S. 39) die Crypta in der St. Marienkirche zu Kölln aus den Zeiten der Karolinger herrührt, so folgt doch daraus keineswegs, daß die Malereyen auf den Wänden aus jener Zeit sich herschreiben, sie können aus weit späterer Zeit seyn und sind es auch gewiß. So finden sich z. B. in der Crypta des Doms zu Goslar, der im elften Jahrhundert gebaut worden, Gemälde auf der Wand, bey denen noch die Jahreszahl 1484 steht — Nicht Karl der Große ist es (S. 42) welcher, von Geistlichen umringt, in einer Bibelhandschrift erscheint, die das Capitel zu Metz dem Minister Kolbert schenkte, sondern Karl der Kahle.

S. 59 ist das Kloster Lorsch, nicht, wie es heißt, Lorch gemeint. Vor allem wäre hier der unter Karl dem Großen gebaute doppelte Eingang zu erwähnen gewesen, der jetzt in die Michaelis-Capelle verwandelt ist, und von dem die vordere, überaus merkwürdige Seite in Moller's Denkmale der deutschen Baukunst das erste Blatt ist. S. 65. Berengarius und Liuthard waren wohl nicht Brüder, sondern nannten sich, als Geistliche, Fratres. S. 72. Der Bildsäule Otto des Großen können wir unmöglich ein so hohes Alter beylegen, als hier geschieht. Sie ist keineswegs so roh, als hier behauptet wird, vielmehr ist sie in einzelnen Stücken recht zierlich gearbeitet, besonders im Kopf und in der Gestalt des Kaisers; selbst das Pferd, welches steif und hölzern aussieht, ist wenigstens nicht plump. Wir setzen sie frühstens ins dreyzehnte Jahrhundert. Auch möchte, unten bey dem Wappen, wohl der Rautenkranz jeden stutzig machen, der ein so hohes Alter vermuthet; indessen ist auch wohl wieder in Erwägung zu ziehen, daß dieß Wappenbeywerk seinen Ursprung immer schon, unbeschadet des Ganzen, in späterer Zeit nehmen konnte.

Ueber den Naumburger Dom ist S. 77 viel zu kurz gesprochen. Dies überaus merkwürdige Gebäude gehört indessen bestimmt, so wie es jetzt steht, weit späterer Zeit an. So ist gewiß das Abendchor späteren Ursprunges und überhaupt eine merkwürdige Erscheinung. Die ganze Kirche verdient eine ausführliche Beschreibung, die hier nicht an der Stelle seyn würde. Nur einige Andeutungen. Jetzt ist es eigentlich eine Zusammensetzung von drey Kirchen, indem jedes der beyden Chöre und das Schiff strenge eines vom andern abgesondert sind. Das Aelteste ist unstreitig das Morgenchor (gegen Morgen lag ja immer der hohe Altar und ei-

gentlich müssen alle Altäre dahin gerichtet seyn). Es ist, auffallend, vierseitig geschlossen. Auch hier ist aber viel Veränderung, indem es scheint, daß man, nur als uralt die unterirdische Kirche (Krypta) annehmen kann, die nur bey Lichtschein zu beschauen ist. Hier wechselt der Kreisbogen und der Spitzbogen, allenthalben ist sonst meist der Spitzbogen, kurze Säulen tragen das Gewölbe, und an einigen Stellen stehen vier, zwar kurze, aber schlank gehauene Säulen um einen festen Kern. Die Bildsäulen im Abendchor sind zum größten Theil sehr gut gearbeitet, und erscheinen in ihrer beträchtlichen Höhe noch schöner. Es ist eine der wichtigsten Steinarbeiten alter Zeit, die uns vorgekommen; aber in die Gründungszeit des Doms gehören sie nimmer, sondern sind aus dem vierzehnten Jahrhundert frühstens. Ihre Bemalung wollen wir nicht vertheidigen, können sie aber nicht so abscheulich finden, und glauben, daß sie gewiß von frühster Zeit an bemalt waren, wie wir häufigst gefunden haben. Dies Abendchor ist dreyseitig geschlossen, also auf das abgeschnittene Achteck hindeutend. Zweydeutig ist es, wenn es heißt, daß man »am Eingang einige interessante Basreliefs wahrnimmt,« indem dieß vom Eingange aus dem Schiffe ins Abendchor, nicht etwa aber vom Eingange in die Kirche selbst zu verstehen ist. Der Gemälde geschieht gar keine Erwähnung, und doch sind sie nicht unbedeutend.

Vom Aeußern der Kirche hören wir gar nichts. Auch dieß ist ausgezeichnet, aber alles Werk der ausgebildeten deutschen Baukunst. Außen am Chor gegen Morgen sind zwey Thürme, welches uns zu bezeichnen scheint, daß ursprünglichst das Morgenchor die ganze Kirche war, der sich späterhin das andere anfügte. Diese Thürme sind unten viereckig, dann achteckig, verlaubwerkt, aber oben mit runden Bogen in den Oeffnungen. Daran schließt sich das Schiff der Kirche, welches im Kreuz, im Schiff und in den niedrigen Abseiten mit runden Fensterbogen. Unten am Schiff steht ein ganz durchbrochener, höchst eigenthümlicher Thurm. Sein Fuß ist eine ganze Masse, dann folgen die durchbrochenen und durchsichtigen Stockwerke, darauf eine Kuppel. Am Schiff stehen nur zwey starke ungeschmückte Strebepfeiler, sonst bilden die Abseiten die Widerlage. Beym Abendchor findet sich oben am Gesims ein zierlicher Laubwerk-Schmuck. Die Mittagseite ist verbaut. Auf dem Chor gegen Abend steht auf der Mittagsseite noch ein Thurm, der aber beym Dache aufhört, und eingedeckt ist.

Nebenbey steht noch eine Capelle mit zwey Giebeln, einen gegen Morgen, den andern gegen Abend. Ueber den Thurm gegen Morgen ist in Stein gehauen die Anbetung der heiligen drey Könige — daneben noch ein kleines Kirchlein, welches gegen Morgen dreyseitig geschlossen ist. Beyde werden nicht mehr gebraucht. —

Wir gedenken hier nur der gar merkwürdigen Wenzelkirche zu Naumburg, von der wir im Buche nichts finden. Das Aeußere zeigt vielfachen Schmuck altdeutscher Bauart, und sehr zierlichen; das Innere sieht ganz neu aus, ist aber von ganz eigenthümlicher Bauart, besonders die Zusammensetzung des Schiffs und des Chores. Auch sind hier einige sehr beachtungswerthe Gemälde, die zu den Seiten des hohen Altares alle gesammelt sind. Davon und von alle dem, was wir hier nur andeuten können, einmal ausführlicher bey Mittheilung unserer Reisetagebücher.

S. 82. Der Dom zu Mainz muß ein aus vielfachst verschiedener Bauart zusammengesetztes Gebäude seyn, ein wahres Musterblatt des verschiedenen Zeitenwechsels. Leider gehört die alte Stadt zu denen des linken Rheinufers, die wir auf unsern Wanderungen nicht sahen, aber die wenigen Abbildungen welche uns der treffliche Moller in seinem Werke schenkt, und die wir durch andere noch vermehrt wünschen, sind schon höchst beachtungswerth. Wir bemerken, daß auch der Mainzer Dom dreyseitig gegen Morgen geschlossen ist.

Mit S. 91. beginnt I. die Betrachtung des Zustandes der zeichnenden Künste in Oesterreich von den frühsten Zeiten bis zum funfzehnten Jahrhundert. Wir müssen bedauern, daß wir in einem Werke, welches in dem österreichischen Kaiserstaate erscheint, und worin also grade eine Ergänzung der vielfältigst mangelhaften Kunstnachrichten erwartet werden könnte, nichts zu geben im Stande sind. Wenn wir auch die Hoffnung hegen, noch einmal, so Gott will, einen Theil dieses gesegneten Landes zu durchreisen und kennen zu lernen, so ist doch dieß eine ferne Aussicht, und wir wünschen daher, daß andererseits zu unserer Beurtheilung em mit den Kunstwerken seines Vaterlandes gründlich bekannter Oesterreicher treten möge, um unsere Schwäche freundlich zu decken. Bey dem auch hier rege werdenden Eifer ist dieß leicht zu erwarten, und die tüchtig begonnenen Hefte für Baukunst und Bildnerey des Mittelalters im österreichischen Staate setzen große Sammlungen, unermüdlichen Eifer und viele gediegene Kenntnisse voraus.

Wichtig möge uns noch S. 93 die Meinung eines solchen Kenners der Kunst des Mittelalters seyn, wie Herr Fiorillo ist, wenn es heißt: »durch die Nähe des Byzantischen Reichs kamen mehrere Malereyen in dem Herzogthum Oesterreich und selbst in Bayern in Umlauf, die man jedoch mehr zur Verehrung als zur Nachahmung aufstellte.« Dieser Satz läßt sich durch die ganze Kunstgeschichte Böhmens und Schlesiens, gewiß auch Oesterreichs und unbedingt der andern deutschen Lande durchführen, und doch waren gerade Böh-

men, Schlesien und Oesterreich am meisten den Einrichtungen der morgenländischen Christen und der morgenländischen Kunstbildung ausgesetzt. Die böhmische Malerschule, welche auch ihre Werke und Schüler nach Schlesien verbreitete, steht jenen morgenländischen Bildern in Form, Ausdruck und besonders im vielseitigen Wechsel der Bilder strenge entgegen, das rein Deutsche ist unverkennbar. — Ganz unbegreiflich ist es aber, wie hier an diesem Orte, bey Aufzählung österreichischer Kunstdenkmale, mit einem Mal von einem griechischen Gemälde, gefunden im Kloster zu Donauwörth, die Rede seyn kann, eine Nachricht, die man wohl hier, so wie die daran gefügten, über ein Geschenk an Ludwig den Frommen und nach Trier gekommnen Kunstsachen aus der Sophienkirche zu Constantinopel, am allerwenigsten suchen möchte. Höchst wichtig wäre es, wenn die Münchener Steindruckereyen uns eine genaue Nachbildung dieses Donauwörther Gemäldes gäben. Dagegen gehört S. 239 die Stelle über den in der Schatzkammer zu Wien befindlichen, vom heil. Stephan und der Gisela geschenkten Mantel mit aufgedruckten Buchstaben an diesen Ort, welcher sich aber aus v. Murr's Beschreibung von Bamberg, selbst mit dem Ausruf: »Wie nahe war man doch schon im Jahr 1031 der Buchdruckerey!« in die Geschichte der Kunst in Franken eingeschlichen hat.

Wir schalten hier die Nachricht von dem alten Taufstein, gekommen aus der Rupertikirche zu Wien, als einziges Ueberbleibsel dieser Kirche ein, welchen das erste Heft der Denkmale der Baukunst und Bildnerey im Oesterreichischen gibt, eine für unsere Untersuchungen über die achteckige Gestalt im Alterthume und ihre Bedeutung höchst wichtige Alterthümlichkeit. Dann gehört auch hieher die im Jahr 1154 eingeweihte Kirche Maria-Stiege zu Wien, mit deren Betrachtung sich Heft 1 des genannten Werkes ganz und Heft 2 zum Theil beschäftigt. Indessen glauben wir, hier erinnern zu müssen, daß man sich ja in Acht nehmen sollte, vieles von dem jetzigen Zustande des Gebäudes (wir reden bloß von dem alten Bau, der Neubau fällt von selbst fort) auf die alte Zeit zu rechnen, indem alles einer spätern Ueberarbeitung anheim fällt, und nur die Seitenmauern und der einfache Giebel gegen Abend die Spuren des ursprünglichen Gebäudes tragen. Die schönen Hochbilder über der Thür der Minoritenkirche und des Marienzeller Hofes zu Wien wagen wir nicht einer bestimmten Zeit zuzueigenen, ehe uns nicht das dritte Heft der genannten Denkmale die geschichtlichen Nachweise liefert; Irrthümer wären in einem so vielfacher Forschungen noch bedürfenden Felde gar zu leicht.

Was die S. 102 bemerkte Umschrift um das Bild des Herzogs Albert *S. Albertus.* Dei. Gracia. Dux. Austrie. Styrie.

Karintie. etc. und in ihr das dieselbe anfangende S. betrifft, so ist dabey wohl ein Irrthum. Zuerst nach einer Münze kann es wohl unmöglich nachgebildet seyn, die lieferte jene Zeit schwerlich so groß und prachtvoll. Vielmehr könnte es nach einem Siegel gebildet seyn, und da hieße dann das S nichts anders als das gewöhnliche Sigillum oder Secretum. Aber auch dieß kann nicht seyn, indem dagegen (wie auch gegen Simulacrum) der folgende Erstfall (Nominativ) *Albertus* u. s. w. streitet. Dagegen vermuthen wir, obgleich wir uns nicht erinnern, daß jemals in einer Urkunde sich ein Herzog selbst so genannt hat, daß hier, durch die Demuth des Malers bewirkt, das S durch Serenissimus zu deuten ist, wodurch alles folgende passend wird.

S. 111. II. Zustand der zeichnenden Künste in Böhmen. Auch dieses Land ist überaus reich an alten Kunstwerken, doch auch hier fehlt noch die durchgreifende durch die bessern Erkenntnisse neurer Zeit geleitete Musterung aller Alterthümer und Kunstgegenstände. Schon manches verlautet, wenn auch nur dunkel, hier und da, so daß man wohl hoffen kann, auch selbst über die dunkelsten Kunstzeiträume noch Nachrichten zu finden.

S. 115. Ueber den merkwürdigen Leuchter berichtete F. von Raumer in Büsching's wöchentlichen Nachrichten Bd. III. S. 20., »daß er leider in seiner jetzigen Stelle beynahe unbesehbar sey. Auf einem weiß marmornen Fuße steht nun der eigentliche Fuß des alten Leuchters von Bronze, dreyseitig und aus der Mitte hebt sich in manchen Abtheilungen, Verengungen und Erweiterungen der zum Theil mit Laubwerk verzierte Stiel. Jener dreyseitige Fuß bleibt aber das Merkwürdigste. In wunderlichen Verschlingungen, sitzend, stehend, sich angestrengt bewegend u. s. w. sind Männer im Kampf mit Löwen, Lindwürmern und andern Thieren. Aus diesen vielfachen, man möchte sagen laokoontischen Gruppen, strecken sich Thierköpfe und Füße als Träger des Ganzen hinab, und verknüpfen sich nicht minder mannigfaltig mit dem aufsteigenden Stiele. Bey der Unmöglichkeit das Ganze zu sehen, wagte v. R. keine nähere Erklärung. Da aber der Leuchter nicht jünger als 1262 seyn kann, und wohl auf keinen Fall altjüdische oder phönicische Arbeit ist, so bleibt nichts übrig, als ihn für ein griechisch-asiatisches Werk zu erklären. Byzantinisch wollte der Beschauer nicht sagen, denn obgleich einzelnes gelitten hat, ist doch die Arbeit künstlicher, eigenthümlicher, vollendeter, als wir sie aus der spätern Byzantinischen Zeit hervorgehen sehen. Der Leuchter verdient eine genauere Untersuchung und Zeichnung, woraus sich auch ergeben wird, ob die vorläufige Vermuthung, er möge in die Zeiten Justinians und seiner um Jerusalem und den Tempel verdienten Mutter Helena gehören, wahr oder grund-

los sey.« Von der höchst merkwürdigen alten Capelle zu Eger, die in die Mitte des zwölften Jahrhunderts fallen mag, erfahren wir hier nichts. Wir haben eine Nachricht davon durch v. d. Hagen zu erwarten.

S. 124. Die wichtigste Kunstzeit Böhmens, besonders auch von uns noch deutlich zu erkennen, beginnt mit Carl dem Vierten, aus welchem Zeitraume viele Kunstdenkmäler auf uns gekommen sind. Warum die Bauart der Domkirche darum seltsam genannt wird, daß die Strebepfeiler in Bogengestalt von den Abseiten nach den Mauern des Schiffs hinüber schlagen, ist uns nicht deutlich. Diese Bauart ist bey alten und schönen Kirchen deutscher Bauart nicht ungewöhnlich, und trat besonders da ein, wo die Abseiten bedeutend niedriger als das Schiff, aber doch noch beträchtlich hoch sind, so daß beyde einer Widerlage bedurften, und die Abseiten dem Schiffe nicht Widerlagen genug gewährten. Eine solche Bauart zeigt denn auch unter vielen andern Kirchen der Dom zu Halberstadt. Es ist sehr zu bedauern, daß wir von der trefflichen Domkirche zu Prag noch immer eine getreue und schöne Abbildung, so viel uns bekannt, entbehren.

Als merkwürdig setzen wir noch hinzu, was v. Raumer an dem bereits angegebenen Orte bemerkt, daß in der Domkirche das Vorbild der sehr schönen Thurmspitze des Doms, die leider nicht so ausgeführt worden, sondern durch eine unpassende ersetzt ward, aufbewahrt werde. Wir glauben indessen, daß in dieser Nachricht, durch örtliche Nachweise und Mißverständnisse entstanden, ein Irrthum sey, indem wir dies zierliche Gebäu für ein bloßes Heiligthumshäuschen (Tabernakel) halten, welches, höchst kunstreich gearbeitet, in so vielen alten Kirchen gefunden wird. Wir wissen aus eigener Erfahrung, daß solche zierliche, spitz zulaufende Häuslein fast immer für nicht ausgeführte Vorbilder zu Thurmspitzen (wie z. B. auch in der Elisabethkirche zu Breslau) gehalten werden, ohne doch je diesen Zweck gehabt zu haben, indem dabey immer nur eine spätere Deutung bey verloren gegangener Kenntniß der Absicht solcher Häuschen zum Grunde liegt.

S. 137. Wir müssen leider gestehen, daß uns, so ziemlich wir uns auch in Glatz umgesehen haben, nichts von einem Gemälde in der Liebenfrauenkirche bekannt geworden ist, das 950 aus Griechenland gebracht seyn soll. Wenn man aber erfährt, daß Kahlo's Denkwürdigkeiten der Grafschaft Glatz die Quelle dieser Nachricht sind, so weiß man, was davon zu halten ist. Uebrigens wäre diese Nachricht, so wie die vom Cölestinerkloster auf dem reizenden Oybin wohl anderer Orten einzuschalten gewesen.

S. 140. Aus einer genauen Ansicht der Schaller'schen

Beschreibung des Bildes vom heil. Nepomuck (in der Beschreibung von Prag. Bd. I. S. 116.) ergibt sich auf das deutlichste, daß dies Gemälde keineswegs vom Jahre 1383 seyn kann, und kein »Urtheil der Kenner,« wie Herr Fiorillo sagt, kann einen solchen Ausspruch thun. Ueberhaupt lehren schon einzelne Blicke in das Schaller'sche Werk, daß darin große, obgleich leicht zu verzeihende, Kunstirrthümer herrschen, deren Rüge mehr den mangelhaften Forscheifer und Erforschungsgeist früherer Zeit, als den guten Willen des Verf. trifft.

III. Ueber den Zustand der zeichnenden Künste in Schlesien. Hier herrschen die allergrößesten Irrthümer und eine ordentliche Erforschung der Kunstgeschichte Schlesiens hat bis jetzt noch gar nicht Statt gefunden. Seit mehrern Jahren besonders darauf hingewiesen, ist es schon lange der Wille des Beurtheilers dieses Werkes, den Versuch einer Kunstgeschichte Schlesiens zu wagen; doch gehören dazu noch mancherley Vorarbeiten und glückliche Ereignisse, wozu besonders auch das gehören würde, daß der gewaltige Stumpfsinn, der jetzt leider in Schlesien gegen Geschichte und geschichtliche Reste der Vorzeit herrscht, verschwände; denn die wenigen, welche dafür Sinn haben, können den andern nicht das Gleichgewicht halten; sie sind nur ein freundlicher Hinweis auf eine bessere Zukunft. Aus dieser verschlafenen Betrachtung und Anerkennung der Vorzeit geht denn auch hervor, daß unmüße Hände leichtes Zerstören und Verschleudern der Alterthümer haben, und was darin in den letzten Jahrzehnten geleistet worden ist, würde wirklich als ansehnlich zu betrachten seyn, wenn man es zusammen stellte. Am widerlichsten ist aber diese Erscheinung, wenn man sie mit dem großen Sinne der frühern Schlesier zusammenstellt, und der Jammer der Zeit entschuldigt nur schwach die Jämmerlichkeit der Gesinnung und des Sinnes für Vaterland und Vorzeit. Wir wollen indessen Schlesien nicht zu sehr belasten, sondern unverholen bekennen, daß im Durchschnitt diese gerügte Stimmung in allen Gauen Deutschlands die herrschende ist. Mögen die Bessern die Masse aus ihrem Schlafe zu rütteln verstehen.

Wollten wir erklärend und ergänzend diesen ganzen Abschnitt durchgehen, so müßten wir die Grenzen dieses Blattes weit überschreiten, und wir würden uns selbst, zu unsern angedeuteten Zwecken, zu viel vorweg nehmen. Daher nur einige Andeutungen, um besonders einige zum Theil von uns selbst verursachte Irrungen zu heben.

Die vorchristliche Zeit Schlesiens und den Zustand der wendischen Völker stellen wir uns gewiß viel zu roh und verworren vor, als er in der That war. Große und volkreiche Orte, auf

uns jetzt unbekannten Stellen, waren gewiß damals vorhanden, und wäre man bey Aufgrabung der unzählig in Schlesien gefundenen Urnen nicht so überaus nachläßig gewesen, wäre man es noch jetzt nicht mehr als jemals, so würde man merkwürdige Ergebnisse über die Lage und Ausdehnung der alten Orte gefunden haben. Es ist allgemein bekannt, daß es Gegenden in Schlesien gibt, wo jetzt bedeutende Walder sind, in denen man Spuren alter Beackerung des Bodens deutlichst nachweisen kann; in dichten Wäldern finden sich bedeutende Begräbnißurnen, Hügel, alte Gemäuer und Wehre, tief unter der jetzigen Erdoberfläche, deuten auf frühere Bauwerke und die höchst beträchtliche Anzahl römischer Alterthümer zeigt eine Verbindung mit den Römern, über die uns die Geschichtsfabeleyen, welche wir hier und da finden, nicht ins Klare setzen können. Die neuen Winke in Hinsicht der Aehnlichkeit der schlesischen Urnen, mit denen, welche vor Kurzem in Italien gefunden worden, sind von unendlicher Wichtigkeit; aber so manche gute Vorarbeiten von Hermann, Stief, Thebosius auch schon vorhanden sind, so hat sich doch noch niemand gefunden, der die merkwürdigen Beobachtungen und Erfahrungen vieler Jahre zusammengestellt hätte.

Die meisten Werke wendischer Künstler sind verloren gegangen. Die Tausende von aufgefundenen Urnen haben nicht bewirkt, daß man eine beträchtliche Anzahl derselben aus verschiedenen Gegenden zusammengestellt hätte, um sie über ihre Aehnlichkeit, Verschiedenheit oder ihren Zusammenhang zu prüfen. Daß die Wenden in der Gießkunst sehr erfahren gewesen seyn müssen, beweist ein kleines Götzenbild, welches in der Alterthümersammlung der Breslauer Hochschule sich findet, und von dem wir in Kurzem eine Abbildung mit einer Abhandlung (das Bild des Gottes Tyr, gefunden in Oberschlesien, und verglichen mit zwey andern Bildern desselben Gottes, entdeckt am Rhein und in Mecklenburg) herausgeben werden. Ueber andere Götzenbilder, die vorhanden seyn sollen, haben wir immer noch nichts Gewisses erfahren können.

Vielleicht gehört in die Zeit der ersten Bekehrung zum Christenthume ein alter Knopf von einem Bischofsstabe, der vor einigen Jahren bey Aufgrabung des Grundes eines Gebäudes beym Mathias-Stift zu Breslau gefunden ward, und unstreitig ein Werk slavisch-griechischer Kunst ist. Er ist von Elfenbein, halbrund wie eine Krücke, mit einer Schraube zum Einschrauben auf einen hölzernen Stab. Sehr zierlich sind darauf eine große Menge Gestalten und Bilder geschnitten, theils Heiliae, theils Cherubim, theils Darstellungen aus dem Leben Christi, meist alles mit Erklärungen in Cyrillischen Buchstaben versehen, die alle hocher-

hoben geschnitten sind; tief eingekratzt finden sich dagegen wirklich griechische Buchstaben späterer Zeit. Zeichnung und Beschreibung hoffen wir schon lange durch die freundschaftliche Mittheilung des Hrn. Prof. Rhode in den wöchentlichen Nachrichten für Freunde der Geschichte und Kunst des Mittelalters bekannt machen zu können.

S. 148. Hier tritt gleich eine Verwechslung entgegen, indem die ehemalige Sandstiftskirche mit dem Dom vermengt ist. Die Sandstiftskirche wird Peter Wlast zugeschrieben, doch findet sich von der alten und ursprünglichen an der neuen Kirche, welche unstreitig die prachtvollst gebaute in ganz Breslau ist, nichts mehr vor. Ueber den Dom zu Breslau findet sich Bd. 1. 2. unserer wöchentl. Nachr. ein ausführlicher Aufsatz. Die Domkirche mag wohl 1148 zu bauen angefangen worden seyn, aber das ganze Gebäude ist in den folgenden Zeiten so überaus verändert worden, daß die Spuren des alten nicht mehr zu bemerken und anzuzeigen sind. Nur in den Fenstern des Chores zeigt sich älterer Ursprung durch ihre geringere Breite. Der Spitzbogen herrscht überall, und zeigt so schon auf spätere Ueberarbeitung. Daß der Dom nach dem Muster des Doms zu Rouen (nicht zu Lyon, wie einige behaupten) gebaut worden, haben wir an dem angegebenen Orte bewiesen, und dort auch von seinen Alterthümern und Kunstwerken gesprochen.

S. 149. Anm. c. Die an der Thüre befindlichen, in Stein gehauenen Gestalten, stellen folgendes vor. Die kurze Säule links (auf beyden Seiten stehen die Säulen auf hohen Fußgestellen) ist zwiefach getheilt. Oben sieht man eine Verkündigung. Der Engel mit dem gewöhnlichen Botenstabe tritt zur Maria, neben der ein Betpult steht. Hinter dem Betpult ist noch eine andere kniende und betende Gestalt sichtbar, die ein Mönch scheint, und deren Deutung wohl im Erbauer der Vorhalle zu suchen seyn mag. Der untere Theil zeigt einen Heiligen, dem auf einem benachbarten Säulenpaar stehenden Hieronymus entsprechend, dem ein Thier (ein Löwe) die Pfote auf den Schoß legt. Auch neben ihm steht ein Betpult. Dann folgen zwey gewundene Ranken, welche auch die Scheidung der obern und untern Vorstellung machen. Die Säule rechts zeigt wieder zwey Vorstellungen. Unten erblickt man in einem Zweiggeflechte, welches uber die ganze Säule geht, einen springenden Bock, dahinter steht seitwärts eine Frau, die eine Frucht (welche wie ein Tannzapfen aussieht) abpflückt, neben ihr steht ein Gefäß, das einem Schöpfeimer gleicht. Oben darüber stehen in den Zweiggeflechten zwey Teufel, die einen dritten (Menschen oder Teufel) bey Kopf und Füßen gepackt haben; der eine scheint ihm den Mund aufreißen zu wollen, und bereitet sich vor,

mit einer erhobenen Keule niederzuschlagen. Hier also der Sündenfall, drüben die Erlösung.

S. 159. Es ist ein Irrthum, wenn es heißt: die Kreuzkirche zu Breslau (1288 gebaut) »sey im dreyßigjährigen Kriege völlig verwüstet, und noch nicht wieder hergestellt worden.« Die Kirche, ein vortreffliches Werk jener Zeit, ist in völliger Reinheit und Schönheit erhalten. Nur die unterirdische Kirche (es ist eine Doppelkirche) ward im dreyßigjährigen Kriege durch die Schweden ausgeräumt, und ist noch nicht wieder in Stand gesetzt worden, was sie indessen in mehr als einer Hinsicht verdient.

S. 162. Die Handschrift des Froissard, diese treffliche Zierde der Rhediger'schen Bücherey, ist nicht das Werk eines schlesischen Künstlers, sondern rührt von einem Niederrheiner unbedenklich her.

S. 165. Spätere Untersuchungen haben den Zeitpunkt des ältesten Gemäldes in Breslau um hundert Jahr früher gerückt, als wir erst glaubten. Es fand sich nämlich auf dem Chore des Klarenklosters ein altes Bild vor: Christus mit seinen Ahnen der Maria erscheinend, welches deutlich auf dem Rahme die Jahreszahl 1206 zeigt. Wir verweisen auf unsere Beschreibung dieses sehr wohl erhaltenen und unübermalten Bildes in unseren schon mehrfältig angezogenen wöchentl. Nachr. Bd. I. Außerdem findet sich in der Gemäldesammlung der Breslauer Hochschule ein großes Bild auf Goldgrund vom Jahre 1310, ebenfalls nicht übermalt, welches in Schweidnitz gefunden worden ist.

S. 166. Begingen wir einen Lesefehler. Das Denkmal des Kantors Oswald ist nicht von 1217 sondern von 1517.

S. 167. Das Gemälde vom Jahre 1300 von der Familie von Foix und Moneada geschenkt, ist leider durchaus zertrümmert und abgesprungen. An dem feuchten Orte, wo es über ein Jahrhundert lang hing, war Kreidegrund und Farbe aufgelöst und erweicht worden, es mochten sich auch wohl Salpetertheile dazugesellt haben; als es nun in trocknere Zimmer kam, sprang unhaltbar die aufgelöste Farbe in kleinen Splittern ab. Wir würden den Schaden groß nennen müssen, wenn nicht das Bild im Jahre 1624 so gänzlich und entsetzlich übermalt worden wäre, daß die ursprüngliche Malerey ganz vertilgt wurde. Es finden sich indessen zwey sehr wohl erhaltene Nachbildungen dieses Gemäldes aus dem 15ten Jahrhundert noch in der Gemäldesammlung der Breslauer Hochschule vor; ein Zeichen, daß man dieses Bild bey seiner Herkunft nach Schlesien hoch achtete, und daher zu vervielfältigen strebte.

Es ist beyläufig und zum Schluß über Schlesien noch zu

erwähnen, daß eine gänzliche Armuth an gemalten Glasfenstern im Lande herrscht. Von der alten ureigenthümlichen und wahren Glasmalerey (wir werden sogleich Gelegenheit haben, über die verschiedenen Arten der Glasmalerey unsere Meinung beyzubringen) findet sich durchaus gar nichts. Von der darauf folgenden schwächern Zeit finden sich bloß hie und da Wappen vor, die man indessen auch jetzt, als eine Modesache, aus den Kirchen zu entfernen weiß, um sie gewisserer Zerstörung preis zu geben. Dennoch hat es im Anfange des 17ten Jahrhunderts noch Glasmaler in Schlesien gegeben, die ihre Arbeiten selbst nach Böhmen lieferten, wie ein Brief beweist, der in unsern wöchentl. Nachr. Bd. 3. abgedruckt steht, in dem der Abt zu Kloster Strachow den Abt des Mathias-Stifts zu Breslau bittet, ihm durch einen Meister Glasmaler bestimmte Malereyen zu verschaffen. Wir erneuern hier die dort gethane Frage: findet sich darüber etwas im Archiv des Klosters Strachow vor? Sind dort in der Kirche noch gemalte Scheiben, und wie ist ihr Kunstwerth?

IV. Zeichnende Künste in Bayern. Salzburg und Bayerland sind für die Kunstgeschichte Deutschlands und für Alterthümer von überaus hoher Wichtigkeit; denn hier war es, wo an eine rege und tief gewurzelte Römerzeit sich das Christenthum ergänzend und fortführend anlehnte, und in diesem innern Kerne Deutschlands bildete sich deutsche Kunst zuerst am mannigfachsten aus. Grause Zerstörungen der ersten Kaiserjahrhunderte zertrümmerten, was so herrlich dastand; aber immer rangen die vielen trefflichen Klöster, welche das Land hatte, sich wieder aus ihrer Vernichtung empor. Unendlich viel ist daher noch in jenen Ländern zu erforschen. Für die römische Vorwelt überhaupt, und besonders in Deutschland, sind die Auffindungen, welche seit Kurzem in Salzburg gemacht worden sind, von unzuberechnendem Werthe, um so mehr, da diese reichhaltigen Minen noch nicht erschöpft sind, sondern vielmehr auf größere Ausbeute hindeuten. Nicht minder reich ist aber auch Bayern an Kunstwerken des Mittelalters, und der in diesem Lande durch That bewährte, nicht durch schöne Worte bloß hingestellte Eifer, für Förderung der Kunst, sowohl Erkenntniß der alten, als Begünstigung der neuen zu sorgen, verspricht reiche und erfreuliche Früchte, die uns bald zu Nutz gedeihen mögen.

Die Stelle S. 180. »Aus einem ehrwürdigen Denkmal des Klosters Tegernsee kann man vermuthen,« ist uns ganz unverständlich. Welch ein ehrwürdiges Denkmal ist dieß? es muß hier etwas fehlen. — In den ersten allgemeinen Uebersichten geht es etwas bunt zu. So gehört S. 196 die Nachricht von der Handschrift zu Tegernsee ins vierzehnte Jahrhundert, und in

demselben Satze steht eine Nachricht von einer Handschrift, worin die vier Evangelisten abgebildet, welche in die Zeit ums Jahr 1017 gesetzt wird.

Was nun die Glasmalerey betrifft, von welcher der Verf. S. 198 u. f. f. spricht, so haben wir noch vor kurzem in einer gelehrten englischen Zeitung einen Aufsatz von Glasmalerey gelesen, aus dem hervorgeht, daß die Glasmalerey keineswegs aus England (was auch der Verf. läugnet) gekommen sein kann, indem darin bewiesen ward, daß unter König Johann (starb 1216) das erste Glasgemälde in England angefertigt ward, wobey bemerkt wurde, die Kunst der Glasmalerey sey aus Deutschland oder den Niederlanden nach England gekommen. Nach den Untersuchungen, welche wir über Glasmalereyen angestellt haben, und die durch eine eigene nicht unbeträchtliche Sammlung alter Kunstwerke dieser Art unterstützt werden, nehmen wir drey Zeiträume derselben an.

Die älteste Glasmalerey ist die schönste und dauerhafteste. Das Glas ist sehr dick und fest, auf der einen Seite sieht man deutlich, daß das Bild gemalt ist, und nun ward es durch verlorne Kunstmittel in das Glas so fest gebrannt, daß es keine Möglichkeit ist, Bild und Glas von einander zu trennen. Deutlich sieht man auch, daß an einzelnen Stellen, in den Haaren und um Schatten oder auch Verzierungen, die einfarbig sind, hervorzubringen, mit einem scharfen Werkzeuge, einem Griffel vielleicht, hineingekratzt ist, doch ohne tief in das Glas selbst zu schneiden, um die Farbe wieder wegzunehmen, und Striche hervorzubringen, da der Pinsel nur immer eine ganze Masse bewirken kann. Hier mag man nun schaben wie man will, die Farbe weicht nicht. Hell und glänzend und prachtvoll sind bey diesen Scheiben die Farben, besonders die blauen und dunkelrothen, die an Glanz und Schönheit, vorzüglich wenn die Sonne dadurch scheint, alles übertreffen. Diese Art dauerte sehr lange fort, und ist in ihrer kunstreichen Ausführung sehr verschieden, je nachdem die Maler waren, welche die Gemälde lieferten. Zu einer und derselben Zeit findet man sehr rohe und überaus zierliche, und dieß geht durch alle Zeiten fort. Gemeinhin sind die Bilder aus einzelnen Stücken zusammengesetzt, und untereinander mit Bley verbunden, Köpfe besonders, Hände und andere Theile wieder einzeln. Selten sind die Darstellungen, in denen ganze Bilder auf großen Glastafeln stehen, und wir möchten annehmen, daß sie in der ältesten Glasmalerey gar nicht vorkommen, sondern nur in dem zweyten Zeitraume; doch gehört zu einer gewissen Bestimmung eine größere Uebersicht aller Malereyen, als wir erlangt haben. Farbenglut,

sehr dickes Glas und innigste Verbindung des Glases mit dem Gemälde, sind Hauptkennzeichen dieses Zeitraumes.

Der zweyte Zeitraum, ungefähr vom sechzehnten Jahrhundert an, zeigt dünneres Glas, und besonders weit matteres Farbenspiel, selten und oft gar nicht die bedeutende Glut des Rothen und Blauen, alles verflacht sich mehr, und besonders tritt viel Gelb ein, welches leichter einzubrennen war. Auch ist dieß höchst wichtig, daß die Farben auf beyden Seiten eingebrannt wurden; auf der einen Seite ist die blaue Farbe immer allein (sie muß also leichter oder schwerflüßiger seyn) und auf der andern sind dann die übrigen Farben. In diesem Zeitraume findet man auch ganze Bilder auf großen Platten von Glas, ohne Zusammensetzung der einzelnen Theile durch Fensterbley, welche zwar seltener und kostbarer, aber auch wieder durch die meist matteren Farben nicht so reizend sind. Besonders beschäftigte man sich in dieser Zeit mit der Malung von Wappen.

Das dritte Zeitalter ist die der schlechten Glasmalerey, die wir auch noch haben. Bey ihr deckt die Farbe das Glas, und macht es undurchsichtig, wenigstens trübe, und in diesen und unsern Arbeiten kann man die Malerey vom Glase wieder abkratzen. Bey der eigentlichen Glasmalerey dagegen scheint die helle durchsichtige Farbe das ganze Glas zu durchziehen. So wie wir jetzt noch im Stande sind, dem Glase eine einzelne Farbe zu geben, und aus diesen verschiedenen und dauerhaften Farben etwas zusammenzusetzen, so verstanden es die Alten, ein auf Glas gemaltes Bild mit allen seinen Farben in ein einziges Glasstück auf die Art zu brennen, daß es eine einzige Masse blieb. Die Durchsichtigkeit ist sehr verschieden, je nachdem die Farben sehr dunkel oder sehr hell sind; und je nachdem das weiße Glas durch Abheben der Farbe mit dem Griffel in den Bildern mehr hervortritt. Wenn auch bey mehr deckenden Farben das Glas nicht mehr eigentlich durchsichtig geblieben ist, so erlaubt es dennoch immer einen freyen Durchschein des Lichts, dessen Strahlen nun durch die Farben glänzend gemalt werden. — Wie sind auch diese Werke einer trefflichen, verloren gegangenen Kunst mißhandelt worden, und wie arbeitet man noch eifrig daran, sie zu vernichten!

Eigen ist es, daß uns die alten bayerischen Urkunden eine so betrachtliche Anzahl (S. 201. 202.) von Malernamen aufbewahrt haben, von deren Werken aber keine Spur auf uns gekommen zu seyn scheint. Umgekehrt ist es dagegen in Schlesien, obgleich um einige Jahrhunderte später. Hier haben sich viele Gemälde erhalten, und vergebens suchten wir bis jetzt die Namen der Künstler dazu.

S. 203. Wir vermissen in diesem Zeitraum, von dem Bey-

spiele hier angeführt werden, die Jakobskirche in Regensburg und die unterirdische Kirche im Dome zu Freisingen. Diese Gebäude sind mit der Margarethen-Capelle zu Nürnberg, und der alten Capelle in Eger in einer sehr ähnlichen Bauart errichtet. Die St. Jakobskirche, von deren Bau um 1111 die Rede ist, ist vermuthlich die älteste. Im Innern finden sich runde Säulen mit fast dem Alterthum entsprechenden Füßen; kein Kopfgesims stimmt mit dem andern. Auf jeder Säule stehen Kreisbogen, und über diese läuft eine glatte Wand in die Höhe, welche mit kleinen, langen, oben abgerundeten Fenstern durchbrochen ist. Die Decke ist eben, und erinnert, gleich dem Ganzen, an manche ältere römische Gemeindehauser (Basiliken). Auf dem Chore stehen schon einzelne kleine Säulchen neben einer starken. Höchst merkwürdig und eigenthümlich ist das Eingangsthor, durch sein ägyptisches Ansehen. Wenigstens erinnern daran die sonderbaren Thiere, welche auf Saulen sitzen, Gestalten, den Pagoden ähnlich, zwischen den Säulen, fabelhafte Thiere in halberhabener Arbeit zur Seite u. s. w. An der ganzen Kirche ist kein Spitzbogen, wohl aber einer am Thurme, dessen gleiches Alter nicht zu bezweifeln seyn dürfte. Diese Kirche, besonders das Prachtthor, verdient die ausführlichsten und genauesten Zeichnungen und Stiche. Vielleicht fanden beyde es schon durch die Hand des Hrn. Quaglio, dessen gerühmtes Werk uns noch nicht zu Gesicht gekommen. Gewiß wird sie wohl das zu erwartende Kupferwerk des Herrn von Wiebeking uns geben, von dem wir wohl gespannte Erwartungen haben, und deren Erfüllung hoffen dürfen, bey den Mitteln, die diesem kunsterfahrnen Manne zu Gebote stehen.

V. Zustand der zeichnenden Künste in Franken. S. 236. Die Bemerkung über die Buchstabenstempel, welche zu Handschriften gebraucht wurden, gehört wohl keinesweges hieher, und fand nur darum an diesem Ort ihre Stelle, weil sie aus Murr's Beschreibung von Bamberg entlehnt ist, die bey den Nachrichten über die Handschriften Heinrichs die einzige, wörtlich benutzte Quelle war, und so trat dann auch die eben erwähnte Stelle in einen Zusammenhang, wohin sie hier nicht gehört. S. 237. In der Beschreibung des einen Bildes ist, zufolge der Nachbildung in den Actis Sanctorum ein Fehler. Es muß heißen: Der erste hält einen Lorberkranz empor, der zweyte eine Weltkugel in der einen Hand, und in der andern einen Stab mit einer Lilie, der dritte u. s. w.

S. 238. Die Morgengabe des Kaisers Heinrich an seine Gemahlin Kunigunde ist überaus merkwürdig. Die Acta Sanctorum geben eine, wie es scheint, recht wohl gerathene Nachbildung, nur fehlt leider die für Kunstgeschichte wichtige Rück-

seite. Man nimmt an, daß es das Werk eines griechischen Künstlers sey. Vergleicht man den an dem Kreuz befindlichen Christus mit dem Kreuzbilde, welches in der Wiener Handschrift des Otfried steht, und mit dem, welches in den geheimnißvollen Gedichten des Rhabanus Maurus de octo beatudinibus evangelicis gefunden wird, und mit Dichtungen ausgefüllt ist, so ergibt sich zwischen diesen dreyen eine unverkennbare Aehnlichkeit, und ihre Verfertigung kann nicht weit von einander fallen. Der Beschreibung nach soll nun auf der hintern Seite das Bild Kaisers Heinrich stehen, mit der Benennung Imperator Augustus, über ihm ist das Lamm Gottes, zu den Seiten sind die Zeichen der vier Evangelisten. Dies Bild muß, den Inschriftworten zufolge, nach 1014 gemacht seyn, und es wäre daher höchst wichtig und merkwürdig, auch davon eine Abbildung zu erhalten, um eine Vergleichung der Art, wie beydes verfertigt ist, anstellen zu können.

S. 248. Die aus Prescher's Beschreibung von Limpurg Bd. I. S. 423 aufgenommene Nachricht über die wie fast lebensgroßen Bilder von Stein an dem Hauptthore der Welzheimer Kirche, worüber Prescher an dem angeführten Orte eine eigene Abhandlung lieferte, ist ganz falsch. Wir kennen sie zwar auch nur aus den Abbildungen, welche Prescher gibt, aber aus diesen eben geht das Mißverständniß ganz deutlichst hervor. Die beyden Kaisergestalten lassen wir dahin gestellt seyn, und mögen sie immerhin Kaiser Philipp von Schwaben, und Kaiser Friedrich den I. vorstellen sollen. Was aber die beyden Frauengestalten betrifft, von denen die eine die Kaiserin Irene von Griechenland, die andere die Kaiserin Beatrix von Burgund seyn sollen, was Prescher mit vieler Anstrengung zu beweisen sucht, so ist daran gar nicht zu denken, indem die eine Gestalt die der heil. Katharina, die andere die der heil. Barbara ist. Das Abgebrochene, was die heil. Katharina in der rechten Hand hält, ist ein Stück des Rades, mit dem sie zuerst hingerichtet werden sollte, so wie sie in der linken das Schwert hat, durch welches sie später den Tod fand. Die heil. Barbara hat offenbar den Kelch mit der heiligen Oblate in der Hand, und mit der andern hält sie das ihr ebenfalls beygelegte Kirchengebäude. Das unter ihr befindliche Wappenschild mit einer Schere geht wohl auf den Steinmetz, der diese Gestalten meißelte.

S. 252. Zustand der zeichnenden Künste in Nürnberg. Leider ist von der frühesten Zeit Nürnbergs gar nicht die Rede, und dennoch müssen sich manche Kunstwerke sehr alter Zeit noch hier finden. Dahin gehört nun vor allen die Burgkapelle, von welcher v. Rumohr in Fr. Schlegels deutschem Museum III.

245 sagt: »unter den deutschen Alterthümern ist die doppelte Burg-Capelle zu Nürnberg vielleicht das merkwürdigste, von dem die Erbauung wo möglich näher bestimmt zu werden verdiente. Sie ist mit ihrer äußern, gegen die Stadt hin gekehrten Wand, der einzig lehrreiche Rest aus einer älteren Zeit, welcher sich auf dem Wege der Besichtigung in derselben Burg entdecken laßt. Beyde Capellen stehen übereinander in verschiedenen Plänen, welches vorauszusetzen scheint, daß auch die alte dazu gehörige Pfalz aus wenigstens zweyen Planen, außer dem Bodengeschoß bestanden. Die ganze Bauart ist von der ältesten Eigenthümlichkeit; jede der beyden Capellen ruht auf vier Säulen von pentelischem Marmor; für die damalige Zeit ein wahrhaft kaiserlicher Aufwand, der von dem Gedanken und der gewöhnlichen Meinung entfernt, als könnte dieses Werk von Konrad dem Ersten erbaut worden seyn. Aus diesem Grunde, und weil die Kunst an den Köpfen und Verzierungen von der äußersten Rohigkeit, deren Eigenthümlichkeit in Vergleich mit der schmächtigen Zierlichkeit der Bildhauerey aus den Zeiten Heinrich des Zweyten rauh genannt werden könnte, scheint dies Werk Arnulf zuzuschreiben zu seyn. Säulen von griechischem Marmor, die, wie man sieht, einmal einem andern, wahrscheinlich italienischen Gebäude gedient hatten, lassen sich, wenn nicht andere geschichtliche Ueberzeugungen davon abführen, zunächst nur von Königen erwarten, die zugleich in Italien geherrscht, und selbst für Otto den Großen ist die Bildnerey auf dem Bogen der kleinen Vorhalle, in der Mauerblende und auf einem Fußgestell außerhalb an der Wand, wohl noch zu roh.« Von Rumohr gibt aber noch schließlich seine Vermutung für keine Gewißheit aus, und will künftigen Entdeckungen in der Geschichte dieses Werkes nicht vorgreifen.

Die ganzen Nachrichten über Nürnberg beschäftigen sich in dem vorliegenden Buche leider zum meisten, ja man kann wohl sagen ganz, nur mit den Maler-, Schnitz- und Gußwerken Nürnbergs und den Künstlern, welche sie verfertigten. Von Murr war auch hier, wie bey Bamberg, der Führer des Verf. Das Baukünstlerische, so überaus wichtig es auch ist, ward gar nicht beachtet, und wir erfahren von der schönen Sebaldus- und Lorenzkirche, und von den andern mannigfachen Gebäuden fast nichts. Wir sind weder dazu gehörig ausgerüstet, noch würde es für diese Blätter geeignet seyn, die Lücken zu ergänzen, wozu sich bald ein kunstliebender Nürnberger finden möge.

VI. Zustand der zeichnenden Künste in Schwaben. Es ist zu bedauern, daß der Verf. bey den Nachrichten über St. Gallen nicht die trefflichen Geschichten des Kantons St. Gallen von Ildefons v. Arx benützt hat, um manches schärfer zu

bestimmen. S. 282. Von Tutilo's Arbeiten sind mehrere bis auf uns gekommen: von dem, was er schrieb, eine Urkunde, von seinen Tonstücken einige Lieder, z. B. die Hymne hodie cantandus, von seiner Goldschmidarbeit ein Deckel eines Evangelienbuches und von seiner Schnitzarbeit eine Abbildung der Himmelfahrt der Maria, und ein Bild des heil. Gall. Diese beyden Bilder stehen auf einer sehr breiten elfenbeinernen Tafel, welche ehemals Karl der Große, nebst einer andern als Schreibtafel unter dem Kopfkissen liegen hatte, um beym Erwachen seine Gedanken darauf zu schreiben; denn sie waren mit Wachs überzogen. Der Aehnlichkeit der Arbeit wegen muß man das Blumenwerk auf zwey andern elfenbeinernen Deckeln, die ein in Schott'scher Schrift verfaßtes Evangelium des heil. Johannes bekleiden, auch für Tutilo's Werk halten. Vor dreyhundert Jahren ward auch noch eine künstliche astronomische Tafel von Messing, darauf der Gestirne Lauf sehr fein gestochen war, als ein Werk des Tutilo zu St. Gallen, mit den oben genannten noch vorhandenen gezeigt.

S. 297. Das Prachtthor des Stifts zu Lindau scheint uns vom Verf. in eine zu frühe Zeit gesetzt zu werden. Gerade in solchen kleinern Stücken ist eine Bestimmung schwierig, um so mehr, da, was in früheren Jahrhunderten vorkommt, in spätern sich wiederholt. Eine Aehnlichkeit, es sey denn allein das spitze Giebeldach, haben wir mit dem Eingange des Doms zu Goslar nicht finden können. — S. 300. Merkwürdig war uns die Beschreibung eines alten Bildes zu Lorch, auf dem durch den Pinsel das schöne Gleichniß des vergänglichen und unstäten Lebens ausgedrückt war, das uns Rudolf von Montfort in seinem Barlaam und Josaphat, und Hans Sachs in einem eigenen Gedicht erzählt. — Die S. 304 bemerkte Evangelienhandschrift zu Weingarten gehört in das Jahr 1100. — S. 307. Grüne Teufel sind auch uns mehrfach vorgekommen, so besonders auf einem äußerst reichen und tüchtigen alten Bilde, das jüngste Gericht vorstellend, welches sich in der Nikolaikirche zu Berlin findet, und zu den vorzüglichsten alten Kunstschätzen der Brandenburger Lande gehört.

S. 311. Die Nachrichten über den Dom zu Freyburg, dieß ganz vortreffliche Gebäude, sind überaus dürftig, aber auch wir können sie leider nicht verbessern, da wir vor funfzehn Jahren den Dom leider nicht mit gehörigen Blicken betrachtet haben.

S. 316. Zustand der Künste in Augsburg.

S. 327. Zustand der zeichnenden Künste zu Ulm. Die Erkenntniß der altdeutschen Baukunst hat durch Mittheilung des nicht ausgeführten, nur im Risse vorhandenen obersten Theiles des Thur-

mes am Dom zu Ulm in Moller's viertem Hefte der Baukunst des deutschen Mittelalters einen großen Zuwachs erhalten, und einem jeglichen muß die Vortrefflichkeit des Werkes in dem reinen und schönen Stiche erfreulich entgegentreten. Die hier mitgetheilten Nachrichten sind wieder nur die Hinweisung auf eine große Lücke, deren Ausfüllung sehr zu wünschen ist.

S. 330. Zustand der zeichnenden Künste in Nördlingen. — Aus dem Anhange zur Betrachtung der Kunst in Nördlingen wenden wir uns nur zu S. 339, wo der Katharinenkirche zu Oppenheim erwähnt wird. Diese Kirche muß, nach den mehrfachen Abbildungen, welche uns Moller gegeben hat, und zu denen hoffentlich noch einige kommen werden, ganz vortrefflich seyn. Das Schiff der Kirche, von außen sich in drey Stockwerke theilend, ist auf das anmuthigste und schönste mit allem Schmuck deutscher Kunst verziert; keine Stelle ist leer, in einer jeglichen ist wirklich durchbrochenes oder scheinbar durchbrochenes Werk. Wie sich die Abendseite gestalten mag, ist uns nicht recht klar, wie denn überhaupt in dem Grundrisse sich einige Dunkelheiten für uns finden. Am wenigsten ist uns die Stellung eines Altares gegen Abend begreiflich, wenn sie nicht ihren Ursprung in der Glaubensveränderung hat. Wäre das, dann wird uns das Ganze klar. Gegen Morgen das eigentliche nun verlaßne hohe Chor, wahrscheinlich auch jetzt ungebraucht. Im Aeußern höchst einfach, mit langen und schmalen Fenstern, und gewiß die ursprünglich alte Kirche allein, keineswegs aber, wie Herr Fiorillo sagt, ein späterer Zusatz. Das spätergebaute Schiff der Kirche ist dann der jetzt noch gebrauchte Theil, welcher einen Vorbau gegen Abend hat, den wir uns nur dadurch erklären können, daß er vormals zu einer Taufcapelle gebraucht ward, nun aber den Altar aufnahm. Uebrigens ist die Kirche gegen Morgen und gegen Abend, also im alten und im neuen Baue, achteckig geschlossen.

VII. Zeichnende Künste am Oberrhein. 1. Mainz. S. 345. Reuter in seinem Buche über die Albansgulden meint schon, daß die Benennung der goldenen Pforte für die eine Thür der Albanskirche wohl einen geheimen Sinn gehabt haben möge, und nicht allein von der Pracht hergenommen ward. Die Malereyen aus dem Leben des heil. Alban außerhalb waren gewiß bey weitem später, als der Bau der Capelle; denn die dabey stehenden Verse deuten auf einige Jahrhunderte nachher. Die Abbildungen des schönen und merkwürdigen Kaufhauses hat uns Moller in seinen Heften gegeben. 2. Strasburg. Die Nachrichten sind etwas zerstreut. Wir haben schon oben S. 277 einiges davon gelesen. 3. Speier. S. 375. Zu den wahrscheinlich uralten Steinbildern im Dome zu Speier gehört besonders ein in

der Beschreibung und Geschichte von Speier 1817 nachgestochenes Mithrasbild, welches sehr roh erscheint, und immer an der Stelle, wo es hier gefunden wird, wunderbar erscheinen muß. Auch die auf demselben Blatte befindlichen Thier- und Menschengestalten sind höchst wunderlich. Durch zweymalige unzuermessende Gräuel der Franzosen ist der alte Dom zu Speier, die Gruft so vieler deutschen Kaiser, vernichtet und zerstört: unaufhaltsam arbeitet die Hand der Zeit an ihm, um ihn ganz zu vertilgen. Soll ein dem deutschen Vaterlande in so vielfacher Hinsicht höchst wichtiges Denkmal vernichtet werden? Wir können es nicht glauben und sehen hoffend und vertrauungsvoll auf das Herrscherhaus hin, dessen erhabener, ruhmreicher Ahnherr: Rudolf von Habsburg, auch an dieser Stelle den zeitlichen Schlaf schlummert. Dem freundlich verbundenen Nachbarstaate gehört jetzt Speier: mögten sich daher beyde zu gesegnetem Vereine verbinden, um in gebührender Würde und der Zeit, in welcher das hohe und treffliche Gebäude entstand, angemessen, es aus seinen Trümmern wieder hervorgehen zu lassen. 4. Worms. S. 380. Wir haben jetzt einen Grundriß des Doms, den Moller in seinen Denkmälern d. B. Heft 1. bekannt gemacht hat. Hiernach ist er in der Gestalt eines lateinischen Kreuzes gebaut, achtzehn große Saulen tragen das Gewölbe, und scheiden das Schiff von den Seitengängen. Achte davon tragen das Gewölbe des Hauptschiffes, zwischen jeden zwey großen Pfeilern steht ein kleiner, in allem auf jeder Seite fünf, welche zur Stützung der Gewölbe der Seitenschiffe dienen, die indessen auch mit auf den großen Säulen ruhen. Ein Haupteingang, dem Hochaltar gegenüber, findet sich nicht, nur drey Seiteneingänge sind. Die Schannat'sche Angabe in Hinsicht der Größe stimmt nicht mit Moller, welcher 327 Fuß für die ganze Länge gibt. Die Breite ist nach Moller im langen Kreuzständer der Kirche achtzig Fuß, da aber, wo die Kreuzseiten sind, hundert Fuß. Dem Risse nach erscheint uns die Kirche sehr merkwürdig, indem wir glauben, das Alte und Neue in ihm klar scheiden zu können; desto erwünschter muß uns ein zu erwartender Aufriß seyn, um unsere Ansicht daran zu erhärten. Wir halten nämlich den kleinen Theil gegen Morgen, der dreyseitig geschlossen ist, auf das Achteck deutend, mit seinen beyden Thürmen, für die älteste von Burchard 996 gebaute Domkirche, an welche sich späterhin erst die eigentliche große Kirche anfügte, so, daß dasjenige, was früherhin ganze Kirche gewesen war, nun als Chor allein behandelt ward. Diese alte Kirche war freylich sehr klein, indem in ihrer größten Länge nur 62 Fuß auf sie gerechnet werden können. In ihr zeigt sich auch das Achteck in seiner vollen Bedeutung und Anwendung; einmal ist es vollständig im ehemaligen,

von uns angenommenen Schiff der Kirche in der Wölbung, und abgeschnitten in dem Theile, den wir für das alte Chor halten. Im sechsten Hefte liefert Herr Moller noch die Abbildung einer Thüre an der äußern südlichen Seite des Kreuzganges, die sehr merkwürdig und alt, mit runden Bogen ist.

Die alte Taufkirche ward leider vor einigen Jahren abgebrochen und eingerissen. Im d'Agincourt findet sich davon ein Grundriß, wenn wir uns nicht irren, und sie mit einer gleichen Taufkirche zu Bonn verwechseln; danach wäre sie rund gewesen. Die Johanniskirche, besonders die Krypta, verdient eine Abbildung sehr.

5. Trier. S. 385. Für uns ist es durchaus keinem Zweifel unterworfen, daß der geschnittene Stein auf der Handschrift, welche Ada, die Schwester Carl des Großen, dem Kloster Maximin schenkte, nichts weniger als ein Werk des Mittelalters ist, sondern ein echt römischer Stein, der weit andere Personen vorstellt, als diejenigen sind, welche Eckhart daraus erklären wollte. Man vergleiche nur bey Hartheim die dort gegenüberstehende Arbeit auf einem andern Geschenk der Ada. S. 386. Folkhard, der hier erwähnt wird, ist eine Verwechslung mit einem andern, der eigentlich gemeint seyn sollte. Der Folkhard, welchen Hr. Fiorillo meint, lebte schon im neunten Jahrhundert. Wie wenig weiß man bis jetzt auch von Trier! Eifrige Untersuchungen müßten unendlich viel zu Tage fördern; besonders steht auch zu erwarten, daß die dortige Erde nicht viel geringere Schätze aus der Römerzeit birgt, als in der Gegend Salzburg's ein überaus glücklicher Fund entdeckte. Man muß der Zeit und besserem Sinne vertrauen.

6. Kölln. Der wackere Wallraf bedauert in dem Taschenbuche für Freunde altdeutscher Kunst und Zeit auf 1816, S. 354, daß dem fleißigen Verf. für die Nachrichten aus Kölln nicht lauterere Quellen oder eine eigene Ueberzeugung der Wahrheit zu Gebote standen. Unverschuldet habe er sich in Manchem, durch Mißverstand der Stellen und Vermischung der Namen geirrt. Dieß fällt auch schon einem jeden aufmerksamen Leser seines Buches auf, und wir haben daher bey unsern Arbeiten immer nur wenig aus diesem Abschnitte brauchen können. Ritter's Aufsatz über die Alterthümer zu Kölln, der besonders von Fiorillo gebraucht worden ist, erschien uns immer verworren, unbestimmt und an vielen Stellen unmöglich wahr. Möchte doch der bejahrte Herr Wallraf noch uns die Freude gönnen, daß wir uns seiner reichen Kenntnisse der Kunstwerke und Alterthümer Kölln's in einem eigenen Buche erfreuten. Kölln ist für das deutsche Mittelalter, was Rom für die alte Welt ist, und wichtig ist es daher, daß

es baldigst seinen Beschreiber finde. Wir können leider zur Aufhellung dunker und verworrener Beschreibungen nichts beytragen, da wir das reiche Kölln noch nicht kennen, und nicht, auf Anderer Worten fußend, vielleicht Irrthümer auf Irrthümer häufen wollen. S. 402. Schilter's Auslegung der Kelch-Inschrift zu Straßburg ist gewiß falsch, und ist an keinen Namen Gottfried darin zu denken. S. 418. Was den angenommenen Namen Wilhelm für das kostbare und überaus herrliche Dombild betrifft, von dem wir nur die drey mittlern Gestalten durch eine kleine Nachbildung auf Goldgrund mit Miniaturfarben, von dem Maler Hrn. Rabe sehr zierlich entworfen, kennen, so halten wir ihn für nicht statthaft; aber eben so wenig können wir Herrn Wallraf's Meinung a. a. O. (S. 384) beypflichten, der einen Philipp Kalf aus der Inschrift auf der Degenscheide herausfinden will. Wir halten es überhaupt mit allen solchen Namen und Inschriften auf Waffen und den Säumen der Kleider für noch sehr räthselhaft, und daß man durchaus keine Vermuthung darauf bauen kann. Am wenigsten kann aber dieß hier geschehen, wo die Züge auf dem Schwerte eines heidnischen, morgenländischen Mannes stehen, wohin der Künstler wohl nimmer seinen Namen geschrieben haben würde. Wäre auf dem Schwerdt eines christlichen Ritters eine solche Verbindung einzelner wunderlicher Züge, so ließe sich schon daraus eher etwas folgern. Doch bescheiden wir uns gern, daß die Kenntniß dieses Punktes, wie noch so manches andere, nicht im Klaren ist.

7. Frankfurt am Main erwartet auch noch seinen kunstgerechten Erforscher und Beschreiber. Hüsgen hat manches geleistet, doch war ihm die Baukunst fremde. Herr Moller lieferte in seinen Denkmälern d. B. schon zwey treffliche Bilder. Einmal eine Thür in der St. Leonhardskirche, mit runden Bogen gedeckt, und kunstreich im äußern Bogen und in den Kopfgesimsen und obern Deckplatten der Säulen verziert. Höchst vortrefflich ist auch der Aufriß des Thurmes zu Frankfurt mit der unvollendeten Spitze, nach einer alten Zeichnung auf Thierhaut. Auch hier erscheint oben ein kuppelartiger Theil der Spitze, auf welchem die höchste Spitze ihre Stellung erhalten sollte. Merkwürdig ist, daß das untere Fenster mit rundem Bogen eingedeckt. S. 427. Die Inschrift auf Günthers von Schwarzburg Grabe ist vielfältigst gedeutet worden. Die Verschiedenheiten beym Lesen sind unglaublich, wir glauben aber, daß, auch bey fehlender eigener Anschauung, auch Zusammenhaltung aller Lesearten von Fritsch, Jovius, Lersner, Batton, Gerken der rechte Sinn herauskommen muß, und daher haben wir uns nun folgende sinngebende Lesart zusammengesetzt:

Falscher Untreue (richtiger wohl: falscher Treue) Schande (richtiger vielleicht Schaden, indem der Abkürzungsstrich falsch steht) ziemt.
Daß stäte Tugend Schaden nimmt
Untreue nahm (nahm Untreue) Gewinstes Hort (Schatz),
Untreue falsch mit Gifte mord't. (Oder, da diese Zeile so verschieden gelesen wird: Untreue endet mit Giftes Mord.)

Es möge als ein Versuch gelten, die Dunkelheiten zu lösen.

VIII. Zustand der zeichnenden Künste in Hessen und Thüringen. S. 430. Die Alterthümer zu Alsfeld scheinen höchst bedeutend zu seyn, und da zu ihrer Erforschung noch nichts gethan zu seyn scheint, machen wir wiederholt darauf aufmerksam. — Die Auslegung der angeblichen Buchstaben auf einem Gemälde zu Tossen (S. 432) ist durchaus fabelhaft, und hat gewiß keinen Halt. Auf dem Rande der Kleider mögen, wie bey vielen alten Gemälden, Buchstaben gestanden haben, aber deren Deutsamkeit haben wir schon oben in Zweifel gezogen. Was nun hier herausgelesen worden, wahrscheinlich durch die in einer Anmerkung angeführten Trommler, ist ganz aberwitzig. Nur eines zum Beyspiel genüge: »Zur Rechten steht der heil. Martinus. Auf dem breiten Saum seines Kleides lieset man die Worte: Tor. e. wor. nor. das heißt: Thor est vester noster; welches ungefähr so viel heißen soll: Der heil. Bischof Martinus ist euer und unser heilige Thor.« Einem solchen Erklärer wird es leicht werden, aus allem alles herauszulesen. Die Kirche soll zur Bekehrung heidnischer Wenden angelegt seyn. Also noch nach der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts hätte man in jener Gegend solche Mittel zur Bekehrung und zur Befestigung im Christenthume nöthig gehabt? Und dazu hätte man ein paar Buchstaben nöthig gehabt, die durch dreyfache Verrenkung erst einen ziemlichen Sinn geben? Und woher weiß denn der Ausleger, daß die Wenden einen Gott Thor hatten? Das Ganze ist ein Hirngespinnst. Die Alten hatten Stickereyen von Versen und einzelnen Worten um ihre Kleider, diese wurden in den Gemälden nachgeahmt, ohne daß sie, so viel wir bis jetzt gefunden haben, eine Bedeutsamkeit hätten. S. 433. Die Bekleidung der Maria mit einer Sonne, Sterne ums Haupt, und einem halben Monde zu ihren Füßen, ist ebenfalls kein Werk der Heidenbekehrung, sondern liegt in alten christlichen Heiligensagen, die das Mittelalter oftmals besang.

S. 439. Die Capelle zu Frankenberg hätte wohl einige Worte mehr verdient, als ihr hier geworden sind, da die Zeichnungen, welche Bernhard Hundeshagen bekannt machte, zeigen, daß dies Gebäude viele Schönheiten hat. Dem Stiche desselben fehlt es sehr an Reinheit und Zartheit, so wie Genauigkeit in den Strichen. Die Capelle hat die uns höchst wichtige Ge-

stalt des Achtecks, die indessen nicht regelmäßig, sondern verschoben erscheint, da der Baumeister sie an eine Kirche anfügen mußte. Auffallend und sonderbar, nur selten vorkommend, sind die Traggestalten (Caryatiden), die sich auf dem einen Blatte finden. Der Schmuck ist reich und schön (hin und wieder hat Herr Hundeshagen vielleicht zu reichlich dazu gethan); der Spitzbogen ist durchaus herrschend.

IX. Zustand der zeichnenden Künste in Obersachsen. S. 444. Anm. a. Schluß. Das Schlachtstück, welches noch im Dom zu Merseburg sich findet, ist so ganz unbedeutend nicht, und verdient sehr eine bessere Aufbewahrung, als ihm bis jetzt geworden ist, indem es der Zerstörung böslicher Knaben gänzlich auf offener Emporkirche preisgegeben ist. Vor allem verdient es Reinigung und dann eine genaue Besichtigung, um sein Alter, seinen Werth zu erfahren.

S. 445. Die Kirche auf dem Harlungerberge, von Kaiser Heinrich dem I. gebaut, muß ein überaus merkwürdiges Gebäude gewesen seyn, und ewige Schande verdient der, welcher diesen merkwürdigsten Rest der Baukunst in der Mark nichtsnutziger Weise konnte abreißen lassen. Dem Verf. fehlen alle Nachrichten darüber; wir besitzen einige. Zuerst ist von demselben noch eine hölzerne Nachbildung, zum Auseinandernehmen, vorhanden, die ehedem dem Dom zu Brandenburg gehörte, und jetzt in die Berliner Kunstkammer geliefert seyn soll. Außerdem gibt es aber eine Abbildung, sowohl Grund als Aufriß, welche sich in einer Einladungsschrift vom Jahre 1752 findet: Die merkwürdigsten Begebenheiten in dem dreyßigjährigen Kriege, von Joachim Christoph Heinze, der Ritterakademie Director. Brandenburg. Die Hauptgrundlage zeigt byzantinischen Ursprung, und darüber mögen sich diejenigen freuen, die lauter Byzantinisches in jener Zeit suchen und noch später; hier spricht es sich unverkennbar aus, und schlägt alle andern Behauptungen dadurch siegreich in die Flucht. Die Seiten gegen Mitternacht und Mittag hatten 96, die gegen Morgen und Abend aber 81 Fuß Rheinl. Auf allen Seiten dieses Vierecks waren in der Mitte runde Vorlagen ausgebaut. Auf jeder Ecke stand ein Thurm; die äußere Höhe der Kirche bis an das Gewölbe betrug vierzig Fuß. Die Kirche war ganz von festen und zum Theil überglasten Mauersteinen. Strebepfeiler fehlten ganz, die vier Thürme hielten das Gebäude; die Fenster und Thüren sind klein und überwölbt. Gegen Abend war eine Capelle vorgebaut, welche eine, auf zwey Seiten unregelmäßig werdende, zwölfseitige Gestalt hatte, und durchaus neuer gebaut, die altdeutsche Baukunst schon vollkommen in sich lang aufschwingenden Fenstern, in Spitzbogen, Mauerblenden, starken

Strebepfeilern mit scheinbar durchbrochenen Verzierungen u. s. w. zeigte. Durch diesen Vorbau ward das griechische Kreuz zu einem lateinischen verlängert. Wir gedenken einmal dieses ganz unbekannt gewordnen und sehr seltenen Riß durch unsere wöchentlichen Nachrichten zu vervielfältigen. — Brandenburg ist überhaupt reich an Alterthümern, von denen aber wohl hier nicht die Rede seyn sollte, wie von der ganzen Marienkirche, sondern erst beym zweyten Bande; wir werden daher auch dort davon sprechen.

S. 447. Die Beschreibung der Alterthümer, welche in dem Sytere an der Stiftskirche zu Quedlinburg aufbewahrt wurden, nach Cassel zur Zeit des Westphalen-Reichs zogen, und von uns im Jahr 1817 im Dom zu Halberstadt gesehen wurden, sind von Wallmann höchst unvollkommen und auch unrichtig beschrieben worden. Möchte Herr Domprediger Augustin, bey dem sich Kenntniß und Liebe zu diesen Alterthümern vereinigen, sich zu einer genauern Beschreibung, wo möglich durch genaue Bilder unterstützt, bewogen fühlen. Für uns gehört das Wenigste, da das Meiste alt-italische oder offenbar griechische Arbeit ist. Wie trefflich Wallmann in seiner Beschreibung zu sehen wußte, geht daraus in Einem Beyspiele schon hervor, daß er bey dem prachtvollen und überaus zierlichen Kästchen, welches Otto der I. mit heiligen Gebeinen dem Stifte schenkte, in einem als Schloß daran befindlichen schön geschnittenen Steine gutmüthig das Bild eines Heiligen sah, was doch nichts anders als ein sehr schöner — Bacchuskopf ist.

S. 450. Die Quedlinburger Pfarrkirche hat kein Gewölbe mehr, sondern ist mit einer Bretterdecke überlegt, finster und unangenehm; sie enthält noch einige nicht üble Alterthümer. S. 451. Schrecklich ist das Schicksal der schönen Kirche zu Memleben an der Unstrut, und auch diese sieht wenigstens um in ihren Trümmern geschützt zu werden, nach der rettenden Hand ihres jetzigen Landesherrn auf. Möge diese bald helfend hinzu kommen. Herr Dr. Stieglitz lieferte schon im Jahre 1791 eine umsichtige Beschreibung davon, die aber nichts zu ihrer Hülfe bewirken konnte. Die vernichtende Hand von beynahe dreyßig Jahren ist wieder darüber hingegangen. Nach einer neuesten Nachricht, die wir dem Briefe eines Herrn Wilhelm Ulrich zu Jena verdanken, müssen in der Kirche noch mehr Wandgemälde gewesen seyn, von denen Herr Stieglitz nichts bemerkt; denn der Ebengenannte entdeckte an einem der steinernen Pfeile einen Schatten, wie eine Menschengestalt, und bey aufmerksamer Betrachtung ganz deutlich das Bild eines Ritters, mit einer Krone auf dem Haupte. Als er nun in diese und jene Richtung trat, gegen das durchaus schattenartige und nur wie eine Geistergestalt sich

darstellende Bild, blickte schräg gegenüber ganz auf gleiche Weise eine Frauengestalt aus dem Pfeiler, ebenfalls gekrönt. Der Kaiser hat einen Stab in der Rechten, und ist mit seinem Schwert umgürtet. Unstreitig erblickt man hier die schattenartig gewordenen, vielleicht sehr alten Bilder eines der Ottonen und seiner Gemahlin. Die Bilder stehen ganz ungeschützt, dem Winde und Wetter bloß gegeben. Die unterirdische Kirche scheint jetzt zugänglich, denn eben dieselbe Nachricht meldet, der königliche Verwalter gebrauche die herrliche Capelle unter der Erde zur Aufbewahrung von Rettichen!! Wenn die Herrscher erst ihre Alterthümer mehr achten und schützen, wird sie auch das Volk wieder mehr hegen und pflegen, und in Würden halten.

S. 454. Aus einer Jahreszahl muß man sich nicht zu leicht verführen lassen, anzunehmen, daß sie auf den Bau des Gebäudes Bezug hat, oder des Theils, an dem sie steht; oft geht sie nur auf eine gänzliche oder theilweise Ausbesserung, und immer muß der Anblick des Gebäudes selbst die meisten Entscheidungsgründe geben. S. 456. Die Domkirche zu Merseburg hat sich vielfachst im Laufe der Zeit gewandelt; so wie wir sie jetzt sehen, hält es gewiß überaus schwer, das Alte vor dem Neuen herauszufinden; uns war es wenigstens nicht möglich. Wir vermissen gänzlich eine Beschreibung des Gebäudes, und geben daher einige Züge dazu. Gegen Abend hat der Dom zwey Thürme, der Giebel des Gebäudes ist vorspringend, ungeschmückt, mit drey Fenstern; die Thüre deckt ein runder Bogen, nur drey Stäbe und vier weit eingelegte Blenden. Darüber eine Verzierung, indem vor den Thürpfeilern ein paar kreuzweis verschlungene Eselsrücken gehen, und darüber noch einer, verlaubwerkt. Auf dem Giebelpfeiler rechts steht Johannes der Täufer, links Laurenzius, in der Mitte unter dem Eselsrücken Kaiser Heinrich, der doppelte Adler unter ihm im Schilde; es ist nur ein Brustbild, das in der Rechten die Kirche, in der Linken das Zepter hält. Die Kirche ist ganz verbaut, und ihr daher schwer beyzukommen, um eine ordentliche Ansicht zu gewinnen. Am Chore stehen noch zwey Thürme. Vom Kreuzgang aus gesehen hat das Schiff drey Giebel, mit scheinbarer aber grob gearbeiteter Durchbrechung; dann folgen die Kreuzseiten. Die Strebepfeiler sind klein und unverziert. Das Chor ist mit einer runden und kuppelartig überwölbten Vorlage geschlossen, mit vier Fenstern darin, zwischen dem Theil, woran die Vorlage und dem Kreuze ist ein Gewölbeschlag mit zurückgezogenem Gurte und einfach gewölbt, aber darauf sind graue, hervorstehende Gurten in einem zusammengesetzten Gewölbe auf eine alberne und verwirrende Art gemalt. Der hintere Theil des Chors hat gleiche Höhe des Gewölbes mit den Kreuzseiten, welche

auch gemalte Gurten haben. Daran schließt sich das gleich hohe Schiff mit seinen Nebenschiffen, von sechs sehr schlanken Pfeilern getragen. Die Gewölber der Schiffe sind zusammengesetzt, und gehen sogar kunstreich aus dem Haupt- in die Nebenschiffe über. Von den einzelnen ganz vortrefflichen Gemälden Kranachs und anderen Meistern können wir hier nichts sagen. Besonders vortrefflich ist aber ein Bild am Pfeiler vor der Orgel: auf einem alten Altarblatt erscheint Maria, auf dem Gürtel der nebenstehenden Barbara liest man M. A. Maria hält das Christkind, welches sich mit der vor ihm knieenden Katharina vermält. Ein überaus vortreffliches und liebliches Bild, besonders die Gestalt und das Gesicht der Maria. Oben darüber schweben zwey Engel. In der Vorhalle gegen Abend findet sich der einzige Rest gemalter Scheiben.

S. 464. Eine kurze Andeutung über die Art der Stickereyen wird hier wohl nicht am unrechten Orte seyn, da sie meistens ganz von unserer heutigen Art abweicht, und durch die Nachläßigkeit der Aufbewahrer dieser alten Reste immer mehr und mehr verschwindet. Außer der uns noch bekannten Art Gestalten in Teppiche einzuwirken, findet man auch sehr dünne durchsichtige Zeuge von Baumwolle, in welche mit der Nadel Gestalten, mit ebenfalls weißen Fäden, gestickt wurden, wobey auch Sprüche eingearbeitet wurden. Eine solche Decke, wahrscheinlich zum Altar, sahen wir im Dom zu Brandenburg, doch wagen wir nicht, den Zeitraum der Verfertigung zu bestimmen. Die hauptsächlichste Art finden wir aber an reichen Meßgewanden, und diese Weise weicht besonders von der unsern weit ab. Unsere möchte man das Einwirken eines Gemäldes in den gewählten Grund nennen, jene alte Arbeit war mehr ein Aufheften einzelner Gestalten, wenigstens wurden sie über dem Grund immer hoch erhaben gearbeitet. So wurden z. B. bey den Meßgewändern auf dem hinten befindlichen Kreuze die Gestalten Christi und der Maria und des Johannes angebracht. Diese bestanden aus dicken eigens genähten Bildern, die oft über einen Finger breit und breiter hervorragten. Christus z. B. war eine ordentliche Puppengestalt, die fest aufgeheftet war. Daher waren auch die Köpfe immer mit gerundeten Gesichtern und nur hinten, wo sie auf dem Grunde aufliegen, platt, und daher war es und ist es noch leicht, Köpfe und ganze Gestalten von solchen Meßgewanden abzudrehen: ein Kunststück, das Sammlungs-Liebhaber oder auch boshafte Hände nur zu oft geübt haben. Gold und Silber ward soviel angebracht, als nur möglich war, aber auch Edelsteine fanden auf diesen halberhabenen Arbeiten ihre Stellen, und besonders wendete man kleine und größere Perlen

an, welche besonders raubgierige Hände in den neuern Zeiten gereizt haben.

S. 476. Ueber das Kloster Paulinzell haben wir vor kurzem sehr tüchtige Nachrichten durch Herrn Prof. Hesse zu Rudolstadt erhalten, und Herr Kupferstecher Martini daselbst hat schon in zwey Lieferungen zwey sehr wohl gerathene Ansichten dieser herrlichen Mauertrümmern in Umrissen geliefert.

S. 478. Die Kirche des heil. Ulrich zu Sangerhausen, von Ludwig dem Springer gebaut, verdient eine ausführlichere Nachricht, da sie sehr merkwürdig in ihrem Bau ist, und viel Uraltes zeigt. Einige Worte aus unsern Reisetagebüchern werden darüber genügen. Chor und Schiff sind, von außen betrachtet, gleich hoch, das Chor ist sehr lang, mit sehr kleinen und schmalen Fenstern, daher das Innere düster ist. Der Altar liegt in einer runden Vorlage, worin ein großes Fenster; das schmale Chor hat zwey sehr niedrige Abseiten, von denen auch eine jede eine runde Vorlage hat, einst auch zu Altaren bestimmt, worüber ein kleines Fenster. Alle diese Fenster haben runde Stürze, so wie denn überhaupt im ganzen Chor der runde Bogen herrschend ist. Das Chor ist, wie gesagt, nur schmal, wie auch das Hauptschiff, und dadurch wird die Länge des Schiffs noch scheinbar größer. An dem Ende des Chors, dicht vor dem Altare, ist an jeder Seite ein übergroßes Gemälde, wie ein gemalter Grabstein aussehend; auf der einen Seite erblickt man Ludwig den Springer, auf der andern seine Gemahlin Adelheid. Es mögen vielleicht noch uralte Gemälde darunter sitzen, die wird man aber nie wieder finden, denn diese sind neue übergemalt. (Die hinter dem Altar stehenden alten Gemälde sind wohl zu beachten.)

An das Chor schließt sich das Kreuz an, sehr hoch gewölbt; in der Mitte, wo das Gewölbe eine Art von Kuppel macht, steht außen der hohe, spitze Thurm. Von außen erhält dadurch das Gebäude eine auffallende Aehnlichkeit mit der alten Kirche zu Memleben. Nun tritt auch, nach den Kreuzseiten, das Schiff ein, welches lang, schmal, mit Spitzbogen einfach gewölbt ist, mit zwey Abseiten, die wieder sehr niedrig sind. Man sieht deutlich, daß Chor und Thurm, die alte Bauart mit einem Thurme in der Mitte, zuerst da waren; hierauf baute man das Kreuz und das Schiff an. Leider wissen wir uns nicht mehr zu erinnern, wie es mit den Strebepfeilern beschaffen ist, trügt uns aber das Gedächtniß nicht, so sind keine vorhanden, indem die niedrige Abseite am Schiff und am Chore dafür dienen. — Auch die Jakobskirche zu Sangerhausen ist alt und merkwürdig. Davon beym zweyten Bande.

S. 489. Die Stelle: »Die Kirche (die Domkirche zu Er-

furt) ist gegenwärtig sehr hell, indem man vor einigen Jahren die Glasmalereyen, die dem Innern eine schauerliche Dämmerung gaben, weggenommen hat. Wo diese Kunstwerke geblieben, ob sie aufbewahrt oder zerstört worden sind, können wir nicht angeben; diese Stelle ist ein trauriges Zeichen des allenthalben herrschenden Vandalismus, der sich indessen vielleicht am gräßlichsten in Goslar gezeigt hat, wovon bey Betrachtung des zweyten Bandes die Rede seyn wird. Wir wiederholen aber die Frage: wo mögen jene Erfurter Glasmalereyen geblieben seyn?

S. 495. Anm. a. Es ist uns merkwürdig, unter einem alten Gemälde zu Stolpen dieselben lateinischen Worte: Regina celi etc. zu finden; die auch schon unter dem ältesten Gemälde zu Breslau vom Jahre 1206 (siehe oben) stehen.

S. 503. Die Bilderschnitzwerke in Holz im Dome zu Merseburg sind nicht unwichtig und unkünstlich; ihre Anzahl ist beträchtlich, es sind 27 bis 28 Stück.

Büsching.

Art. VII. *Ichwan-Oos-Suffa*, in the Original Arabic, revised and edited by *Schuekh Ahmud-bin-Mookummud Schurwanool-Yummunee. Calcutta.* Printed by *P. Pereira*, at the *Hindoostanee* Press. 1812. 431. S. bloß arabischen Textes mit einer englischen Vorrede von acht Seiten.

Ein herrliches, bisher in Europa ganz unbekanntes ethisches Apologen-Werk aus der Zeit des höchsten Flores arabischer Philosophie und Beredsamkeit unter der Regierung der Abassiden vor einem Jahrtausende verfaßt, und jetzt durch die Bemühungen englischer Orientalisten in Indien zum erstenmale durch den Druck bis nach Europa verbreitet. Daß das Lob, welches der englische Vorredner dem hohen moralischen und rhetorischen Werthe dieses Werkes zollet, keineswegs übertrieben sey, werden die folgenden Auszüge hinlänglich bestätigen: nur was er nach dem arabischen Herausgeber Scheich Ahmed Ben Mohammed Schirwan-Ol-Jemeni (so muß der obige, selbst nach der englischen Aussprache falsch geschriebene Name des Herausgebers auf deutsch ausgesprochen werden) über den Verfasser des vorliegenden Werkes sagt, ist eine Unrichtigkeit, welche der arabische Herausgeber in einer Schlußnote widerruft, ohne deshalb über die Verfasser dieser und funfzig anderer ähnlichen wissenschaftlichen Abhandlungen, welche in ganz Asien unter den Namen Ressail Achwanis-safa, d. i. die Abhandlungen der Brüder der Reinigkeit bekannt sind, näheren Aufschluß zu geben. Den

darüber in Hadschi Chalfa's bibliographischem Wörterbuche enthaltenen, hat weder der Scheich Ahmed, Herausgeber, noch Herr Thomason, der englische Vorredner, noch vor ihm Herbelot benützt. Hadschi Chalfa nennt von den vorzüglichsten arabischen Philosophen, welche sich in eine Gesellschaft vereinigten, um in einem Halbhundert von Abhandlungen das ganze Gebiet wissenschaftlicher Kenntnisse encyklopädisch zu umfassen, die vorzüglichsten, nämlich: Abu Suleiman Mohammed Ben Naßr, bekannt unter den Namen Ibnol Abd-Al-mokadessi, Abulhassan Ali Ben Harun Es-sendschani, Abu Ahmed En-nehrdschuri, Al-aufi, Seid Ben Refaa. Diese und mehrere ungenannte Philosophen der schönsten Zeit arabischer Literatur im höchsten Glanze des Chalifates waren zusammengetreten, als die erste in der Geschichte der Literatur bekannte Gesellschaft von Encyklopädikern, die sich das große Feld der Wissenschaften, in so weit es damals in Mittel- und Vorderasien angebaut war, zur gemeinsamen Arbeit vertheilten, und in funfzig Abhandlungen eben so viele Wissenschaften besonders behandelten. Es ist eine große Frage, ob diese halbe Centurie wissenschaftlicher Werke noch heute in ganz Asien irgendwo vollständig aufzufinden, und ob nicht ein großer Theil derselben in der Zeit bereits untergegangen ist. Einzelne dieser Abhandlungen finden sich sowohl in asiatischen als europäischen Bibliotheken zerstreut, und die uns bekannte vollständigste Sammlung derselben befindet sich unter den, von Seetzen für die herzogliche Bibliothek zu Gotha angekauften Handschriften Nro. 67, wo zehn solcher Abhandlungen angegeben sind, welche 1) die Geometrie, 2) die Musik, 3) die Astronomie, 4) die Ethik, 5) die reine Mathematik, und die sieben folgenden die andern Theile des philosophischen Lehrgebäudes nach Aristoteles nämlich Εισαγωγη, περι της ερμηνειας u. s. w. behandeln. Die ein und funfzigste dieser Abhandlungen ist die vorliegende, welche dem ganzen Gebäude augenscheinlich entweder zum Grundstein oder Schlußstein bestimmt war, indem das Resultat derselben die höheren Ansprüche des Menschen auf den Vorzug vor den Thieren mit Recht in die Ausbildung der Vernunft und in die Läuterung der Sitte durch Wissenschaft und angewandte Kenntniß setzt. Die Frage, ob diese Abhandlung als Portal oder Giebel für jene große wissenschaftliche Unternehmung bestimmt gewesen, scheint durch den Umstand entschieden, daß die ersten Worte, welche Hadschi Chalfa als den Anfang der ersten Abhandlung angibt, mit dem Anfange der vorliegenden nicht übereinstimmen, so daß dieselbe vermuthlich als die letzte und oberste der ein und funfzig Stufen dieser encyklopädischen Pyramide, den Gipfel derselben vollendend, krönte.

Die Idee, welche dem Ganzen zum Grunde liegt, nämlich der Wettstreit zwischen den Thieren und Menschen über ihre gegenseitigen Vorzüge ist zwar nichts weniger als neu, und findet sich bey den Apologen-Dichtern aller Nationen. Nur hat keiner dieselbe so gründlich, so schön und so einfach durchgeführt, wie der Araber, dem hierin sein türkischer Uebersetzer oder vielmehr Umarbeiter, der osmanische Schöngeist Lamii weit zurück steht. Dieser verschmolz die Idee des Arabers in seinem berühmten Werke: über den Adel des Menschen, wovon in dem ersten Hefte des sechsten Bandes der Fundgruben des Orients eine namhafte Probe im türkischen Text und in der deutschen Wort- und reimgetreuen Uebersetzung gegeben worden ist; jene türkische Uebersetzung oder vielmehr gänzliche Umarbeitung verhält sich zu der Einfachheit des arabischen Originales, wie das türkische Humajunname zu dem Koleila we dimna der arabischen Uebersetzung der sogenannten Fabeln Bidpai's.

Wassi Tschelebi, der Verfasser des Humajunname, und Lamii, der Verfasser des Werkes über den Adel des Menschen, die beyden größten Prosaiker der Türken, welche gleichzeitig unter der Regierung Sultan Suleiman's des Großen in der Epoche des höchsten Flores der osmanischen Redekünste lebten, und mit einander um die Palme der zierlichsten, blumenreichsten und volltönendsten Prosa stritten, versuchten sich beyde in der Uebertragung der beyden größten und berühmtesten Apologen-Werke des Orients, und erwarben sich beyde dadurch unsterblichen Ruhm in den Jahrbüchern türkischer Literatur. Welchem von beyden der erste Platz unter den türkischen Redekünstlern gehöre, darüber sind selbst unter den osmanischen Kunstrichtern die Meinungen getheilt, und wiewohl dem Humajunname insgemein die erste Stelle zuerkannt wird, so läßt sich doch auch der Vorrang Lamii's und des von ihm gearbeiteten Werkes aus nicht unhaltbaren Gründen vertheidigen, und ungeachtet des durch mehr als dreyßig Uebersetzungen in allen Sprachen der Welt verbreiteten Ruhms der Fabeln Bidpai's getrauen wir uns dem vorliegenden arabischen Werke in so weit den Vorrang zuzuerkennen, als es nicht wie jenes in der Folge willkürlich an einander gereihter Hauptstücke aus einer Sammlung in einander geschachtelter Erzählungen und Geschichten besteht, sondern vom Anfang bis zum Ende eine einzige Idee, mit dem Reichthum philosophischer Kenntnisse und rhetorischen Schmuckes ausgestattet, ohne alle äußere Zuwage von Geschichten und Erzählungen, dramatisch durchführet, und ein in sich geschlossenes, gerundetes Ganzes darstellt.

Die Scene dieses thierischen Drama spielt auf einer unter dem Aequator gelegenen Insel (Balasaghun), wo der König rechtgläubiger Dschinnen, Namens Schahmerdan, thront. Ein Schiff,

das dahin verſchlagen ward, bevölkerte die Inſel mit Menſchen, die gar bald die vorher freyen und herrenloſen Thiere ihrer Herrſchaft unterwarfen. Dieſe brachten ihre Beſchwerden vor den Thron durch den Mund eines Abgeordneten (des Maulthiers), welcher dem Abgeordneten der Menſchen gegenüber über ihre Anmaßung und Tyranney förmliche Klage führte. Der Abgeordnete der Menſchen bringt als die Rechtstitel und Beweiſe ſeiner Herrſchaft die Schönheit ſeiner Geſtalt, ſeinen emporſtrebenden Wuchs, die Schärfe ſeiner Sinne und Urtheilskraft vor. Der Abgeordnete der Thiere widerlegt dieſe Beweiſe durch den Zuſtand nackter Dürftigkeit, in welchem der Menſch unbekleidet, ohne Federn und Wolle und unbehülflich in Luft und Waſſer, ohne Flügel und Floſſen erſchaffen ward; der emporgerichtete Wuchs zeige die Beſtimmung an, ſich bloß von den Früchten der Bäume zu nähren, und mit ihren Blättern zu kleiden; er ſtehe aufrecht, um deſto leichter die Früchte pflücken zu können, während die Thiere, denen Gras und Kraut zur Nahrung angewieſen wurde, um dieſelbe deſto bequemer zu erreichen, den Kopf vorunter trügen. Der Menſch, der die Regelmäßigkeit ſeiner Geſtalt und das ſchöne Ebenmaß ſeiner Glieder als Beweiſe ſeiner Herrſchaft über die Thiere geltend machen will, ſchmäht mehrere ob ihrer Unförmlichkeit, als: das Kameel mit ſchwerem Leibe, langem Halſe, kleinen Ohren und kurzem Schweife; den Elephanten von ungeheurem Körperbau, langen Vorderzähnen, weit auseinander ſtehenden Ohren und kleinen Augen; den Büffel, weil er langen Schweif, dicke Hörner und oben keine Zähne hat u. ſ. w. Das Maulthier zeigt in ſeiner Replik das Zweckmäßige dieſer Verhältniſſe aus der Natur und den Gewohnheiten der verſchiedenen Thiere, und widerlegt, was der Menſch von der Schärfe ſeiner Sinne ſagt, durch die größere Vortrefflichkeit der Sinne des Thieres; am wenigſten aber laßt es den Vorzug der Vernunft gelten, indem ſich die Menſchen insgeſammt ſo unvernünftig betragen, und der Stimme der Vernunft nie Gehör geben. Der Menſch bringt weitere Beweiſe vor, daß die Herrſchaft über die Thiere ihm gebühre; denn er kaufe und verkaufe dieſelben, und von ihnen würde er geſpeiſet, getränket, gekleidet und in Krankheiten geheilet, was alles das Verhältniß des Herrn gegen den Diener und nicht das umgekehrte bezeichne. Das Maulthier entgegnet: »was den Kauf und Verkauf betrifft, ſo wer»den Perſer von Griechen, und Griechen von Perſern, Inder von »Sindern, und Sinder von Indern, Kurden von Arabern, und »Araber von Kurden gekauft und verkauft, je nachdem ſie in Krie»gen ſiegen oder unterliegen, ohne daß dies für angeborne Herr»ſchaft oder Sclaverey beweiſet; daß die Menſchen uns und unſere »Erzeugniſſe als Speiſe, Trank und Kleidung verbrauchen, iſt

»wahrlich kein Beweis von Herrscherhuld und Königsgnade.« Hier fiel der Esel ein: »o wenn du uns sähest, o König! wie wir er»liegen unter den Lasten, die sie unseren Rücken aufbürden, wie »sie uns antreiben und spornen, wie sie uns stoßen und schla»gen, du würdest unser Schicksal beweinen! wo ist hier »die von diesem Menschensohne gepriesene Huld und Güte« »In gleichen Sinne, wie der Esel, sprachen der Stier, der »Widder, das Kameel, der Elephant, das Pferd, und endlich wieder das Maulthier selbst, welches die Mißhandlungen aller Art, die es von den Menschen so durch Schläge als durch Schimpf erduldet, umständlich ausmalt, und das Wort dem noch mehr mißhandelten Schweine überläßt. Ehe es zu reden begann, bemerkte ein Philosoph aus dem versammelten Rathe der Dschinnen, daß das Schwein unter die wilden Thiere gehöre, weil es Klauen habe, und Aeser fresse; ein anderer bemerkte, es habe keine Klauen und Hufe, und fresse Gras, und gehöre folglich zu den zahmen Thieren; ein dritter meinte, es gehöre unter die gemischten Thiere, wie die Giraffe, welche aus der Kuh, dem Leoparden und dem Kameele zusammengesetzt und, wie der Strauß der Halbvogel und Halbkameel sey. »Bey Gott!« fing das Schwein nun zu sprechen an, »was soll ich sagen, du hast gehört, o König! wie schon die »Meinungen der Dschinnen, und noch mehr die der Menschen ge»theilt sind. Die Moslimen verabscheuen uns, und hassen unser »Fleisch bis auf unseren Namen. Die Griechen machen dar»aus Leckerbissen, und preisen Gott darob. Die Juden schimpfen »und fluchen uns ohne unsere Schuld, bloß aus Feindschaft wider »die Christen. Die armenischen Aerzte verbieten unser Fleisch und »die griechischen verordnen dasselbe. Die Buchbinder und Schrei»ber halten unser Fell sehr wenig in Ehren, desto mehr aber die »Schuster und Bürstenmacher unsere Haut und unsere Borsten, so »daß ich wahrlich nicht weiß, wem ich danken, oder wen ich bekla»gen soll.« Hierauf beklagt sich der Hase (vom Esel aufgemahnt) gar bitterlich über die Verfolgungen des Menschen; dieser unterbricht ihn aber mit der Ausnahme, daß er gar nicht unter die nützlichen Thiere, nämlich die Lastthiere gehöre, und spricht diesen ein großes Lob aus, welches der Hase dann wider den Menschen geltend macht, indem er zu viele von ihm selbst anerkannte Verdienste so schlecht und undankbar belohne. Nachdem der Ochs und der Esel noch Einiges über den freyen Gebrauch der von der Natur verliehenen Güter und Gaben, wie Sonnenschein und Sternenlicht, hinzugefügt, wandte sich der König der Dschinnen an seine versammelten Räthe mit den Worten: »was sagt ihr dazu?« Sie sagen: »wir haben gehört, was die Thiere vorgebracht, und die»ses ist alles lautere Wahrheit; sind wir denn nicht selbst von der

»Menschen List und Bosheit in Wüsten und Inseln, auf die Gi»pfel der Berge und in die Tiefe der Meere entflohen; und bey »allen dem glauben sie noch in ihrer Unwissenheit, daß wir sie ver»folgen, daß wir ihren Kindern und ihren Weibern nachstellen, »denen sie deshalb Amulette und Talismane umhängen. Doch »hat noch kein Dschinne einen Menschen getödtet oder beraubt, kein »Haus und keinen Kasten erbrochen, keinen Krieg und keine Em»pörung angezettelt, kein fremdes Gut und keinen Menschen ver»kauft. Alles dieses thun und treiben nur die Menschen ohne »Scheue und ohne Reue.« Hierauf entließ der Ausrufer die Versammlung und vertagte sie auf Morgen. Der König der Dschinnen aber trat mit den Großen und Weisen seines Reiches in einen Staatsrath zusammen, worinnen die Wichtigkeit dieses Streites, und die Folgen, welche die Unzufriedenheit der Menschen oder der Thiere nach sich ziehen könnten, sammt den Ursachen der ursprünglichen Feindschaft der Menschen und Dschinnen von Dschin Ben Dschan angefangen bis herunter auf Salomon, den letzten Universal-Monarchen der Geister, Menschen und Thiere, von den Rednern der verschiedenen Stämme der Dschinnen umständlich entwickelt werden. Während der König der Genien die Meinung seines Staatsrathes vernahm, berathschlagten sich ihrerseits die Menschen und die Thiere untereinander über die in diesem wichtigen Ereignisse zu ergreifenden Maßregeln. Eine Deputirten-Kammer von den zweyundsiebenzig verschiedenen Geschlechtern der Menschen erörterte die vorzubringenden Beweise, die Art der Rechtsführung und die verschiedenen Ansichten der Nothwendigkeit oder der Entbehrlichkeit der Thiere, wobey, wie natürlich, die Städtebewohner für die Entbehrlichkeit stimmen, die Nomaden aber, deren ganzer Reichthum in dem Ertrage der Hausthiere besteht, die Unentbehrlichkeit derselben behaupten. Die Thiere beschließen Abgeordnete an die sechs großen Stämme des Thiergeschlechtes zu schicken, nämlich an die wilden Thiere, an die Hausthiere, an die zahmen Vögel, an die Raubvögel, an die Insekten und an die Wasserthiere.

Die erste dieser Gesandtschaften ging an Ebil-hareß (den Vater des Hüters) d. i. den Löwen, ihn zu benachrichtigen, daß die Menschen die Herrschaft über die Thiere im Rechtswege vor dem Reichsgerichte des Königs der Genien behaupten wollten. — »Mit was,« fragte der Löwe, »brüsten sich die Menschen? mit »Stärke und Kraft? mit Kühnheit und Muth? mit dem Grimme »des Anfalls, oder mit der Stärke des Einhaltens? mit der Er»fahrenheit im Krieg, oder mit Ueberlegenheit im Sieg? wenn sie »sich mit solchen Eigenschaften brüsten, so sollen sie kommen, und »sich wider meine Heere im Ganzen oder einzeln versuchen, bis sie

»alle getödtet oder gefangen sind.« Der Gesandte antwortete: »bey »meinem Leben! es sind unter den Menschen Einige, welche auf die »oben erwähnten Eigenschaften stolz seyn dürfen; aber außer dem »sind sie erfinderisch in Künsten und Listen, und in Waffen aller »Art, in Lanzen und Schwertern, in Dolchen und Pfeilen, in »Schleudern und Bogen, in Panzern und Helmen, wodurch sie sich »wider die Klauen der Thiere schützen, und dieselben selbst mit ei»genen Klauen ergreifen. Sie fangen dieselben mit Netzen und »Fallen, in Brunnen und Gruben, und sie haben dabey noch den »Vorzug der Beredsamkeit und unterscheidender Urtheilskraft.« Der Löwe verfiel über diese Bemerkungen in tiefes Nachsinnen, und berief endlich eine allgemeine Versammlung seines Volkes, welches sein Vesir, der Leopard, mit einer schönen Rede über die Pflichten der Könige gegen ihre Unterthanen eröffnete. Nach Beendigung derselben fragte der Löwe, welche Maßregeln für den gegenwärtigen Fall zu ergreifen wären. »Bey deinem guten Ge»stirne und siegreichen Händen,« sagte der Leopard, »wenn es sich »hier um Kraft und Stärke, und Uebermacht und Wut im An»griff handelt, bin ich dazu geschaffen.« Nein, sagte der König. Der Luchs: »Handelt es sich um Geschicklichkeit im Verfolgen »und Fangen, so ist es meine Sache.« Der König: nein. Der Wolf: soll verheeret und verwüstet werden, so gib mir den Auftrag. Der König: nein. Der Fuchs: mit List und Schlauheit, mit Feinheit und Gewandtheit kann ich die Sache durchführen. Der König: nein Der Bär: Gilt es bloß Raub und Plünderung, und die Kunst zu spähen und sich zu verstecken, so bin ich dazu gemacht. Der König: nein. Der Affe: Mir möchte es gelingen durch Spiel und Possen, durch Tanz und mimische Künste die Geschäfte zu machen. Der König: nein. Die Katze: könnte der Zweck durch unterthänige Formeln, durch Schmeicheln und Streicheln erhalten werden, so ist niemand besser als ich. Der König: nein. Der Hund: kömmt es auf Wachsamkeit und Huth, auf das Bellen, und auf das Wedeln mit dem Schweife an, so gibt es keinen tauglicheren als mich. Der König: nein. Die Hyäne: sollen Leichname zerfleischet, und die Gräber durchwühlet werden, so ist dieses mein Fach. Der König: nein.

Alle diese Eigenschaften, fuhr er weiter fort, sind wild und kriegerisch, und taugen nicht für einen Geschäftsmann, der in einer Versammlung von Rechts- und Gesetzgelehrten, Philosophen und Weisen unsere Rechte verfechten soll. Wohl wahr, meinte der Leopard, wenn in diesen Versammlungen nicht immer die Vernunft und die Weisheit, von dem Gebrülle der Leidenschaften überstimmt, und das Englische von dem Teuflischen unter die Füsse getreten würde. Der Löwe bestand nichts desto weniger

darauf, daß ein zur Gesandtschaft auserſehenes Individuum alle hiezu nöthigen Eigenſchaften in ſich vereinen müſſe, über welche er den Veſir folgendermaßen belehrt: »der Geſandte ſey ein verſtändiger, geſitteter, wohlberedeter, im Worte ſchlagfertiger Mann, »der, was er gehöret, ſo im Gedächtniß als auf der Zunge zu »bewähren wiſſe, damit es weder jenem noch dieſer entfliehe. Er »ſey kein Schwätzer, und ſpreche nicht aus eigenem Sinne, was »ihm nicht aufgetragen worden. Er verlange nicht nach Gütern »des fremden Landes, und verrathe nicht das Intereſſe des Sendenden, um dem, an den er geſendet, zu Gefallen zu leben. Er »ſeye der geborne Rath ſeines Herrn, ſeines Volkes, ſeines Landes, ſeiner Familie, entledige ſich ſeiner Botſchaft, kehre ſchnell »zu dem Sendenden zurück, und ſtatte demſelben einen treuen »Bericht über alles, was vorgefallen, ab, ohne Furcht und Scheu, »denn was den Geſandten geziemt, iſt nichts anderes als Aus»richtung der Botſchaft.« Der Veſir brachte hierauf einen der beyden Schakale, Koleila oder Dimne (die beyden berühmten Schakale der Fabeln Bidpai's) als die tauglichſten Subjekte in Vorſchlag. Koleila übernahm die Geſandtſchaft nicht ohne Erklärungen gegründeter Furcht vor den Gefahren die ihm von Seite der Hunde drohten, welche als Landesverräther aus bloßer Freßſucht und Gier ſich ſchon lange ſklaviſch dem Dienſte des Menſchen als ſeine Hausgenoſſen und Tiſchfreunde ergeben hätten. Bey dieſer Gelegenheit muſterte der Bär auch die übrigen Thiere, welche aus Gier und niedrigem Eigennutze in Geſellſchaft des Menſchen leben, als: die Katzen, Mäuſe, Affen u. ſ. w. durch. Auf die Frage des Löwen, ſeit wann denn dieſe verrätheriſche Gemeinſchaft der Hunde und Katzen mit den Menſchen beſtehe, belehrt ihn der Bär, daß ſich dieſe Vertraulichkeit ſchon von den Tagen der Feindſchaft der Nachkommen Abels und Kain's herſchreibe. Als nämlich die Kainiten die Söhne Abels geſchlagen, und ihnen ihre Herden geraubet hatten, ſchlachteten ſie ſo viele Schafe, Kühe, Pferde und Kameele, daß die Köpfe und Eingeweide derſelben ringsum ihre Zelte aufgehäufet lagen. Als dieſes die Hunde und Katzen ſahen, trennten ſie ſich aus Begier des Wohllebens von den Thieren, und blieben ſeitdem an das Intereſſe der Menſchen gebunden. Der Löwe beklagte ſehr in ſo kritiſcher Zeit dieſe Meuterey, wodurch der Feind von den Schwächen und Gebrechen der Thiere die beſte und ſicherſte Kundſchaft erhielte, und ſchloß ſeine Rede mit den Worten: »Nicht wolle der Herr weder die Katzen noch die Hunde ſegnen.« Der Wunſch, entgegnete der Bär, iſt ſchon im Voraus erhöret, denn aller Segen iſt den Hunden und Katzen entnommen, welche nicht nur durch die große Sterblichkeit ihrer Kinder, ſondern auch mit

verschiedenen, das Leben kürzenden Krankheiten geschlagen sind, deren Ursprung einzig und allein in ihrer Unmäßigkeit und Freßgier zu suchen ist. Nach dieser Erörterung entließ der Löwe die Versammlung, und fertigte den Schakal als Gesandten mit gemessenen Verhaltungsbefehlen ab.

Der zweyte Gesandte verfügte sich zu Schahmurg (dem Königsgeyer), dem Herrscher der Vögel, dem er denselben Bericht wie der vorige abstattete. Er fragte seinen Vesir, den Pfau, um die Namen und Eigenschaften der zur Botschaft an den Hof des Königs der Genien tauglichen Subjekte, und dieser nannte ihm den spähenden Widhopf, den Gebet-ausrufenden Hahn, die wegkundige Taube, das auflachende Repphuhn, die predigende Lerche, die kosende Nachtigall, die baulustige Schwalbe, den wahrsagenden Raben, den hütenden Storch, den lüsternen Sperling, den grünlichen Specht, die girrende Turteltaube u. s. w., indem er alles, was sich zu ihrem Vortheile und Nachtheile aufzählen läßt, aufzählt.

Der Widhopf, den Salomon zum Spion und Boten in seiner Liebschaft mit der Königin von Saba gebrauchte, ist ein wohlkundiges Subjekt mit einem Federbusche auf dem Kopfe, und versteht gründlich, was Rechtens ist. Der Hahn mit rothem Barte und rother Krone, mit stets ausgebreiteten Flügeln und stehendem Schweife ist eifrig und feurig in Allem, was die Ehre des Harems angeht, ein genauer Beobachter und Ausrufer der Zeiten des Gebetes, der die Frühestunden nicht versäumt, und durch seinen Ausruf die Nachbarn vom trägen Schlafe aufzuwachen ermahnt. Wie der Hahn den Muesin (d. i. den Gebetausrufer) unter den Vögeln vorstellt, so das Repphuhn den Herold (Nadi), welcher mit lauter Stimme die Ankunft des Frühlings verkündet, und die Menschen ermuntert, bey der Wiederkehr desselben dem Herrn der Natur für seine Huld, womit er Wälder und Felder, Berge und Thäler in Grün und Blumenschmelz gekleidet hat, zu loben, zu danken und zu preisen. Die Taube trägt den Ring um den Hals, als das Schild der Briefboten, und indem sie in die fernsten Gegenden Briefe trägt, singt sie hin und herfliegend in Lüften: »Ach wie thut das Scheiden wehe! wohl »mir, wenn ich einst die Freunde sehe; leite mich, o Herr! wohin »ich gehe!« Die Lerche ist der Prediger unter den Vögeln, indem sie hoch in den Lüften schwebt, wie der Prediger (Chatib) hoch auf der Kanzel steht, und wie dieser mit wohllautender Stimme, und in tönenden Perioden das Lob des Herrn verkündet. Sie prediget hoch über den Saaten schwebend: »O ihr Ver»ständigen und Kündigen, wo sind die Kaufleute die würdigen, »die es verstehen, ihr Kapital siebenzigmal zu säen, daß sie davon »Früchte, wie diese Saat verheißet, sehen. Gedenket des Tages

»der großen Ernte, wo, wer Gutes gesäet, Lohn, und wer Böses »gepflanzet hat, Strafe ernten; wo eure That die Saat, der »Tod der Schnitter, das Grab die Tenne; wo der Gerechte, wie »schweres Korn, und der Böse, wie leeres Stroh und Stoppel »verloren seyn wird.« Die Nachtigall, klein von Gestalt, und hurtig von Bewegung, wohl beredet und süßer Stimme, nahet sich den Menschen in ihren Gärten, und koset mit ihnen in ihren Wohnungen; sie singt und spricht in ihre Lust- und Trinkgelage: »Lob Gott! was prahlt ihr? Lob Gott! was dahlt ihr? Lob Gott! »was lacht ihr? Lob Gott! was macht ihr? Seyd ihr nicht zum »Sterben geboren, seyd ihr nicht zum Verderben erkohren? was »prahlt ihr, was dahlt ihr? morgen werdet ihr sterben, und im »Grabe verderben, dann werdet ihr es wissen, dann werdet ihr »es büssen. Lob Gott!« Lob Gott! u. s. w. Der Rabe, schwarz gekleidet vorsichtig umherfliegend, ein vielgereister Wanderer, warnet vor Gefahren und Unglück mit weissagender Stimme, »Wehe! Wehe! schwarz ich sehe; Unglück droht jedem der ver»letzet das Gebot, rettungslos trifft das Loos.« Die baulustige Schwalbe gefällt sich in den Wohnungen der Menschen, wo sie früh und spät fleißig ihren Morgen- und Abendsegen singt und betet; viel gereist und viel gewandert, preist sie den Schöpfer der Meere und Wüsten, der die Berge gründet und die Ströme ausgießt, durch welchen Tag und Nacht zusammenfließt. Wie die Schwalbe zweymal des Tages, nämlich: Morgens und Abends betet, so der wachsame Storch, der Hüter der Gastfreundschaft und Familienliebe zweymal in der Nacht, wo er durch verdoppeltes Geschrey den Schöpfer der beyden großen Lichter, den Vermischer der beyden Oceane (des östlichen und westlichen), den Herrn der beyden Oriente (des Sommer- und Winteraufgangs) lobpreist. Nachdem noch einige Vögel die Musterung durchgegangen, wird der Hesar, (eine Art von Nachtigall hier von Bülbül unterschieden) der natürlichen Wohlredenheit willen zum Gesandten ernannt.

Als der dritte Gesandte zum Herrscher der Insekten, zur Bienenkönigin, gekommen, und die Versammlung ihrer Unterthanen einberufen war, entstand ein ungeheures Gewirre und Geschwirre, Gebrumme und Gesumme, weil die Bienen und die Heuschrecken, die Fliegen und die Mücken, alle zugleich ganz erzürnet über die Anmaßungen des Menschen, seine Herrschaft bestreiten, und ihre Ueberlegenheit dadurch beweisen wollten, daß sie durch einen einzigen Stich alle seinen Schutz- und Trutzwaffen höhnen, und denselben zur Wut und Verzweiflung treiben können. Unter diesem lermenden Gebrumme und schwarmenden Gesumme konnte man sich aber gar nicht über die Wahl eines Gesandten vereinen, und es kam zu keinem Beschlusse.

Bey dem vierten Thiergeschlechte, den Raubvögeln, bringt der Vesir Schunkar (Sankar) dem Könige Anka (Simurgh) die Eule zur Gesandtschaft in Vorschlag, weil alle andern Raubvögel aus Menschenscheu die Wohnungen derselben fliehen, die einzige Eule aber sich wenigstens in den Ruinen ihrer Städte und Palläste als Einsiedler aufhalte, und dorten bey Tage fastend, und bey Nacht betend über den Verfall aller Größe und Herrlichkeit philosophische Betrachtungen anstelle; dort beweine sie vergangene Herrscher und untergegangene Völker in elegischen Versen, wie diese:

Ach! wo sind sie nun die Geschlechter vergangener Zeiten?
Ihre Wohnungen sind längstens zerfallen in Schutt.
Schätze sammelten sie, und mußten dieselben verlassen,
Doch verschwunden sind jetzo die Schätze wie sie.
Alter Pallast! weh dir! O steh' mir Fragenden Rede
Wohin zogen sie denn? deine Bewohner wohin?
Die Ruine verstummt, doch könnte sie sprechen, so spräch' sie,
Bald gewesen bist du, längstens gewesen sind sie.
Fragend sprach ich zum Haus: was haben gemacht hier die Freunde?
Kurz nur weilten sie hier, gingen dann alle davon;
Sage wohin, daß ich verfolgen möge die Spuren.
Alle hinunter ins Grab, wo sie erwartet der Herr u. s. w.

Der Simurgh fragte die Eule, ob sie mit dem Vesire einverstanden wäre? Sie bemerkte aber, daß sie zu einem Gesandten nicht tauge, indem die Menschen sie nur schimpften und mißhandelten, und deshalb, weil sie unter Ruinen wohne, ihr gar den Verfall von Städten und Ländern zur Last legten; besser würden sich zur Gesandtschaft solche Raubvögel schicken, welche bey den Menschen ihrer Talente wegen in Gunst und Ansehen stünden, wie der Falke, Weiher und Sperber, welche von den Menschen genähret, gekleidet und auf den Händen getragen würden.

Der Falke bemerkte, daß diese gute Behandlung der Menschen kein Beweis ihrer Freundschaft und ihres Zutrauens, sondern Frucht ihres Eigennutzes sey, weil sie als Jagdvögel bloße Werkzeuge der Gier und Habsucht des Menschen seyen. Ganz anders verhalte es sich mit dem Papagey, dem Lieblinge der Menschen, der von Groß und Klein, Alt und Jung, Gelehrten und Unwissenden gerne gesehen wäre, und den sie sehr gerne sprechen hörten. Der Papagey fand sich zur Gesandtschaft willig, und bat bloß um den Segen des Königs, den ihm dieser auch ertheilte.

Des fünften Gesandten Botschaft lautete an die große Seeschlange, als den Herrn der Wasserthiere »Mit was, fragte sie, »prahlen die Menschen? mit Größe oder Stärke? mit ihrer Macht »oder Kraft? sie sollen herkommen, daß das Feuer meines ausge-

»henden Odems sie verzehre, oder daß, wenn ich denselben ein»ziehe, ich sie hinunterziehe in die Wirbel meines Rachens.« Die Anwort war, daß des Menschen Anspruch auf Vorzug und Herrschaft über die Thiere sich nicht auf Ueberlegenheit der Stärke, sondern auf die der Vernunft gründe; er steige hinab durch seine Kunst in die finsteren Tiefen des Meeres, um nach Perlen und Korallen zu tauchen; er erklimme die höchsten Gipfel der Berge, und locke die Adler und den Geyer aus ihren Felsennestern herab; er belaste das Kameel als das Schiff der Wüste, und das Schiff als das Kameel der See mit Waaren und Gütern, und durchstreiche so Länder und Meere, von Osten nach Westen, und von Süden nach Norden, und umgekehrt; er durchwühle die Eingeweide der Berge, um die Metalle aus denselben herauszuschmelzen, und den Glanz des Edelsteines aus der Nacht an den Tag zu ziehen. Der Delphin brachte hierauf den Wallfisch als Großbotschafter in Vorschlag, wegen des großen und verdienten Ansehens, worin er bey den Menschen stünde, indem schon Propheten in seinem Bauche gewohnet hätten, und nach der Meinung ihrer Gelehrten die Erde selbst vom Rücken des Wallfisches getragen würde. Der Wallfisch entschuldigte sich mit seiner Unbehülflichkeit und Landscheue, und daß er ohne Füsse und ohne Zunge weder zur Audienz gehen noch sprechen könne; viel tüchtiger wäre zu diesem Geschäfte die Schildkröte, die so in als außer dem Wasser zu athmen gewohnt, noch überdieß einen starken Rücken habe, der sich allenfalls auch unbeschädigt unter die Füsse treten lasse. »Dieß »sey wahr, bekannte die Schildkröte, allein sie sey gar so lang»samen Schrittes und stammelnder Zunge, und in Hinsicht der »Schnelligkeit der Bewegung und des sprudelnden Flusses der »Rede dürfe sich hiezu der Delphin wohl besser schicken.« Dieser meinte, der Krebs habe größere diplomatische Eigenschaften als er, wegen seiner Vielfüssigkeit, Bedächtlichkeit, der Schärfe seiner Scheeren, mit denen er die Widersacher zwicken könne. »Dieß wäre schon recht, sprach der Krebs, wenn nur nicht seine »gar zu lächerliche Figur ihm eine ausschließende Stimme ge»ben müßte; was würden die Herren sagen, wenn sie einen »Gesandten sähen, der keinen Kopf, die Augen auf den »Schultern, und den Mund auf der Brust hätte, der mit »acht Füssen sich dennoch schief oder rücklings bewege; ein weit »tüchtigeres Subjekt sey das Krokodil mit starken Füssen, »weitem Munde, vielen Zähnen, langer Zunge, scharfem Ge»sicht und schneller Verfolgung.« Da wandte der Abgeordnete von der Genieninsel ein, daß es zu Unterhandlungen nicht des Zornes und Grimmes, nicht des Auflaurungs- und Verfolgungstalentes, sondern des Ernstes und der Milde, der Beredsamkeit und ge-

sunden Urtheilskraft bedürfe; alle diese Eigenschaften besäße der Frosch, der von ausharrendem sanftmüthigen Naturell, großer Beredsamkeit und unermüdlicher Lunge, gleich gewandt so zu Wasser als auch zu Land, in den Wohnungen der Menschen wohl gelitten, und denselben auch aus der Prophetengeschichte wohl bekannt sey; denn einmal habe er, als Abraham von Nimrod in den Feuerofen geworfen, aus seinem Munde Wasser hineingespukt, und so das Feuer gekühlt; das zweytemal habe er dem Moses gute Dienste geleistet, um den Pharao zu plagen. Der Vorschlag fand allgemeinen Beyfall, und der Frosch wurde hiermit als Gesandter genehmiget.

Nach der Ankunft des sechsten Abgeordneten am Hofe des Drachen, als des Königes aller Insekten, versammelte dieser die Schlangen und Eidechsen, die Nattern und Skorpionen, die Käfer und Raupen, die Fliegen und Mücken, die Schmetterlinge und Heuschrecken, die Flöhe und Läuse, die Wanzen und Motten, und alles Gewürme, das sich von den Blättern und Blüthen, von der Rinde und dem Marke der Bäume nährt, das im Wasser oder im Essig lebt, vom Regen oder vom Schnee erzeuget wird. Als er nun versammelt sah die ungeheure Menge von so vielen kleinen, schwachen, ohnmächtigen, elenden Thieren, versank er in tiefes Nachdenken, und sprach endlich zu seinem Vesire, der Schlange: siehst du wohl unter allen diesen ein einziges Subjekt, das geschickt wäre unsere Sache zu verfechten? Die meisten sind stumm, blind, taub, lahm, ohne Hände und Füsse, ohne Schnabel und Krallen, ohne Haare und Federn, ohne Flaume und Wolle, nackt und armselig, unbehilflich und elend, so daß mich ein tiefes Mitleiden ergreift. Als die Grille den König über das Loos seiner Unterthanen so tief gerührt, und tief in Nachdenken versenkt sah, stimmte sie die Töne ihres Psalters, und fing laut zu singen an: »Grillen! Grillen! Grillen!« ergoß den Strom ihrer Töne in ein lautes Lob Gottes, und sprach dann weiter: »O huldreicher Monarch, der du dich dieser Völker erbarmest, siehe Gott der Herr, der Schöpfer und Ernährer aller Thiere, der dieselben nach verschiedenem Maße der Größe und Stärke erschaffen und gebildet, hat nach denselben Verhältnissen auch die Talente und Gaben vertheilt. Er, der dem Elephanten den Rüssel gegeben, gab auch der Mücke den Stachel, und versah alle diese schwachen und ohnmächtigen Thiere mit Nahrungswerkzeugen und Rettungswerkzeugen. Einige, wie der Holzwurm und Steinbohrer, graben sich einsam ihre Wohnungen in die Wände und Felsen; andere, wie die Ameise, führen in Republiken ganze Gebäude auf; einige, wie der Krebs und die Schildkröte, sind wider die Angriffe ihrer Feinde gepanzert; andere, wie die Schalen-

»thiere, schließen sich unter dem gewölbten Dome der Muschel in »der Tiefe des Meeres ein. Ohne Hände und Füsse, ohne Zunge »und Zähne, ohne Schlund und Magen finden die Würmer ihre »Nahrung, und verwandeln dieselbe in Chylus. Von den Krank»heiten, denen die größeren Thiere unterworfen sind, befreyet, »leben sie in einfacher Diät und preisen den Herrn, der sie, mit so »vielen Werkzeugen des Genusses, so vieler Leiden überhoben hat.« Der König, ganz entzückt über die Rede der Grille, pries sich glücklich einen so großen Redner und Weisen unter seinen Unterthanen zu besitzen, und trug ihm die Botschaft auf. Der Vesir aber, die Schlange, gab noch weiters die Verhaltungsregel, daß wegen gewissen Ursachen alten Grolles der Gesandte der Schlangen und Nattern nicht erwähnen möchte; denn die Menschen seyen mit alten Vorurtheilen wider das Gift behaftet; diese rührten aber einzig und allein von dem Mangel richtiger Kenntniß der Eigenschaften der Dinge und Kräfte der Natur her, weil sie sonsten die Heilkräfte der Gifte und ihren Nutzen wohl erkennen würden.

Nachdem die Gesandten der sechs Thiergeschlechter auf der Genieninsel angelangt, und der König den allgemeinen Reichstag, auf welchem die Vorzüge der Thiere und Menschen erörtert werden sollten, versammelt hatte, sprach nach einer kurzen Anrede des Königs, worin er seine Verwunderung über die Mannigfaltigkeit der Gestalten seiner Unterthanen an den Tag legte, der erste von den Abgeordneten der siebzig Menschengeschlechter, der Mensch aus Irak, d. i. der Perser, folgendermaßen: — »Lob sey Gott »dem Herrn der Welten, und gutes Ende denen, die ihn fürchten, »und Böses nur jenen, die Gutes mit Bösem vergelten! Lob sey »Gott, dem Einzigen, dem Einen, dem Ewigen, dem Allmilden, »dem Allholden, dem Allerhöchsten, der da war vor dem Beginn »von Raum und Zeit, von Zufall und von Wesenheit! Er brachte »hervor aus dem Innersten seines verborgenen Wesens ein allaus»fließendes Licht, und aus dem Licht wallende Glut und wogende »Flut. Und nachdem er das Feuer mit dem Wasser gemischt, »ward daraus rußiger Rauch und schäumender Gischt, und er schuf »aus dem Rauche die Himmel, die sich hoch erheben, und die Er»den ausgebreitet eben; er belastete sie mit der Berge Wucht, und »grub der Meere Schlucht. Er sandte sammelnde und zerstreuende »Winde, welche nach allen Gegenden fliegen, Dämpfe, die aus »den Wassern, und Dünste, die aus den Erden stiegen. Die Wol»ken bildete er aus diesen beyden, und trieb sie durch die Winde »über die Wüsten und Haiden, daraus träuft Regen und Segen, »Nahrung für die Pflanzen, zur Wohlfart des Ganzen. Lob sey »Gott! der aus einem Tropfen Wasser den Menschen erschaffen, »und zur Fortpflanzung entfaltet, der aus ihm seine Gemahlin

»gestaltet, daß er ihr beywohne; der aus beyden viele Männer »und Weiber mit segenreicher Nachkommenschaft hervorgerufen, »und ihnen, was auf der Erde und im Meere lebt, unterwürfig »gemacht hat auf bestimmte Zeit. Sie sterben hierauf, und leben »am jüngsten Tage wieder auf, und geben Rechenschaft fortan »über das, was sie gewußt und nicht gethan. Lob sey Gott! der »uns die mittelste Gegend der Erde zum Wohnort gegeben, »wo die mildesten Lüfte wehen, und die fruchtbarsten Flüsse ge»hen, der uns ausgezeichnet hat vor vielen seiner erschaffenen »Diener. Er hat uns durchdringenden Scharfsinn, reine Fassungs»kraft und vorwiegenden Verstand verliehen, mit dem wir verbor»gene Kenntnisse aus ihren Tiefen ziehen; so bauen wir das Land, »graben Flüssen ihren Lauf, pflanzen Bäume und führen Gebäude »auf; er verlieh uns die Herrschaft und das Reich, das Prophe»tenthum und Regierungsruhm. Es erstanden aus unseren Landen »Noe der Prophet, und Enoch der Sohn von Seth; Abra»ham, der Freund des Herrn; Moses, der Redner Gottes; »Jesus, der heilige Geist und Mohammed, der das Siegel »der Propheten heißt; (wir ehren mit Gebeten Ihn, seine Familie »und alle Gottgesandten Propheten). Aus uns sind gekommen die Kö»nige die frommen: wie Feridun, der Nabathäer; Menu»dschehr, der Pistadier; Dara, der Kejanide, und Ardeschir »Babegan der Perser, der große Nuschirwan, und sein »großer Großvesir Busurdschimihr, Ben Bachtegan »und die Könige aus der Familie Sassan, welche das Land »mit Flüssen tränkten, Baumpflanzungen in die Erde senkten, »Städte und Dörfer erbauten, und die Herrschaft wohlgeordnet »schauten. Wir sind das Mark der Menschen, und die Menschen »das Mark der Thiere, und die Thiere das Mark der Pflanzen, »und die Pflanzen das Mark der Mineralien, und die Mineralien »das Mark der Elemente; so sind wir das Mark der Marke.«

Als er ausgeredet, bekannten alle Gegenwärtige, das der Mann aus Irak die Wahrheit gesprochen; nur ein Weiser aus den Dschinnen bemerkte, daß er vergessen habe, hinzu zu setzen: bey uns (in Irak) brach die Sündflut aus, wurden die Sprachen verwirret, herrschten Nimrod und Nabuchodonosor als Tyrannen. Der König wandte nun seine Blicke auf einen schwarzbraunen, hageren, langbartigen und langhaarigen Mann, einen Inder aus Ceilon, der nach dem Lobe Gottes das Lob Indiens und seiner Weisen und seiner Schätze, und seiner Früchte und seiner Genüsse anstimmte, worüber der Philosoph der Genien bemerkte, daß er vergessen, daß Indien das Vaterland des Götzendienstes und der Zauberey sey, wo die Affen zahlreicher als die Menschen sind, und diese Pfeffer fressen. Der

dritte, ein Israelite aus Palästina, pries in den (vom Koran entlehnten) biblischen Ausdrücken die Befreyung der Kinder Israels aus Aegypten, sammt dem Manna und den Wachteln der Wüste, wofür ihn der Philosoph der Genien (als diabolus rotae dieses Kanonisationsprozesses) die Strafgerichte der Bibel, den Götzendienst Dagons, des goldenen Kalbs u. s. w. zwiegt. Hierauf schauete der König einen in Wolle gekleideten Mann, mit gestreiftem Gürtel und einem Rauchfaß in der Hand, das er laut betend schwang; es war ein syrischer Christ, der seine Rede auf syrisch also begann: »Lob sey Gott! dem Einen, dem Einzi»gen, dem Ewigen! der nicht hat gezeugt, und nicht ward ge»zeugt; der von Anfang war ohne seines Gleichen, ohne Zahl und »Zeichen; der dann die Morgenröthe verkündete, die Lichter des »Himmels anzündete; die Geister hervorbrachte auf seinen Ruf, »und für dieselben die Leiber schuf; der die Körper aufgeregt, und »die Himmel in ihren Kreisen bewegt; der dieselben ausgespannt, »und die Erden verflächet; der die Berge fest gegründet, und die »Meere gesenkt, der die Wüsten entzündet, und die Pflanzen ge»tränkt. Lob sey Gott, der von einer Jungfrau den Körper der »Menschheit entlehnt, und durch den heiligen Geist die Wesenheit »der Gottheit vereint hat; der seine Wunderhand ausgestrecket, und »damit die Israeliten vom Sündentod erwecket; der uns zu seinen »Jüngern aufgenommen, und uns gegeben hat die Priester und »Mönche, die Frommen; der unser Herz erfüllet mit himmlischer »Gnade und geistiger Huld; Lob und Dank und Preis sey Gott! »er verzeihe unsere Schuld!« Setze hinzu, sprach der kritische und genialische Philosoph: Und wir verfehlten die Wahrheit, und fielen ab von der ewigen Klarheit; wir sagen Drey sind Eines, verehren das Kreuz und fressen das Fleisch des Schweines u. s. w. Der nächste Redner, ein Araber aus dem Stamme Koreisch, pries vor allem die Vorzüge seines Volkes, aus welchem Mohammed gesendet ward; seine Sprache, worin das Meisterstück gottbegeisterter Dichtkunst, der Koran geschrieben ist, und die heiligen Stätten seines Landes, nämlich die Kaaba, den Vereingungspunkt aller Rechtgläubigen zum Gebet und zur Wallfahrt, und die anderen heiligen Oerter; wogegen ihm der Weise der Genien die Verfolgung des Propheten, und das Martyrthum der Imane vorhält. Hierauf bemerkt der König einen blonden Mann, mit astronomischen Instrumenten den Himmel beobachtend. Es ist ein griechischer Philosoph, der in den metaphysischen Terminologien der Schulen seines Volks spricht: »Lob sey »Gott dem Einzigen, Einen, Ewigen, Unendlichen, der vor der »Existenz der Materie schon Form und Ausdehnung hatte, wie »die Einheit vor der Zwey und allen übrigen Zahlen bestand, und

»der erhaben ist über Gleichniß und Gegensatz (d. i. dem sich »nichts vergleichen und entgegen stellen kann). Lob sey Gott! der »aus seiner Huld und Gnade und Großmuth uns verliehen hat »die practische Vernunft, die Fundgrube der Wissenschaften und »Geheimnisse, das Licht der Lichter, das Element der Geister. »Lob sey Gott! der aus seinem Lichte hervorgebracht das Licht der »Vernunft, und aus seinem Wesen die allgemeine himmlische be»wegende Seele, die Quelle des Lebens und Segens. Lob sey »Gott! der aus der Kraft seiner Seele die Urbegriffe von Zeit »und Raum hervorgebracht, welcher die Körper der Schwere und »der Ausdehnung der Zeitfolge und der Aehnlichkeit empfänglich »gemacht. Lob sey Gott! der den Himmeln und Sphären Seelen »und Geister gegeben, daß sie unaufhörlich im Kreislaufe schwe»ben; der die Leuchten der Nacht, und die Fackeln des Ostens hat »angefacht. Lob sey Gott! dem Anordner der Elemente, worin »wohnen die Thiere, Menschen und Dämonen; der zur Nahrung »derselben die Pflanzen aus der Erde hervorgerufen, wie zu ihrem »Vergnügen die Perlen aus dem Meer, und aus dem Schachte »die Stufen. Lob sey Gott, der uns vor so vielen Völkern aus»gezeichnet, und unser Land mit so vielen Gnaden bereichert, der »unsere Könige mit Tugenden geziert, und unseren Verstand mit »Wissenschaften ausstaffirt, mit der Kunde der Arzneyen, der »Sterne, der Sphären, der Thiere, der Pflanzen, der Entfernungen »und Bewegungen, der Talismane, mit den logischen und dia»lektischen, mit den physischen und metaphysischen Wissenschaften.« Der Philosoph der Dschinnen stimmte dieses Selbstlob durch die Bemerkung herunter, daß die Griechen ihre wissenschaftliche Bildung nicht sich selbst schuldig seyen, sondern den Syrern, Aegyptern und Persern, wie diese den Indern.*).

Auf dieselbe Weise macht auch der Perser seine Vorzüge und Verdienste so aus der Zeit vor als nach dem Islam geltend, welche der Gegenredner der Dschinnen durch die Aufzählung der Gebrechen und Laster, als des Feuerdienstes, der Vermischung der nächsten Verwandten durch die Ehe, und der später erst griechisch gewordnen Knabenliebe heruntersetzt.

Der König entließ hierauf die Versammlung, und berief dieselbe wieder am dritten Tage, wo die Gesandten der Thiergeschlechter, nämlich: der Schakal, die Nachtigall, der Papagey, der Frosch, die Grille sich als Gesandte ausweisen, und jeder eine herrliche Beschreibung von der Macht und Majestät seines

*) Eine große historische Wahrheit, durch die ältesten und neuesten Forschungen über den Gang der Bildung von dem äußersten Osten nach Westen vollkommen bestätiget.

Königs und Herrn, nämlich des Löwen, des Konigsgeyers, des Simurgh, der Seeschlange und des Drachen liefert. Nachdem der Konig der Genien, durch diese Antrittsreden der Botschafter, die Könige ihre Committenten kennen gelernet, fragte er die siebzig Abgeordneten der Menschen, wer denn ihr König sey? Auf die Antwort, daß sie nicht Einen, sondern deren mehrere hätten, je nach der Verschiedenheit der Länder und Völker, erkundigte sich der König weiter über die Ursache dieser Vielfältigkeit, welche einer der Abgeordneten der Menschen aus der Verschiedenheit der menschlichen Anlagen, Bedürfnisse, Entwicklung und Bildung ableitet; bey dieser Gelegenheit verbreitet er sich sehr ausführlich über die Weisheit menschlicher Regierungen und Staatseinrichtungen, über das Stufengebäude der Stände und Staatsbeamten. Die Rede war kaum zu Ende, als ein helles Getöne die Luft durchschwirrte, von der Bienenkonigin herrührend, welche in Lüften einen Hymnus zum Lobe Gottes summte (wie die Priester der Parsen manche Hymnen mit halbgeschlossenem Munde summen). Der König der Genien, ganz verwundert über diese Erscheinung, fragte, warum Ihre Liebden selbst gekommen, und nicht, wie die anderen Könige, durch die Person eines Botschafters vorgestellt wären. Die Bienenkönigin antwortete: »daß sie selber gekommen sey, theils um keinen ihrer Unterthanen einer gefährlichen Verantwortlichkeit auszusetzen, theils aus angestammtem Vorzuge, womit sie der Schöpfer vor andern Thieren ausgezeichnet hätte.« Auf die Frage, worin dieser Erbadel denn bestünde, antwortete sie: daß er das angeborne Regierungstalent und Prophetenthum sey, »denn von Geschlecht zu Geschlecht vererbe sich in den Bienen die Kunst zu regieren, und die Gabe der Weissagung; außerdem seyen sie geborne Geometer und Baumeister, deren sechseckiger Tempel- und Palläste-bau die Bauten der Menschen beschämte, wo keine Luft und kein Regen eindringe, und die darin aufgespeicherten Schätze süßen Sorbetes verderbe. Diesen seltenen Eigenschaften entspreche auch die seltene Gestalt des dreyfach getheilten Leibes, dessen Mitte viereckig, der Kopf rund, und das Ende kegelförmig gebildet, der mit zwey Händen, vier Füssen und vier zarten seidenen Flügeln und einem Stachel als Schutz- und Trutzwache versehen sey u. s. w.« Der König, ganz erstaunt, rief aus: »O Redner, wie rednerisch! o Weiser, wie weise! o Herrscher, wie herrschergleich! o König! wie königlich!« Er ließ sich denn weiter von der Bienenkonigin erzahlen, wo sie ihren Hof aufschlägt, und wie, wenn dieses in der Nachbarschaft der Menschen geschieht, die Bienen von denselben verfolget sind, wie sie durch Flucht sich zu retten trachten, aber durch schöne Worte und Lockspeise, durch Trommelgeton und Honig wieder zurückgelocket werden. Der König der

Genien entgegnete der umständlichen Nachricht vom Bienenstaate mit einer Politik des Dschinnenreiches, dessen Hierarchie der des Firmamentes und der Gestirne nachgebildet sey; denn auch dorten sey die Sonne der Herr und König des Sphärenreiches, worin Mars den Feldherrn, Jupiter den obersten Landrichter, Saturn den Finanzminister, Merkur den Staatssekretär, der Mond den Günstling, und die Venus den Harem vorstellen. Das Heer der Sterne werde durch vorgesetzte Engel geleitet, deren Gehorsam rein und unbedingt sey, wie der Gehorsam der fünf Sinne gegen die Herrschaft des Willens. Auch die Genien hätten reinen Gehorsam bewiesen, nicht nur gegen ihre Könige aus der Familie Dschin Dschan (die vorsündflutigen Giganten) sondern auch gegen Menschen, die der Himmel durch das Siegel des Prophetenthums ihnen zu Herrschern gesetzet habe, wie gegen Salomon den Meister der Geister und gegen Mohammed den Herrn der Aeonen und Dämonen; ganz anders verhalte es sich mit dem Gehorsame der Menschen, deren Unterwürfigkeit gegen ihre Könige und Fürsten nur geheuchelt und gezwungen, eigennützig oder niederträchtig sey; welche sich wider die Satzungen Gottes empörten, die Propheten läugneten und tödteten, und als empörte Sclaven sich die Herren der Welt und aller andern Geschöpfe dünkten. Als die Abgeordneten der Menschen diese lange Unterredung des Königes der Dschinnen mit dem Könige der Bienen sahen, fingen sie an eifersüchtig darüber zu murren; ein Weiser aus den Dschinnen belehrte sie aber, daß hier kein Stoff gegründeter Eifersucht vorhanden sey, denn die Könige liebten am meisten den Umgang mit ihres Gleichen, und verhandelten weit lieber die Geschäfte der Regierungskunst unmittelbar unter sich als durch ihre Botschafter; übrigens könnten sie versichert seyn, daß diese Auszeichnung einer längeren Unterredung der Gerechtigkeit des Königs der Dschinnen in der Entscheidung ihrer Forderungen keinen Eintrag machen werde. Dieser wandte sich hierauf zu den Menschen mit den Worten: »Ihr habt nun die Klagen der Thiere über »eure Grausamkeit und Ungerechtigkeit vernommen, und wir ha»ben eure Forderungen der Herrschaft angehört, welchen mit Ein»würfen begegnet worden ist; wenn ihr nun noch andere neue Be»weise habt, so bringet dieselben vor, wenn ihr aufrichtig seyd.« Der Grieche stand auf, und brachte ein großsprechendes Lob der Wissenschaften und Künste vor, womit die Menschen vor den Thieren ausgezeichnet, und dadurch zu ihren Herren eingesetzet wären. Ihm antwortete die Bienenkönigin mit einer Beschreibung des Bienenstaates, dessen Einrichtung an Weisheit alle Verfassungen menschlicher Staatsweisheit übertreffe: »Der Hof der Bie»nenkönigin, sprach sie, hat seine Thürhüter, seine Kammerherren,

»seine Garden; genau beobachten sie die Eintheilung der Stunden »in sonnigen Tagen und mondigen Nächten; sie sammeln im Som»mer für den Winter den Vorrath des Honigs, und senden aus »dem Ueberflusse ihrer Bevölkerung Colonien aus; und Alles die»ses ohne Anweisung und Unterricht von Aeltern und Lehrern, aus »eigenem Antriebe und innerer Offenbarung von Gott; sie bedür»fen der Menschen nicht, wohl aber die Menschen ihrer, und dennoch »wähnen sich diese ihre Herrscher und Herren. O wenn sie wüßten, »wie die Ameise unter der Erde Häuser und Städte bauet, mit Ka»nälen, wo das Wasser abfließt, und mit Magazinen, wo das »Korn aufbewahrt wird; wie sie den Weizen sägen, und die Hül»senfrüchte schälen; wie sie den Koriander entzwey theilen, und »jeden dieser Theile wieder regelmäßig in Stücke zerschneiden; wie »sie ihre Arbeitstage und Rasttage halten; wie sie in Karawanen »zu großen Unternehmungen ausziehen; wie, wenn eine der vor »ihr liegenden Last nicht gewachsen ist, alle übrigen herbeyeilen, die»selbe mit vereinten Kräften fortzuschaffen, und wie, wenn eine sich »Trägheit zu schulden kommen läßt, sie von den übrigen getödtet wird: »wenn der Mensch alles dies wüßte, würde er nicht mit Verstand und »Urtheilskraft, mit Kunst und Wissenschaft vor uns anderen prah»len. Wenn er bedächte, wie die Heuschrecken im Frühlinge in »Schwärmen auf gutes Erdreich niederfallen, und mit ihren Fü»ßen und Klauen Löcher graben, worin sie ihre Eyer legen, und »vergraben; wie dann alle ein Opfer der Kälte oder Hitze, des »Sturmes oder des Regens oder der Vögel werden, und keine »übrig bleibt; wie dann im nächsten Frühlinge aus den Eyern »Würmer hervorkriechen, die bald mit Flügeln beschwingt, wie»der als Heuschrecken das Grün der Erde verzehren; wenn er be»dächte, wie der Seidenwurm das Blatt des Maulbeerbaumes in »das feinste Gewebe der Seide verwandelt; wie die Wespe ihr »Haus an Dächer und Wände anklebt, und, ohne Vorrath zu sam»meln, den Sommer durch schwärmet, den Winter aber hindurch »keiner Nahrung bedürftig in den Spalten und Ritzen der Felsen »und Bäume erstarret schläft; wenn er wüßte, wie die Thiere kei»nen Dank ihrer Kinder für Unterricht und Erziehung in Anspruch »nehmen, während er für alles, was er zeigt und lehrt, Erkennt»lichkeit und Lohn fordert, und sich dennoch mit Großmuth und »liberalem Sinne brüstet; wenn er alle die Einrichtungen und Ver»fassungen der Insektenrepubliken kennte, so würde er sich nicht »den Titel eines Herrschers und Herren über dieselben anmaßen »können.«

Hierauf führte der Araber als weiteren Beweis und Titel der Herrschaft des Menschen über die Thiere das Wohlleben desselben an. »Gott der Herr, sprach er, hat uns Speisen und Ge-

»tränke von mannigfaltigen Gerüchen und Farben verliehen, die »diesen Thieren nicht geworden. Wir nähren uns von dem Marke »und Fleische der Früchte, und sie von der Schale und Kernen der»selben; wir essen das Mehl der Körner, und sie das Stroh; wir »die Frucht, und sie die Hülse; wir färben die Speisen gelb und »roth und grün und weiß mit Safran und Kermes, mit Pistazien »und Mandeln; uns perlet der Wein, uns schäumet die Milch; »uns dampfet der Julep, uns frieret der Sorbet. Wir ergötzen »uns mit Gelagen und Festen, mit Spielen und Tänzen, an Rit»tergeschichten und Lobgedichten. Wir tragen Diademe und Kro»nen, Armbänder und Zonen; wir, die wir in hohen Palästen »wohnen, und auf hoch gepolsterten Betten thronen, während die »Thiere für alles dieses weder Sinn noch Geschmack, noch die »Gelegenheit haben, sich diese Genüsse zu verschaffen, was wohl »am meisten den Vorzug unseres Adels vor ihrem beweiset«. Nach dieser Rede sang der Gesandte der Singvögel, die Bastardnachtigall (Hesar), zuerst das Lob Gottes, und fuhr dann weiter, den Araber widerlegend fort: »Sie prahlen mit ihrem Essen und Trinken, mit »ihren Kleidern und Genüssen, den wahren Quellen aller ihrer »Leiden und Peinen; denn bloß des Gaumens willen unterziehen sie »sich unendlicher Plage und Arbeit, indem sie säen und ernten, »Brunnen und Kanäle graben, Mühlen und Wasserräder bauen, »Aehren ausjäten und Holz hauen, Metalle schmelzen, Wälder »verbrennen, die Wüsten und die Meere durchrennen, um sich »mit Waaren zu bereichern, und in Scheuern die Aernten aufzu»speichern; während wir einfache und ungekochte Nahrung genie»ßen von des Haines Bäumen und des Feldes Garben, von den »mannigfaltigsten Gerüchen und Farben, Jahraus Jahrein ohne »Mühe und ohne Pein; ohne die Erde aufzuwühlen, ohne Kanäle »und ohne Mühlen; ohne Zwang und ohne Joch, ohne Bäcker und »ohne Koch; ohne Keller und ohne Speicher um so viel freyer, um »so viel reicher; denn ihre Kochkunst selbst ist für sie die Quelle von »Armuth und Krankheit, indem sie dadurch sowohl ihr Vermögen »als Gesundheit zu Grunde richten, während uns alle ihre Krank»heiten und Arzneyen, ihre Fieber und Krämpfe, ihr Bauch- und »Magen-, ihr Kopf- und Herzwehe, ihre Seitenstechen und Poda»gra, ihr Ausfatz und Schwindel u. s. w. sammt allen Latwergen »und Opiaten, Pulvern und Pflastern, Klystieren und Schropf»köpfen u. s. w. fremd sind. Der Araber warf dem Spottvogel ein, daß auch die Thiere von Krankheiten nicht frey seyen. »Nur »jene sind es nicht, entgegnete sie, welche sich mit eurer Gesell»schaft vermischen, wie die Hühner und Tauben, die Hunde und »Katzen, die Falken und Schafe, welche an Unmäßigkeit gewohnt, »mit derselben die Quelle aller Krankheiten in sich aufnehmen, wäh-

»rend die andern Thiere die Nahrung nur aus Nothdurft genießen, »und mit Bewegung und Ruhe im gehörigen Maße abwechseln. »Und das beste, was ihr genießen konnt, ist es nicht der Honig, »die Speise der Bienen, und genießen wir nicht die Früchte der »Erde gemeinschaftlich mit euch? und war uns nicht Alles gemein »in jenem Garten des Paradieses, dessen wir uns gemeinschaft»lich erinnern, und aus dem ihr durch eure Schuld nackt und unbe»hülflich vertrieben wurdet? Und eure Feste und Spiele, und was »ihr sonsten aufgezählt, eure Vergnügungen und Freuden, werden »sie nicht aufgewogen durch eure Trübsale und Leiden? stehen »euren Hochzeitsmälern und Ehrendenkmalen nicht die Todtenmä»ler und die Todtenmale zur Seite? wechseln die Rittergeschichten »und Lobgedichte nicht mit Tragödien und Elegien ab? verengen »und verfinstern sich nicht eure weiten und hellen Speisesäle in die »Enge und in das Dunkel der Särge? verwandeln sich eure Dia»deme und Armenbänder nicht in Dornenkronen und Fesseln, und »folget euren Triumphgesängen nicht stets die Satyre nach? ver»kehren sich nicht alle eure Freuden in Leiden? und ist dieser be»ständige Wechsel nicht eines von den Zeichen böser Sclaverey, »die ferne von uns ist.«

Auf die Frage des Königs, ob die Menschen noch andere Beweise der Herrschaft vorzubringen hätten? trat der Syrer mit allen Verheißungen und Drohungen göttlicher Gesetzgebungen, mit den Geboten und Verboten, mit den Gerichtssatzungen und Religionspflichten auf, welche der Redner der Vögel dem Syrer gerade als eben so viele Beweise der Schlechtigkeit und des Sklavensinnes der Menschen zurückschob, weil Propheten nur an Ungläubige oder Unwissende, dieselben zu schrecken oder zu belehren geschicket würden, während die Thiere alle ohne Unterricht ihren Herrn erkennen, und ohne Empörung der Stimme der Natur gehorchen. Propheten seyen die Aerzte und Sterndeuter der Seele, zu Aerzten aber nehmen nur Kranke die Zuflucht. Die Thiere bedürfen der gesetzmäßigen Reinigung nicht, weil sie sich keiner naturwidrigen Schändlichkeit ergeben, und nur dem Triebe zur Fortpflanzung ihres Geschlechtes gehorchen. Nicht der Faste und des Gebetes, weil sie keine Unmäßigkeiten zu büßen und keine Rettungsmittel nöthig haben, um sich aus dem Sündenpfuhle zu erheben; nicht des Almosengebens als Vergütungsmittel für ungerechtes Gut. Die Lehrer und Prediger, die Priester und Meister, mit denen die Menschen prahlen, bewiesen nur ihre Unwissenheit und Verstocktheit, ihre Unbehülflichkeit und Trägheit zum Guten; die Thiere bedürften keiner Kirchen und Bethäuser um sich zum Gottesdienste zu versammeln, keiner Kibla um sich dorthin beym Gebete zu wenden, keiner Kaaba um dahin zu

wallfahrten, alle Himmelsgegenden seyen ihnen Moschee und Kibla, und jeder Punkt des Himmels und der Erde sey ihnen Kaaba, um welche die Vögel des Himmels im Fluge, und die Thiere im Laufe kreisend, den Herrn in beständiger Wallfahrt anbeteten.

Ihr habet gehört, sprach der König zu den Menschen, was der Vögelgesandte wider euch vorgebracht, könnt ihr noch weiters darauf Etwas erwiedern? Da stand der Mann aus Irak auf, und nahm als ferneren Beweis des Adels und des Vorzugs des Menschen die Vortrefflichkeit seiner Kleidung in Vergleich mit der Bekleidung der Thiere in Anspruch. Ihm antwortete der Schakal Kolaila, der Abgesandte der wilden Thiere, in einer sehr zierlichen Rede, worin er den Menschen bewies, daß die schönsten seiner Kleidungsstoffe: Wolle, Seide, Kastor und Zobel, Perlen und Purpur nur ein an den Thieren begangener Raub sey; daß dem Schafe sein Haarschmuck in ursprünglicher Reinheit weit schöner stehe, als mit dem Blute der Muschel getränkt, und daß die Perle schöner sitze in ihrem Farben-spiegelnden Gehäuse als angefädelt an dem Hals der Schönen; daß der Rock des Seidenwurmes keines Webers, das Gallakleid des Pfauen keines Schneiders, und der Pelzmantel des Hermelin keines Kürschners bedürfe; daß alles Lob dieser Schönheit ursprünglich den Thieren gehöre, von welchen die Menschen also gekleidet würden, wie insgemein die Diener von den Herren. Dieses Bedürfniß der Menschen selbst sey ein Beweis seiner Empörung und des Sündenfalls im Paradiese, wo er in ursprünglicher Schönheit mit dichten Haaren umflossen, keiner andern Kleidung bedurfte. Der Mensch, über diese Rede des Kolaila sehr erboßt, entgegnete ihm: »Ihr reißenden »Thiere verdient das mindeste Gehör, als die gierigsten, schädlich»sten und grausamsten eures Geschlechtes; ihr zerreisset die zahmen »mit euren Klauen, ziehet ihnen die Haut ab zermalmet ihre Ge»beine, und trinket ihr Blut ohne Mitleid, ohne Erbarmen.« »Daran, sagte der Schakal, seyd ihr allein schuld, o Menschen.« »Wie so« fragte der Mensch? »weil,« fuhr der Schakal fort, »wir »ehedem blos von Aesern lebten, an denen kein Mangel war, so »lange die zahmen Thiere noch vermischt mit uns auf Feldern und »in Wäldern weideten; seitdem ihr aber dieselben von uns getrennt, »und in eure Hürden eingeschlossen habt, sind wir gezwungen, »dieselben lebend zu jagen. Was Mitleid und Erbarmen betrifft, so »fällt euch der Mangel daran nicht weniger als uns zur Schuld, denn »ihr scheuet euch nicht, diese zahmen Thiere, eure Hausgenossen, zu »schlachten, zu schinden, zu sieden, zu braten, zu sengen, zu brennen; »weit mitleidsloser und grausamer als wir behandelt ihr euer ei»genes Geschlecht mit Schwertern und Lanzen, mit Messern und »Dolchen, so daß ihr uns noch weit übertrefft, durch Galgen und

»Tortur, durch Spießen und Viertheilen. Am allerwenigsten »gebührt euch Menschen uns Raubthiere die schädlichsten unseres »Geschlechtes zu nennen; wie viel nützen wir euch nicht, von euch »selbst zur Jagd abgerichtet, oder durch unsere Haare und Häute? »ihr aber, o Menschen! welchen Nutzen schaffet ihr uns wohl? da »ihr uns weder im Leben noch im Tode nützt, ja eure Aeser selbst, »tief unter die Erde verbergt, damit wir derselben nicht habhaft »werden können. Ist es an euch, uns unsere kriegerischen Eigen»schaften vorzuwerfen, die ihr seit dem Todschlag Kains in be»ständigem Kriege lebt, und sind unsere Helden etwa die eurigen, »euren Rostem und Isfendiar, euren Darius und Ale»xander, euren Schabur (Sapor) und Konstantin nicht »werth? Wenn ihr Menschen nur nachdenken wolltet über den Zu»stand und die Lebensart der Thiere, würdet ihr euch daran ein Bey»spiel nehmen können, und leicht einsehen, daß sie viel besser sind, »als ihr.« Wie so? fragte der Mensch! »Sind nicht die Besten von »euch, fuhr der Schakal fort, die frommen Einsiedler und Wüsten»bewohner, die andächtigen Mönche und Nonnen? die Besse»ren aus euch, sie fliehen auf die Gipfel der Berge, und in die »Tiefe der Thäler, wo die Thiere hausen, mit denen sie Um»gang pflegen, und dann für so heiliger gehalten werden, je mehr »sie in der Gemeinschaft der Thiere leben. Und eure Tyrannen, »wenn sie eure Heiligen als solche erproben wollen, werfen diesel»ben unseren Rachen vor, um, wenn wir sie nicht fressen, ihre »Heiligkeit als rein und echt anzuerkennen. So machet ihr uns »selbst zu Schiedsrichtern über eure Verdienste, worüber die Besten »von euch nicht abzusprechen getrauen, und indem wir die Bösen »unter euch fressen, sind wir nichts als die Vollstrecker göttlicher Ge»rechtigkeit, die ihr selbst zu handhaben nicht versteht.« Nachdem der Schakal zu reden aufgehört hatte, bemerkte der Weise der Genien: »Er hat Recht, denn die Guten fliehen von den Bösen, »und gesellen sich zu Guten, wenn sie auch von anderer Art sind; »die Bösen aber grollen den Guten, meiden dieselben, und gesellen »sich zu ihres Gleichen; deßhalben fliehen die wenigen Guten weg von »den Menschen, deren Mehrzahl böse ist, in die Wildniß zu den »Thieren, von denen sie so verschieden an Gestalt und Naturell sind, »und mit denen diese Wenigen nichts als den Sinn des Guten ge»mein haben.« Beschämt standen die Menschen, als sie diesen Vorwurf angehört, und senkten schweigend die Häupter; der Ausrufer aber entließ die Versammlung, und vertagte dieselbe auf morgen, so Gott wolle.

Als am folgenden Morgen die Gesandten versammelt waren, stand der Perser auf, und zählte als neue Titel des Menschen-Adels die Würden und Wissenschaften auf, womit der Mensch vor

den Thieren ausgezeichnet ist. »Aus uns, sprach er, sind die Könige und Fürsten, die Chalifen und Sultane, Reisse und Vesire, die Al-Kaide und Scherife, und alle Hof- und Staatswürden; aus uns die Redner und Dichter, die Prediger und Richter, die Ueberlieferer und Geschichtsschreiber, die Rechts- und Gottesgelehrten, die Erdmesser und Sternkundigen, die Naturforcher und Aerzte, die Alchemisten und Herren der Talismane.« Ihm antwortete der Papagey, indem er seine Rede mit einem wohlklingenden Lobe Gottes eröffnete: »aus euch Men»schen sind die Schänder der Thronen, die Dränger und Tyrannen, »die Nimrode und Pharaonen, die Volksempörer und Erden»stürmer, die Reicheverderber und Welteneroberer, die Schmeich»ler und Heuchler, die Diebe und Räuber, die Verführer der »Knaben und Weiber, die Lüstlinge und Wüstlinge, die Stänker »und Henker, die Thoren und alles was zum Laster geboren. Wäh»rend wir von allem diesen weit entfernet sind, theilen wir mit euch »alle guten Eigenschaften, die ihr ausschlüßlich in Anspruch neh»men wollt. Kennt ihr denn die innere Staats-Einrichtung der »Monarchie der Bienen, und der Republik der Ameisen mit allen »ihren Abstufungen von Hof- und Staatsämtern. Eure Könige »und Fürsten bekümmern sich nur wenig um ihre Länder und Völ»ker, die sie blos als die Mittel zur Befriedigung ihrer Lüste und »Leidenschaften ansehen, während die unsrigen für ihre Unterge»benen mit Huld und Liebe Sorge tragen.« Hier holt der Papagay über die Pflichten der Könige sehr weit aus, mit Wiederholungen, die in dem Munde eines Papagays sehr natürlich sind; dann nimmt der Philosoph der Genien das Wort, und gibt eine ganze Königsethik und Fürstenmoral, indem er die Begriffe der Königspflichten zergliedert, und aus dem arabischen Wort selbst, Melik ein König (fast gleichlautend mit Melek ein Engel) ableitet. Engel habe Gott der Herr den Gestirnen und Sphären vorgesetzt, als Könige und Fürsten, dieselben zu leiten und zu regieren. Die natürliche Herrschaft des Menschen sey seiner vernünftigen Seele verliehen, welche Gott der Herr gesetzt zu seiner Stellvertreterin auf Erden. Nachdem sie den aus Lehm geformten Leib des Menschen beseelet, habe Gott (nach dem Koran) den andern Engeln, d. i. den Seelen der Sphären und Thiere befohlen derselben zu huldigen, und alle hätten gehorchet, bis auf Iblis, den Satan, d. i. die zornige und begierliche Seele *). Die vernünf-

*) النفس الناطقة القوّة الغضبية الشهوانية
Το λογικον και επιθυμητικον ψυχη λογικη

tige Seele habe wie der Leib Adams in dem Menschengeschlechte fortgeerbt, bis auf den heutigen Tag; sie sey unsichtbar, als eine geistige Lichtsubstanz, unbegreiflich den körperlichen Sinnen, aber sichtbar dem feinern Sehorgane der Seher und Propheten. Nach dieser Episode des Philosophen der Genien, fuhr der Papagey weiter fort, die Ansprüche des Menschen zu widerlegen: »mit »Künsten dürfe der Mensch nicht prahlen, denn hierin seyen die »Thiere seine Meister, er habe die Baukunst der Biene und dem »Biber, den Vögeln, die ihre Nester an die Bäume hängen, und »den Ameisen, welche unterirdische Bauten führen, abgelernet; »und alle diese Gebäude sechseckig und rund, ober- und unterir»disch führten sie auf ohne Maßstab und Lineal, ohne Zirkel und »Winkelmaß; so verhalte es sich auch mit der Webekunst, »worin die Spinne und der Seidenwurm die Lehrer der Menschen. »Selbst in der Erziehungskunst und Vorsorge für ihre Kinder »müssen die Menschen von den Thieren lernen: so theile das Weib»lein des Straußes ihre Eyer in drey Theile, wovon sie ein Drit»tel der Sonne ausetze, das andere in die Erde vergrabe, das dritte »ausbrüte. Sobald aus diesem die Jungen ausgeschloffen, zer»breche sie die Schaale der der Sonne ausgesetzten Eyer um die »Jungen mit der darin gesammelten Feuchtigkeit zu tränken, und »später grabe sie die in die Erde verscharrten Eyer aus, um die »Jungen mit den Ameisen und Insekten, wovon sie angefressen »wurden, zu nähren. Wo fände sich solche Vorsorge unter den »Weibern der Menschen? Die Weibchen der Thiere bedürfen keiner »Hebamme, um die Geburt zu erleichtern, und die Nabelschnur »abzuschneiden, keiner Salben und Latwergen, keiner Pulver und »Schlecke für die Kinder. Sie haben keine Meister und Lehrer »für dieselben nöthig, sondern seyen in dem Augenblicke, wo sie »dem Eye entschliffen, oder dem Nest entkriechen, auch aller ih»rer Sinne und Kräfte mächtig; was zur Ausbildung derselben »noch mangle, das trügen die Eltern mit vereinten Kräften bey, »ohne eines Hofmeisters oder Erziehers zu bedürfen. Was du »aber gesagt, o Mensch! sprach der Papagey weiter, von euren »Rednern und Dichtern, von euren Predigern und Richtern, u. s. w. »O! wenn ihr verstündet die Gespräche der Vögel, die Hymnen »der Grillen, die Betrachtungen der Frösche, die Homilien der »Nachtigall, die Elegien der Turteltauben, die Kriegslieder der »Hähne, die Prophezeyungen der Raben, die Familien-Gedichte »der Störche, die Warnungen der Eulen, die Verheißungen der »Bienen, und die übrigen Stimmen und Laute der Thiere: dann »würdet ihr erst wissen, welche Redner und Dichter, welche Phi»losophen und Prediger wir besitzen, und ihr würdet nicht mehr »mit den eurigen prahlen. Euer ganzer Vorzug besteht in Ver-

»leumdung und Trug, eure Astrologen führen Quadranten und »Horoskope mit sich, um die Unwissenden zu täuschen, um ihnen »das unaufgeschlossene Geheimniß des Mutterleibes und des Gra»bes, die Stunde der Geburt, oder den Tag des Todes zu verkün»den. Sie verkünden, was in fernen Gegenden, und nach Jah»ren geschehen soll, die Thoren! die blinden Seher *)! während »sie nicht wissen, was jetzt und in ihrem Hause geschieht. Die »Unwissenden, welche den Sternkundigen glauben, ohne den Herrn »der Gestirne zu erkennen; welche wähnen, daß die Begebenhei»ten der Welt durch die sieben Planeten und des Thierkreises ge»leitet werden, während sie Ihn den Schöpfer und Leiter, und »den Bildner und Lenker der Sphären nicht erkennen. Dränger »und Tyrannen glauben aus dem Laufe der Sterne den Lauf des »Schicksals und der Weltbegebenheiten zu lernen; so wollten »Nimrod und Pharao durch Kindermord die vorher verkün»digte Sendung von Abraham und Moses verhindern. So »werden die thörichten Menschen verleitet, zu glauben, sie könnten »in die Räder des Schicksals eingreifen, und den unabänderlichen »Lauf vorher bestimmter Ereignisse hemmen« Hier machte der Papagey eine Pause, und der König der Genien gab ihm vor der ganzen Versammlung seinen Beyfall zu erkennen, dann fragte er ihn weiter um den Zweck und die Mittel aller Weissagungskünste, sey es aus dem Vogelfluge, den Gliederzuckungen, den Sandfiguren, aus dem Wurfe von Stäben oder Würfeln, aus den Linien der Schultern oder der Hände. Der Papagey belehrte den König, daß mit Gottes Hilfe es wohl möglich sey, aus gewissen Zeichen, als Vorboten der Begebenheiten, den künftigen Lauf derselben zu erkennen, keineswegs aber denselben abzuändern, und höher als die Sphären und Sterne stehe der Schopfer und Bildner, der Lenker und Leiter desselben, der Herr des Schicksals, der allerhöchste, alleinige Gott.

»Was endlich eure Philosophen, eure Logiker, Dialektiker »und Metaphysiker betrifft, so sprechen dieselben wider euch und »nicht für euch.« Wie so? fragte der Mensch; »weil sie euch »verführen, fuhr der Papagey fort, von dem geraden Pfade, und »von dem Wege des Gesetzes durch den Widerspruch ihrer Meinun»gen und Systeme. Einige von ihnen glauben an die Priorität »der Welt, andere an die der Materie, und andere an die der »Form. Einige nehmen zwey, andere drey, vier, fünf, sechs »und sieben Grundursachen an, und andere halten die hervorbrin»gende Ursache und das hervorgebrachte Produkt für Eines und

*) Προγνωσικοι τετυφλωμενοι.

Mark Aurel.

»dasselbe. Einige beweisen die Unendlichkeit, und andere die End-
»lichkeit aller Dinge. Einige lehren die Unsterblichkeit der Seele,
»und andere bestreiten dieselbe; Einige halten sich blos an die
»Vernunft und ihre Beweise, und andere gehen blos empirisch zu
»Werke; so zanket und streitet ihr euch um eure Meinungen und
»Lehren, während wir alle nur Einen Weg und nur Eine Lehre ver-
»folgen. Wir preisen Gott den Einigen, dem wir keinen seines
»Gleichen setzen, Morgens und Abends; wir wünschen Niemand
»den Böses, und erheben uns nicht über die Geschöpfe Gottes;
»wir sind zufrieden mit dem was Er uns beschieden, und unter-
»werfen uns seinen Geboten, ohne zu fragen, warum und wie
»hat er dieß gemacht? Und vollends eure Mathematiker und Meß-
»künstler, die sich den Kopf mit Beweisen aller Art befassen, und
»darüber das Eine, was zu wissen Noth ist, außer Augen lassen.
»Sie sinnen die Entfernungen und die Größen zu bestimmen, die
»Welten und die Wendekreise zu erklimmen, die Meere zu ergrün-
»den, und den Flächeninhalt der Wüsten zu finden; sie lehren, wie
»die Himmel aufeinander liegen, und was die Sonne und Fix-
»sterne wiegen, und bey allen dem kennen sie nicht einmal die Ele-
»mente und die Zusammensetzung ihres eigenen Körpers, das
»Wesen ihrer Nerven und ihres Gehirnes, die verdauende Kraft
»ihres Magens, und die bewegende ihrer Muskeln. Kurz sie ken-
»nen sich selbst nicht, wiewohl die Kenntniß seiner selbst die erste
»Bedingniß alles Wissens, und der leitende Pfad zur Erkenntniß
»Gottes ist; denn wie der Prophet gesagt: wer seine Seele
»kennt, erkennt seinen Herrn. Was eure Aerzte betrifft,
»so sind dieselben, bey meinem Leben! nothwendig, das eurige
»zu fristen, so lang ihr eure nimmersatten Bäuche, und eure gie-
»rigen Gurgeln behaltet, die euch alle eure Krankheiten und
»Schmerzen zuziehen; bey allen dem ist die Wissenschaft eurer
»Aerzte um nichts sicherer, als die eurer Astrologen, indem wie
»diese weder Glück noch Unglück herbey zu führen, jene das Leben
»zu erhalten, oder den Tod zu verhindern nicht im Stande sind; sie
»vermehren nur die Pein der Kranken durch ihre Anordnungen,
»und verhindern sie der Stimme der Natur zu gehorchen, wodurch
»sie schneller und leichter als durch ihre Arzneyen genesen würden. Wir
»Andern bedürfen weder der Aerzte noch der Astrologen, indem
»wir tagtäglich einfache Nahrung genießen, und tagtäglich in un-
»ser Schicksal ergeben fortleben, ohne uns mit Forschungen in die
»Zukunft abzugeben. Gar keine Ursache habt ihr stolz zu seyn auf
»eure Bauern und Handwerker, die sich mit arbeitsvollen Händen
»und leerem Magen den ganzen Tag hindurch ermüden und plagen.
»Sie bauen Häuser die sie nicht bewohnen, und pflanzen für An-
»dere Reiser aus anderen Zonen. Eure Kaufleute und Wechsler

»sinnen nur Gewinn und Geld, und vergessen über dieser jener »Welt. Sie gönnen sich keinen Augenblick Rast noch Ruhe, um »zu füllen den Laden und die schwere Truhe; vergönnen nichts den »Freunden und Verwandten, viel weniger den armen Unbekannten; sie raffen und sparen beständig zusammen, bis dann auf »einmal das ganze Vermögen aufgeht in Fluten oder Flammen; »dann bleiben sie in der Welt, allein mit ihrem Kummer und ohne »Geld; ohne mit wohlthätigen Gaben Witwen oder Waisen erfreuet zu haben; sie verschwenden das Leben, und erkennen nicht, »daß sie das Kapital für die Zinse hingeben; sie verlieren ihre »Seele in diesem Wust, und dieses ist doch augenscheinlicher Verlust. Sprecht mir nicht von großmüthigen Reichen, die sich die »Wohlthäter ihrer armen Unterthanen dünken, indem sie das Gut »und Habe derselben fressen, und ihnen den letzten Pfenning auspressen: am wenigsten aber dürft ihr euch blähen mit euren »Schreibern und Beamten; wie mögt ihr stolz seyn, auf diese Bösewichter die verdammten, denen alle Mittel und Wege zu Gebote stehen, die durch Einsicht und List besser und schärfer als Andere sehen; die mit einer Hand schöne Worte und runde Perioden schreiben, und mit der anderen von Haus und Hof euch treiben. Am meisten sind eure Einsiedler und Frommen zu hassen, »die sich blos mit dem Scheine der Heiligkeit befassen; die sich »Speise und Trank verwehren, aber dafür des Nächsten Weib »und Haus begehren; die von Fasten und Wachen ganz erblassen, »und dafür so stärker und giftiger hassen. Wie soll ich erst eurer Gesetz»und Gottesgelehrten erwähnen, die beständig die Stimme der »Vernunft und das Wort Gottes verhöhnen; die bald was Gott »und die Vernunft geboten, verbieten, und bald was sie verboten, gebieten; welche die Schrift und die Satzungen beständig »verdrehen, und nur nach Sporteln und Pfründen spähen; eurer »Sachwalter, deren jeder spricht, wie man ihn besticht; eurer »Richter, die sich nach dem Sinne des Herrschers richten, und »dem Gesetz den Willen des Drängers andichten, wenn es nur ihnen wohlergeht, und ihr Wanst sich auf einem schön gesatt lten »ägyptischen Maulthier bläht. Und nun endlich eurer Chalifen »Majestät, die ihr für Nachfolger der Propheten ansieht, die sich »alles erlauben, euch eure Weiber und Kinder rauben, sich mit »eurem Blute bereichern, und die Frucht eures Schweißes, wenn »ihr verhungert, auffspeichern. Aus Gier nach Herrschaft und nach »Macht werfen sie ihre eigenen Verwandten in des Kerkers Nacht, »rauben ihnen das Leben, oder wenigstens das Gesicht, und »scheuen sich vor Gott und seinen Geboten nicht. Sind dieses wohl »Handlungen der Edlen und Freyen, die sich der Herrschaft und

»uns der Knechtschaft zeihen? Alles dieses beweiset für euch nicht, »Gott gehe mit euren und unseren Sünden nicht ins Gericht!«

Als der Papagey geendet, fiel dem König der Genien ein Holzwurm auf, der aus dem Holzstaube, den er gefägt und herausgebohrt hatte, mit dem Kitt seines Speichels ein Gebäude aufführte. Um seine Neugier zu befriedigen, woher dieses kleine unangesehene Thier diesen Mörtel und diese Baukunst nehme, stellte er eine Frage an die Versammlung, deren Beantwortung erst durch die Menschen, dann durch die Grille, eine Reihe lehrreicher Bemerkungen und philosophischer Betrachtungen enthält, deren Resultat dahin geht, daß Wissenschaft und Kunst, Stärke des Genies und Characters nicht an die Größe und Schönheit der Gestalt gebunden sey.

Der König fragte die Menschen, ob sie noch weiter etwas vorzubringen hätten? Ja, sagte einer ihrer Gesandten: die Einheit unserer Gestalt uud die Mannigfaltigkeit der Thiere; denn die Einheit ist der Character der Herrschaft, so wie das Mannigfaltige der Character der Unterwürfigkeit. Hierauf antwortete der Gesandte der Singvögel (Hesar): Die Mannigfaltigkeit liegt in unserer Gestalt, die Einheit aber in unserer Seele, während die Menschen umgekehrt nur in ihrer Gestalt, aber nie in ihrer Seele Eins sind, wie dieses aus der Verschiedenheit ihrer Sekten und Schulen, ihrer religiosen und politischen Meinungen erhellet. Da gibt es unter ihnen Juden und Christen, Sabäer und Magier, Götzen- und Feuerdiener, Anbeter der Sonne und der Sterne u. s. w., und selbst die einzelnen Religionen zerfallen wieder in so viele Sekten, wie z. B. die Juden in Essener und Pharisäer; die Christen in Nestorianer, Jakobiten und Melkiten; die Magier in die Sekten der Anhänger der Lehre des Soroasters, in die Serwani, in die Haremi, in die Masegi, in die Manewi, in die Behrami, in die Herren der Biene, in die Weisani, und in die Sumani oder Samani *)

---

*) زرادشتي زرواني حرمي مزكي مانوي بهرامي ارباب النّحل وبيضاني سمني Diese Aufzählung von neun verschiedenen Sekten der alten persischen Religionslehre, die man bisher so oft für Eine annehmen, und aus den Sendbüchern erschöpfend erklären wollte, ist von der höchsten Wichtigkeit für die älteste Geschichte der Religionen. Sieben derselben finden sich auch in dem großen Werke Makrisis, aus welchem sie in der Geschichte der Assassinen (bey Cotta 1818) Seite 37 aufgezählt sind, nämlich: 1) die Kejumerßier von

Eben so sind die Moslimen in nicht weniger als in zwey und siebzig Sekten getheilt, während wir nur einen Herrn, und nur eine Religion anerkennen. Der Perser erklärte hierauf, daß die verschiedenen Religionen nur so viele verschiedene Wege seyen, welche zu Einem Ziele führten, und auf den ihm gemachten Vorwurf der Religionskriege antwortete er, daß demselben nie wirklich die Religion, sondern immer die Herrschaft zum Grunde liege; denn wie das arabische Sprüchwort sehr wahr sage: Glauben und Reich seyen Zwillinge; und die vielen Religionskriege

---

Kejumers dem ersten Menschen oder Urstiere also genannt; 2) die Serwani, d. i. die Bekenner der unendlichen Zeit als des alleinigen Ursprungs aller Dinge; 3) die Serduschti, d. i. die Anhänger des Soroasters, des Reformators der alten Lehre; 4) die Senewi, d. i. die eigentlichen Dualisten; 5) die Manewi, d. i. die Manichaeer; 6) die Farkuni, eine Art von Gnostikern; 7) die Masdegi, politische Nivelleurs. Bey Gegeneinanderhaltung dieser beyden Aufzählungen sieht man, daß die Sekten Serduschti, Serwani, Masdegi oder Masdegi und Manewi beyden gemein, die anderen aber verschieden, und einige der hier im Texte angeführten bisher ganz und gar unbekannt sind. Es läßt sich indeß besonders nach dem, was in dem vorigen Bande dieser Jahrbücher Seite 112 über das Mithrasopfer, als das Opfer des ersten Menschen und Urstieres Kejumers gesagt worden, mit einigem Grunde vermuthen, daß die Kejumerßi die eigentlichen Bekenner der Mithraslehre gewesen seyen, und vielleicht waren die Herrn der Biene ein Zweig derselben, welche den Ursprung der (weissagenden) Bienen aus dem Urstier (nach der von der späteren Zeit dem Aristaios zugeschriebenen Mythe) lehrten. Die Sumani oder Samani sind augenscheinlich die Bekenner des Gottes von Sumenat, welcher kein anderer als Saman oder Buda war. Es lassen sich in denselben die Samanaer der Griechen eben so wenig verkennen, als in den Waisanis die heutigen Waisnawis oder Anbether des Wischnu; und diese Zusammenstellung in dem Werke eines alten arabischen Philosophen, ist ein neuer Beweis für die ursprüngliche Einheit der ältesten Religionslehre Indiens und Persiens. Da die Samanäer, welche auch Germanen hießen, (S. Strabo. Geog. XV. Clemens Alex. Strom. l. I. Porphyr. de abstinentia IV. 517.) ihren ersten Namen von der Verehrung des Saman oder Samonoccodom des östlichen Indiens erhielten, dieser aber kein anderer als der Buda, der Halbinsel am Ganges, der Wodan der Skandinaven, der Taut der Aegypter und Syrer und der Teutates der alten Teutschen ist; so geht aus dieser mythologischen und etymologischen Zusammenstellung ein neues Licht auf über das wahre Stammland der Germanen aus Transoxiana (wo ehemals der Hauptsitz der Samanäer war, und das laut Mirchond Dschermania hieß), und über die wahre urstämmliche Schreibart des Namens der Teutschen.

seyen auch zum Theil aus einer verkehrten Auslegung eines allen Religionen gemeinen Gebotes entstanden, welches dem Moslim wie dem Christen, dem Mager mit Brahmanen befehle, ihre Seelen zu todten: dadurch seyen aber freylich nur Bußübungen und Abtödtungen der Sinne, und nicht Geistesmord und körperlicher Todschlag zu verstehen. Hierauf stand der Inder auf, und begann die Aufzahlung der verschiedenen Völker der Erde nach der Verschiedenheit der Himmelsstriche, Menschen, Arten und Sprachen; aber dieser wohlberedeten und prächtigen Musterung setzte der Frosch eine noch glänzendere der verschiedenen Thiergeschlechter in den vierzehn Meeren, siebenhundert Flüssen, in den großen Gebirgen und Wüsten der Erde entgegen, so daß auch in dieser Hinsicht die Menschen von den Thieren übertroffen würden. Der Philosoph der Genien bemerkte, daß sowohl der Inder als der Frosch, der Genien, Geister, Engel und Dämonen vergessen hätten, von welchen die Sphären und Himmel bevolkert, und in deren Vergleich die Menschen und Thiere nur die kleinste Anzahl von Geschöpfen seyen. Der König der Genien forderte die Menschen nun noch einmal auf weitere Beweise der Herrschaft vorzubringen, wenn sie deren hätten. Da stand der Araber, der Redner Mekka's und Medina's auf: »Ja, König wir haben deren. Es sind die Verheißungen der Auferstehung aus den Gräbern, der Rechenschaft »am jüngsten Tage, des Eingehens in die ewige Seligkeit, und »der Freuden des Paradieses, des Baumes und des Quelles des »Lebens, der vier Paradieses-Flüsse aus Wasser, Wein, Milch »und Honig, der Lusthäuser und schwarzäugigen Huris, die uns »in siebenhundert Versen des Korans verheißen worden. Dafür« fiel der Gesandte der Singvögel ein, »sind euch darin eben so viele »Strafen und Peinen der Hölle angedroht, als Freuden des Paradieses verheißen; die Peinen des Feuerpfuhls des Rauchqualmes, des siedenden Peches, und des geschmolzenen Metalles, »der Genuß der Früchte des Höllenbaumes, und der beständige »Umgang mit Peinengeln und Teufeln, kurz jeder Verheißung »folgt die Drohung auf dem Schritte nach, während wir andere »Thiere ohne Verheißung und ohne Drohung den Geboten des »Herrn nachleben.« Wie? fragte der Araber endlich, wie könnt ihr euch mit uns vergleichen, die ihr vergänglich seyd mit euren Leibern, während unserer Seele die Unsterblichkeit zugesichert ist, in alle Ewigkeit hin; mit uns, zu denen der Herr durch Propheten gesprochen, und uns das Höchste geoffenbaret hat. Da riefen auf einmal mit lauter Stimme zugleich die Abgesandten der Thiere und die Beysitzer der Genien: »Nun habt ihr recht, und was ihr sagt ist »ächt, denn wider Unsterblichkeit und Offenbarung sind alle andern Vorzüge schlecht.« Auf diesen durch die Wahrheit abgedrun-

genen allgemeinen Ausruf entschied der König der Genien den Streit zu Gunsten des Menschen, befahl den Thieren Unterwürfigkeit gegen den Menschen, und empfahl diesen die gütige Behandlung der ihm unterworfenen Thiere.

Der Verfasser beschließt sein Werk mit der folgenden Anrede an den Leser: »Und du, o Bruder! wisse für gewiß, daß die Eigenschaften, womit der Mensch vor dem König der Genien den »Thieren stets obsiegte, ein Resultat der Kenntnisse und Wissenschaften sind, die wir in ein und funfzig Abhandlungen niedergeleget haben; eine derselben ist die vorliegende, in der wir nicht für »Kinder gefabelt, sondern unter der Hülle der Thiersprache höhere »Wahrheit und Ermahnung verborgen haben. Gott der Herr, o »Brüder! mache euch den Sinn derselben begreiflich, Er eröffne »euer Herz, erleichtere eure Brust, und erleuchte euer Aug, damit »ihr die Geheimnisse verstehet, und in euren Handlungen auf den »Wegen seiner Auserwählten gehet.«

Joseph v. Hammer.

Art. VIII. 1. Essai sur les Médailles antiques des îles de *Cephalonie* et *d'Ithaque*: par *C. P. de Bosset* L. S. Colonel au service de Sa Majesté Britannique. *Londres* pour *Longman*, *Hurst*, *Rees*, *Ormes* et *Brown* MDCCCXV. 4to. 30. S. 5. Kupfertafeln mit Münzen.

2. Sopra le Medaglie antiche relative alla confederazione degli Achei. dissertazione di Domenico *Sestini* R. Antiquario di S. A. I. e. R. il Granduca di *Toscana*, professore onorario dell' I. e. R. università di *Pisa* e socio di più accademie. *Milano* presso *A. T. Stella* e Compagni. MDCCCXVII. In 4to. 44 S. und 3 Kupfertafeln mit Münzen: Eine durch Bogenanzahl nicht bedeutende Abhandlung, die aber ihren Gegenstand erschöpft.

1. Wenn eine Wissenschaft ein so wohlgeordnetes Hauptwerk schon besitzet, wie es die alte Numismatik an Eckhels Doctrina Numorum Veterum hat, sind Monographien das Erwünschteste, weil sie Leben in die einzelnen Theile bringen. Der Verfasser, ein geborner Schweizer, hatte durch mehrere Jahre die Oberleitung und Verwaltung der genannten Inseln (Nachrichten zufolge, die dem Ref. mitgetheilt wurden, ist ihm dieselbe aufs neue übertragen) und machte sich damals nebst andern Gegenständen besonders um die Verbesserung der alten und Anlegung neuer Straßen sehr verdient. Das vorliegende Werkchen ist die Frucht seines längeren Aufenthaltes auf diesen Inseln, und enthält die bis jetzt vollständigste Angabe aller bekannten alten Münzen derselben. Wir werden aus dieser mit brittischer Eleganz gedruckten Schrift das Merk-

würdigste ausheben, und gelegenheitlich unsere Bemerkungen beyfügen.

Der Verf beginnt mit Cephallenia, der größten und bevölkertesten unter den Jonischen Inseln, obschon von neueren Reisenden weniger besucht, vielleicht weil ihrer in den alten Classikern seltener Erwähnung geschieht; obschon der Hafen dieser Insel, einer der größten und sichersten des mittelländischen Meeres, gewiß schon frühe die Aufmerksamkeit der Schiffer auf sich zog. — Münzen sind beynahe die einzigen noch übrigen historischen Monumente dieser Insel; zu ihrer Betrachtung wollen wir auch übergehen:

Sehr recht bemerkt der Verf., daß nicht jede alte Münze, worauf ein Widderkopf vorkömmt, sogleich unter Cephallenia zu reihen sey, und daß die Münzen der Stadt Cephalodium in Sicilien oft mit denen unserer Insel verwechselt wurden; aber wenn der Verf. im weiteren Verfolge auch die Münze, welche Neumann (Populorum et reg. numi veteres inediti P. II. tab. 12.) der Stadt Pronos auf unserer Insel zuschreibt, dafür nicht anerkennen will, weil ihm bey seinem längeren Aufenthalte auf der genannten Insel und bey wiederholten Nachgrabungen keine ähnliche vorkam, so können wir dieser Behauptung des Verfassers nicht sogleich beytreten, da auch erstere Annahme ihre Gründe für sich hat.

Wie bekannt, leitet man den Namen der Insel von Cephalus ab, der sich, nachdem er unglücklicherweise der Mörder seiner Gemahlin Procris geworden, von Athen hierher flüchtete. Die Münzen bestätigen diese Sage vielfältig; bald ist es der sitzende Jäger selbst mit beygeschriebenem Namen ΚΕΦΑΛΟΣ, bald sein Jagdgefährte der unermüdliche Hund Lälaps, bald, um auf seine Herkunft von Mercur und der Herse anzuspielen, der Widder, den sie vorstellen: und gewiß haben wir in den weiblichen Köpfen der Vorderseite, die sich nicht als bestimmte Ceres ankünden, auch das Bild der unglücklichen Procris.

Der Verf. bemerkt, daß die Münzen mit ΚΕΦΑΛΟΣ, wegen der Buchstaben ΠΑ, die man auf gut erhaltenen Stücken deutlich erkennt, in der Stadt Paläa (Altenburg) geprägt worden. Die Bemerkung ist vollkommen wahr, aber nicht neu; denn Eckhel sagt dasselbe, obschon es scheint, als ob der Verf. ihn bestreiten wollte.

Cephallenia kam nach Beendigung des ätolischen Krieges unter römische Oberherrschaft; man kennt aber bis jetzt noch keine Kaisermünze von dieser Insel, obschon man deren z. B. von dem benachbarten Zacynthus hat.

In einem am Schlusse beygefügten Verzeichnisse liefert nun der Verf. die Beschreibung aller ihm bis jetzt bekannten Münzen

von Cephallenia und Ithaka (die vorzüglichsten sind in Kupfer gestochen); wir heben einiges heraus:

Paläa. 7. Tête de femme coëffée d'un bonnet, à gauche dans le champ A.

)(Pegase volant, à gauche, au dessous Q. Æ. 3 f.

Diese Münze wird man allgemein unter Syracusä eingereihet finden; der Verf. entscheidet wegen des Monogramms für Paläa: um so mehr ist es zu bedauern, daß der Verf. die niedliche kleine Goldmünze bey Hunter tab. XLI. Nro. 1. Caput imberbe galeatum (Palladis) ad d.)(ΠΑ in monogrammate. Noctua stans ad d. wegen desselben Monogramms seinem Verzeichnisse nicht beyfügte. — Nach Panormus gehört diese Hunterische Münze gewiß nicht; für Paläa erklärte sich schon Neumann in einer seinem Exemplare von Hunter beygeschriebenen Anmerkung.

8. Un bélier, à gauche dans le champ Π.

)(. Un épie dans une aire carrée en creux. Æ. 3 f. war bisher unbekannt.

10. Un épie, dans le champ Π. A.

)(. Un gouvernail; dans le champ un dauphin et un fer de lance. Æ. 3 f.

Aus der Sammlung des Obersten Leake; die Münze ist überprägt, man sieht noch Reste des ersteren Gepräges, und die Aufschrift ΦΙΛΙΠΠ.

17. Tête casquée de Pallas de face)(. Couronne de laurier, au milieu Π. Æ. 3 f. bisher unbekannt.

Cranium. 31. Tête de face (Marque) tirant le langue)(triquetre dans un angle de laquelle sont les lettres KPA. Æ. sehr klein, und bisher unbekannt.

33. Homme nu, debout, tenant une lance de la main gauche)(Le monogramme ⋋. AE 3 f.

Das Monogramm enthält die Buchstaben APK, man reihte diese Münzen bisher unter Arcadien, aber das Monogramm spricht, umgekehrt gelesen, auch für Kranium.

36. Tête de boeuf de face)(la lettre K. AE. 3 f.

Bisher legte man diese Münzen nach Carystus Euboä — es wird sich entscheiden, ob Cranium ein größeres Recht darauf habe.

38. Tête de boeuf de face)(la lettre H. AE. 3 f.

Diese Münze gehört nicht hierher, sondern nach der Insel Zacynthus, das anscheinende H ist ein liegendes Z ⋿ und findet sich häufig so auf den Münzen der genannten Insel.

Pronos. 56. Tête d'homme jeune, à gauche. ΧΙΡΩΝ-ΝΩΝ, une massue. Æ. 3 f. Sehr niedliches Münzchen, bisher unbekannt.

Ueber die Insel Asteris hat der Verf. Untersuchungen angestellt: er tritt der Meinung des Herrn Gell bey, welcher diese uralte Insel in dem heutigen Vorgebirge Chelia von Cephallenia zu erkennen glaubt: ob die Münze, welche Eckhel der Insel Asteris zuschrieb, wirklich dahin gehöre, läßt Hr. de Bosset unentschieden

Merkwürdig sind die kleinen Silbermünzen, die der Verf. auf der letzten Tafel in Kupfer gestochen mittheilt, und dem berühmten Delphi zuschreibt, eine Sache, die für sich viel Wahrscheinlichkeit hat, und wozu noch der wichtige (und dem Ref. auch von anderen Reisenden, die im Besitze ähnlicher Stücke waren, bestätigte) Umstand kömmt, daß sie an Ort und Stelle selbst gefunden worden: sie haben auf der Vorderseite einen Widderkopf, und auf der Rückseite das Cranium eines Ochsen zwischen zwey kleinen Fischen, oberhalb sind die Buchstaben ΔΑΔ auf anderen ΔΕΛ; die zweyte noch kleinere Gattung stellt auf der Vorderseite einen Mohrenkopf, vor und auf der Rückseite ein viergetheiltes Feld.

2. Nach einer kurzen Einleitung über den Achäischen Bund, (zu dessen Grundgesetzen wie bekannt auch gehörte, daß alle Bundesstädte sich der nämlichen Gewichte, Maße und Münzen bedienten. Polyb. hist. l. 11. c. 37); über seinen Ursprung, Ausbildung und gewaltsame Auflösung durch die Römer — durchgeht der Verf. in alphabetischer Ordnung alle Städte von denen wir solche Bundesmünzen besitzen.

Wie Eckhel, erkennt auch Hr. Sestini mit Ausschluß der kleinen Silbermünzen, welche auf der Vorderseite mit dem Kopf des Jupiter, und auf der Rückseite mit dem Monogramm Α (Anfangsbuchstaben des Namens der Achäer) bezeichnet sind, bloß die Kupfermünzen mit der bekannten Vorstellung des stehenden Jupiters, und auf der Rückseite der sitzenden weiblichen Figur mit dem jedesmaligen Namen der Stadt und dem Beysatze ΑΧΑΙΩΝ — für achäische Bundesmünzen: vielleicht mit einigem Unrechte, da die genannten silbernen wohl dieselbe Bestimmung hatten; wenn es gleich nicht rathsam wäre, wie man es versucht hat, aus den häufig darauf vorkommenden Monogrammen, die einzelnen Städte entziffern zu wollen.

Die Reihefolge der achäischen Bundesstädte, wie wir sie dem so sehr bereicherten und vervollkommneten Verzeichnisse des Hrn Sestini verdanken, ist folgende. Vortrefflich ist der Grundsatz, den der Verf. dabey befolgte, so wenig als möglich lacedämonische Städte anzunehmen, da dieses der achäischen Sache niemals recht beytrat, und wenn also bey gleichnamigen Städten die Wahl zwischen Lacedaemon und anderen Provinzen des Peloponnesus frey blieb, sich immer lieber für letztere zu entscheiden.

Achaei. Hierher rechnet der Verf. mit vielem Rechte die beyden von Eckhel und Haym bekannt gemachten Münzen mit den Magistratsnamen *ΑΝΤΑΝΔΡΟΣ* und *ΑΡΓΕΙΑΣ*. Letzteres deutete man unrichtig auf Argos: es ist ein bloßer Magistratsname.

* *Aegira* Achaiae in dem Cat. Mus. Hedervarii P. I. p. 161. tab. XV. Nr. 339 schon beschrieben und gestochen, aber beydes unrichtig.

* *Aegium Achaiae* in dem genannten Werke P. I. p. 167. tab. XVII. fig. 367. als *ΑΡΓΕΙΩΝ* bekannt gemacht.

Alce Arcadiae, eine der gestochenen Münzen dieser Stadt führt als notam incusam das Monogramm ☧ wovon wir bey Cranium sprachen, und dessen eigentliche Deutung jetzt streitig gemacht wird.

Antigonia Arcadiae, früher Mantinea genannt.

Arca Arcadiae.

* *Asine* Argolidis und nicht Lacedaemonis wie es in dem angeführten Cataloge (P. I. p, 166. tab. XVII. Nro. 370) erscheint — aus oben angegebenem Grunde.

* *Caphya* Arcadiae.

Carinaea Achaiae.

* *Cleone* Argolidis.

* *Corinthus* Achaiae.

Corone Messeniae.

* *Epidaurus* Argolidis.

* *Eua* Arcadiae

* *Hermione* Argolidis.

* *Megalopolis* Arcadiae, bis jetzt die einzige in dem k. k. Cabinete.

Megara Atticae.

Messene regio et urbs.

* *Pagae* Atticae.

* *Pallanteum* Arcadiae.

* *Pellane* oder *Pellene* Achaiae.

* *Phiala* Arcadiae, als nota incusa sieht man auf dieser Münze den gewöhnlichen messenischen Typus eingeprägt.

* *Phlius* Achaiae. Hierher rechnet Hr. Sestini auch die von Eckhel unter Psophis Arcadiae bekannt gemachten Münzen, auf welchen nach Hrn. Sestini *ΦΛΙΑΣΙΩΝ* statt *ΨΩΦΙΣΙΩΝ* zu lesen ist. Eckhel selbst trug seine Lesart nur zweifelnd vor, und die Schrift auf dem in der k. k. Münzsammlung aufbewahrten Stücke ist auch so wenig deutlich, daß sich daraus nichts mit Bestimmtheit behaupten läßt.

Sicyon Achaiae.

* *Stymphalus* Arcadiae.

Tegea Arcadiae.

Thissoa Arcadiae.

So bieten sich bey diesen Münzen Geschichte und Numismatik freundschaftlich die Hände, und unterstützen sich gegenseitig,

---

Die mit einem Sternchen bezeichneten Städte fehlen in dem Verzeichnisse der achäischen Bundesstädte bey Mionnet, tom. 2, p. 161.

und immer mehr beurkundet sich das hohe Verdienst der alten Münzen, die treuesten Belege der Geschichte ihrer Zeit zu seyn.

Das kleine Werk ist dem ungrischen Herrn Grafen Wiczay, dem gepriesenen und preiswürdigen Besitzer einer der reichsten und gewähltesten Sammlungen antiker Münzen von dem Verf. aus Dankbarkeit geweiht.

Die Beygabe der Kupfertafeln ist dankenswerth, obschon der Stich gar nicht ausgezeichnet zu nennen ist.

Ref. beschließt diese Anzeige zweyer interessanter Schriften der Münzkunde, mit einer den Schätzern dieser Wissenschaft vielleicht nicht unwillkommenen Betrachtung. Bis jetzt sind noch immer die Münzen der Stadt Cydonia Cretae mit der Aufschrift *NETANTOΣ ΕΠΟΙΕΙ*, welche von Frölich und Eckhel aus der k. k. Sammlung bekannt gemacht wurden, die einzigen in dem ganzen Gebiete der alten Numismatik, welche den Namen des Künstlers und Stempelschneiders enthalten; die Münze einer anderen Stadt derselben Insel (Aptera, bey Mionnet Descript. des Médailles P. II. p. 261), welche bey einem ähnlichen weiblichen Kopfe mit sehr kleinen Buchstaben den Namen *ΠΤΘΟΛΣ* enthält, erregte zuerst bey dem Ref. die Vermuthung, daß dieses wohl auch ein Künstlername seyn dürfte; ohne aber jetzt bey dieser Münze länger zu verweilen, oder die Bemerkung für etwas mehr als sie wirklich ist, eine bloße Vermuthung nämlich, geben zu wollen, erlaubt er sich auf einige Großgriechenländische und Sicilianische antike Münzen aufmerksam zu machen, welche dieser Ansicht vielleicht mehr Eingang verschaffen dürften. Die k. k. Sammlung besitzt eine herrliche Silbermünze von Syracus auf der Vorderseite mit dem gehelmten Kopfe der Pallas (auf der Rückseite die Quadriga), auf dem Helme der Pallas ist mit sehr kleiner Schrift *ETKAEIΔIA*. — Torremuzza hat tab. LXXII. 2. einen prächtigen Medaillon eben dieser Stadt, auf der Kopfbinde des weiblichen Kopfes steht *KIMΩN* (auch auf dem prächtigen Silbermedaillon mit dem Kopfe der *ΑΡΕΘΟΣΑ* ist auf der Stirnbinde dieser Name l. c, Nr. 5.). Derselbe Name steht l. c. Nro. 1 unter dem Kopfe auf einem der umgebenden Fische: auf der Kopfbinde selbst ist ein bloßes K wie bey Hunter tab. 52. Nro. IX. — auf denselben Stellen steht bey Hunter l. c. Nro. XIV. EVMHNOV ein Name der sich bey anderen Münzen wieder unter dem Kopfe vorfindet, wie z. B. bey Torremuzza l. c. Nro. 8. — bey Hunter tab. 61. Nro. XVIII. XIX. findet man auf zwey Silbermünzen von Velia auf dem Helme des Palleskopfes selbst mit sehr kleinen Schriftzügen die Namen *ΕΛΕΤΑΟΡΟΥ* und *ΦΙΛΙΣΤΩΝ* — es wäre leicht mehrere Beyspiele zu häufen; wie wird man diese angegebenen Namen erklären?

Für Magistratspersonen scheint der Scherz des halben Verbergens, welcher bey der Stellung dieser Namen scheint Zweck gewesen zu seyn, nicht sehr schicklich; dafür hingegen, daß es Künstlernamen sind, bürgt der Gebrauch unserer Zeiten, wo man die Namen der Künstler an ähnlichen Orten findet; die Entscheidung mag aber nun ausfallen wie sie wolle, bey manchem dieser prächtigen Silberstücke, die dem Auge ein vollendetes Kunstwerk im Kleinen darstellen, verlohnte es sich wahrhaftig, den Mann wenigstens dem Namen nach zu kennen, dem man einen so reinen Genuß verdankt.

Art. IX. Geschichte der gefürsteten Grafschaft Tyrol, von Heinrich Seel, Kreissekretär in Kempten. (München, bey Lentner, 1817. in 8. mit historischen Titelkupfern und Vignetten von Mettenleitter.) I. Band. 225 S. und 28 S. Vorbericht. II. Bd. 359. III. Bd. 416 S.

Censor und Recensent, haben bey einem neu in die Welt tretenden Werke, beynahe eine nicht viel minder wichtige Rolle, als der Verfasser selbst, leider oft eine noch wichtigere. — Der Censor (es ist nicht zum erstenmale, daß diese Wahrheit ausgesprochen wird, und sie kann es nicht zu oft werden) muß das Gute, was er in dem seiner Prüfung anvertrauten Werke findet, nicht allein mit offenem Sinn erkennen, sondern auch mit freyem Mannesmuth, mit stetem Rückblick auf jenes goldene: »ubi plurima nitent, non ego paucis offendar maculis!« vertreten. — Er muß nicht mit jener Superfeinheit, welche die Dachse und Maulwürfe freylich oft den Nachstellungen ihrer Feinde verbirgt, aber im Staat und im Heer allzuoft das Schönste und Höchste im Keime erstickt, nur darob grübeln, wie er für jeden Athemzug ein bedeckendes Papier aus der Tasche ziehen möge, sondern wenn es gilt, sich frey hervorstellen an jedes wahrhaft verdienten Schriftstellers Platz. — Er darf aber auch seine tutorische Amtsrolle nicht mit der freyen, literarischen des Recensenten und der Leser verwechseln, deren verständige Wißbegierde das Feuer vorstellt, das die in keinem Buche fehlenden Schlacken läutert, aber das Edle stählt und behält!

Am wenigsten darf kleinliche Scheelsucht und unduldsamer Brodneid den Recensenten abhalten, jedes reife Verdienst laut und hoch zu rühmen, jedes aufkeimende liebevoll zu hegen und zu pflegen; aber auch das angemaßte zu entlarven, und das Machwerk der »*quicquid* scripsere *beati*,« die nur der magister artis, ingeniique largitor venter« angetrieben hat, das sich

folglich gar nie zum ächten Verdienst emporschwingen wird, gleich Anfangs auf seinen gehörigen Werth zurück zu führen, damit der erste Verdruß besser sey als der letzte. Denn wo glücklicherweise, wie bey Uns, immer noch mehr gefühlt und gehandelt, als gelesen und gerechnet wird, da ist es eine doppelt heilige Pflicht, es dem Mittelmäßigen mit aller Härte zu wehren, daß es nicht den Rang des Hohen und Gemeinnützigen, daß das Erbärmliche nicht jenen des Mittelmäßigen usurpire: denn würde auch in der literarischen Republik nimmermehr unterschieden, zwischen schaffender und entdeckender Kraft und zwischen der Ohnmacht, die immer spornstreichs nach den Priorен rennt, und mit ihrer Herrlichkeit am Berge steht, wie der leiseste Luftzug diese sybillinischen Blätter verweht hat, so müßte das Unzureichende und das Schlechte die Oberhand gewinnen. Abschreiben wäre lohnender als Schreiben, und die ohnehin schon lawinenartig fortgeschrittene Schriftstehlerey, wäre nimmermehr verschieden von der Schriftstellerey!!

Diese Betrachtungen finden bey dem vorliegenden Werke eine nur allzugiltige Anwendung. In der That; man steht bey der oberflächlichsten Durchblätterung desselben in einem beständigen Kampfe zwischen Mitleiden mit den getäuschten Lesern, Unwillen gegen den Verfasser und starrem Erstaunen über seine Unverschämtheit, in unsern Tagen einen Quark mit vornehmer Miene in alle Welt zu senden; dem auch nicht eine einzige, empfehlungswerthe Seite abzugewinnen ist; von welchem zwey Drittheile unverständiges Plagiat, ohne die mindeste Veränderung oder Verbesserung, ja mit vielen lächerlichen Erraten, wörtlich nachgedruckt sind; Nichts aus Quellen, sondern die Citaten, oft mit dem plumpsten Mißverständnisse, nur wieder von Citaten erborgt, vielfältig sogar an die unrechte Stelle gesetzt.

Somit wäre wohl über diese »rudis, indigestaque moles« gar kein Wort zu verlieren. Aber sie wurde gleichwohl in mehreren gelehrten Zeitschriften des Auslandes der Erwähnung und ernsten Erörterung gewürdiget. Man mag geglaubt haben, eine so anziehende Aufgabe, wie die Geschichte Tyrols, könne unmöglich so mißhandelt worden seyn. Ueberdieß soll ja eine rechte Recension darstellen und belehren, und wo möglich aus eigenem Vorrath ergänzen und berichtigen. Darum wollen wir unsere Ansichten über die Aufgabe selbst aussprechen, und diesen höchst unglücklichen Versuch, nebenher mit denselben vergleichen.

Was die Urzeit betrifft, hat Herr Seel sich darauf beschränkt, das gleichnamige Kapitel aus Hormayrs Geschichte Tyrols (I. 3 — 12. Tübingen bey Cotta, 1806) eben so

unverständig als unverständlich herauszuschreiben. Ihm heißen die Turbiniten: »Turlenten« und er weiß auch von einem opalisirenden Schenken-Marmor zu erzählen! Wenige Länder geben, wie Tyrol, ein so deutliches, von jenen unermeßlichen Proportionen Savoyens und der Schweiz, unserm Begriff und unserm Anschauungsvermögen um so viel näher gerücktes Bild der großen Erdrevolution, in welcher:

- - melior litem natura diremit,
Et coelo terras et terris abscidit undas!

Saussures, Hallers, Dolomieu's, Hacquets, Buchs, Sternbergs, Ployers interessante Winke lassen noch das Beste zu thun übrig. — Das tyrolische Herkulanum, die in Carls des Großen Tagen, vom Naifer Bergschutt begrabene römische Pflanzstadt Majä, noch in S. Valentins und Corbinians Legenden berühmt, die in der Zeit des Vertrages von Verdun unter den Slavini di Marco begrabenen Ortschaften, Merans siebenmalige Verwüstung, Botzens dem Eisack und der Talfer abgetrotzte Existenz, des Hechtensees bey Kufstein Zusammenhang mit dem Erdbeben von Lissabon und Messina, das Entstehen von Alpseen, das Entstehen, Erkalten, Verschwinden heißer Quellen ꝛc. der oft rapide Wechsel des Rinnsaales der Flüsse und Waldströme ꝛc. zeugt von der immer fortwährenden Cyklopenarbeit der Natur im tyrolischen Gebirge, das die niedrigsten und bequemsten aus den zwey und siebenzig vorzüglichsten Pässen und Einsattelungen über die Alpen in seinem Schooße begreift.

Euganeer, Tusker, Gallier, bildeten höchst wahrscheinlich, in eben dieser Aufeinanderfolge, die erste Bevölkerung. — Wie diese Flüchtlinge das Land bewohnt haben? hat wohl auch Hormayr S. 34 etwas zu kühn, beynahe Thal für Thal angegeben, so wie er auch jenem äußerst wichtigen, von ihm zuerst beschriebenen Mithras-Denkmal von Mauls, jetzt im k. k. Antikenkabinet zu Wien (I. B. dieser Jahrbücher S. 92) offenbar einen zu hoch hinauf datirten, hetruskischen Ursprung beylegte. — Auch diese Epoche und jene des Römerjoches verdient, mit Vergleichung der Urquellen von Cäsar und Tacitus, Strabo und Ptolomäus an, bis auf Ammian Marcellin und Sidonius Apollinaris, Venantius Fortunatus und den aquitanischen Prosper herab, und der Commentatoren, von Cluver und Cellarius, bis auf Mannert und Rössig, eine ausführliche Bearbeitung, der nicht die Byzantiner, nicht die alten kleinen Geographen und Panegyriker fremd bleiben dürfen. Ueberall finden sich der Mühe lohnende Züge. — Für die Römerzeit hat der unermüdete Sammler-

fleiß des Innsbrucker Universitätsnotars Anton Roschmann, auf das Lobenswürdigste vorgearbeitet; sein Sohn aber, der 1806 verstorbene geheime Hausarchivar, einen mangelhaften und oft mißverstandenen Auszug davon, und eine beynahe unbrauchbare Fortsetzung für das Mittelalter gegeben. — Kritischer Fleiß bezeichnet die Jahrbücher des Brixner Canonikus Resch, so wie die zugleich von lucianischem Witz erfüllten Arbeiten Hieronymus Tartarotti's und seines Bruders Jakob, Gnesotti's über Judikarien, Montebello's und Bertondelli's über Valsugan und Primör, Baroni's uud Chiusole's über das Lägerthal, die Streitschriften über den Lago di Garda, zwischen Venedig und Oesterreich gewechselt. — Bonelli's Urkunden über das tridentische Hochstift, sind besser, als was Er selbst darüber denkt!! Nirgend geht das Alter und die Denkzeichen der Römer und der Völkerzüge leer aus, — aber Flüsse scheiden, Gebirge verbinden die Nachbarn, oder ists umgekehrt? In jedem Falle fordert das südliche Tyrol emsiges Studium der Geschichten der Thäler Veltlin, Camonica und Trompia, der Geschichten von Brescia, Verona, Vicenza, Padua, Feltre, Trevigi, durch Salis, Quadrio, P. Gregorio, Rossi, Cavriolo, Maffei, Corte, Lazarini, Zagata, Bertondelli, Pagliarino, Castellini, Bonifacio, Verci ꝛc., wie in den Quellen von Ughelli, Muratori, Lünig ꝛc. Ein Gleiches begehrt in Nord, West und Ost, das alte große Herzogthum der Bayern, das rhätisch-allemannische, das vom regnum carentanum bald gesunkene, von Mürz- und Lavanthalern verwaltete Herzogthum Kärnten? — Ueber die rhätische Sprache, der tuskischen wahrscheinliches Ueberbleibsel, haben zeither Salis, Planta und Conradi, dann Hormayers wenige Andeutungen, Lehmanns und Zschokkes Proben wesentlich vervollständiget. — Aehnliche, aber noch viel umfassendere Ergänzungen und Berichtigungen gab der (vom verdienstvollen Hofrathe Dipauli-Treuheim, Gründer und Besitzer einer unübertrefflichen Bibliotheca tirolensis, herausgegebene) »tyrolische Sammler« über Hormayrs Proben und Reflexionen in Betreff der sette und tredeci communi, deutscher Gemeinden im veronesischen und vizentinischen Gebirge, dem Volkswahne nach, Ueberreste der von Marius vertilgten Cimbern, ferners der deutschen Gemeinden und der seltsamen Dialekte in Valsugan, in der Abtey, Gröden, Buchenstein, von Italiens Himmel, Boden, Sprache und Sitten umschlossen, und doch jenen der Altvordern unverbrüchlich getreu.

An Seel muß man es beynahe noch als eine Tugend preisen,

daß er die alte Vermischung der Bojen als vermeintlicher Ureinwohner mit den Bojoariern, und alle die Lieblingssätze jenes unzeitigen und unglücklichen Provinzialpatriotismus wiederkäuet, die erst neuerlich durch Pallhausen, mit aller Hitze der Controvers, aufgewärmt, — durch Lang und Gemeiner in der neuesten, in einer frühern Zeit aber, bereits durch Schrötter, Heyernbach und durch die »Prüfung der Geschichte von Bayern für die Jugend und das Volk,« die beruhigenden Wiegenlieder vernommen haben. — Celtisch und bojoarisch, und dann wieder rhätisch und bojarisch, sind bey Seel synonym und identisch!! Die meisten Personen- und Ortsnamen ganz unkenntlich und lächerlich entstellt. — S. 35. ist die alte und wahre Behauptung wiederholt, keine Gegend Bayerns habe verhältnißmäßig so viele römische Denkmäler aufzuweisen, als Tyrol! Dieser Reichthum würde noch viel größer seyn, hätte nicht der berühmte Archäologe, Marchese Scipio Maffei, mit seinen beyden Correspondenten, dem Tridentiner Domherrn Pantaleon Barzi und Jakob Tartarotti in Roveredo, das südliche Tyrol an seinen damals noch zahlreichen Schätzen aus der Tuskisch-Gallischen Zeit, und aus jener des Römerjoches, mit aller, dieser Liebhaberey eigenthümlichen Gewissenlosigkeit, recht systematisch geplündert, sein Museum *Veronense*, und sein *Verona* illustrata reichlich damit ausschmückend! Wie sehr wäre die baldige Fortsetzung der von Hormayr in seinen Tyroler Almanachen und in seinem Archiv begonnenen Rubrik: römische Denkmale in Tyrol, wie sehr der Wiederbeginn des in seiner Art und in seinem strengwissenschaftlichen Umkreise weder früher noch später von einer ähnlichen deutschen Zeitschrift übertroffenen: »Sammlers für Geschichte und Statistik von Tyrol« zu wünschen, und zwar in Wien, unter der Oberleitung des, als Sammler, Kenner und Freund der vaterländischen Vorzeit gleich ehrwürdigen Hofrathes von Dipauli, — in Wien, so nahe allen Quellen und Subsidien, wie der Censur und dem Umsatz in die Provinzen und in das Ausland? in Wien, wo auch die durch Johannes Müller (historische Kritik XI. S. 221.) ausführlich gewürdigten vier Jahrgänge Tyroleralmanache Hormayrs (1802 bis 1805) erschienen sind.

S. 58. Erwähnung der auf der Durchreise von Mailand, durch Tyrol, nach Trier, gegebenen Gesetze Gratians, eines zu Trident (dieser mit Europa's ältesten Städten wetteifernden gallischen Colonie: montes argentum mihi dant, nomenque Tridentum!) das andere in vico Augusti (bey Auer? Anm nennt es Herr Seel) und Bauxare (Botzen), welcher durch die Züge Drusus (pons Drusi, auch turris Drusi, der geschäubte

Thurm, Praesidium Tiberii, Pradein), merkwürdige, wahrscheinlich durch die Ostgothen gegründete Ort, den Namen Bauxare, nach Seel das ganze Mittelalter hindurch beybehalten haben soll! — Wir wären begierig, auch nur ein einziges Beyspiel aufzufinden, vom Jahre 680, wo der longobardische Geschichtschreiber Paul Diakon V. 36. der Fehde gedenkt, die Alachis Herzog von Trident, gegen den bayerischen Grenzgrafen erhob, »qui Bauzanum et reliqua castella regebat,« bis ins zwölfte und dreyzehnte Jahrhundert, wo Botzen der unversiegbare Born erbitterter Streitigkeiten ward, zwischen der Kirche zu Trident und ihren Schirmvögten, den Grafen von Tyrol, und den aus ihrem einstmaligen Hauptsitze Botzen vertriebenen, welfischen Grafen von Eppan.

Wenn die tyrolischen Ueberreste aus der Zeit des Römerjoches sehr viele schätzbare Belege in sich begreifen zu dem alten: »Romanus ubi vincit, ibi habitat« und über die von den Neurömern, den Franzosen, nicht glücklich nachgeahmte Weise der Römer im Gebirgs- und Volkskriege, so gewinnt Tyrols Geschichte, im Mittelalter, insonderheit von der Wiedererweckung des römischen Kaiserthums durch den großen Carl, bis auf eine andere Wiedererweckung aus dem chaotischen Gewitre des Interregnums durch Rudolph von Habsburg, fürwahr einen ganz eigenthümlichen Geist und unwiderstehlichen Reiz. — Hier auf der Scheidungslinie Deutschlands und Italiens, begegneten sich vielfach, Grenzen, Sprache, Recht und Sitte beyder Reiche. Auf dem Flächenraum einer Meile beysammen, erscheinen in Urkunden edle Geschlechter, die nach longobardischem Herkommen, die Urkunden durch ihr Handzeichen stärkten, andere die nach bajuvarischer Sitte, als Zeugen, beym Ohr gezogen wurden (testes per aurem tracti), Andere »profitentes vivere natione sua, lege *salica*, wieder andere an der Drau, *slavaniscae* institutionis, slavigenae, früh auch schon das römische Recht, mit allen seinen Actionen und Exceptionen. — Wie an einer Versteinerung, Jahr für Jahr, die Zunahme der sich immer sieghafter über die Freyheit der Einzelnen empor- und ausarbeitenden Territorialhoheit, der Mensch in unaufhörlichem Kampfe mit dem Klima und mit dem Boden und daraus eine demokratische Monarchie, von beyden Formen die Vorzüge und der Gemeingeist, die Gebrechen von keiner!

Dieses Gebirg, als Zuflucht, Engpaß, Scheidewand und Vormauer wichtig und über alle Erwartung früh angebaut und bevölkert, selbst mitten unter den Stürmen der Völkerwanderung, eher und mehr, als zu seinen Füßen, der Garten

Italiens, und als Bayerns und Schwabens so gar viel freundlichere Fluren, gab seinen Bewohnern auch von jeher eigenthümlichen Character. Einen Herrn gab es ihnen erst ziemlich spät, aber bis auf unsere Tage herzerhebende Züge glücklicher und unschuldiger Wohlfart, und einen Volksgeist, der gerade in der hoffnungslosesten Nacht des Fremdlingsjoches (1809), ein wiewohl kurzer, doch allmächtiger Blitzstrahl, die Wetterwolken durchdrang!! Bis die Cultur weit genug über Boden und Elemente erobert war, bewegten sich die vielen freyen Landeigenthümer in völliger Unabhängigkeit neben, nicht unter einander, wie zur desto größern Theilung der Arbeit, wie zu gesteigertem Wetteifer. — Aber ein seltsam günstiges Verhängniß, wollend, daß es Tyrol nie an gesetzlicher Freyheit, aber auch nie an Einheit fehle, gab ihm bey Zeiten einen Herrn, und schuf ihm eine Centralgewalt, zu planmäßiger Leitung, zur Verstärkung der vereinzelt schon weit genug gediehenen Kräfte durch einander, »dum potestatem *omnium* ad *unum* deferre, pacis interfuit.« — In diesen Alpen war der Streit mit Himmel und Felsen und Gewässer viel schwerer, als der mit den Waffen. Trotz der Pulvererfindung, trotz der Vervollkommnung des Geschützes, der Gewalt der Reiterey, ist im Gebirgs- und im Volkskriege, des muthigen und erfindungsreichen Einzelnen Persönlichkeit, niemals im Preise gesunken! Darum konnte der Landmann, der diese harte Erde baute, neben dem Ritter, der sie (vom Scheitel bis zur Sohle bepanzert, auf hohem Roß) vertheidigen sollte, sitzen, während dessen er in andern, zahmen und fruchtbaren Ländern, noch gar lange vor ihm auf den Knieen lag; darum, daß wie die tyrolischen Stände in ganz Deutschland die ältesten sind, so neben Adel und Prälaten und Bürgern, auch die Bauern als vierter Landstand erscheinen, beynahe gleichzeitig mit dem Ursprunge der Schweizerfreyheit, und mit der zwiespältigen Kaiserwahl zwischen Friedrich dem Schönen und Ludwig dem Bayern!

Der Norden und Süden Tyrols waren, seit Odoaker, das abendländische Kaiserthum, mit der Einsperrung des letzten Augustulus beschlossen hatte, zwischen Deutschland und Italien getheilt. Jener gehörchte den Königen der austrasischen Franken, unter ihren, über Bayern aus dem Blute der Agilolfinger verordneten Herzogen. Diesen regierten die longobardischen Könige zu Pavia, durch ihren, in Trident aufgestellten Herzog. — Carl der Große vereinigte beyde Reiche. Unter seinen Enkeln zerfielen sie wieder, und die alte Theilung blieb. Die Kaiser hüteten sich wohl, daß in diesen zur Heerfahrt nach Italien so nöthigen Päßen, ein Einziger, Ueber-

macht gewinne. Die Bischöfe von Brixen, Chur und Trident waren die mächtigsten; neben ihnen vier Grafengeschlechter: am Inn und Eisak, die Grafen von Andechs und Wolfartshausen (in der Folge, Herzoge von Dalmatien, Kroatien und Meran) an der Drau und Rienz, die Gaugrafen von Lurn, späterhin Grafen von Görz, Pfalzgrafen und Herzoge Kärntens, Vögte von Aquileja. Im Vintschgaue und bis tief in Engadein und Hohenrhätien, die Nachkömmlinge Hunfrieds, Hüters Carls des Großen über Istrien und über das Land an der Thur, Lanquart, an den Quellen des Inns, an der obern Etsch. Ihr Hauptschloß Tyrol gab in der Folge dem ganzen Lande seinen Namen. Sie vereinigten die Schirmvogtey von Trident, Brixen und Chur in ihrer Hand. Die welfischen Grafen zu Botzen, späterhin von Eppan, Ulten und Greifenstein unterlagen dem eigenen Uebermuth und der Gewalt ihrer Ahnenfeinde von Tyrol. — Das meranische Haus erlosch 1248, das tyrolische 1253, und 1273 die Eppaner in Bischof Egno von Trident. All dieses Erbe fiel auf Meinharden von Görz, der die Stürme des großen Zwischenreichs benützte, alle Mindermächtigen zu erdrücken, und das Land im Gebirge in einen Körper zusammen zu bringen, bey der neuen Kaiserwahl aber, nicht den gefürchteten Nachbar Ottokar, sondern den Mindestmächtigen, Rudolphen von Habsburg zu erhöhen, und seine Tochter Elsbeth, Rudolphs Erstgebornem, Albrecht zu vermählen. Dadurch ward dieser Meinhard Ahnherr des habsburg-lothringischen Kaiserhauses. — Er vollführte in Tyrol glücklich, was König Albrecht sein Schwiegersohn, in den Waldstätten, unklug und darum unglücklich versuchte. Es war wohl nur ein publizistisches Blendwerk, daß er die also errungene Gewalt, von dem ihm so hoch verpflichteten Rudolph, 1285 durch ein Zeugniß erhärten ließ: »ipsum comitem neque ad ducatum Sueviae, neque Bavariae pertinere, nec etiam juri extra Montana extitisse,« sein Ahn Graf Albrecht von Tyrol, sey unmittelbar nur Kaiser Friedrichen zu Verona Recht gestanden.

Der italienische und levantinische Waarendurchzug hob die Städte schon in früherer Zeit. Venedig, Genua, Florenz, Pisa und Amalfi ließen einen guten Theil ihres Reichthums hier durchströmen; 1202 hatten die Botzner-Messen schon lange eigene Satzungen. Gleichzeitig gewahrt man umständliche Zolltariffe, Rottordnungen, Niederlags- und Stappelrechte. — Das Communal- und Munizipalwesen des italienischen Städtebundes wirkte gewaltig herüber. Trident war eine der unruhigsten. Hier wiederholten sich alle Scenen des Kampfes

und Wettstreites, des Hasses der Welfen und Gibellinen; die Häuser der angesehensten Geschlechter, wie feste Burgen gebaut, und des Fürstbischofs Residenz (sehr ominös, *castrum mali consilii* genannt), die beherrschende Citadelle der faktiösen Stadt, die ihre eigenen Consuln hatte, und ihren Podesta (stets einen Fremden, und nur auf gewisse Jahre, um des Parteygeistes willen).

Der Druck der zahlreichen Schloßtyrannen hatte mächtig dazu angetrieben, sich einem Herrn zu untergeben, statt Vielen. Aldrighett von Castelbark erschlug seinen Lehensherrn, Bischof Adalbert von Trident, aus Eifersucht über die Günstlinge Carlessari von Verona, ein Vogt zu Matsch den Abt von Marienberg. — Gondebald, des Bischofs von Feltre Erbvogt zu Pergine, zwang seine Unterfassen zu Streifzügen auf Wanderer und Waaren, zu harten Frohndiensten, übte das Herrenrecht der ersten Nacht (!!) und strafte nicht geringer, als durch Hungertod. — Die Grafen von Eppan, Friedrich und Heinrich, warfen die Friedensboten des Papstes an den Kaiser nieder und plünderten sie. — Adalbert von Lodron unterfing sich, das ganze deutsche Heer aufzuhalten, — Schirmvogteyen wurden mit dem erbaulichen Zusatze aufgetragen, »ad *defendendum*, non ad *exspoliandum*.« — der Wüterich Ezzelin raste mehrmals um Trident mit Feuer und Schwert, Mastin Scaliger von Verona nicht minder. — Meinhard selbst, um die Bozner zu zwingen, ihm gegen seinen Feind, Bischof Heinrichen von Trident zu huldigen, verheerte ihre Weinberge von Grund aus, und riß die kostbaren Dämme und Wehren gegen die Talfer und Eisak nieder, sie zu ersäufen! — Der Dienst- und lehenpflichtige Adel war durch lange und beschwerliche Heeresfolge verarmt. Viele hatten auf den Kreuzfahrten ins heilige Land, nach Aegypten, wider die Mongolen (transituri mare, ituri Hierosolymam, in procinctu expeditionis constituti, cruce signati, contra Dathanos, Tartaros, lautet es in Urkunden) ihr Letztes verpfändet und veräußert. Ihr Landeigenthum gaben sie um geringen emphyteutischen oder Laudemialkanon an Bauleute oder Freygelassene, Bürger und Bauern; Juden, Cowertschen und Florentiner, hatten alles baare Geld, meist auch die Münzstätten. — Wo in der Welt hob sich wie in Tyrol der Nährstand so früh, bildeten die, so den Grund bauten, auch großentheils die Kaste der »*possidenti?*« Schon 1043. freye Leute im Norithal, Bisthums Brixen »qui nulli census aut vectigalia persolvant aut aliquo publico districtui subjaceant.« 1120 befreyte Heinrich V. von der Gerichtsbarkeit des Gaugrafen, die Bauern der Grafschaft Pusterthal und des Frauen-

klosters Sonnenburg; 1209 erlaubt die dortige Aebtissin Gisela, *totius provinciae uti consuetudine*, ut videlicet mortuo viro, bos unus detur ecclesiae et quod reliquum rei fuerit, remaneat uxori defuncti ac pueris,« statt daß früher auf diese Klostergüter, »incognita eos vexaret consuetudo, ut defuncto »quolibet colono, tota ejus facultas in duas equas divideretur »partes, quarum una cederet ecclesie, altera vidue et orpha»nis,« — wodurch leditur proximus et offenditur deus!« Wie wunderlich! In dem rauhen Felsenrunde, liberale Ideen, beynahe sechs Jahrhunderte vor den Physiokraten, Encyclopädisten und vor dem, nun auf der Insel Helena brütenden Zertrümmerer alles feudalistischen und hierarchischen Zwanges, Auffrischer veralteter Dynastien und Wiedergebährer des Menschengeschlechtes! — Bereits gesetzt hatte sich dieses Aggregat reagirender und convergirender Umstände, als im July 1323 zu Botzen »die Herren, Ritter und Knecht, Städt, Märkte, Gericht und Thäler der Grafschaft zu Tyrol und der Landschaft an der Etsch, und in dem Innthal, und der drey Bisthümer zu Trident, Chur und Brixen,« zusammentraten, und einen Bundesbrief siegelten, ganz im Geiste des hohenrhätischen unter der Eiche von Truns, der Waldstädte im Rütli und zu Brunnen, aber verträglich mit den Gerechtsamen des Landesherrn, ja denselben vielmehr sehr förderlich, unbeleidigend aller Welt, und eben darum dauerhaft unter allem Wechsel der Zeiten und der Zeitereignisse!! (Die Urkunden hierüber, überhaupt für das Mittelalter, mehr als ein halbes Tausend vom Jahre 731 bis 1420, entdeckt und herausgegeben in Hormayrs Geschichte Tyrols, in seinen Tyroleralmanachen, im Archiv für Süddeutschland, in seinen kritisch-diplomatischen Beyträgen zur Geschichte Tyrols im Mittelalter.)

Das leidige Buch, das wir hier vor uns haben, hat freylich keine Ahnung, daß die Entwicklung des Herkommens, der Gesetzgebung, des Grundeigenthums, des dritten und vierten Standes, der Verfassung überhaupt, das Wichtigste und Köstlichste in der Geschichte sey! Statt dessen kehrt Seel wieder zu seinem Lieblingssystem des Abdruckens und Nachdruckens zurück, und liefert unter andern, mit unbegreiflicher Schamlosigkeit, ohne auch nur ein Pünktchen wegzulassen oder ein Jota zu verändern, Hormayrs ganze Stammgeschichte des Hauses Eppan. (Seel setzt auch noch bey: und der Grafen von Tyrol, von denen freylich keine Sylbe da steht!! — Hormayrs Geschichte dieses letzteren erlauchten Hauses, reich an den wichtigsten Ausbeuten aus den Archiven von Chur und St. Gallen, ist noch ungedruckt, und erscheint nur mit dem ersten Bande sei-

ner »sämmtlichen Schriften«). — So wie in dieser Geschichte Tyrols, Zoroaster und das Fatum, Jesus, die Essäer und der Christianism!! (als wäre er nicht mehr noch weniger, als irgend eine andere der unzähligen Secten!), eben so verkehrt S. 151 die Christianisirung Bayerns unter den Franken und ihren (auch der publizistischen Außenseite nach, noch entschiedener, als zur Zeit des Rheinbundes) Statthaltern, den agilolfingischen Herzogen. Nicht einmal die Mühe gab sich Seel, auf die Abhandlungen der, in früherer Zeit um die Historie des gesammten Süddeutschlandes hochverdienten Münchnerakademie einen Blick zu werfen, wo die ausgezeichneten Arbeiten Sterzingers, Zierngiebels, des Emmeraner Fürstabtes Frobenius Forsters, Wimmers Synoden zu Aschheim, Neuching, Dingolfing, Stein über das Neuburger Bisthum ꝛc. ja sogar mit alle den alten, patriotisch populären Irrthümern, Justi in seinen Agilolfingern und hinsichtlich des hochgesinnten, beklagenswerthen Herzogs Odilo, Aquilin Holzinger, ihn hätten zurechtweisen konnen. — Daß er auch nur von fern etwas gehört habe, von einem Eugipp, von einem Anonymus de conversione Carantanorum et Avarorum, von den kritischen Untersuchungen über die wahre Epoche des heiligen Apostels Rupert, des heiligen Emmeran, von einem indiculus Arnonis etc. daß er sich in den einzelnen Geschichtschreibern der bayerisch-tyrolischen Kirchen, bey Resch über Seeben, bey Meichelbeck über Freysing, bey Hansitz und Kleinmayer über Salzburg, Passau oder auch nur in der als Anfang schätzbaren, wiewohl dürftigen Metropolis Salisburgensis durch Hund und Gewold ꝛc. umgesehen habe, war wohl vernünftigerweise von ihm nicht zu erwarten. Wunderthätige Kraft beweiset Seel wenigstens dadurch, daß er den 748 verstorbenen Herzog Odilo (als sein Sohn Thassilo der letzte Agilolfinger schon längst entsetzt und ins Kloster gesperrt war) 793 zu Regensburg eine bayerische National- und Kirchenversammlung halten läßt, worin ein allgemeines vaterländisches Erziehungs- und Bildungsinstitut, Seminarien unter der Aufsicht der Bischöfe gegründet und das gesammte Streben des bayerischen Volkes, sich eine vollendete moralische Verfassung zu geben, befriedigt werden sollte!! Difficile est, satyram non scribere!!

Welches dringende Interesse hätte nicht die Geschichte der Lande ob und unter der Enns und Innerösterreichs daran, wenn die trotz alles krittelnden Nasenrümpfens, dennoch unschätzbaren Monumenta boica, durch die in München nutzlos aufgespeicherten Archive der sekularisirten Hochstifter, als Fortsetzung derselben edirt würden. Ohne das hohe Verdienst Ludewigs, Hofmanns, Ussermanns, Stumpffs, Jäcks,

der Deduction wegen Fürth ꝛc. im mindesten zu verkleinern, wird gleichwohl Kärnten niemals eine pragmatische Geschichte erhalten, ohne die Archive von Bamberg. Wie sehnlich sieht man nicht, troz der entschiedenen Mittelmäßigkeit der Geschichte Pasians durch Buchinger, dem darin versprochenen Urkundenbuche entgegen? Die edle Liberalität, mit welcher die bayerische Regierung ihrem hochverdienten Archivar Stumpff verstattete, zu seiner nicht genug anzurühmenden politischen Geschichte Bayerns, Alles mit größter Freymüthigkeit zu benützen, was vor 1792, (vor der Gestaltung einer neuen Welt durch die französische Revolution, hiermit wirklich rein historisch) ist, sollte wirklich diese erhebende Hoffnung aufnähren dürfen. Die großen Ereignisse der letzteren Jahre haben alle jene veralteten Streitfragen, aus dem Gebiete der Staatsinteressen hinweg, in das rein wissenschaftliche verwiesen, und sie also einer desto unbefangeneren und strengeren Würdigung fähig gemacht.

Herr Seel besitzt die eigene Gabe, Etwas zu gleicher Zeit zu lesen und nicht zu lesen. Er citirt alle Augenblicke des verdienstvollen Resch annal. sabionenses und sagt dann wieder: Innichen (Agunt) an den frostigen Höhen des Toblacher Feldes (wo im Winter meist nur hohe aufgerichtete Stangen und Kreuze in der todten, einförmigen Schneewelt zurecht weisen, wo alles ringsum seinen Namen nur von der Kälte, Oede und Verwüstung entlehnte), diese urkundlich so benannte terra inanis, sterilis, sylvosa, inhabitabilis, mit Mönchen besetzt, nur »propter incredulos Slavos ad tramitem veritatis deducendos,« sey der Cultur weit empfänglicher gewesen, als die Wüsteneyen um Scharnitz. Diese sollten einem Bayern, aus der Geschichte der Welfen, aus den Monumenten von Schlehdorf, Scheftlarn, Wessobrunn, Benediktbeuern, Ettal, Steingaden ꝛc. aus Linbruns, Stichaners, Pallhausens und Ridts verdienstvollen Arbeiten über der Ambronen ersten Wohnsitz und über die römischen Militärstraßen von Aquileja und Verona nach Augsburg doch recht genau bekannt seyn! — Ekelhaft ist die Erzählung der Absetzung Thassilos, ganz im Styl jener wunderherrlichen Schriften Christoph Aretins über Bonaparte und: »was hat Napoleon der Große für Bayern, und was hat Bayern für Napoleon den Großen gethan?« und jener famösen allegorisch-historischen Landkarten von 1809, worin das südliche Deutschland, worin Italien bis an die Tiber, Ungern bis an die Gran ꝛc. ꝛc. als lauter entfremdete Parzellchen und Zugehörden des uralten großen Reiches der Bojer erschienen!! — In der alten Amtsinstruction für die agilolfingischen Herzoge Bayerns: de duce, quem *rex ordinavit*, si audax

vel contumax, regis decretum, contempserit,« lag das Urtheil über Thassilos eben so unzeitigen als unglücklichen Ehrgeiz. Strebte er nach Unabhängigkeit, so hätte er seinen Schwiegervater, den Longobardenkönig Desider nicht hülflos fallen lassen, und sich dem Argwohn und der Rache Carls allein aufbewahren sollen! Die wenigen Zeilen des vertrauten Kanzlers Eginhard und des Mönchs von St. Gallen erschöpfen einfach und wahr Carls Vorgang gegen Thassilo und seine, durch so manche, empfindliche Lehre, nothgedrungene Politik, den bösen Folgen der allzugroßen Macht einzelner Reichsbeamten vorzubeugen: »Tassilo tamen, postquam ad regem vocatus, neque redire permissus, neque provincia quam tenebat, ulterius *duci*, sed *comitibus* ad regendum commissa est« und dann ferners: »Providentissimus *Carolus* nulli *Comitum*, nisi his qui in confinio vel *termino barbarorum* constituti erant, plus quam *unum* Comitatum aliquando concessit.«

S. 181. Das Bisthum Chur sey erst unter Carl dem Großen entstanden!! wagt ein feynwollender Geschichtschreiber Tyrols, der Resch und Eichhorn citirt, hin zu schreiben! Er hat nie etwas gehört von dem edlen Britten Lucius, von Placidus und dem Präses Victor, von Bischof Tello und seinem Testament, und daß Carl bereits im May 784 den Bischof Constanzius »territorio Rhaetiarum rectorem posuit.«

II. S. 14. Nicht etwa nur Herzog Berthold, Arnolds des Bösen Bruder, nannte sich: »Herzog durch des Kaisers Gnade«: vieler andern Urkunden zu geschweigen, hieß es noch 1078 von dem älteren Welf: »dum erat Dux nostro dono et nostra gratia.« — Unter aller Kritik ist, was Herr Seel nun von Arnulf des Bösen Nachkommen faselt. Ohne etwa die überspannte Forderung an ihn zu richten, er solle in irgend einem Gegenstande bis an die Quellen dringen, hätten ihm doch die schon bereit da liegenden, meist vortrefflichen Arbeiten der Münchner Akademien über das wittelsbachische Regentenhaus und die Voraltern Ottos des Großen aus dem Traume helfen sollen, jene Schollineres, Zierngiebels, Lipowskys, Crollius, Wolzens und des Grafen du Buat, insonderheit Schollineres besondere Ausarbeitung über eben jenen Herzog Berthold und seinen Sohn, Herzog Heinrich von Kärnten. Und dennoch laßt Seel die alten Grafen von Tyrol ganz aus seinem Kopfe, wie Minerva aus Jupiters Haupt, von einem angeblichen Arnulf II. entspringen, dem Otto der Große die Markgrafschaft an der Etsch, und die bisherigen herzoglichen Kammergüter (so übersetzt Seel: terra fiscalis) in Vintschgau, Ober-Innthal, Engadein, mit dem alten Schlosse

Tyrol übergab! So viele Worte, so viele Abgeschmacktheiten! — Den wahren Ursprung der 1253 erloschenen Grafen von Tyrol, entdeckte Hormayr aus Urkunden von Chur, Constanz, S. Gallen, Disentis, Trident und Brixen von 800 bis 1090 von dem weiter oben genannten Hunfried, bis auf Adalberten, Schirmvogt von Trident, späterhin Grafen zu Tyrol genannt, den rüstigen, vom Bayer-Herzog Welf mit genauer Noth bemeisterten Gibellinen. (Hormayrs Beyträge I. J. 28.) Johannes Müller hat gegen seine eigene frühere Hypothese dieser Herleitung vollkommen beygepflichtet. (Schweizerhistorie I. S. 188. not. 68, 69, 209. not. 41, 42, 43. IV. S. 375. not. 559.).

Der folgenreichen diplomatischen Zweifel Hormayrs gegen die Echtheit der conradinischen Schenkung der Grafschaft Botzen und Vintschgau, an Bischof Ulrich von Trident, wird mit keiner Sylbe erwähnt. Hieran reiht sich S. 97 die verunglückte fixe Idee des verstorbenen Cisterziensers von Stambs, Roger Schranzhofer, die Herzoge von Meran (also auch die Dachauer?) seyen tyrolische Landesfürsten und dieses Land ein geschlossenes Gebiet gewesen!! Otto II. und Letzte von Meran wird bald als Vetter, bald als Schwiegersohn Albrechts von Tyrol und zwar auf einer und derselben Seite 109 angeführt und beygesetzt, eben dieser Albrecht habe als meranischer Erbe sich zuerst vom Lande Tyrol geschrieben, welcher Titel zuvor nur dem Schlosse galt!!

S. 59. Wird die Feste Lodron, zwischen dem Garda- und Idrosee, deren Zwingherr Adalbert dem Heereszuge K. Lothars sich keck entgegen stellte, in ein enges Thal bey Brixen übertragen. S. 60 erfahren wir, der Hohenstauffe Conrad sey 1188 Kaiser geworden. S. 69. Die längst ausgemerzte Fabel von einer Abhängigkeit der unmittelbar reichslehenbaren Ostmark unter der Enns vom Herzogthume Bayern, und die ganz irrige Darstellung der Erhebung beyder Lande ob und unter der Enns zum Herzogthum für den Babenberger Heinrich Jasomirgott, der um der allgemeinen Ruhe willen, Bayern auf dem Regensburger Hoftage 8. Sept. 1156 an Heinrich den Löwen, Sohn des geächteten Heinrich des Stolzen übergab. — Alles, was sich für die alte irrige Darstellung dieser wichtigen Staatshandlung noch nach Schrötters kräftigem Worte vorbringen ließ, stehet beysammen in Pallhausens beyden Dissertationen: wie lange Bayern den Namen Noricum geführt habe, und ob sämmtliche bayerische Kreisstädte auch herzogliche Vasallen gewesen? und in Colomanns Sänftel bayerschen Land- und Hoftagen — und die gänzliche Abfertigung alles dessen in Hor-

mayrs historischem Taschenbuch auf 1813. S. 16, 18, 22, 24, 127 — 154.)

Die »Zweifel über die angebliche Zersplitterung des bayerischen Staatskörpers bey der Aechtung Heinrich des Löwen 1180 und die »Bemerkungen über Oesterreichs Grenzen 1156« in Westenrieders Beyträgen hätten die genaueste Nachachtung verdient. Für die österreichische Geschichte haben sie entscheidendes Interesse, weil der gerade vom Jahre 1180 an, ununterbrochene Herzogstitel der steyerischen Ottokare und des meranischen Hauses (im nämlichen Jahre erloschen die Dachauer) ein zufälliges Zusammentreffen, irrig in Causalverbindung mit Heinrichs des Löwen Fall gesetzt wurden. — Aus Achtung für die Leser übergehen wir die läppische Darstellung der Kreuzfahrten S. 78, womit die Templer, die Johanniter und die deutschen Ordensritter in Tyrol zugleich erwähnt werden, und S. 36, 56, des großen Investiturstreites zwischen Kaiser und Papst, beyde von den tiefeingreifendsten Folgen für das Land im Gebirge. — »Die päpstliche Universalmonarchie« (endiget dieses unwürdige Gewäsche) »hatte gar keine Triebfeder der Entstehung und Befestigung und des Fortschreitens, als die dumme und blinde Meinung des Volkes!!«

Des gewaltigen Meinhard schwacher und in Allem was er unternahm unglücklicher Sohn, Heinrich, nach der Ermordung K. Wenzels zu Ollmütz (des letzten von der eingebornen slavisch-przemysliischen Dynastie), Prätendent der Kronen von Böhmen und Polen, wider die Gebrüder Rudolph und Friedrich den Schönen, dann wider Johann von Luxemburg, der ihn vertrieb, hatte nur wenige Lichtpunkte in seiner fast vierzigjährigen Regierung; aber Handel, Transito, Strassen- und Münzwesen, Verfassung, gemeines Recht, entwickelten sich ungemein. Doch auch dieser Theil steht der Haltung des übrigen Werkes würdig zur Seite. — Kaiser Ludwigs Verfahren in der Ehescheidung von Heinrichs Erbtochter, Margareth der Maultasche, von dem luxemburgischen Prinzen Johann Heinrich und ihre Vermählung an seinen Sohn Ludwig von Brandenburg, worüber die famösen Urkunden bey Goldast, Freher und Leibnitz, am vollständigsten bey Kurz, entwickelt sind, und wie er zu gleicher Zeit Kärnten dem Hause Luxemburg noch aus der Ferne versprach, es Oesterreich wirklich verlieh, und es doch wieder für seinen Sohn haben wollte? diese Saite sollte wahrlich kein Bayer zu berühren sich eilen, so wie die Aeußerung S. 278 wunderlich ist: »Kaiser Ludwig habe wohl »gewußt, Bayern könne ohne Tyrol niemals einen geschlosse-

»nen Staat bilden, und sein Handel frey und ungebunden nur beste»hen, durch diesen unmittelbaren Zusammenhang mit Italien.«

Schwerlich wußte Seel selbst was er damit meinte: Ludwig der Brandenburger habe »die tyrolischen Kammerrechte wieder hergestellt.« Der erste seiner sogenannten Freyheitsbriefe, zu München im Jänner 1342, ist eine bloße Capitulation, ein Inauguraleid, den er gleich nach seiner Vermählung ausstellen mußte. Der andere von 1352 ist eine merkwürdige Satzung wegen der Bauleute, Handwerker und Arbeiter, über das Weinmaß und Spiel. — Ludwig konnte nicht geben, was er selbst nicht hatte, obgleich er (wie die Bischöfe von Trident und Chur erfuhren) gewaltthätige Mittel keineswegs verschmähte, wenn sich ein günstiger Augenblick bot.

Margarethe, als die Letzte der älteren görzischen Linie, als die einzige Erbin hatte auch ausschließende Rechte auf Tyrol; ihr zweyter Gemahl, Ludwig von Brandenburg aber, nur das Recht, was ihm als Mitregenten oder Bevollmächtigten von ihr freywillig übertragen worden; ihr Sohn Meinhard eben so wenig ein Erbrecht, vor dem eingetretenen Erbfalle, nämlich vor dem Tode oder der Abtretung seiner Mutter.

Westenrieders akademische Vorlesung über die Regierungsgeschichte Herzogs Meinhard des jüngern (III), beruhet daher auf zwey falschen Vordersätzen, und es liegt darin ein auffallender Widerspruch, daß die bayerischen Geschichtschreiber die nämlichen Grundsätze, aus denen Kaiser Ludwig Margarethen der Maultasche Kärnten entriß, und die sie dort höchlich billigen, wieder schwer anklagen, da sie sich zu ihrem Nachtheile wendeten, bey Margarethens Vermächtniß Tyrols an die Herzoge von Oesterreich. — Die ganze Folgenreihe der Verhandlungen über die Erwerbung Tyrols, hat nur zum Theile, Steyererin seinen Commentarien zur Geschichte Albrechts des Weisen. Sie ist eigentlich diese: 1359. 2. Sept. zu München, unter Margarethens großem Insiegel, ihr Vermächtniß, auf ihren und ihres Sohnes Meinhard erbloſen Hintritt, »an ihre nächsten geborenen Freunde, Rudolph, Albrecht, »Friedrich und Leopold, Gebrüder, Herzoge zu Oester»reich, Steyer und Kärnten, ihre lieben Oheime, Vater»magen, Gesippten und Lidmagen.« Im Jänner 1363 vidimirten diesen Brief, die Bischöfe Johann von Gurk und Matthäus von Brixen. — 1360. 21. May zu Seefeld, Bekenntniß über die (von bayerischer Seite ausgesprengten Gerüchte) Carl IV. habe in der, den österreichischen Herzogen ertheilten Belehnung, Tyrol und Burgund keineswegs mit ver-

liehen. Nicht ohne Zusammenhang hiermit sind auch Carls IV, beyde Briefe im Feldlager vor Eßlingen 5. Sept. 1360, daß Herzogen Rudolph für die Zukunft alles unschädlich seyn soll, was er dem Kaiser zu Liebe und dem Reich zu Ehren gethan, auch wegen des Durchzuges durch des Kaisers Lande und Beystand gegen seine Feinde (13. Jänner 1363 starb Meinhard, ohne Erben von seiner Gemahlin, der jüngern Margarethe, Schwester der österreichischen Herzoge, späterhin, sonderbar genug, Gattin des 1341 von ihrer Schwiegermutter, der Maultasche vertriebenen Johann Heinrich). 1363, 17. Jänner zu Meran verbindet sich Margarethe nichts zu thun ohne den Rath der ersten Landherren und Würdenträger vom Adel. 1363. 20. Jänner bevollmächtigt sie insonderheit Vogt Ulrich von Matsch den jüngern Landeshauptmann an der Etsch und im Gebirge zur Erhebung aller Einkünfte. Da erschien, der Winterstrenge wenig achtend, der schöne und geistreiche Herzog Rudolph plötzlich von Wien zu Meran. Innsbruck und Botzen erklärten sich zuerst für ihn. Schon am 26. Jänner 1363 zu Botzen, bekannte Margarethe in Gegenwart der vornehmsten Landherren, durch Vermächtniß unter Lebendigen, auf ihren Todesfall, die Herzoge zu ihren Erben, auch ihrer bayerischen Besitzthümer (Wasserburg, Klingen, Rattenberg, Kufstein, Kitzbühel). 1363 am Samstag nach Lichtmessen, zu Botzen, bekannte sie auch in alle Verpflichtungen des Bündnisses zu treten, welches Meinhard mit den Herzogen und mit Ludwigen dem Großen, König von Ungern geschlossen. — Je wankelmüthiger Carls IV. Gesinnungen, je umsichgreifender der schweizerische Freyheitsgeist (gegen welchen 3. May 1360. zu Waulmartuil, Savoyen und Oesterreich sich verbündet), desto wichtiger und dringender war es auch, sich Tyrols zu versichern, und dadurch, die inneren und die vorderen Lande in directe Communication zu setzen. — Rudolph bot für diesen hohen Zweck Alles auf. Am 11. Sept. 1363 zu Meran trat ihm Margarethe gegen reichliches Besitzthum und Unterhalt, nach dem Ausspruch der tyrolischen Landstände, die Regierung wirklich ab. Der Uebergabsbrief wurde am 29. Sept. 1363 zu Meran gefertigt. Am 1. October 1363 gelobte Margarethe auch ihre bayerischen Festen den Herzogen von Oesterreich offen zu halten und reversirte sich zu Grätz 15. Dezember 1364, daß ihr die österreichischen Herzoge alle Versprechungen getreulich erfüllt haben! — Der gute Seel weiß sich erstaunlich groß mit einer Stelle des Uebergabsbriefes, (als hätte Margarethe den Herzogen dadurch carte blanche gegeben, die Tyroler zu sieden oder

zu braten), als hätte sie mehr Recht übertragen können, als sie selbst je besaß, und als die verschiedenen Abtretungsurkunden selbst so scharf bezeichnen: »Also, daz si damit schaffen, handeln, »und thun sollen und mögen, nach allem irem Willen, als »mit andern iren Herschaften, Landen und Leuten« und vergißt dabey den scharf bestimmenden Nachsatz: »An alle vnser widerred« wodurch die wankelmüthige Herzogin nicht über Rechte Dritter pactscirt, sondern nur sich selbst jeden Rücktritt oder Absprung versperrt!!

S. 33. Leopolds und seines Adels Niederlage bey Sempach. (1386.) Köstlich ist, daß dem kenntnißreichen Verfasser, in das Verzeichniß der für und mit ihrem Fürsten Erschlagenen die Citationen mit hineingerathen sind, und Sigmund von der Birken, Fortsetzer des Fuggerischen Ehrenspiegels und Erzherzogs Ferdinand berühmter Historiograph, Gerard van Roo, den Ehrenplatz unter den bey Sempach erschlagenen Rittern einnehmen!!

Dieses von den Eidgenossen in offener Mannsschlacht getödteten Leopolds des Frommen jüngster Sohn Friedrich, so unglücklich, wie alle Habsburger, die diesen Namen trugen, vom Kaiser tödtlich angefeindet, als durch Gestalt, Anmuth und Geist, sein obsiegender Nebenbuhler in der Gunst des Volkes, der Krieger, der Frauen, Friedrich, mit der leeren Tasche, zugenannt, weil er sein dem Papste verpfändetes Fürstenwort getreulich lösend, in Acht und Bann verfiel, und Land und Leute verlor, verdient desto größere Aufmerksamkeit des Geschichtschreibers, je seltener seine Weisheit war: den Erscheinungen seiner Tage gleichen Schritt zu halten, gegen die Macht der Idee und der öffentlichen Meinung nicht im stets fruchtlosen Kampfe zu verbluten, sondern sich ihrer Zügel zu bemächtigen, und sie unmerklich zu leiten! —— Friedrich war in den Tagen rascher Jugend keineswegs frey von jenem Uebermuthe des Adels, »der Herrn vom Pfauenschwanz,« der ihnen die empfindlichsten Demüthigungen und Niederlagen bereitete, von Laupen bis Granson, wo Carl der Kühne und seine prächtigen Burgunder mit grimmigem Gelächter glaubten, die kniend zum Herrn der Heere um Sieg rufenden Eidgenossen, fleheten sie fußfällig um Pardon!! — Aber Friedrich hatte in drey unglaublichen Schlachten wider die Appenzeller arges Lehrgeld gegeben. Sie drangen in Tyrol ein. Die Landleute bewegten sich, Alle wollten: »auch Appenzeller seyn!« Des Adels Bund, von seiner Unbehülflichkeit, gar passend der Elephantenbund genannt, hatte auf sein Banner eine bübische Prahlerey geschrieben, aber seine erste und einzige Waffenthat, war eine schimpfliche Flucht. — Alles stand

auf dem Spiele, aber Alles wurde glücklich erhalten, da Friedrich in Tyrol selbst that und ordnete, was in den Waldstädten, Nothwehr und Eigengewalt begonnen, unerwartetes Glück und kriegslustige Zuversicht über alle Gebühr erweitert hatten. Er erhob Bürger und Bauern und erhielt sich dadurch in der harten Bedrängniß bey der Kostnitzer Kirchenversammlung, als Adel und Prälaten gegen ihn, die Haltung seines Bruders Herzogs Ernst mehr als zweydeutig war, und die Unruhe, die in ganz Oberdeutschland und Oberitalien Städte und Landvolk bewegte, hat diese Berge keineswegs ergriffen. — Noch lebt unter den Tyroler Bauern das Sprichwort: »Der Friedl mit der leeren Tasche sey den hitzigen Herren von Adel, ein trefflicher Arzt gewesen, er habe sie von vier schweren Krankheiten schnell kurirt, vom Ritten (Provinzialname des Fiebers), Sand, Gries und Stein!« (Namen der Schlösser, die er seinen rebellischen Baronen einzog). — Friedrichen dankte die tyrolische Verfassung, daß sie sich nicht, gleich jener mancher alternden Freystaaten und Monarchien, im Verlaufe der Zeiten verwittert und verknöchert hat!! Seine beynahe ein halbes Jahrhundert ausfüllende, durch alle möglichen innern und äußern Drangsale bezeichnete Regierung, ist ein trefflicher Regentenspiegel, eine wahre Fürstenschule. — Am Ende derselben war er gleichwohl Herr in seinem Lande geworden, und baute das goldene Dach seinen, ihn höhnenden Feinden zum Hohn! Und ist denn das kraftvolle Himmelsbild schon irgendwo erreicht oder überboten, wie er mit Müllinen, dem Freunde seiner Wahl, in Acht und Bannfluch, verlassen von aller Welt (von den Geschöpfen seiner Gunst zu allererst), beraubt von den Meisten — in der Haft zu Constanz — es plötzlich licht werden fühlt im Herzen und es verspürt, »nur der sey verlassen, der sich selber verläßt!« rasch eine ganze Welt von Berechnungen gewöhnlicher Klugheit hinter sich wirft, ein unbekannter Pilger, durch die Schneewelt des Arlberges nach Landeck eilt, zum niemals fruchtlosen Versuch, offenherzig an Tyrolerherzen anzuklopfen, diese durch ein »Reimspiel von einem vertriebenen und verlassenen Fürsten« erforscht, im Moment der höchsten Begeisterung sich zu erkennen gibt, und auf dem Schild emporgehoben, den neubegeisterten Schwur der Huldigung empfängt!! Wie kreuzlahm und eiskalt aus Hormayrs Tyroleralmanachen, aus seinem Archiv für Süddeutschland und aus dem tyrolischen Sammler, dies alles ausgeborgt ist!? insonderheit Hormayrs Angaben über den merkwürdigen Reisenden, Ritter und Richter, Oswald von Wolkenstein, Minne- und Meistersänger von der afrikanischen Nordküste bis in Ungern, Polen und England berühmt!! Trotz seiner

Virtuosität im wörtlichen Abschreiben, ist Seel dennoch nicht fähig genug, jenen berühmten Zwiespalt zwischen Erzherzog Sigmund und dem Cardinalbischof von Brixen, Niklas von Cusa, aus Müllers Schweizergeschichte oder aus dem österreichischen Plutarch auszuborgen, oder den europäisch wichtigen Reichthum der tyrolischen Bergwerke aus Sperges und Senger.

Ein hochkomisches Spiel treibt Seel mit dem Namen: »Insurgenten! Ihm sind die schweizerischen Eidgenossen Insurgenten, wie die mordbrennerischen Bauern von 1526 und die Bischöfe von Trident und Chur, die ihres Hochstifts Rechte gegen Ludwigs von Brandenburg und Friedrichs mit der leeren Tasche Angriff eben so unerschrocken vertheidigten, als einst Ambrosius den großen Theodos, an der Kirchenthüre zu Mailand wegen der Gräuel zu Thessalonich vor sich auf den Knieen sah, und gleichwohl lange unerbittlich blieb — heißen ihm auch ganz säuberlich: »Insurgenten-Bischöfe!!«

Soll man demjenigen nicht sein Machwerk langsam auf den Händen verbrennen, der solche Stellen niederschreiben konnte (S. 138, 243, 376) »Carl V. war, was Religion betrifft, gleichgültig genug; mehrere glaubten, er neige sich sehr zur »neuen Lehre, weil er gar kein eifriger Katholik war!! Andere »hielten ihn wieder dafür, weil er zuletzt sogar die Neuerer bekämpfte« -- viele derselben wurden in Tyrol getödtet, denn der Tod eines Menschen kostete ja diesen Regenten nichts, weil er nicht gelernt hatte, Achtung für die Menschheit zu haben!!

Der große Bauernkrieg verdient in Wehrheit einen scharfsinnigen und kühnen Bearbeiter. — Der große Friedrich rechnet in den oeuvres posthumes Carln V. seine Mäßigung nach der Schlacht von Mühlberg als einen unbegreiflichen Staatsfehler an. Weit billiger darf man ihn anklagen, Gattinaras Rath verabsäumet zu haben, sich an die Spitze des großen Bauernkrieges zu stellen! Er wäre in eben dem Sinne (Franz I. wollte es ihm ja, in einem förmlichen Tractate garantiren) deutscher Kaiser geworden, wie Ludwig XI., Heinrich VII. und Ferdinand der Katholische, bey sich Herren geworden sind. Die Artikel der rebellischen Bauerschaft von 1526 enthalten leider mehr lokale und zeitgemäße Weisheit, als die ganze Registratur der damaligen »Oberösterreichischen Wesen,« — Endlich, welche beschämende Erscheinung! Alle Stürme der Reformation, der Bürgerkriege und Thronzwiste verschonen Tyrols glückselige Einöde und Einfalt. Selbst das wilde Feuer des großen Bauernkrieges, rings um Tyrol herum, lichterloh aufprasselnd, ergreift nur Salzburg, Trident, Brixen, auf welche sich das Kleinod jener beglückenden Verfassung, nicht er-

streckte, das ihnen erst 1816 durch Franzens väterliche Weisheit in vollem Maße zu Theile ward!

Vom Venetianerkrieg von 1487 (der alten Darstellung des Domherrn Conrad Wenger nicht zu gedenken), findet sich im tyrolischen Sammler, eine durchaus quellengemäße, vortreffliche Beschreibung von dem allzufrüh verstorbenen Gottfried Primisser, einem Jünglinge, dieses Namens würdig, in welchem Tyrol mehrere hochverdiente Alterthumsforscher ehrt: Cassian Primisser, Archivar und Geschichtschreiber seines Cistercienserstiftes Stams; Johann Primisser, Vater und Sohn, Custoden des berühmten Ambrasser Cabinets, der Lieblingsschöpfung jenes habsburgischen Lorenzo von Medicis und Alfons von Este, Erzherzogs Ferdinand und seiner geliebten Philippine Welser, des schönsten Paares ihrer Zeit, auch ohne das hohe Interesse der Freuden und Leiden dieser Liebe, noch jetzt, nach drey Jahrhunderten, nebst Herzog Meinhard, nebst Friedrichen mit der leeren Tasche und Kaiser Max auf der Martinswand, mit unaustilgbarer Vorliebe, der Gegenstand der Volkssagen und Volkslieder und der Kunst, in Wort und Bild und Gesang! — Sey auch immerhin in den Artikeln der rebellischen Bauerschaft und auf den ungrischen Landtagen unter Wladislaw und Ludwig, der Welser, Fugger und Hochstetter von Augsburg, als Pächter der tyrolischen und ungerischen Bergwerke und Staatseinkünfte, nicht aufs rühmlichste gedacht, es war dennoch eine schöne Zeit, wo die welserischen Flaggen auf der Nord- und Ostsee, im ägäischen, adriatischen und Mittelmeere, wie in den Gewässern beyder Indien wehten, wo Bartholomä Welser, Carln V. zwölf Tonnen Goldes darlieh, mit acht Kriegsschiffen und Landungstruppen das reiche Venezuela eroberte, und von seinem Comptoir aus, durch welserische Gouverneurs regierte. — Mit Recht wurde von Philippinen bemerkt, wie das Volk sie als eine Heilige ehrte; die Stände, sonst dieser Vermählung feind, aus der sie keinen Thronfolger erwarten durften, sie anbeteten; wie sie in den schwierigsten Verwicklungen, stets glückliche Mittlerin zwischen Fürsten und Volk, und das Band des Friedens zwischen den Erzherzogen gewesen! Der Hof Ferdinands vereinigte einen Kranz der ausgezeichnetsten Gelehrten und Künstler: die Historiographen Gerard van Roo, Ursinus Velius, Christoph Putsch, und Jakob Schrenck von Notzing mit seinem Ambrasser Heldenbuche, Decius von Weidenberg, Agrikola und seine gelehrte Tochter, beyde dem Volk geehrte und gefürchtete Zauberer: Adamus Carolus, Johann Rosinus, Georg Thannstetter (insgemein Collimitius), Franz Cosiander, der Verfasser

der tyrolischen Landesordnung; Jakob Frankfurter, Petrus Collatinus, Johann Severus, der Coryphäe unserer Orientalisten, Auger Gislain Busbeck, unter vielen flammändischen Malern, die Hufnagel, die Bildner Alexander Collin von Mecheln, Arnold und Bernard Abel (Schöpfer der berühmten Marmortafeln mit den Großthaten Max I. auf seinem herrlichen Mausoläum zu Innsbruck, der Grabmäler Ferdinands und Philippinens), die Statuare und Gußkünstler Stephan und Melchior Godel, Gregor Löffler, Hanns Lendenstrauch, Ludwig del Duca; — die Baumeister Franz Theuering, Max della Bolla ꝛc. — Auch über das damals mit Florenz und Ferrara wetteifernde Innsbruck, weiß Seel nichts zu sagen. Weit lohnender liest sich hierin des wackern Künstlers und nationalen Sängers Zoller, Geschichte dieser Hauptstadt Tyrols.

S. 287 erfahren wir die wichtige Neuigkeit: der Hoch- und Deutschmeister Erzherzog Maximilian sey niemals vermält gewesen, und aus dem Titelkupfer: Claudia von Medicis habe 1665 (siebzehn Jahre nach ihrem, wenige Wochen nach dem Abschlusse des westphälischen Friedens, 26. Dez. 1648 erfolgten Tode) Tyrol muthig gegen die Schweden vertheidigt! — Welche Fürstenbilder, jener Maximilian und die Medizeerin Claudia! Er, ohne eigene Macht, als Wahlkönig von Polen von der zamoiskyschen Partey besiegt und gefangen, kein glücklicher Feldherr wider die Osmannen, dennoch die Stütze seines schwer bedrohten, in sich selbst entzweyten Hauses, das Orakel der Höfe, die Seele der europäischen Geschäfte, beständig auf Reisen von einer Hauptstadt zur andern, von Koppenhagen bis Rom, von den Tyrolern, als Vater des Vaterlandes, in wehmüthiger Erinnerung auf seinen, ihnen theuern Namen, vergöttert, — und Claudia, durch zauberische Schönheit und Glut des Herzens, wie der Einbildungskraft, von dem Himmel, unter welchem, durch Kunstsinn und Großmuth, von dem Hause zeugend, aus dem sie geboren war, nach des ersten Gemahls von Urbino Tod, im Kloster sich verbergend, von Leopolden von Oesterreich, den der Ruf ihrer Herrlichkeit entzündet, in den heiligen Mauern, als Bettler, aufgesucht und als Fürst heimgeführt, bald wieder Wittwe, Regentin und Vormünderin — und als Frau am unwiderstehlichsten herrschend, war wirklich eines der, aus dem Schiffbruch des dreyßigjährigen Krieges rettenden Gestirne. — Sie war mehr als die hessische Amalia und sie war es für eine gute Sache!! Wie Tyrol unter Max I. und Carl V. der Stützpunkt, der Knoten, die Vorrathskammer ihrer politisch-strategischen Operationen gewesen, und von ihnen: »der

Schild und das Herz Oesterreichs genannt, und von dem ritterlichen Max, zugleich als er Papst werden wollte, als achte Chur projectirt war, so ging in der Unglückszeit von der Leipziger Schlacht, bis nach Wallensteins Ermordung, nur durch Tyrol, wieder ein engeres Zusammenwirken der Höfe von Wien und Madrid, nach vierzigjähriger Erkaltung. — Claudia zog eine undurchdringliche Gränzhut von Bormio an den Bodensee und bis Salzburg. Sie förderte die spanischen Truppen aus Mailand unter dem Cardinalinfanten, die Nördlinger Schlacht und hiedurch die Pacification des Reichs entschieden! Diese Secundogenitur in Tyrol trug in den Vorlanden und im Elsaß und Sundgau, alle Schrecken des Krieges und im Frieden, desselben schwerstes Opfer. — Der Staatskörper, die Primogenitur, verlor in dem furchtbaren Kampfe gleichwohl nur beyde Lausitzen, gegen Wiederanfall. — Auch im spanischen, auch im österreichischen Erbfolgekriege, fehlte Tyrol niemals seiner wichtigen Rolle. — Die Helden, Max Emanuel von Bayern, Leopolds I. Schwiegersohn, und Vendome, des vierten Heinrichs würdiger Sprößling, sollten sich im Herzen Tyrols vereinigen, längs der Drau gegen Untersteyer vordringen, und den Malcontenten Rakoczys die Hände bieten, welche die Linien Wiens umschwärmten, und das Marchfeld verheerten; allein dieser entscheidende Schlag des Verderbens wurde in Tyrol zu Schanden gemacht, gerade an den, im unvergeßlichen Kampfe von 1809 wiederum verherrlichten Stätten! — Hier wurde Zeit gewonnen zur Schlacht von Blindheim, wie vor siebzig Jahren zu jener von Nördlingen. Als Carl VII. in Prag bereits gekrönt, in Linz gehuldiget, und die große Theresia von Wien nach Preßburg auf der Flucht war, vermochten Maillebois und Gages eben so wenig, in Tyrol zu dringen, und Carln Hülfe zu leisten, der seinem neuen Kaiser- und Königstitel, auch jenen eines »Lieutenant du roi très-chrétien« beygesellt hatte. Die Tyroler fielen rächend nach Bayern hinaus, und wiederum wurde Zeit gewonnen, für Traun zur Schlacht von Camposanto, für Kaunitzen, zum Wormser Bündnisse mit dem Turiner Hof.

Wir haben schon des Unwürdigen und Ungeschickten genug gerügt an einem Buche, das leider trotz dessen, durch die Sorglichkeit des Verfassers und Verlegers, mit unbegreiflicher Zuversicht gerühmt und empfohlen, und sogar in einigen Journalen als ein ganz gutes Handbuch in Ermanglung eines bessern gepriesen worden ist. Es ist um so mehr Schade, um die fleißigen Mettenleiterschen Kupferchen, als sie an ein ganz anderes,

sehr lobenswerthes Unternehmen, an die Westenriederschen bayerisch-historischen Kalender erinnern.

Die Geschichte jedes Landes enthält zugleich auch immer alle Axiomen und alle Grundmaximen seiner Verwaltung und seiner Vertheidigung. So bewährt jede Zeile der tyrolischen Historie, jenes spät erkannten und nie genug erkannten Friedrichs mit der leeren Tasche, nachahmungswertheste Weisheit und die Politik sämmtlicher Fürsten von Oesterreich: dieses Felsenrund, um seiner politisch-strategischen Wichtigkeit willen, mehr wie einen, seiner landesherrlichen Schirmhoheit unterstehenden Freystaat, mit weiser Milde zu behandeln, als um militärische oder finanzielle Hülfsquellen daraus zu ziehen. In die Oekonomie einer so alten, mächtigen, nur nach großen und selbstständigen Calkuls rechnenden Monarchie, paßte also Tyrol gar sehr; zu keiner Zeit aber, in jene eines neuen, fremden, emporstrebenden Staates, der in eines Uebermächtigen Wirbel hineingerissen, reicherer, zahmerer Länder bedurfte; der diesen Bergen, vom gegenwärtigen Leben, nur die Mühe lassen konnte, und die Gefahr und seine fromme Gläubigkeit zügeln möchte, durch die Schrecken des zukünftigen!! — Ohne Ungebühr und ohne Anmaßung prophetisch, könnte das Schlußkapitel von Hormayr's Geschichte Tyrols genannt werden, mehrere Monate vor dem Preßburger Frieden und der darin bedungenen Losreißung Tyrols, im Druck erschienen — und selbst noch nach dem endlich glücklichen Umschwung der europäischen Angelegenheiten, selbst in der jetzigen Gestaltung der Dinge, ist nichts lesenswerther und nachdrücklicher über die, gegen den großen Alpengürtel von Piemont bis an die flanatischen und liburnischen Küsten, allein natürliche Politik, als in Johannes Müller's sämmtlichen Schriften jener wahrhaft kassandrische Brief Müllers an Maret, den Herzog von Bassano, über eine der vielen chimärischen Blasen, die Napoleons Gehirn auftrieb, nämlich über die Idee, die Schweiz als ein Erbkönigreich an Mürat oder Berthier zu verschenken!! — Beyde Stellen verdienen gelesen und wieder gelesen zu werden, zum wiederholten Wahrzeichen, wie unter dem reissendsten Wechsel der Umstände, die Wahrheit, immer dieselbe, wie sie in ewigem Gleichmuth über Zeit und Raum, und über jene gewaltige Ebbe und Flut in der Menschen Herzen, »diesem trotzigen und gleich wieder verzagten Ding,« hocherhaben sey!!

Ths.

Art. X. Theoretisch-praktischer Commentar über das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch für die gesammten deutschen Erbländer der österreichischen Monarchie, von Michael Schuster, Doctor der Weltweisheit und der gesammten Rechte, k. k. öffentlichem und ordentlichem Professor des österr. bürgerl. Rechts an der Prager Universität ꝛc. ꝛc. Prag 1818. Auf Kosten des Verfassers. 503 S. in 8.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß ungeachtet der Existenz und der anerkannten Vortrefflichkeit des Commentars des Herrn Hofraths von Zeiller über das allgem. bürgerl. Gesetzbuch keineswegs andere Commentare überflüßig oder gar unmöglich gemacht wurden. Schon die ebenfalls von dem Verfasser gemachte Bemerkung, daß sich unser Gesetzbuch, Institutionen- und Pandektenmäßig bearbeiten lasse, und die Darstellung des Herrn von Zeiller die erste Tendenz habe, gibt den Fingerzeig, was in der Hinsicht noch zu erwarten, und zu leisten war.

Der Wunsch des Geschäftsmanns, und wohl auch des Theoretikers mußte nämlich auf einen Pandektenartigen Commentar gerichtet seyn, worin alles, was sich immer auf ein bestimmtes Rechtsverhältniß bezieht, erörtert wird, und sogar das an sich in andere Zweige der Gesetzgebung Gehörige erschöpfend zusammengestellt erscheint. In der ersteren Hinsicht haben mehrere verdienstvolle Schriftsteller die detaillirte Bearbeitung einzelner Materien des Gesetzbuches (z. B. Dolliner das Eherecht, Scheidlein den Kauf, Hüttner den §. 5) übernommen, und in der letzteren Hinsicht werden keineswegs die Verdienste des Hrn. von Adelshofen (Kurze Darstellung der politischen, geistlichen, militärischen Verordnungen, und Gesetze in Straffällen, dann der Berg-, Wechsel- und Gerichtsordnung, auf welche das neue bürg. Gesetzb. in verschiedenen §. §. Beziehung nimmt. Prag, 1813) in Abrede gestellt, in dessen Plane jedoch eine vollständige Befriedigung des praktischen Bedürfnisses nicht gelegen zu seyn scheint. Mit einem großen Werke, welches das ganze Gesetzbuch, und alle darauf Bezug habenden Normen in neun Bänden umfassen soll, wird uns aber zuerst, der in der Theorie und Praxis gleich bewanderte Hr. Professor Schuster beschenken. Sollte gleich diese Arbeit, wie es auch nicht anders möglich ist, noch Einiges zu wünschen übrig lassen; so wird doch Niemand den Scharfsinn des Verfassers, und sein gründliches Studium des Gesetzes verkennen, und der Theoretiker in dem vollendeten Werke einen Leitfaden zum erschöpfenden Studium des vaterländischen Civil-Rechts, der Praktiker eine eben so reine als reichhaltige Quelle zur Entscheidung sehr vieler schwieriger Fälle finden. Demnach kann es

den Werth des vorliegenden Commentars nicht vermindern, wenn sich auch durch denselben, so wenig als durch irgend einen andern, das Studium des römischen Rechts für den Juristen ganz entbehrlich machen laßt. Rec. hält es wenigstens weder für möglich, noch für erwünschlich, das Studium eines Rechts, als entbehrlich bey uns zu beseitigen, was die Grundlage aller wissenschaftlichen Jurisprudenz, und den Grundstoff unserer vaterländischen bürgerlichen Gesetzgebung ausmacht. Uebrigens läugnet er gar nicht, daß freylich ein halbjähriger Curs nicht hinreichen dürfte, um jedem Lehrlinge, die dem gedachten hohen Zwecke entsprechende Kenntniß des römischen Privat-Rechts zu verschaffen.

Rec. wird nun aus dem gegenwärtigen ersten Bande des Commentars, welcher bis zum §. 44 des allg. bürg. Gesetzbuches reicht, die vorzüglichsten Stellen ausheben, die ihm besonders gelungen scheinen; aber auch diejenigen beyfügen, wo er aus den anzuführenden Gründen mit dem gelehrten Hrn. Verfasser nicht übereinstimmen kann.

Seite 7 unter 5 hätte der Vollständigkeit wegen die Berufung auf den §. 359 des allg. bürgerl. Gesetzb., Kraft dessen die Lehen nach dem besonders bestehenden Lehenrechte behandelt werden, einen schicklichen Platz gefunden; wogegen die schöne und lehrreiche Vergleichung der Justiz- und politischen Legislation (S. 8—16) besonders herausgehoben werden muß. — S. 37 rügt der Hr. Professor gelegentlich den ersten Art. des code civil françois; welcher Rüge Rec. zwar nicht ganz widersprechen kann; aber doch meint, der Verfasser dürfte, bey seinem Urtheile über dieses Gesetzbuch (Einleit. S. XXIII.) mit mehreren der neuesten deutschen Schriftsteller von dem ehemaligen unmäßigen Lobe auf das entgegengesetzte Extrem gerathen seyn. — S. 57—64 wird ein auffallender und allerdings folgenreicher Unterschied zwischen der persönlichen Fähigkeit, und ihren Beschränkungen aufgestellt, und hieraus der nachfolgende doppelte Grundsatz abgeleitet:

Unterthanen der deutschen Erbländer sind, falls sie außer denselben Rechtsgeschäfte unternehmen, die hier rechtliche Wirkungen hervorbringen sollen, sowohl in Ansehung der persönlichen Fähigkeit, als in Betreff ihrer Beschränkungen an das gegenwärtige Gesetzbuch gebunden. Fremde, welche in den deutschen Erbstaaten Geschäfte schließen, sind bloß in Hinsicht auf die persönliche Fähigkeit, nicht auch in Rücksicht auf die Beschränkung derselben nach den Gesetzen ihres Wohnsitzes oder ihrer Geburt, zu beurtheilen (S. 415 — 422).

Die erwähnte Absonderung widerspricht theils dem gangbaren juristischen Sprachgebrauche, theils den Ideen der bisherigen

Bearbeiter des österreichischen Privat-Rechts, und wird durch die Rechts-Philosophie nicht unterstützt. Nach dem allgemeinen Sprachgebrauche mangelt nicht bloß damals die persönliche Fähigkeit, wenn sie überhaupt gar nicht, wie bey einem Wahnsinnigen oder Kinde; sondern auch, wenn sie in gewisser Beziehung nicht vorhanden, und man z. B. nicht befugt ist, wucherliche Darlehensverträge zu errichten, Jemanden über die Hälfte zu verletzen, oder seine Notherben durch Testamente oder Schenkungen im Pflichttheile zu verkürzen. Dieser Sprachgebrauch hat sich nach dem bisher bestandenen gemeinen Rechte gebildet, das den in der Frage stehenden Unterschied gar nicht kennt. Auch Herr Hofrath von Zeiller, welcher doch den Sinn und die Absicht des Gesetzes am besten kennen muß; Herr Professor Scheidlein, der den Zeillerischen Commentar mit Sachkenntniß benutzte, und Herr Professor Dolliner, welcher bey der Untersuchung über die Ehen der Inländer im Auslande, und der Ausländer im Inlande die Sache von allen Seiten in Erwägung zog, sprechen immer nur von der persönlichen Fähigkeit in der vom Rec. angeführten ausgedehnten Bedeutung. Nach der Rechts-Philosophie lassen sich allerdings die beyden Fragen, ob jemand nicht einwilligen könne, oder nicht einwilligen dürfe, von einander trennen; allein einerseits kann eine solche Trennung nie von praktischem Interesse seyn, weil in jener physischen Unmöglichkeit immer auch eine moralische liegt, und folglich der Act in beyden Fällen nichtig ist; und andererseits kann sie nicht im Sinne unsers Verf. genommen werden, indem erklärte Verschwender und Sträflinge, welche nach seiner Ansicht nicht einwilligen können, nach philosophischen Grundsätzen unter jene gehören, die nicht einwilligen dürfen. Sollte denn wirklich der öfter berührte, nicht für alle Fälle fest bestimmte Unterschied in unserer neuen Civil-Gesetzgebung gegründet seyn? Mit ausdrücklichen Worten kommt derselbe nirgends vor, und wenigstens hat Rec. ihn auch aus den vom Herrn Professor Schuster citirten Gesetzstellen nicht entnehmen können. Die Worte des §. 4.: Die Staatsbürger bleiben auch in Handlungen und Geschäften, die sie außer dem Staatsgebiete vornehmen, an diese Gesetze gebunden, in so weit als ihre persönliche Fähigkeit, sie zu unternehmen, dadurch eingeschränket wird, scheinen mit den Worten des §. 34: Die persönliche Fähigkeit der Fremden zu Rechtsgeschäften ist insgemein nach den Gesetzen des Ortes, denen der Fremde vermöge seines Wohnsitzes, und, wenn er keinen eigentlichen Wohnsitz hat, vermöge seiner Geburt als Unterthan unterliegt, zu beurtheilen, einerley Sinn zu haben, da in dem allgemeinen Ausdrucke: persönliche Fähigkeit auch ihre Be-

schränkungen (die eingeschränkte Fähigkeit) um so mehr enthalten seyn dürfte; als in jenen Fällen, wo die gedachten Einschränkungen eintreten, die persönliche Fähigkeit offenbar abgeht. Der 356 §. des Gesetzbuches macht allerdings nebst der persönlichen Fähigkeit noch von einer Beschränkung in Ansehung der Sache, die erworben werden soll, Meldung. Allein er kann doch nicht füglich etwas für die Meinung des Autors beweisen, indem die Ausdrücke: Wer behauptet, daß der Person, die etwas erwerben will, in Rücksicht ihrer persönlichen Fähigkeit, ein gesetzliches Hinderniß entgegen stehe u. s. w., auch die Beschränkung der gedachten Fähigkeit nicht undeutlich in sich fassen, somit im folgenden Satze bloß noch beyspielsweise eine vorzüglich in die Frage kommende Einschränkung hervorgehoben wird. Ferner scheint die streitige Scheidung der beyden Begriffe gleichfalls nicht aus Zusammenhaltung der §§. 865—868 mit dem §§. 878—882 hervorzugehen, da die unter besonderer Vorsorge der öffentlichen Verwaltung stehenden Gemeinden, von welchen §. 867 redet, gewiß unter jene Personen gezählt werden müssen, deren persönliche Fähigkeit zur Schließung von Verträgen lediglich eingeschränkt ist. Auch die allgemeinen Anfangsworte des §. 1352: Wer sich für eine Person verbürgt, die sich vermöge ihrer persönlichen Eigenschaft (überhaupt oder in gewissen Rücksichten) nicht verbinden kann, bestätigen vielmehr die Ansicht des Rec. Endlich leuchtet dem letzteren die Beweiskraft der §§. 35 und 36, worauf der Herr Commentator einen besonderen Werth legt, nicht ein. Beyde handeln vom Gegensatze der persönlichen Fähigkeit, als dem Gegenstande des §. 34, und beyde gehören also gar nicht hierher.

Allerdings wird ein von Fremden mit österreichischen Unterthanen hier geschlossenes wechselseitig verbindendes Geschäft (abgesehen von der zufolge §. 34 nach dem fremden Rechte zu bestimmenden Fähigkeit) ohne Ausnahme (also in Absicht auf die Formlichkeiten, Rechtswohlthaten, Vorschriften bey der Auslegung der Willens-Erklärung u. s. f.) nach diesem Gesetzbuche beurtheilet, und der Beysatz: ohne Ausnahme, welcher bloß den Contrast zu dem zweyten, noch im §. 36 erörterten Falle bezeichnen soll, kann gar keinen Anstand machen. Eben so müssen Rechtsgeschäfte, welche Ausländer in den deutschen Erbländern unternehmen, und wodurch sie Andern Rechte gewähren, in Beziehung auf die Förmlichkeiten, Rechtswohlthaten, Auslegungsregeln u. s. w., von denen dieser §., gleich den beyden nachfolgenden, in Betreff der Fremden spricht, nach dem hiesigen oder fremden Gesetze, je nachdem das eine oder das andere die Gültigkeit am meisten begünstigt, beurtheilt werden; wogegen bey der Frage über die persönliche Fä-

higkeit im ganzen Umfange, folglich auch über ihre Beschränkung, in Gemäßheit des §. 34 das ausländische Recht zur Anwendung kommen müßte. Ueberdieß geben, nach dem Dafürhalten des Rec., mehrere Stellen des Gesetzbuches das sichere Resultat, daß dasselbe die Beschränkung der persönlichen Fähigkeit zu juristischen Handlungen ebenfalls als eine Unfähigkeit erklärt, und somit unläugbar unter dem Ausdrucke: persönliche Fähigkeit sowohl die absolute, als auch die relative (beschränkte) begreift. So wird von den Minderjährigen, welche zu einer gültigen Ehe der Einwilligung des Vaters oder der Vormundschaft bedürfen, §. 49 gesagt, daß sie unfähig sind, ohne Einwilligung ihres ehelichen Vaters sich gültig zu verehlichen. Dann heißt es §. 310: Personen, die den Gebrauch der Vernunft nicht haben, sind an sich unfähig, einen Besitz zu erlangen. Ferner werden nach der Marginal-Rubrik des §. 566 in diesem und den darauf folgenden §§. die Ursachen der Unfähigkeit zu testiren dargestellt, und darunter kommt §. 568 die Prodigalitäts-Erklärung vor, welche doch den Verschwender in seiner Disposition bloß auf die Hälfte des Vermögens beschränkt. Zuletzt stellt §. 1421 die Regel auf: Auch eine Person, die sonst unfähig ist, ihr Vermögen zu verwalten, kann eine richtige und verfallene Schuld rechtmäßig abtragen, und sich ihrer Verbindlichkeit entledigen, durch welche unterzogenen Worte auf die im übrigen beschränkte Fähigkeit solcher Personen hingedeutet wird. Bey Gelegenheit der vertheidigten neuen Meinung, lehrt der Hr. Verfasser unter andern (S. 66) den Satz, daß ein hiesiger Unterthan, welcher sich in einem Staate, wo das Aufgebot keine wesentliche Bedingung zur Schließung eines gültigen Ehevertrages ist, noch nicht über sechs Wochen aufhalt, in seinem letzten längeren Aufenthaltsorte verkündigt werden müsse. Rec. kann dieser Behauptung nicht beypflichten. Denn es handelt sich beym Aufgebote überhaupt um eine Förmlichkeit, wobey demnach laut des §. 4 des Gesetzbuches lediglich die Gesetze des Orts, wo die Ehe eingegangen wird, zur Richtschnur dienen. Von einer Beschränkung der persönlichen Fähigkeit, welche der Hr. Professor annimmt, kann auch darum keine Rede seyn, weil sogar im Inlande geschlossene, und bloß an dem letzteren längeren Aufenthaltsorte der Brautleute nicht verkündigten Ehen vermöge des §. 74 als gültig anzusehen sind, sonach der §. 72 zuverläßig eine bloße Formalität enthält. Auch der §. 252 des II. Theils des Strafgesetzbuches läßt sich im Allgemeinen nicht hierher ziehen, weil darin die böse Absicht vorausgesetzt wird, man habe sich in ein fremdes Land begeben, um daselbst eine Ehe zu schließen, die nach den Landesgesetzen nicht Statt finden kann. — Den vom Verfasser aufgestellten weiteren Grundsatz, daß, wenn ein

Inländer außer den deutschen Erbländern mit einem Fremden rechtliche Acte vornimmt, hierbey nicht bloß in Bezug auf die äußere Form, sondern auch in Ansehung der Rechtswohlthaten, der Normen bey Auslegung einer nicht deutlichen Willenserklärung u. s. w., das Recht des Auslandes zur Richtschnur diene (S. 67 — 72) erachtet Rec. für eben so richtig als fruchtbar. Man denke z. B. an den §. 677. — Bey Commentirung des §. 5 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches (S. 80 — 102) wird auf die gehaltreiche Schrift des Doctors und gegenwärtigen Professors von Hüttner (Ueber die rückwirkende Kraft der Gesetze zur Erläuterung des §. 5 des Gesetzbuches. Wien und Triest, 1817) keine Rücksicht genommen, ja diese Schrift nicht einmal in der Literatur aufgeführt. Die Entscheidung des S. 101 vorgelegten Rechtsfalls muß den Theoretiker und Geschäftsmann etwas frappiren, und Rec. glaubt, keiner von beyden dürfte auf die Entscheidung des Autors verfallen. Die Existenz eines rechtlichen Geschäftes hängt von der Beobachtung aller Erfordernisse ab, welche das zur Zeit seiner Errichtung geltende Recht vorschreibt. Sind diese nicht beobachtet, so existirt das Geschäft noch gar nicht, und soll es zu Stande kommen, so muß es durchaus nach dem bey seiner Unternehmung bereits bestehenden neuen Gesetze eingerichtet werden. Man kann daher nicht wohl begreifen, wie das alte und neue Recht bey Beurtheilung des vorausgesetzten Rechtsfalls zusammentreffen können. Meisterhaft werden (S. 134 — 147) einige scheinbare Antinomien unsres Gesetzbuches aufgeklärt, und es wird hierdurch die beste Anleitung gegeben, wie man in ähnlichen Fällen die rationes diversitatis subtili animo aufzusuchen habe. — Sehr treffend ist die Erklärung der verschiedenen Namen, womit die einzelnen Gesetze in der vaterländischen Geschäftssprache belegt werden (S. 177—180). — Eine ausgezeichnete Erwähnung verdient die vollständige Darstellung der Rechtslehren von den Privilegien (S. 197 — 221) und von der Repräsentation (S. 250 — 257). Bey der ersteren sieht der Hr. Prof. mehrere Bestimmungen des Jos. Gesetzbuches, welche nach der Ansicht der gegenwärtigen Gesetzgebung politische Verordnungen enthalten, als noch immer verbindlich um so mehr an, als es uns sonst nicht selten an einer Entscheidungs-Norm in dieser Materie gebrechen würde.

Die Exegese des §. 23 (S. 294 — 306) gibt einen wichtigen Beweis, wie nützlich, ja sogar unentbehrlich dem praktischen Juristen einige Kenntniß der gerichtlichen Arzneywissenschaft sey. — Auf Veranlassung des §. 25. werden mehrere Fälle (S. 320 — 341) eben so scharfsinnig als richtig entschieden. In Absicht auf den unter 5. erzählten Fall glaubt zwar Rec. mit dem Verf.

(S. 339), daß über denselben das Gesetz ganz schweige; somit auf den Vernunft-Codex zurückgegangen werden müsse; doch dürfte diese Bemerkung mit einer andern Aeußerung (S. 158), dem Autor sey noch kein Fall vorgekommen, wo er sich nach §. 7. auf die natürlichen Rechtsgrundsätze berufen mußte, nicht ganz zusammen stimmen. — Bey Anführung der wichtigsten Gesetze für geistliche Gemeinden in Hinsicht der Privat-Rechte (S. 353—358) hätte Dolliner's Recht geistlicher Personen (2te Auflage, Wien und Triest 1818) citirt werden sollen, und vielleicht auch noch mehr benutzt werden können. Das Hof-Decret vom 22. Dec. 1782, welches die Formalitäten bey Zurückzahlung eines den Stiftsvorstehern aufgekündigten Capitals vorzeichnet, und welches nach dem Verf. noch gelten soll, ward durch die Verordnung vom 10. Febr. (12. März) 1791 aufgehoben. — Sehr interessant ist die Begründung des richtigen Begriffes eines öffentlichen Beamten (S. 362 — 366) und die Entwickelung der ganzen Lehre von der Einbürgerung (S. 375—400). Da sich der gelehrte Verf. der letzteren Materie bloß auf Böhmen beschränkt; so theilt Rec. seinen Wunsch, daß andre eben so sachkundige Schriftsteller eine ähnliche Bearbeitung derselben Grundsätze für die übrigen Erbländer versuchen möchten. — Der beym §. 32. gelieferten Uebersicht der Gesetze über die Auswanderung muß noch das Hof-Decret vom 19. Sept. 1816 beygefügt werden, in Folge dessen die Erlaubniß zur Emigration Falls alle Behörden sich dafür vereinigen, bey Weibspersonen der Landesstelle, bey Mannspersonen der Hofkanzley zusteht. (S. den 44ten Band der auf allerhöchsten Befehl, und unter Aufsicht der Hofstellen herausgegebenen politischen Gesetze und Verordnungen. Franz I. S. 302 und 303.).

Die Fähigkeit durch Zueignung zu erwerben, welche unser Verf. (S. 407) mit dem Hofrathe von Zeiller den Fremden beylegt, kann Rec. nicht zugeben. Denn der Wortlaut des §. 382: Freystehende Sachen können von allen Mitgliedern des Staates (aber doch lediglich von diesen) durch die Zueignung erworben werden, streitet offenbar dagegen, da die legale Bedeutung des Wortes: Mitglied, durch den §. 26 außer Zweifel gesetzt ist. Es scheint also bey diesem Erwerbe wirklich eine von jenen Ausnahmen einzutreten, auf die §. 33 in den Anfangsworten hindeutet: Den Fremden kommen überhaupt gleiche bürgerliche Rechte und Verbindlichkeiten mit den Eingebornen zu, wenn nicht zu dem Genusse dieser Rechte ausdrücklich die Eigenschaft eines Staatsbürgers erfordert wird. — Ueber die Art, wie der Fremde die gleiche Behandlung der österreichischen Staatsbürger mit den eigenen Unterthanen in sei-

nem Vaterlande darthun muß, ist Rec. mit der, durch die Uebung bestätigten, Meinung des Hrn. Prof. (S. 412 und 413) einverstanden. — Die zum §. 38. mit Benutzung der besten Wegweiser vorgetragenen Grundsätze des Gesandtschaftsrechts (S. 434—448) befriedigen den Leser vollkommen. — Die Lehren der Verwandtschaft und Schwägerschaft scheint der Verf. etwas zu kurz (S. 451—453) abgefertigt zu haben. Rec. hätte in einer Pandektenmäßigen Bearbeitung theils eine nähere Bestimmung und Würdigung der in Ehesachen wichtigen kanonischen Berechnungsart der Grade, theils eine Rücksicht auf die vom Hrn. Prof. Dolliner in seinem Eherechte Th. I. aufgestellten geläuterten Begriffe erwartet.

Den Schluß dieses ersten Bandes macht ein bey weitläufigen Werken unentbehrliches Sachverzeichniß. Rec. sieht übrigens mit Verlangen der Fortsetzung dieses gehaltvollen Werkes entgegen, und empfiehlt es mit wahrem Vergnügen dem Gebrauche der Rechtsfreunde und Richter.

K.

Art. XI. Handbuch der praktischen Philosophie oder der philosophischen Zwecklehre. Erster Theil. Ethik, oder die Lehren der Lebensweisheit. Erster Band. Von Jakob Friedrich Fries. Dr. der Phil. und Med., Großh. S. Weim. Hofrath, ord. Prof. der Phil. zu Jena, corr. Mitglied der Königl. Akad. zu München und Berlin. Heidelberg, bey Mohr und Winter. 1818. gr. 8. XIV und 394 S.

Bey der Beurtheilung dieses Werkes, das einen der scharfsinnigsten Anhänger des Kantischen Rationalismus zum Verfasser hat, wird es nicht unangemessen seyn, einige allgemeine Betrachtungen über die neuere Philosophie vorauszuschicken. Die gesammte neuere Philosophie von des Cartes an trägt unverkennbare Spuren eines von der ewigen Lebenswurzel losgerissenen, in seiner Selbstheit erstarrten und in sich selbst erstorbenen Geistes und Gemüths an sich. Die Fragen, mit deren Beantwortung man sich am angelegentlichsten beschäftigte: was die Dinge und was wir seyen, wie sich das Seyn (die Objectivität) und das Denken (die Subjectivität) zu einander verhalten, und auf welche Weise sie ungeachtet ihrer ursprünglichen Verschiedenheit und Entgegensetzung in Wechselwirkung mit einander zu stehen vermögen u. s. f., die Grundansicht, die von des Cartes an in den Systemen der neueren Philosophie herrschend geworden ist, daß es nämlich eine doppelte Welt gebe, eine äußere (die Sinnenwelt) und eine innere (die intelligible), und der Mensch in der Mitte dieses Gegensatzes

sich befinde, von zwey entgegengesetzten Polen stets angezogen, und so in schwebender Bewegung erhalten, daß er nie zur Ruhe gelangen könne, wenn er sich nicht durch einen Sprung in das Gebiet des Glaubens flüchte: diese Fragen und diese Grundansicht setzen eine krankhafte Zerreißung des Lebens und die Herrschaft einer in sich selbst zurückgezogenen, in ihrer Selbstheit erstorbenen Reflexion voraus; und je mehr sich der Geist, dieser einseitigen Tendenz folgend, vom lebendigen Daseyn lostrennte und diesem selbst sich entgegensetzte, um so mehr mußte ihm die Fülle und der wahre Gehalt des Lebens verschwinden, und sollte für ihn, den bloß reflectirenden Geist, noch etwas reales übrig bleiben, so konnte dieses nichts anderes seyn, als die abstracte Form des Lebens, d. h., der todte Begriff.

Ueber diese zu keinem genügenden und den Menschen von gesundem Sinne ansprechenden Resultate hinführende, und eigentlich sich selbst vernichtende Tendenz der neueren Philosophie wird sich derjenige nicht wundern können, der von der Geschichte der Philosophie überhaupt Kunde hat, und dem es durch diese Geschichte einleuchtend geworden ist, daß der philosophirende Geist mit dem Gesammtgeiste des Menschenlebens in inniger Verbindung steht, die Philosophie also nicht etwas für sich bestehendes und vom Gesammtgeiste des Lebens unabhängiges, sondern vielmehr die höhere Offenbarungsform dieses Gesammtgeistes selbst ist, in welcher sich daher auch die Tendenz, die Gesinnung und die Gesammtheit des geistigen Lebens eines Zeitalters, eines Volkes u. s. w. am reinsten verkündet. Und ganz begreiflich; die Philosophie ist ja überhaupt nichts anders, als der nach Selbsterkenntniß strebende und sich selbst begreifende Geist des Lebens; also wird sich auch in der Philosophie eines jeden Zeitalters der in ihm herrschend gewordene Geist in diesem seinem Streben nach Selbsterkenntniß und Selbstverständigung aussprechen. Jene Tendenz der neueren Philosophie müssen wir daher als ein Erzeugniß des modernen Zeitgeistes betrachten, der auch in seinen übrigen Bestrebungen von der einen Seite den edlen Trieb nach Freyheit und Selbstthätigkeit verkündet, von der andern aber die aus dem Uebermaße desselben entsprungene Erstarrung in der Selbstheit; denn das sich über sich selbst erhebende Princip der Selbstthätigkeit artet nothwendiger Weise in Egoismus aus: der Mensch macht sich zum Mittelpunkte des Lebens, alles auf sich beziehend, alles nach sich beurtheilend und würdigend, ein anderes Daseyn nur anerkennend, in sofern er es annehmen muß, um sein ungenügendes Wesen dadurch zu ergänzen, also auch das Höchste von sich abhängig machend. Große Ereignisse hatten zunächst den unmittelbarsten Einfluß auf diese Umwandlung und Gestaltung des

geistigen Lebens; denn so wie sich dem Katholicismus ein protestantisches Princip entgegen bildete, so erhob sich auch der Rationalismus (in seinem Gefolge der Empirismus, die Skepsis u. a.) gegen die frühere Philosophie, deren höchste Blüthe die Theosophie gewesen war.

Wenn die frühere Philosophie, vom Geiste des Lebens ergriffen, und dieses in seiner unerschöpflichen Fülle gleich dem heiligen Feuer in sich bewahrend, vom Unbedingten und Unendlichen ausging, und durch dieses die endlichen Erscheinungen bedingt seyn ließ, so machte umgekehrt der Rationalismus das Endliche (das äußere und empirische Daseyn der Dinge, oder das Bewußtseyn, das Ich u. s. w.) zum Ersten und unmittelbar Gewissen, alles übrige daran knüpfend, auf verkehrte Weise also selbst das Unbedingte durch dasselbe bedingend; dieses mußte nämlich dem Verstande, für den nur das Endliche unmittelbare Gewißheit und Realität hat, als etwas erscheinen, das sich nur an das Gefühl anknüpfen lasse, und durch dieses gesetzt sey. Und wie erscheint das Leben überhaupt nach dieser Ansicht? Als etwas auf unbegreifliche Weise in sich selbst zerrissenes, überall nur Bruchstück, nur ungenügende Einzelheit. Das äußere Daseyn der Dinge soll z. B. das Reale seyn, der Geist dagegen das formale Princip, das den aus der Erfahrung genommenen Stoff durch die Verstandesthätigkeit erst bilde; Stoff und Form sollen also aus einander liegen, und sich entgegengesetzt seyn, und doch wieder das eine das andere voraussetzen und bedingen (denn was wäre der Stoff ohne die Form, und umgekehrt die Form ohne den Stoff, durch den sie erst Gehalt empfängt?); oder der Geist (das Ich) soll als sich selbst setzende Thätigkeit das Unbedingte seyn, und durch sein Sichselbstsetzen das äußere Daseyn der Dinge setzen; was ist dann der Geist für sich, abgesehen von dieser seiner unbegreiflichen Function, sich selbst aufzuheben, und immerfort das Gegentheil von sich selbst, das Nichtich oder Object, zu setzen? Und wodurch besteht die Verknüpfung und Wechselbestimmung des Objectiven und Subjectiven, die nach der rationalistischen Ansicht wahrhaft sich entgegengesetzt sind? So wie in den meisten der neueren philosophischen Systeme das Göttliche nur ein durch den Glauben vermitteltes, und gleichsam erst gefolgertes ist, so wird es auch hier zum Hülfsmittel herabgewürdigt, und erscheint als ein eigentlicher Deus ex machina; denn was anderes ist die göttliche Assistenz des Cartes, die prästabilirte Harmonie u. a. Ansichten? Selbst der ausgezeichnetste unter den neueren Denkern, Spinoza, in dessen Ethik wir die Gediegenheit der eleatischen Speculation wiederfinden, vermochte den Gegensatz des Objectiven und Subjectiven nicht zu erklären, und hob ihn bloß durch

die Idee des Absoluten auf; eben so das Schelling'sche Identitätssystem, dieses unvollendete Nachbild des Spinozismus; denn die Behauptung, daß die Subjectivität und Objectivität schlechthin Eins in der Vernunft seyen, tritt in diesem Systeme als unerwiesene Annahme auf, und erscheint nur als ein Mittel, den Knoten mit einem Streiche zu durchhauen. Und doch kann es der Dialektik nicht schwer seyn darzuthun, wie alles nur ist und gedacht werden kann, unter Voraussetzung der Einheit, und wie die Idee der Einheit in sich selbst die Zweyheit oder den Gegensatz trägt, und diese Zweyheit die Quelle aller Vielheit und Mannichfaltigkeit ist; daher wir nicht mit Schelling, um die Entstehung des Endlichen aus dem Unendlichen zu erklären, zu einem nichts erklärenden Sprunge, Abfalle und dergleichen unsre Zuflucht zu nehmen brauchen. Das Unendliche und das Endliche liegen nämlich nicht, wie Allgemeines und Besonderes, oder Höheres und Niederes, wahrhaft auseinander, sondern sie sind, dem speculativen Standpunkte gemäß, Eins: das Unendliche ist in sich selbst die Fülle alles Endlichen, und das Endliche die Offenbarung des Unendlichen in seiner lebendigen Darstellung und Erscheinung; das Unendliche ist also das im Endlichen sich selbst Realisirende, und das Endliche, seinem Wesen und seiner Bedeutung nach, das Unendliche; und diese ihre Einheit ist die Idee des Lebens; daher nur durch die logische Abstraction vom Leben das Unendliche und das Endliche als sich entgegengesetzte und gegenseitig sich aufhebende Begriffe hervortreten.

Mehrere Vorurtheile erzeugten sich durch jene rationalistische Betrachtungsweise, welche zu bekämpfen das Streben der Philosophie seyn muß, wenn sie von der Einseitigkeit und theils empirischen, theils formellen Beschränktheit wieder genesen soll. Unserer Ueberzeugung nach ist das Grundvorurtheil dieses, daß vom Endlichen ausgegangen, und zunächst auf dieses das Wissen bezogen, dem Glauben dagegen das Gebiet des Unendlichen angewiesen wird. Wir möchten dieser rationalistischen Ansicht der neueren Philosophie die Platonische entgegensetzen, daß sich das Wissen nicht auf das Endliche und Sinnliche beziehe, sondern auf das Wahrhafte und Unbedingte, das Unendliche und Göttliche also nicht Gegenstand des Gefühls, sondern der höchsten Erkenntniß und der unmittelbarsten Anerkennung sey; denn das unmittelbar Gewisse und durch sich selbst Wahrhafte kann nur Object des in sich selbst begründeten und unbedingten Wissens seyn. Die Philosophie hat demnach, im Pythagoreischen Sinne dieses Wortes, das Streben, den Geist immer mehr vom Sinnlichen und Irdischen zu reinigen, damit er zur eigentlichen Weisheit (Sophia) sich erhebe, und in der Idee des Göttlichen und Heiligen sich ver-

klare: sie ist die Orphische καθαρσις, ihre Tendenz theosophisch. Das Bedingte, nicht durch sich selbst Bestehende, also Unzuverlässige und Wandelbare ist dagegen Gegenstand des Glaubens und Meinens (der πιστις und δοξα). Dort, im Gebiete des eigentlichen Wissens, treten die Ideen als die reinen Gestaltungen des Lebens hervor, und zwar nach dem Gesetze der Quadruplicität, die des Wahren, Guten, Schönen und Heiligen (daher: Wissenschaft, Tugend, Kunst und Religion); dies ist die Region des Uebersinnlichen, Wahrhaften, des Platonischen ὀντως ὀν; der Denker, der, nicht am trügerischen Scheine des Endlichen haftend, der wahren, unbedingten Erkenntniß nachstrebt, wird diese Ideen als das unmittelbar Gewisse festhalten, und nach immer reinerer und umfassenderer Erkenntniß derselben in den unendlichen Formen ihres Wesens trachten. In der Sphäre des Endlichen erblicken wir dagegen nur die Gleichnisse jener wahrhaften Lebensformen, das in stetem Wechsel begriffene, vielartige Leben derselben, welches, so wie es ohne die allen Gestalten gemeinsam zum Grunde liegende und als Seele ihnen inwohnende Idee nicht besteht, auch nur durch die Beziehung jedes einzelnen Gebildes auf die Idee, als sein Urbild, wahrhaft erkannt werden kann. Denn gleichwie das Endliche für sich nichts ist (es ist ja weder durch sich selbst, noch besteht es durch sich selbst), so ist auch die bloße Erkenntniß desselben nichtig; sie wird erst wahrhaft, wenn wir ergründen, wie in dem sinnlichen Gebilde die Idee, das übersinnliche Urbild, nachgebildet ist; das Endliche nämlich schwankt, wie die alten Weisen, Heraklit und Platon, schon erkannten, zwischen dem Seyn und Nichtseyn: für sich ist es nichts, es gewinnt nur Realität, wenn es auf die Idee, als sein vollkommnes und nothwendiges Wesen oder seine Urform, bezogen wird.

Ein anderes Vorurtheil ist, unserer Ueberzeugung nach, dieses, daß man die Kräfte des geistigen Lebens einseitig trennt, und eder gleichsam eine gesonderte Wirkungssphäre anweist. Bekannt ist es, wie die Leibnitzisch-Wolfische Philosophie die oberen und niederen Seelenvermögen scharf geschieden wissen wollte, so als wären die Kräfte des einfachen, in sich ungetheilten Geistes wirklich so sich entgegengesetzt, der Geist also ein sich selbst so widerstreitendes Wesen. Eben so wurden in der späteren Philosophie Verstand und Gefühl getrennt, und zwar nicht bloß unterschieden (was zum Behufe der Erkenntniß nothwendig ist), sondern als eigentliche Gegensätze aufgestellt. Man bedachte also nicht, daß der Geist vermöge der nothwendigen Idee seines in sich ungetheilten einfachen Wesens in allen seinen Verrichtungen eigentlich mit der Gesammtkraft seiner Wesenheit wirkt, und daß jede seiner Operationen nur dadurch den Character der Bestimmtheit und Be-

sonderheit annimmt, daß in ihr das eine oder das andere Element seines Wesens vor den übrigen hervortritt, oder vorzugsweise wirksam ist. So ist z. B. unser Denken stets von Einbildungskraft begleitet, denn es ist ein inneres Bilden und Gestalten, und je mehr die Einbildungskraft im Denken erregt ist, um so anschaulicher, bestimmter und klarer wird auch sein Product, der Gedanke oder die Idee, seyn. Eben so wenig kann ich das Denken vom Wollen trennen; denn ich denke nur, insofern ich mich selbst zu dieser Thätigkeit des Geistes bestimme, und meinem geistigen Leben freythätig diese Richtung gebe. Selbst ohne Gefühl ist das Denken nicht möglich; denn nur dadurch ist es mein Denken, daß ich diese Thätigkeit in mir selbst wahrnehme, gleichsam in mir finde (empfinde); und diese Nothwendigkeit oder Bestimmtheit, die sich mir durch das innere Gefühl ankündigt, begleitet das Vorstellen, Wollen, Bilden und jede andere Thätigkeit meines Geistes. Die höchste Geistesthätigkeit wird daher diejenige seyn, in welcher alle Kräfte und Momente des geistigen Wesens in der lautersten Einstimmigkeit zusammenwirken, sich gegenseitig ergänzen, beleben und verklären, gleichsam in eine unendliche Harmonie zusammenfließend, in welcher der tiefste Ernst der Vernunft, und das heiterste Spiel der Phantasie, die regste Beweglichkeit des Willens, und die innigste Gebundenheit des Gefühls auf vollkommne Weise sich durchdringen; dieses ist die religiöse Begeisterung (die Erhebung des Geistes zum Göttlichen, und die Versenkung des Gemüths in die Idee des Heiligen). Sie ist also nicht bloß Sache des Gefühls, sondern des gesammten, in seiner Einheit verklärten Geistes.

Dieses im Allgemeinen und kurz Angedeutete, wobey wir den einzigen Zweck hatten, auf andere Ansichten in der Philosophie aufmerksam zu machen, und das Ungenügende, nicht selten auch ganz Verkehrte des neueren Rationalismus zu bezeichnen, findet auch im vorliegenden Werke seine Bestätigung. Was die wissenschaftliche Seite desselben betrifft, so genügt uns weder die Grundansicht, welche der Verfasser von der Tugend und Sittlichkeit aufgestellt hat, noch die Bestimmung und Ableitung der Elemente der Tugend. Wir werden eine gedrängte Uebersicht vom Ganzen geben, und dabey unsere Bemerkungen einschalten.

In der allgemeinen Einleitung stellt der Verfasser seine vorläufige Ansicht von der praktischen Philosophie und ihren Theilen auf. »Praktische Philosophie oder die philosophische Lehre von der Menschen-Weisheit (?) ist die Lehre vom Werth und Zweck des menschlichen Lebens und der Welt. Was aber seinem Zwecke entspricht, ist das Gute. So redet unsre Lehre von dem, was in der Welt dem Menschen als das Gute erscheine, und von dem,

was im eignen Leben ihm das Gute sey. Es ist aber dem Menschen das unmittelbarste Gut, die unwandelbare Seelenruhe, welche ihm den Blick über Geburt und Grab hinaus ruhig schweifen läßt, durch den ihm immer lebendigen Gedanken an die allwaltende ewige Liebe. Die reine heitere Geistesschönheit in dieser Seelenruhe wird ihm aber nur gewährt werden können in dem Streben nach Tugend, und die vollendeten Tugenden des Menschen sind Besonnenheit, Selbstbeherrschung, Tapferkeit und Gerechtigkeit, mit denen der Tugendhafte der Pflicht huldigen soll. Die vollendeten Anforderungen der Pflicht an den Tugendhaften sind aber, in Ehre, Gerechtigkeit und Frömmigkeit die Selbstständigkeit des geistigen Lebens geltend zu machen! Nicht die Menschen-Weisheit ist der Gegenstand der praktischen Philosophie, sondern die Sittlichkeit; diese ist des Menschen wahre Bestimmung und sein höchstes Gut. Die Sittlichkeit ist ferner nicht unwandelbare Seelenruhe (diese ist vielmehr die innere Folge des sittlichen Handelns und Lebens), sondern die sich selbst immer mehr vollendende, und gleichsam verklärende Geistigkeit; denn das Streben des Geistes kann nur dahin gehen, sein Gesammtwesen immer freier zu entwickeln, und es in sich selbst immer einstimmiger zu machen. Die Sittlichkeit gründet sich also auf die Harmonie des geistigen Wesens der Menschen, die sich auch im Handeln als Einstimmigkeit darstellen muß; darauf beruht die Schönheit des Geistes und des Lebens. Diese Harmonie ist die eine und höchste Tugend, die aber in der Anwendung und Beziehung auf die mannichfaltigen Verhältnisse und Gegenstände des Lebens (gleichsam den vielartigen, durch sie bestimmbaren Stoff für das Handeln) ihre verschiedenartigen Momente einzeln entfaltet und hervortreten läßt. Diese verschiedenen Momente der Tugend dürfen in der wissenschaftlichen Behandlung der Ethik nicht empirisch aufgefaßt und dargestellt werden (wie der Verfasser gethan, der die sogenannten Cardinal-Tugenden der Alten wieder aufgenommen hat), sondern sie müssen aus der Idee der Tugend an sich entwickelt, und in dem Wechselverhältnisse aufgestellt werden, in welchem sie jener Idee gemäß zu einander stehn; und dabey müssen vor allem die Elemente des menschlichen Wesens und des Geistes, deren Einklang eben die Tugend ist, berücksichtigt werden. Diese Seite unserer Philosophie ermangelt aber noch am meisten der wissenschaftlichen Ausbildung; denn unsre Anthropologien und Psychologien sind nichts als empirische Aggregate, ohne speculativen Geist, die durch ihre ungeordnete Masse die Forschung erschweren, statt sie zu erleichtern, vorzubereiten, und auf einen lichten Punkt hinzuführen. Die ächte Psychologie und Anthropologie wird nur dann wieder hervortreten, wenn wir eine

Kosmologie und Physiologie im Geiste des Platonischen Timäos und Philebos erhalten. Dieses als Hindeutung auf die wesentlichen Mängel der modernen Philosophie, welche im Rationalismus befangen, und einseitig nur auf Begriffsbestimmungen und Unterscheidungen sich beschränkend, gerade das Wesentliche übersehen, und auch da, wo es ihr gegeben war (wie in der alten Philosophie) gänzlich verkannt hat; wovon jede Seite der Tennemannischen Geschichte der Philosophie Belege gibt.

Der Verfasser theilt die praktische Philosophie in folgende Abschnitte:

1) Allgemeine Ethik, als Lehre vom Werth und Zweck der menschlichen Handlungen überhaupt.

2) Tugendlehre (Sittenlehre, Moral), innere praktische Naturlehre als Anwendung der allgemeinen Ethik auf das innere geistige Leben des Menschen.

3) Staatslehre (Politik), äußere praktische Naturlehre als Anwendung der allgemeinen Ethik auf die äußeren geselligen Verhältnisse der Menschen.

Die praktische Philosophie hat, nach unsrer Ansicht, 1) die Frage zu beantworten, worauf sich das Handeln als sittliches gründe, wodurch es geleitet und bestimmt werde, und wonach es hinstrebe, also, welches der Grund, das Wesen und das Ziel der Tugend sey; 2) die Pflichten, die aus der Idee der Sittlichkeit hervorgehen, zu bestimmen, in Beziehung sowohl auf das sittliche Wesen selbst, als auch auf die Außenwelt, in welcher es als Glied lebt. Die praktische Philosophie, die sich mit dem Wesen der Tugend an sich beschäftigt, unterscheiden wir daher als allgemeine praktische Philosophie, oder als Ethik (Tugendlehre) von der besonderen praktischen Philosophie, der Sittenlehre oder Moral, welche nicht mehr die Tugend an sich, sondern das tugendhafte oder sittliche Leben zum Gegenstande hat.

Erster Theil. Ethik oder die Lehren der Lebensweisheit für den Menschen. Erster Abschnitt. Allgemeine Ethik. »Zweck und Werth gibt es nur für den selbstthätigen Willen; es kann also nur in Beziehung auf die Selbsterziehung des Menschen von Werth und Zweck menschlicher Handlungen die Rede seyn. Die Bildungsfähigkeit und die Möglichkeit seiner Selbsterziehung wird dem Menschen eigentlich durch den Verstand zu Theil.« Hier nun versucht der Verfasser die anthropologische Begründung der Ethik, und stellt die Verhältnisse der Hauptvermögen unsers Geistes nach Erkenntniß, Herz und Willkür, und dann die Hauptstufen der Geistesbildung nach Sinn, Gewohnheit und Verstand dar. Der Verstand ist ihm die Gewalt der Thatkraft, die Kraft der Selbstbeherrschung, welche dem Menschen das höhere wache

Selbstbewußtseyn verschafft, mit dem er zu einer selbstständigen Selbsterkenntniß gelangt; und so wird ihm jene Bildungsfähigkeit einer nicht nur sinnlichen Entwicklung, sondern einer Selbstgestaltung von Innen heraus zu Theil. »Durch des Verstandes höhere Kraft der Selbsterkenntniß und Selbstbeherrschung wird die Begierde des Menschen zu verständigem Wollen mit überlegtem Entschlusse; und nur ein solcher verständiger Wille kann sich selbst Zwecke geben.« Auch dagegen möchten wir mehreres erinnern, und eine andere Ansicht geltend machen; nur dieses wollen wir andeuten: Unverkennbar ist die Polarität des Geistes und des Gemüths im menschlichen Wesen; jener ist mit seinen Elementen, in denen sich seine Gesammtkraft entfaltet, mit dem Verstande, dem Willen, der Einbildungskraft und der Vernunft, gleichsam das eine und zwar lichte Centrum, um das sich das menschliche Wesen bewegt, und aus welchem alle Strahlen seiner Wirkung und Thätigkeit ausfließen; das Gemüth dagegen ist das innere verborgene Centrum unsres elliptischen Wesens, und dieses äußert sich in der Kraft und Heftigkeit der Triebe, in der sanfteren Gewalt der Neigungen, in der Regbarkeit der Empfindungen, und in der Innigkeit der Gefühle. Die Einheit und Totalität des Geistes ist die Vernunft, die, gleichsam die Seele des geistigen Lebens, als Selbstbewußtseyn alle seine Thätigkeiten und Handlungen begleitet, für sich selbst aber als eine Denkkraft im Gebiete des Wissens waltet, wo sie, wenn der Verstand nur auf das Einzelne, in der Erfahrung Gegebene sich hinrichtet, und es in seiner Bestimmtheit aufzufassen strebt, die unbedingte Wesenheit, als den letzten Grund und das höchste Ziel des Lebens, zu erforschen trachtet. Die Vernunft vollendet sich als Totalität des inneren Menschen in der Durchdringung mit der Innigkeit des Gefühls; hier wird sie sittliche (praktische) Vernunft, indem sie das Endliche an das Unendliche, das Bedingte an das Unbedingte anknüpft, und dieses als Urgrund und Ideal der Tugend, als Heiligkeit, auffaßt; und in dieser höchsten Verklärung der Vernunft und des Gefühls, als der Blüten der beyden Centra des menschlichen Wesens, des Geistes und des Gemüths, erscheint die Gesammtheit des inneren Menschen als vollendet; hier ist das Moment, wo die Sittlichkeit und Religiosität als Eins erfaßt werden müssen; denn die verklärte Sittlichkeit kann sich der Vernunft nur als Heiligkeit darstellen. Den Elementen des Geistes, dem Verstande, dem Willen, der Einbildungskraft und der Vernunft (in ihrer Eintracht mit der Innigkeit des Gefühls) entsprechen daher die Ideen des Wahren, Guten, Schönen und Heiligen.

Dem Verfasser zu Folge ist das erste geistige, oder das speculative Ziel der Ausbildung des Menschenlebens die selbstständige

und selbsterworbene Wahrheit in den Wissenschaften. »Ueber dem Wissen steht noch im Reiche der Wahrheit der Glaube an ewige Wahrheit und dessen ahnende Gefühle; daher schließt sich den Wissenschaften in der Ausbildung des Geistes die dem Glauben und seiner Ahnung dienende religiös-ästhetische Ueberzeugung an. Diese Ueberzeugung ist das Leben der Dichtung, und ihre Ausbildung gehört dem Geschmacke, indem sie das Wesen der Dinge den Gesetzen der Schönheit unterworfen vorstellt. So lebt die Religiosität in den Ideen des Glaubens, welche auf den Zweck der Welt hinweisen, der aber nicht den Begriffen des Verstandes, sondern nur den ästhetischen Ideen des Geschmacks klar wird.« Hier enthüllt sich ein Grundvorurtheil des Rationalismus. Er knüpft nämlich das Religiöse durch Vermittelung des Aesthetischen an das Wissen an, und betrachtet es als dessen Ergänzung, und zwar soll sich das Religiöse auf den Zweck der Welt beziehen, der in den Ideen des Schönen offenbar werde. Sonach wäre es ein von außen bedingtes und durch die Welt gesetztes, da es doch der gesunden Ansicht als der innerste, in sich selbst verklärte Geist des Lebens, in der Erkenntniß und im Gefühle seines unendlichen lauteren Wesens, erscheinen muß; der Rationalismus, der es als durch den Zweck der Welt und die Ideen des Schönen gesetzt betrachtet, verwandelt es in etwas exoterisches, macht es also zum Gegentheil von dem, was es seiner Idee gemäß seyn muß; und nicht bloße Entweihung, sondern wahre Ungereimtheit ist es, das Religiöse auf Ideen des Geschmacks (!) zu beziehen.

»Die Frage nach den Zwecken im Menschenleben beantwortet die Weisheit, die Frage nach der Wahl der Mittel die Klugheit, und dieser dient die Geschicklichkeit. Die Absicht der Weisheit ist, die Begierde und den Willen des Menschen selbst zu bilden, die Klugheit hingegen hat es unmittelbar mit der Einsicht des Verstandes zu thun. Die Thatkraft des Menschen ist Willkür, welche im besonnenen Menschenleben nach verständigen Entschlüssen handelt. Der verständige Entschluß ist ein Vernunftschluß, in welchem die Weisheit den Obersatz, die Klugheit den Untersatz bestimmt.« Nach dieser Einleitung geht der Verfasser zur allgemeinen Ethik über, und handelt zuerst von den Lehren der Weisheit, oder von der Schönheit der Seele (der griechischen καλοκαγαθία). Unterscheidung des sinnlichen und verständigen Wohlgefallens, des Nützlichen und des Guten. a) Sinnliche Anregung der Triebe. »Der Zweck des Lebens liegt nicht in dem, was der Mensch leidet, sondern in dem, was er thut; nicht in passivem Wohlbefinden, sondern in angeregter Lebensthätigkeit.« Drey Lebensarten der Menschen gibt es (nach dem Aristoteles), die vergnügungssüchtige, die nur leben will, um zu genießen; die thatenfrohe und

die betrachtende Lebensansicht (die der selbstthätigen Gelehrten). b) Selbstthätigkeit des Triebes. Die sittlichen Anforderungen des Triebes, die sich durch das Gewissen aussprechen, enthalten das Sollen oder die Nothwendigkeit des Wollens, welche uns in Sittengesetzen Handlungen als Pflichten vorschreibt. Die Gesetzlichkeit (die Uebereinstimmung mit dem Gesetze) unterscheidet sich von der Sittlichkeit (Moralität), welche den Handlungen erst Werth ertheilt, insofern sie aus Pflicht vollbracht werden, d. h., aus guter Gesinnung hervorgehen. Das Unvernünftige, die Sache, hat nur einen untergeordneten Werth, als Mittel, das Vernünftige aber, die Person, ist ein selbstständiges Wesen und sich selbst Zweck. Die Persönlichkeit hat daher einen absoluten, über alle Vergleichung erhabenen Werth, den wir persönliche Würde nennen. Zwischen die Neigung und Achtung tritt reine Liebe, welche das Daseyn eines Dinges um seiner selbst willen begehrt, d. h., der eignen Schönheit wegen, die in ihm ist. So wird das geistige Leben des Menschen nur um des Lebens willen sein eigenstes Ziel. Mittelbaren Werth hat alles, was zum Wohlbefinden gehört, die unmittelbaren Güter aber liegen in der Schönheit der Seele, die sich in allen Tugenden entfaltet. Das höchste Gut ist der sittliche Character, und die Summe, das vollendete Gut des Menschen, die irdische Seligkeit, die in einem mit tugendhaften Thaten erfüllten Leben besteht. Hiezu kömmt die subjective Ansicht, nach welcher der Mensch selbst sein Leben beurtheilt; nach dieser ist die Glückseligkeit, die aus der Zufriedenheit hervorgehende Seelenruhe, oder die Selbstzufriedenheit in der Ruhe des Gewissens, und in der Liebe zur Tugend.« Sehr gut werden dabey die Ansichten des Aristoteles und der Stoiker berücksichtigt, Kant aber widerlegt, der mit dem vollendeten Gute noch Glückseligkeit, d. h., Annehmlichkeit des Lebens nach Würdigkeit verbindet. Hier, meinen wir, muß das innere theoretische Moment vom äußern, praktischen unterschieden werden. Die Tugend an sich ist das höchste, selbstständige und sich selbst genügende Gut des Menschen, das daher keiner äußeren Güter bedarf, das sein Glück und seinen Lohn in sich selbst trägt. Die Tugend ist aber nur sittliches Leben, insofern sie sich als solches darstellt und gleichsam verwirklicht; und dieses kann sie nur, wenn das äußere Leben, auf welches sie einwirkt und in welchem sie handelt, ihr Wirken unterstützt, befördert und zum Gedeihen bringt. Hier treten also die äußeren Güter des Lebens, wie Macht, Gesundheit, Reichthum u. a. als Erleichterungs- und Beförderungsmittel des sittlichen Handelns auf; diese müssen aber dann nicht als etwas der Tugend fremdartiges, sondern als sittliche Güter selbst gedacht werden, d. h. als solche, die in lebendiger

Beziehung stehen auf die Zwecke des sittlichen Daseyns, sie unterstützen, befördern, beleben oder auch erregen, so daß sie durch diese Beziehung auf die sittlichen Zwecke unsers Lebens erst Werth erlangen, ohne diese Beziehung aber, als todte Güter, als bloßes Besitzthum gedacht, werthlos sind. Die vollendete Sittlichkeit, für sich selbst betrachtet und sich selbst ihres unbedingten Werthes bewußt, ist Seligkeit (μακαριότης), das sittliche Leben aber, in seinem äußern, ungehindert sich entfaltenden und seine Zwecke erreichenden Wirken und Handeln aufgefaßt, ist Glückseligkeit (εὐδαιμονία).

Darauf handelt der Verf. von der Ausbildung des Menschen: a) Bildungsfähigkeit und Freiheit; b) Stufen der Ausbildung unsers Geistes; c) öffentliches Leben und Beruf. Hier streut der Verf. Betrachtungen ein, welche sich durch die Geschichte aller Volker bewahrheiten, und die, wenn sie auch nicht neu sind, doch jeder, den besonders die neuere Geschichte anzieht, mit Vergnügen lesen wird.

In der allgemeinen Pflichtenlehre oder der Idee der Gesetzgebung für das geistige Menschenleben sucht der Verf. die Ethik philosophisch zu begründen; der Grundgedanke ist ihm die Selbstständigkeit des Geistes und das innere Selbstvertrauen der Vernunft. Unserer Ueberzeugung nach erfordert das Sittliche eine tiefere Begründung, und diese kann philosophisch nur aus der Idee des Lebens geschöpft werden, dessen Urtrieb dieser ist, die Idee seines Wesens in freyer Entwicklung darzustellen. Diesen Urtrieb faßt die Vernunft als Urbestimmung des menschlichen Lebens, als Endzweck des Daseyns auf, und in ihm erkennt sie das Gesetz des Lebens und Handelns. Die Sittlichkeit ist demnach die innere, im Wesen des Menschen selbst gegründete und mit der Idee seines geistigen Lebens ursprünglich gegebene Bestimmtheit, die sich dem Gefühle und der Erkenntniß als Verbindlichkeit oder Pflicht ankündigt. Das Leben überhaupt ist das ewig sich bildende, und eben so ist das sittliche Leben ein Bilden, nämlich das Realisiren der Idee des Guten (das Streben nach immer vollkommnerer Entwicklung oder Entfaltung des geisten Lebens), sowohl im Menschen selbst, als auch außer ihm. Der Mensch realisirt die Idee des Guten oder Vollkommnen in sich selbst, dadurch daß er sich nach dieser Idee bildet und sich immer mehr der Vollkommenheit seines Wesens annähert; er realisirt sie außer sich, dadurch daß er sie auch in seinem äußern Daseyn, im Wechselleben mit den Menschen darstellt, die höchsten Zwecke der Menschheit also (das rein geistige Leben und Handeln) befördert und zur Erreichung dieses Gutes nach dem Maße seiner Kräfte beyträgt.

Im zweyten Abschnitte handelt der Verf. von der Tugend-

lehre. Das erste und höchste sittliche Ideal ist ihm das des sittlichen Characters, in welchem Besonnenheit, Kraft, Leben und Reinheit der Seele vereinigt seyn müssen. Das Ideal der Besonnenheit ist die Tugend der Weisheit, lebendige Kraft zeigt sich in Tapferkeit und Mäßigung, und die Reinheit der Seele ist in voller Bedeutung die Gerechtigkeit des Menschen. Hier hätte der Verf. von den Kategorien, aus denen er die praktischen Grundsätze abzuleiten sucht, Gebrauch machen können, um nach ihnen die Cardinaltugenden der Alten, die er auch hier vor Augen hat, zu bestimmen, die ἀνδρια nämlich als der Quantität, die φρονησις als der Qualität, die δικαιοσυνη als der Relation und die σωφροσυνη als der Modalität entsprechend. Die Tugenden stellt er in folgender Ordnung auf: Klarheit des Geistes (Besonnenheit); Kraft des Geistes (gesunde Seelenstärke, durch welche die Selbstständigkeit des eigenen geistigen Lebens behauptet wird, und die für die That als Muth und Tapferkeit hervortritt); innere Freyheit des Geistes und Reinheit der Seele, die in der Unterwerfung der Geisteskraft unter die Ideen der Pflicht und in der Schönheit der Seele erscheint. Die Ideale der Tugendpflichten überhaupt sind ihm das Ideal der Gerechtigkeit (in dem, wie ein Mensch der persönlichen Würde des andern verpflichtet ist), das Ideal der Ehre (in dem, wie jeder seiner eigenen Würde verbunden ist), und das Ideal der Frömmigkeit (vermöge dessen der Mensch frey im lebendigen Gefühle sein Leben den Ideen der persönlichen Würde unterordnen muß). Die Tugendpflichten der Gerechtigkeit sind die Pflicht der Wahrhaftigkeit, der Treue und der Vergeltung; die Tugendpflicht der Ehre ist das Ideal der Menschenwürde, und die Schönheit der Seele unter der Idee der Ehre ist das Ideal der Geistesanmuth (Lauterkeit, geistige Wohlgestalt oder Ebenmaß); die Tugendpflicht der Frömmigkeit ist das unaussprechliche, welches eigentlich Licht und Wärme des sittlichen Lebens bringt, der Geist der Erhebung über das Irdische in dem Gedanken an das Himmlische, Göttliche. Die Religionslehre selbst zeigt uns drey religiöse Grundideen: die höhere Bestimmung des Menschen, das Gute und Böse, und die göttliche Weltregierung; unter ihnen stehen drey Grundstimmungen unsers Gefühls für ästhetische Ideen; diese sind religiöse Erhebung des Geistes, religiöse Ergebung und Andacht.« Ueber diese Ansichten haben wir schon oben unsere Meinung angedeutet. Zuletzt stellt der Verfasser die Ideale des Berufs auf. Die Ausbildung für Wahrheit und Schönheit gehört dem Geschäfte im Leben an, und für das Geschäftsleben gibt es eigene sittliche Ideale als Ideale des Berufs (der Regierenden, der Gelehrten und der Meister in den schönen Künsten). Hier handelt der Verf. vom Leben im Staate, von der Aufklärung,

der Religionsübung und den Aufgaben der Ascetik und Pädagogik. —

Wir verkennen so wenig den Scharfsinn des Verfassers, als sein edles und begeistertes Streben, das sich in diesem Werke so lebendig ausspricht; doch können wir nicht bergen, daß uns, was das Letztere betrifft, manches befremdet hat. Schön zwar ist das Bemühen des Verfassers, das vom Rationalismus, dem er huldigt, bisher so sehr verkannte religiöse Moment wieder hervorzuheben; doch erscheint diese Tendenz nicht selten als Affectation (man lese z. B. diese Worte in der Vorrede S. XI.: »Wir streben Kant's Lehre fortzubilden. Laßt uns treu bleiben der frommen Begeisterung glaubender und hoffender Liebe, welche Jesus der Gekreuzigte die Menschen lehrte«). Dahin gehört auch die Volksthümlichkeit, von der er so häufig redet, und die ganze Vorrede, die zunächst an die Freunde von der Wartburg (!) gerichtet ist. Fast überall vernehmen wir auch Stimmen von der Wartburg, und zwar nicht bloß eigene Sprüche von Luther (selbst jenes bekannte:

Wer nicht liebt Weiber, Wein und Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebelang,

verschmähte der Verfasser nicht, um seiner Ermahnung zum fröhlichen Lebensgenusse Nachdruck zu geben), sondern auch Aeußerungen von protestantischer Opposition und selbst von religiöser Unduldsamkeit (man vergl. S. 325. 372.) Häufige Spuren dieser ephemerischen Begeisterung oder vielmehr Aufwallung finden wir auch in der Geziertheit des Vortrags, der blühender zu seyn sich bestrebt, als es der sonst so trockene Styl des Verfassers ist; dazu kommen Formeln, wie diese: ich aber sage euch, welche den Geist des Werkes so deutlich bezeichnet, daß keine weitere Auseinandersetzung nöthig ist.

X.

Art. XII. Der Brief an die Hebräer. Einleitung, Uebersetzung und Anmerkungen von David Schütz, Doctor und Professor der Theologie in Breslau. Breslau, bey Wilibald August Holäufer 1818. XVII und 282 Seiten in 8.

Rec. bekennet unverhohlen, daß es ihm nie möglich ist, ganz frey von einiger Befangenheit an die Beurtheilung eines Werkes zu gehen, welches zum Zwecke hat, die Echtheit eines heiligen Buches des alt- oder neutestamentlichen Canons aus inneren Gründen, die auf bloßen Vermuthungen beruhen, mit vermeintlicher Entkräftung aller historischen Zeugnisse zu bestreiten. Nichts desto weniger zählt er sich unter die Freunde unbefangener Forschung und

freymüthiger Wahrheit, denen der Verf. sein Werk widmet. Er sieht in allen Bemühungen jener Gelehrten, deren Forschungen zum Zwecke haben in dem goldenen Zeitalter der christlichen Kirche als echt anerkannte heilige Bücher ihren Verfassern abzusprechen, die Fügung der Vorsehung, die sich ihrer bedient, die alte Wahrheit, nach Verlauf so vieler Jahrhunderte immer mehr zu erhärten; so wie es ihre weise Leitung war, daß die Sammlung unserer heiligen Bücher nur allmählig geschah, daß jene große Sorgfalt bey ihr gebraucht wurde, daß die Zeugen für die Echtheit der heil. Schriften mit Vorsicht zu Werke gingen und der Canon der Bücher des N. T. nicht zu früh geschlossen wurde; daß aber doch in den ersten vier Jahrhunderten der christlichen Kirche die ganze Sammlung zu Stande kam, da man noch der alten Ueberlieferung näher war, und die Verbindung und Aussagen der von den Aposteln gestifteten Gemeinden ein sicheres historisches Zeugniß verbürgen konnten. Ohne die wiederholten Angriffe gelehrter Bibelforscher und Kritiker anderer Confessionen, die noch immer einzelne Bücher unserer heil. Sammlung vor ihren Richterstuhl ziehen, und ohne Rücksicht auf die Ehrfurcht, welche ihnen das Alterthum erwies, über sie aburtheilen, wäre die auf genaue und umsichtsvolle Prüfung der Gründe gestützte Ueberzeugung katholischer Bibelforscher von ihrer Echtheit vielleicht nicht so fest begründet. Sie würde mehr auf dem Ansehen der älteren Forscher beruhen, nicht auf selbstthätiger Abwägung der Gründe für und wider. So aber glaubt der katholische Bibelforscher nicht nur, er ist überzeugt, und erwirbt sich seine Ueberzeugung, ohne in Gefahr zu kommen, inconsequent zu werden, oder den Grundlehren seiner Kirche etwas vergeben zu müssen. Der Verf. hatte, wie er in der Vorrede sagt, sich anfangs bloß vorgenommen, die Einleitung heraus zu geben, welche es versuchen sollte einen vollständigen Beweis zu führen, daß der Apostel Paulus den Brief nicht geschrieben habe. Da er aber in der Folge zu zweifeln anfing, ob es ihm ohne ein ausführliches Eingehen in die Einzelheiten des Briefes gelingen würde, seine Ansichten des ganzen Werkes klar zu machen, und zu rechtfertigen, so hielt er es für besser den ganzen Brief in Uebersetzung mit den nöthigen Anmerkungen der Einleitung beyzufügen. Zur Uebersetzung bediente sich der Verf. des Textes der zweyten Ausgabe des Hrn. Doct. Knapp, der er alles verdiente Lob angedeihen läßt. Er bekennet von seiner Uebersetzung selbst, daß sie mit jener Luthers nicht selten wörtlich zusammenstimme; was er daraus erkläret, daß er die Lutherische Uebersetzung durch den langen Gebrauch fast unbewußt im Gedächtnisse habe; und dann fährt er fort: »Gewiß wird dieses meiner Arbeit am wenigsten zum Nachtheil gereichen; denn das Ganze betrachtet — welcher Bibel-

überſetzer hat bis jetzt Luther'n erreicht? und welcher wird ihm die Krone entreißen?« Eine Bemerkung, in welcher Rec. dem Verf. in ſo ferne ganz beyſtimmen muß, als viele der neuen Ueberſetzungen jener Luthers, was den kräftigen Ausdruck und das Beſtreben den Character des Schriftſtellers beyzubehalten betrifft, weit nachſtehen müſſen. Die neueren Ueberſetzer beſtreben ſich nicht ſelten, den Gedanken des Originals nur recht deutlich zu geben; häufig verfallen ſie über dieſem Beſtreben in das Spielende, und verwandeln die Ueberſetzung in eine Paraphraſe, indem ſie zuweilen Wörter, ja ganze Sätze, die nicht im Originale ſind, der vermeinten Deutlichkeit halber einſchalten. In hiſtoriſchen Stücken geht dadurch der einfache, ſchlichte Ton der Erzählung, in unterweiſenden und belehrenden das Ergreifende und Gemüthliche, in poetiſchen das Erhabene und Hinreißende des Originals verloren. Beſonders auffallend iſt dieß in deutſchen Ueberſetzungen, da gerade die deutſche Sprache es ſehr wohl leidet, daß der ſuccincte Ausdruck der Originalſprache der heil. Schriften beybehalten werde, der alle geiſtigen Kräfte des Leſers mehr in Thätigkeit ſetzt, ſein Gemüth mehr ergreift, als dergleichen erklärende Ueberſetzungen, die der Selbſtthätigkeit des Leſers gar keinen Wirkungskreis vergönnen. Von Stoor's Ueberſetzung, ſagt der Verf. daß er ſie erſt hinterher eingeſehen habe; er verkennet ſeine reiche Gelehrſamkeit und ſeinen gewandten Scharfſinn nicht, geſteht aber, daß er ſeiner Ueberſetzung nur einen ſehr bedingten Werth beylegen könne, da, wie er zu bemerken glaubt, in Stoor's exegetiſchen Arbeiten, alles ſeiner Dogmatik dienen müſſe. Rec. kann hier die Bemerkung unmöglich unterdrücken, daß er die Erfahrung gemacht habe, reeller Nutzen und wirkliche Belehrung ſey doch größtentheils mehr aus den exegetiſchen Arbeiten ſolcher Bibelforſcher zu ſchöpfen, die ſich bey ihren Bemühungen von irgend einer Dogmatik im theologiſchen Sinne des Wortes leiten laſſen, als aus exegetiſchen und kritiſchen Arbeiten ſolcher Gelehrten, die gar zu unbefangen ſeyn wollen, und deren Unterſuchungen, freylich ohne daß ſie es ſich ſelbſt geſtehen wollen, nicht minder gewiſſen Lieblingsdogmen im weitern Sinne des Wortes fröhnen müſſen. Von ſeinen Anmerkungen zur Ueberſetzung, ſagt der Verf. daß ſie nur ſparſam ſeyen, und nur bey wirklichen Schwierigkeiten des Textes länger verweilen ſollen, da, wie er ſich ausdrückt, wir der weitſchweifigen Commentare und Noten, in denen das Beſte mehrentheils aus ältern Erklärern und Wörterbüchern entnommen, und wo bey vielerley Gerede über nichtsbedeutende Dinge, doch neben den rechten Schwierigkeiten oft ſtill vorbeygegangen wird, ſchon zu viele haben, und er ihre Zahl mit einem neuen, der doch kein neuer geweſen wäre, nicht vermehren durfte und wollte. Rec. kann dem hier über Commen-

tare Gesagten im Ganzen nicht widersprechen, muß aber, ohne dem Verdienste des Verfassers zu nahe treten zu wollen, doch gestehen, daß er mehrere Stellen aus dieser Vorrede wegwünschte, da sie ihm eine zu große Zuversichtlichkeit, und ein gewisses erhabenes Hinblicken des Verfassers auf alle seine ehrwürdigen Vorgänger zu verrathen scheinen. Damit die Leser mit den Ansichten des Verfassers von den Werken des christlichen Alterthums mit einem Male vertraut werden, mögen sie wissen, »daß er ein auffallendes Beyspiel zu liefern hofft, wie Werke des christlichen Alterthums zuweilen gerade in ihrer wesentlichen Beschaffenheit gänzlich verkannt, und schon in der frühesten Zeit mißverstanden worden; ja, wie solche Verkennung durch Jahrhunderte hindurch allmählig wie ein allgemeiner Glaube habe fortgetragen werden können. Und wo hätte sich dergleichen leichter ereignen mögen, fährt der Verfasser fort, als gerade in den Büchern der Bibel, deren man immer eines nach dem andern modelte, und als ob alle zusammen nur ein Stück, ein Ganzes ausmachten, immer den Inhalt des einen in das andere gewaltsam übertrug; so daß man kaum neuerdings endlich angefangen hat, woran doch alles gelegen ist, jeden einzelnen biblischen Schriftsteller, ja auch jedes einzelne Werk eines jeden, als eine besondere Individualität für sich allein zu betrachten, und ohne steten Rückblick um Beziehung auf die übrigen aus sich selber zu erklären. Daß dieß früher nicht geschehen, hat, wie jedermann weiß, die meiste Verwirrung angerichtet, und die unrichtigsten Vorstellungen von einzelnen biblischen Büchern hervorgebracht, und bis auf diese neueste Zeit herabgeführt.« Rec. wünscht von Herzen, daß eine Behandlung der heiligen Urkunden, wie sie der Verfasser anpreiset, nicht eine größere, reelle Verwirrung hervorbringe, als jene beklagte eingebildete seyn soll, die daraus entstand, daß man ein Buch nach dem andern modelte, den Inhalt des einen ins andere gewaltsam übertrug. Was versteht wohl der Verfasser durch jenes Modeln und Uebertragen? Soll es darin bestanden haben, daß man schon in den ersten Jahrhunderten des Christenthums, nachdem man auf die Prüfung und Sichtung der heil. Schriften alle mögliche Sorgfalt verwendet, und sich von ihrer Echtheit und ihrem göttlichen Ursprunge überzeugt hatte, auch die Ueberzeugung festhielt, daß alle diese Bücher in Ansehung ihres Inhaltes dem Wesen nach übereinkommen? Daß der Inhalt und die Tendenz aller dieser Schriften den herbeyzuführenden Endzweck des menschlichen Geschlechtes bezwecke, und ihn in Heiligkeit und Seligkeit, letztere unter der ersten als höchster Bedingung setze? Die Rücksicht auf die Individualität jedes einzelnen heil. Schriftstellers, oder jedes einzelnen Buches, ist wohl auch nicht so sehr vernachläßiget wor-

den, als man nun gewöhnlich ohne hinreichenden Grund, gegen die Aussagen der Geschichte des Canons annimmt. Daß man sich zu unsern Zeiten doch so gerne überzeugt, so viele gelehrte Männer des christlichen Alterthums, die den Zeiten der heil. Schriftsteller so nahe waren, hätten gar kein kritisches Talent besessen; und daß uns nach achtzehnhundert Jahren vorbehalten sey, durch eine strenge, absprechende und nicht selten auf Hypothesen gestützte Kritik etwas anderes zu eruiren, als damals aus historischen Zeugnissen und einer glaubwürdigen Tradition eruirt werden konnte! Rec. will sich hiermit nicht gegen bescheidene Kritik, von deren Vortrefflichkeit und Nützlichkeit er lebhaft überzeugt ist, sondern gegen ihren Mißbrauch und Uebertreibung geäußert haben.

Wir wollen nun den Inhalt dieser Schrift treu darlegen, und unparteyisch beurtheilen. In der Einleitung S. 1—160 handelt der Verfasser erstens S. 1—7 von der großen Verschiedenheit und Unsicherheit der Meinungen über den Verfasser des Briefes an die Hebräer von den ältesten Zeiten an. Mit Uebergehung aller ältern Verhandlungen über den Verfasser, die Absicht und Eigenheit dieser neutestamentlichen Urkunde, und der neuern Untersuchungen von Berger, Nösselt, Stoor, Ziegler, Heinrichs, Hug u. a., deren der Verfasser nur mit einem Worte zu erwähnen nothig findet, erklärt er sich, daß er nur der jüngsten Abhandlung über diesen Gegenstand von dem Herrn Dr. G. W. Meyer, über einige innere Gründe für die Abfassung des Briefes an die Hebräer von Paulus, im dritten Stück des zweyten Bandes des kritischen Journals der neuesten theologischen Literatur von Amon und Bertholdt, genaue Prüfung widmen werde, ehe er zur Aufstellung einer eigenen Meinung kömmt. S. 5 spricht der Verfasser von der Wichtigkeit der innern Gründe für die Echtheit der Bücher des N. T., und erkennet S. 6, daß auch die äußeren Zeugnisse, wenn welche vorhanden sind, nicht ohne sorgfältige Prüfung auf die Seite geschoben werden dürfen. Hierin wird dem Verfasser, als in einer schon längst anerkannten Sache wohl niemand widersprechen, wohl aber in dem, was er nur gleichsam so im Vorbeygehen hinwirft, daß nämlich die äußeren Zeugnisse in den meisten Fällen entweder ganz fehlen, oder doch nicht deutlich und zuverläßig genug reden. Wohl fühlend, daß auf die Entkräftung der äußeren Zeugnisse bey der Bestreitung der Echtheit eines neutestamentlichen Buches das meiste ankömmt, fährt der Verfasser gleich weiter unten fort: »Indeß erscheinen dergleichen (äußere Zeugnisse) doch, was die Bücher des N. T. angehet, im Verhältniß zu den innern Gründen von minderem, und durch mancherley Rücksichten bedingtem Werthe; so daß sie mehr zur näheren und verstärkten Bestätigung des anderweitig

bereits gefundenen dienen, als wie für sich allein gültige, unmittelbar entscheidende Urtheilssprüche anzusehen sind. Die Ansichten und Urtheile der ältesten Kirchenlehrer, auf welche es hiebey meistentheils ankommen soll, waren in Sachen der Kritik eben so leicht irre zu leiten, als sie nachmals wieder viele zum Irrthum verleitet haben; nicht zu gedenken, daß es ohnedieß den meisten von ihnen eher auf alles andere, als auf historische und kritische Genauigkeit, oder auf gründliche Prüfung ihrer Nachrichten ankam.«

Fürwahr! es ist nicht zu verkennen, daß der Verfasser seine Untersuchung mit unabhängigem Studium begonnen, und mit rücksichtsloser Freyheit durchgeführet habe, wie er in der Vorrede sagt. Es ist dieß der gewöhnliche Kunstgriff einer gewissen so sehr im Schwunge gehenden höheren Kritik, den äußeren Zeugnissen nur einen untergeordneten Rang einzuräumen, und das meiste, ja alles auf innere Gründe ankommen zu lassen; denn nur so bekommen Vermuthungen und Hypothesen freyen Spielraum. Was der Verfasser so eben von den Büchern des N. T. überhaupt gesagt hat, sucht er S. 7 von dem Briefe an die Hebräer vorzugsweise zu zeigen; von keinem andern Buche sollen die historischen Zeugnisse schwankender seyn. »Eine Sage ging freylich, schreibt der Verfasser, daß der Apostel Paulus, aber auch eine daß Barnabas, wieder eine andere, daß Clemens der Römer, noch eine, daß der Evangelist Lukas Urheber des Briefes sey.« (Vergl. Euseb. K. G. VI, 14 und 25. Hieron. Catalog. script. Eus. c. V. a. E. auch in Jer. XXXI, 32 und in der Epist. ad Dardan. Tertull. de pudicit. c. 20.). Allein alle diese Aussagen der Alten sind hier nur Conjecturen, die versucht wurden, um die Verschiedenheit der Schreibart zu erklären, die man in dem Briefe an die Hebräer, verglichen mit andern Schriften des Apostels bemerkt haben wollte, und welche man mit den Aussagen der Vorzeit, die für Paulus sprachen, vereinbaren wollte. Eben der vom Verfasser angeführte Eusebius, setzt, wo er vom Canon handelt, unter die allgemein als echt anerkannten biblischen Bücher vierzehn Briefe des Paulus. Euseb. H. E. L. III. 25. An einer andern Stelle erklärt er sich noch bestimmter: Allgemein anerkannt und echt, sagt er, sind vierzehn Briefe des Paulus, dabey darf doch nicht verschwiegen werden, daß einige den an die Hebräer aus dem Vorgeben herabwürdigen, weil ihm die römischen Kirchen widersprechen. Hieronymus behauptet in eben jenem Briefe an Dardanus, daß von allen griechischen Schriftstellern Paulus als Verfasser des Briefes an die Hebräer anerkannt worden sey. Weiter scheinen dem Verfasser Clemens und Origenes mit Unrecht als Gewährsmänner der

Echtheit des Sendschreibens angeführt zu seyn, und deutlich gegen dasselbe zu beweisen, durch die Art, wie sie desselben erwähnen, zumal, weil ihnen daran gelegen war, dem Werk sein Ansehen neben den andern neutestamentlichen Urkunden zu erhalten. Aber, warum wäre ihnen denn so sehr daran gelegen gewesen, als deswegen, weil sie so viele Zeugen der Vorzeit für seine Echtheit kannten. »Nicht umsonst, sagt Origenes, haben die Alten uns diesen Brief als ein Werk des Paulus überliefert.« Die Meinung des Clemens und alle Stellen aus Origenes, die der Verfasser von S. 7—10 anführt, beziehen sich mehr auf die Frage, in welcher Sprache der Brief ursprünglich geschrieben sey, zu welcher die vermeintliche Verschiedenheit der Schreibart dieses Briefes von den übrigen Pauliniſchen Veranlassung gab. Was Irenäus und Hippolytus betrifft, auf die sich der Verfasser S. 11 beruft, ist es wohl von ersterem wahr, daß er in den Büchern gegen die Irrlehrer die Anwendung unsers Briefes sehr vermied, und von dem zweyten, daß er ihn nicht angenommen hat; allein hieran war der Drang der Umstände Schuld, den die Montanistischen und Novatianischen Streitigkeiten herbeyführten. Beyde Sekten nämlich nahmen aus dem Briefe a. d. H. Kap. VI, 4, 5. einen Beweis für ihre Lehre von der Buße; obschon auch endlich sogar die Montanisten nachgaben, und den Brief nur für das annahmen, wofür man ihn gelten ließ. So bediente sich seiner Tertullian, in der vom Verfasser angeführten Stelle, in der er ihn aber doch dem Paulus an Ansehen und Werth an die Seite setzt. »Es kömmt noch dazu, fährt der Verfasser S. 11 fort, daß die abendländische Kirche in ältester Zeit einstimmig den Brief als nicht Pauliniſch zurückwies, und lange aus der Reihe ihrer canonischen Schriften ausschloß.« Dieß ist nicht zu läugnen, aber eben so gewiß ist es auch, daß der ganze Streit nur aus exegetischen Gründen, nur aus inneren Merkmalen geführt wurde. Nie hat man zuverläßige historische Zeugen, Gewährsmänner welche gegen Paulus sprachen, aufgeführt. Hieronymus hat dann, durch die Zeugnisse der Alten, von der Echtheit des Briefes selbst überzeugt, nicht durch einen Machtspruch, wie der Verfasser sagt, sondern durch seine Ueberlegenheit an Literatur und Belesenheit, seine Zeitgenossen, denen er die Ueberlieferung der Griechen und Orientaler vorhielt, eines Besseren belehrt. S. 12 geht der Verfasser nun auf die inneren Gründe über, aus denen erhellen soll, daß Paulus der Verfasser nicht sey.« An keiner einzigen Stelle, sagt er, offenbaret das Sendschreiben eine bestimmte Angabe des Verfassers; weder Paulus noch ein anderer wird namentlich erwähnt. Es fehlet selbst an der sonst gewöhnlichen Ueberschrift und Begrüßungsformel der neutestamentlichen Briefe. »Ohne sich durch

den Ausspruch des Verfassers, daß die heutige Kritik zu solchen Gründen nur lächeln könne, abschrecken zu lassen, antwortet Rec. doch, auf das Ansehen gelehrter Kritiker gestützt, die in den von alten Vätern angegebenen Gründen nichts zu belächeln fanden, daß Paulus auch mit den Christen, an die dieser Brief gerichtet war, in einem ganz anderen Verhältnisse stand, als mit andern Gemeinden. Die Judenchristen machten ihm den Vorwurf, daß er am Sturze des Judenthums arbeite; sein Name an der Spitze des Briefes wäre also keine Empfehlung gewesen, und würde die Gemüther, gleich beym ersten Anblicke des Briefes gegen das in selbem Gesagte eingenommen haben. Dieß hat schon Clemens der Alexandriner bemerkt. Euseb. H. E. VI, 14. Bis S. 15. folgt nun die Würdigung der historischen Angaben am Schlusse des Briefes. Kap. XIII, 22 u. f. Diesen, glaubt der Verfasser, könnte man im schlimmsten Falle fahren lassen, so daß das Ganze mit V. 21 ausginge. Es sey dem Unbefangenen kein zureichender Grund anzunehmen, daß nur Paulus der Schreibende seyn könne, weil hier des Timotheus, so wie in andern echten Briefen Pauli, gedacht ist; ein anderer christlicher Lehrer konnte in ähnlicher Verbindung mit Timotheus gestanden haben; es habe nicht nur einen Timotheus in der Welt gegeben. Aber, wer wird wohl beweisen wollen, daß der Verfasser, der hier eines Timotheus gedenket, Paulus seyn müßte, und kein anderer seyn könne; es frägt sich nur, ob es nicht viel wahrscheinlicher ist, der so Schreibende sey Paulus, von dem wir wissen, daß Timotheus sein Begleiter war, als ein anderer, von dem dieß nicht bekannt ist. Es kömmt in solchen kritischen Fragen immer nur auf überwiegende Wahrscheinlichkeit an, mit der sich bescheidene Kritiker begnügen. Nach der Meinung des Verfassers sollte es aus den Worten Kap. XIII., 23. γινωσκετε τον αδελφον Τιμοθεον απολελυμενον. μεθ' ου, εαν ταχιον ερχηται, οψομαι ὑμας wahrscheinlicher werden, daß nicht der Apostel Paulus geschrieben habe. Er übersetzt jene Worte so: »Ihr kennet den Bruder Timotheus, den frey gewordenen; mit diesem werde ich euch, so er bald eintrifft, sehen.« Unter τον αδελφον versteht er einen Mitchristen, christlichen Bruder, weil sich Paulus sonst wenn er von Timotheus redet, anderer Ausdrücke bedient; z. B. Τιμοθεος ὁ συνεργης μυ. — Τιμ. ος εστι τεκνον μυ αγαπητον και πιστον u. s. w. Das Wort γινωσκετε soll sich zu απολελυμενον nicht als Nebenumstandswort verhalten können, weil es sonst heißen müßte: γινωσκετε — απολελυσθαι oder οτι απολελυται ihr wisset daß Timotheus freygelassen ist. Doch, aus dem Umstande, daß hier bey dem Worte αδελφον kein dem Tim. von Paulus sonst beygelegtes Prädikat stehet, möchte schwerlich je-

der mit dem Verf. gleich folgern wollen, daß hier von einem anderen Timotheus die Rede sey; und was die Schwierigkeit mit dem απολελυμενον anbelangt, so geschieht es ja im Griechischen öfters, daß nach einem bestimmten Zeitworte, welches Erkennen, Empfinden bedeutet, das zweyte Zeitwort zierlich im Mittelworte statt des Infinitivs gebraucht wird.

Die Bedeutung: abgeschickt werden, verreisen, weggehen, verwirft der Verfasser, obschon das Wort Ap. G. XV, 30. XXVIII, 25., Matth. XIV, 23. XV, 39. in dieser Bedeutung vorkömmt, und Schleußner auch griechische Profanschriftsteller für sie anführt. Timotheus wäre also damals von Paulus zu gewissen Geschäften abgesandt gewesen, was das gleich folgende εαν ταχιον ερχεται beynahe gewiß macht. Dagegen eröffnet der Verfasser S. 15 eine neue Ansicht dieser Stelle. Timotheus soll aus seiner Gefangenschaft mit Paulus in Rom los und davon gekommen, und dann noch mit andern Freunden des Gefangenen (οι απο της Ιταλιας) nach Aegypten oder Alexandrien gekommen seyn, weil sie da gute Aufnahme hoffen konnten; nicht so in Jerusalem bey der Stimmung gegen Paulus den Apostel der Heiden. Dürfte man nun annehmen, fährt der Verfasser fort, daß das Sendschreiben Alexandrischen Ursprungs sey, so bekäme die Stelle auf einmal guten Sinn und Klarheit, nämlich: »ihr kennet Timotheus, der frey entlassen worden (nicht eben so alle übrigen in Rom, nicht Paulus), mit welchem ich, so er bald ankömmt (nämlich am Aufenthaltsort des Verfassers: wo er erwartet wurde, und noch nicht angekommen ist), euch sehen werde.« Οι απο της Ιταλιας soll gar nicht bedeuten können: »die in Italien befindlichen, sondern die aus Italien (hier angekommenen, befindlichen)« weil es dann heißen müßte οι εν τη Ιταλια; und es den Worten nach unmöglich seyn soll, daß einer, der in Italien selbst, etwa in Rom, den Brief geschrieben, die dortigen Christen durch οι απο της Ιταλιας bezeichnet habe. Welche Mühe sich der Verfasser gibt, dieses απο für seine Lieblingsmeinung zu benützen, da es doch in Schleußners Lexicon durch viele Beyspiele erwiesen ist, daß απο nicht allein von, aus, sondern auch in bedeuten kann; der Sinn der Stelle ist also: es grüßen euch die Christen, die sich in Italien befinden. Dann ist es ja auch wahrscheinlich, daß der Verfasser des Briefes die Einigen aus Italien hier Angekommenen namentlich angeführt hätte, weil sonst dieser Gruß von einzelnen Unbekannten die Empfänger des Briefes gar nicht hätte interessiren können. Uebrigens findet es der Verfasser gar nicht nöthig, den Schluß des Briefes V. 22—25. für einen jüngeren Zusatz zu erklären, weil es an anderweitigen hinreichenden Zeugnissen gegen die Abfassung

des Werkes durch Paulus ohnehin nicht fehlet. Doch fragt er gleich darauf: »Wäre es etwa unwahrscheinlich, daß die Freunde und Vertheidiger des Sendschreibens schon in ältester Zeit, einen solchen Zusatz, wodurch es Anstrich und Ansehen echt Paulinischer Schriften zu bekommen scheinen könnte, möchten gemacht haben?« Nachdem der Verfasser S. 21 noch einiges, was schon oben berührt wurde, von dem Anfange des Briefes, und von andern Schwierigkeiten gesagt hat, die ihm erheblich scheinen, es aber wirklich nicht sind, kömmt er S. 22 zum Resultate, daß zur genauen Betrachtung der innerlichen Beschaffenheit des Briefes vorgeschritten werden müsse, da es an bestimmten Angaben über das Verhältniß seines Ursprungs fehlt; daß gesehen werden müsse, ob sich aus der Vergleichung mit den unbezweifelten Paulinischen Schriften in Ansehung der dargestellten Sachen, der Sprache und Manier dieser Schrift Gleichheiten oder Abweichungen offenbaren; daß endlich untersucht werden müsse, ob sich nicht eine oder die andere Stelle vorfinde, welche der Apostel Paulus unmöglich geschrieben haben könne, oder nothwendig geschrieben haben müsse. Da nun Hr. Dr. Mayer die nämlichen Punkte untersucht hat, um zu beweisen, daß Paulus der Verfasser sey, so beschränkt sich der Verf. um diese Behauptung zu widerlegen, bloß auf seine Schrift, ohne auf die früheren Arbeiten Rücksicht zu nehmen.

In der Auseinandersetzung der Schwierigkeiten, denen Untersuchungen über Echtheit oder Unechtheit einer Schrift, besonders bey den Büchern des N. T. ausgesetzt sind, kömmt der Verf. auch auf kritisches Gefühl zu sprechen, oder, wie er es S. 25 definirt, auf jenen feinen Tact, mittelst dessen geübte Kritiker das Unechte von dem Echten, aus mehr gefühlten als deutlich auszusprechenden Gründen zu unterscheiden vermögen. Er erkläret sich dahin, daß er seine Existenz keineswegs läugne; aber auch nicht glaube, daß auf jeden Ausspruch kritischer Ausgelassenheit und scharfsinnigen Muthwillens, der sich auf ein dunkles Gefühl beruft, geachtet werden sollte. Wenn sich der Verf. recht lebhaft bewußt war, daß er sich keiner jener kritischen Sünden schuldig machen wolle, wie er es gewesen zu seyn scheint, so hätte er solche Stellen füglich weglassen können, wie z. B. jene S. 24 ist: »Bisweilen sind die Zeichen, an denen das Echte oder Unechte zu erkennen ist, so zart und fein, ja beynahe unaussprechlich und unbeschreiblich, daß man sich gar nicht wundern sollte, wenn schwerhörige, im hergebrachten Urtheil befangene, der Fähigkeit zu lebendiger Auffassung mit offenem Sinn ermangelnde Leser und Beurtheiler widerstreben, die vorgeführten Gründe kaum begreiflich, die Kraft derselben kaum fühlbar, sich selbst ganz und gar nicht überzeugt fin-

den.« Solche Aeußerungen gehören doch gewiß am allerwenigsten in Untersuchungen wie die gegenwärtige. Soll der Leser durch sie vielleicht abgeschreckt werden, nach Durchlesung seiner Gründe noch anderer Meinung seyn zu wollen, um nicht in jene Kategorien zu kommen? Da müßte sich der Verf. doch sehr schwache Leser gedacht haben, auf deren Ueberzeugung er wirklich nicht stolz seyn dürfte. Ueberhaupt soll aus Werken so ernsten Inhaltes, wie das gegenwärtige, alles Tiradenmäßige sorgfältig entfernt gehalten werden.

S. 26 schreitet der Verf. zur Widerlegung der innern Gründe, aus welchen H. Dr. Mayer dem Apostel Paulus unsern Brief zueignen will. Er widerspricht seiner Behauptung nicht, daß der Stoff und die Hauptideen dieses Briefes die größte Aehnlichkeit mit den individuellen Pauliniſchen Vorstellungen und Ansichten darbieten, und daß diese Aehnlichkeit noch größer sey in der Form und Methode, wie diese Ideen dargestellt sind; aber diese Aehnlichkeit genügt ihm nicht, weil sie sich auch zwischen den christlichen Schriftstellern der ältesten Zeit überhaupt findet. »Nichts,« sagt er, »was im allgemeinen christlich oder neutestamentisch zu nennen wäre, kann da in Betracht kommen; einzig und allein diejenigen Stellen und ihr Inhalt, wo die Besonderheit und Eigenthümlichkeit des Verfassers deutlich und entscheidend hervortritt.« Doch, diese meint ja wohl H. Dr. Mayer, wenn er von individuellen Pauliniſchen Vorstellungen und Ansichten spricht. Wenn H. Dr. Mayer in Ansehung der Hauptideen des Briefes an die Hebr. auf den großen Vorzug des Christenthums vor dem Judenthume, auf das Mangelhafte der jüdischen Satzungen, auf Christi Opfertod als Versicherungsmittel unserer Begnadigung, auf das Vertrauen zu Gott und Christus und zu der Verheißung einer ewigen Beglückung aufmerksam macht: so kann dieß nach der Meinung des Verf. nichts nützen, weil alle diese Vorstellungen allgemeine Ideen des N. T., und folglich weder dem Verfasser des Sendschreibens noch dem Apostel Paulus characteristisch sind, und sollten sie es auch seyn, so wären sie gewiß auch auf seine Freunde und Schüler übergegangen, so daß auch ein solcher den Brief hätte abfassen können. Den verglichenen Stellen, die Hr. Dr. Mayer zum Beweise seiner Behauptung anführt, setzt der Verf. nun andere entgegen, die für seine Behauptung, daß jene Ideen und Ausdrücke dem Paulus nicht allein eigen, sondern auch in andern neutestamentlichen Schriftstellern zu finden sind, zeugen sollen. Aber jene Stellen, die der Verf. entgegensetzt, kommen mit den Pauliniſchen nicht einmal alle dem Gedanken nach ganz überein; da sie doch auch dem Ausdrucke nach übereinkommen sollen, um zu beweisen, daß sie nicht bloß dem Paulus eigen sind. Oft

auch ist es in den vom Verf. entgegengesetzten Stellen der Fall, daß der heilige Schriftsteller den göttlichen Lehrmeister selbst redend einführt; ein solcher Gedanke, wenn er mit einer Paulinischen Idee auch die größte Aehnlichkeit hat, kann gegen Paulus nichts beweisen. Dann, zugegeben, daß diese Stellen wirklich mit den Paulinischen übereinkommen: ist es nicht hochst wahrscheinlich, daß die andern heil. Schriftsteller was der Verf. selbst zugibt, theils durch persönlichen Umgang mit Paulus, theils dadurch, daß sie den Inhalt seiner Briefe entweder gelesen oder erzählen gehört haben, sich mit seinen Ideen vertraut gemacht, und sie in ihren Schriften benützt haben; wozu sie desto geneigter seyn konnten, da sie seine Ueberlegenheit an gelehrter Bildung gewiß fühlten und anerkannten. Der Zeit nach, war dieß gar wohl möglich, da die Paulinischen Schriften, und selbst der Brief an die Heb. der Entstehung nach entweder älter, oder doch so ziemlich gleichzeitig mit den übrigen neutestamentlichen Schriften waren; so daß jene Ideen und Ausdrücke, wenn sie auch anderswo wirklich vorkämen, noch immer das ausschließende Eigenthum des Paulus blieben. Hr. Dr. Mayer beruft sich auf die Aehnlichkeit in der Form und Methode des Briefes an die Hebräer mit den andern Briefen des Apostels, und behauptet, diese Aehnlichkeit werde bemerkt theils im Allgemeinen, theils im Besondern. Im Allgemeinen, sofern bey Paulus wie beym Verfasser des Briefes an die Hebräer ein theoretischer und praktischer Theil zu unterscheiden sey; im Besondern sowohl in dem von beyden Seiten oft gebrauchten Argumente κατ' ανθρωπον, als im Gebrauche der Citate des A. T., und in der Methode, über das A. T. zu allegorisiren. Der Verf. erwiedert dagegen, daß es mit der Theilung in einen theoretischen und praktischen Theil, die der Verfasser des Briefes schwerlich beabsichtiget, nicht viel zu sagen hat. »Was weiß das N. T.«, fährt er fort, »von dem Unterschiede moderner Wissenschaften zwischen Theorie und Praxis?« Aber Hr. Dr. Mayer will ja auch nicht behaupten, daß im Br. a. d. H. jene Eintheilung so genau zu finden sey, wie in einem unsrigen systematischen Lehrbuche; seine Behauptung geht dahin, daß logische Ordnung und systematische Zusammenstellung der abzuhandelnden Materien in Vergleich mit den andern neutestamentlichen Schriftstellern eine Eigenheit des Apostels ist; eine Behauptung für deren Richtigkeit das Zeugniß so vieler älterer gelehrter und scharfsinniger Bibelforscher und Kritiker spricht. Dem Beweise aus den Argumenten κατ' ανθρωπον, aus den Citaten aus dem A. T. und der Methode über das A. T. zu allegorisiren, begegnet der Verf. wieder damit, daß dieß alles in den andern Schriften des N. T. eben so sey; dagegen läßt sich aber auch wieder anführen, daß beynahe in allen Stellen, die er aus andern Büchern anführt,

Jesus selbst redend eingeführt wird. Der Verf. zieht endlich aus seinen Erörterungen über die Nebeneinanderstellung und Vergleichung das Resultat, »daß sie kaum so viel glaublich macht, daß irgend ein Geistesverwandter des Apostels, oder Schüler oder sonst in seinen engen Kreis irgend wie Gehöriger das zweifelhafte Schreiben hervorgebracht haben könne, aber keineswegs, daß Paulus selbst dessen Urheber seyn müsse.« Hr. Dr. Mayer wird es sich wohl, wie Rec. glaubt, eben so wenig zum Zwecke gemacht haben, beweisen zu wollen, daß der Brief von Paulus seyn müsse, als der Verf. sich von der Möglichkeit soll überreden wollen, beweisen zu können, daß der Brief von keinem andern als einem Alexandriner seyn könne.

S. 52 beginnt nun der Verf. die Aufstellung der Gründe, aus denen erhellen soll, daß Paulus nicht Verfasser des Br. a. d. H. seyn kann. Der Gründe, welche ihm die ἅπαξ λεγομενα und ἅπαξ λογιζομενα darböten, begibt er sich, weil, wie er selbst bemerkt, nicht vorausgesetzt werden kann, daß ein Schriftsteller seine sämmtlichen Ideen und gewählten Redensarten nothwendig mehrmals, oder in allen seinen Schriften mehrmals brauchen müsse, und sie nicht auch blos an einer einzigen Stelle brauchen konnte. Er gibt dann weiter zu, daß, wenn ausdrückliche Zeugnisse, einstimmige Ueberlieferung und innere Gründe eine Schrift einem gewissen Verfasser zueignen, diese zuerst bestritten und widerlegt werden müssen. Dies sey aber bey unserem Briefe nicht nöthig, weil er durch den Angriff nicht aus seiner alten anerkannten Stelle verdrängt wird, da er sich einer solchen nie freute. Das Zeugniß also des Pantänus, Presbyters der Alexandrinischen Kirche um die Mitte des zweyten Jahrhunderts, des Clemens des Alexandriners aus dem zweyten Jahrhundert, des Origenes aus dem dritten Jahrhundert, des Eusebius, Chrysostomus, nichts von den lateinischen Vätern zu sagen, war nicht im Stande, unserem Briefe seine Stelle anzuweisen? — Es scheint dann dem Verf. S. 58 »unbegreiflich, und schier unmöglich, daß, wenn der Apostel dasselbe hatte ausgehen lassen, das früheste christliche Alterthum in der Maaße (?) zweifelhaft darüber hätte seyn, und dieses Buch so spät und schwer zu einiger doch nie allgemeiner Anerkenntniß hätte gelangen sollen.« Das Zweifelhaftseyn, von dem der Verf. hier redet, kann man nur von der lateinischen Kirche gelten lassen, und auch da nicht von Hieronymus und Augustin; übrigens war von der eigentlichen Ursache desselben schon oben die Rede.

Auffallend und fast seltsam kommt es vor, sagt der Verf. weiters, daß ein christlicher Apostel, zumal Paulus an einen solchen Kreis von Lesern, die wie eine besondere Gattung Chri-

sten erscheinen, das Schreiben ausschließungsweise gerichtet haben soll, der blos sie allein berücksichtigend, eine Scheidung zwischen judaisirend christlichem Wesen einerseits, und, wenn so gesagt werden darf, ethnisirendem, universalem Christenthum, wie es gerade in dem rechten Paulus am klarsten heraustritt, anderseits gesetzt hätte, wie doch in keinem Buche des N. T., am wenigsten in einem Sendschreiben, irgend geschehen noch zu finden ist. — Wenn es gewiß ist, was auch der Verf. zugibt, daß die Schriftsteller des N. T. in ihren Schriften auf individuelle und temporäre Zweckmäßigkeit bedacht waren, und wenn dieß besonders von Paulus zu erwarten ist: so begreift Rec. nicht, wie es dem Verf. so auffallend seyn kann, daß der Apostel in diesem Briefe gleichsam eine Scheidung zwischen judaisirendem und Heidenchristen hume gesetzt hatte. Der Kreis von Lesern, an die der Brief gerichtet war, muß ganz natürlich als eine besondere Gattung Christen erscheinen, weil die Judenchristen zu Jerusalem und in Palästina zur Zeit des Apostels auch wirklich eine besondere, von den Heidenchristen auffallend verschiedene Gattung bildeten.

Um es klar zu machen, was mit dem obengesagten gemeint sey, findet es der Verf. nöthig von den Lesern, von den sogenannten Hebräern hier zu reden und durch kurzen Ueberblick des Inhalts dieses Schreibens das Wesen und die Tendenz des Verfassers vor Augen zu legen. Es scheint ihm leichter zu seyn, festzustellen, wer jene genannten Hebräer nicht seyn konnten, als wer sie gewesen. Für gewiß nimmt er an, daß sie nicht eigentliche Juden, sondern Judenchristen gewesen sind; hiermit sey es aber noch nicht ausgemacht, wie und wo und wann man sich jene jüdischen Leser zu denken habe, ob als Ganzes, als eine bestimmte Gesellschaft an einem gewissen Orte, in einer Stadt, einer Provinz, oder als Ganzes der Christenheit, wie weit diese aus vormaligen Juden bestand, aber zerstreut in der ganzen Welt. Letzteres scheint ihm nicht wahrscheinlich. Die Meinung, daß der Brief an die bekehrten Juden in Palästina gegangen sey, hat dem Verf. deswegen viele Schwierigkeiten, weil es Stellen gibt, woraus erhellet, daß auf der einen Seite Leser und Verfasser des Briefes weder Christum selbst lehren gehört, noch sein Erdenleben gesehen haben; auf der andern Seite, daß schon vor Zerstörung Jerusalems das Werk verfaßt war, wo doch nicht das ganze Geschlecht derjenigen ausgestorben seyn konnte, die Christum hätten hören können. Die Vermuthung des Verf. daß die Leser und der Verfasser des Briefes weder Christum selbst lehren gehört, noch sein Erdenleben gesehen haben, gründet sich auf Kap. II. 3. in welchem, wie er schon vorher in der Note S. 56 behauptet, Gott gerade zu diesen Lesern und zu diesem Briefsteller durch den Sohn

nicht geredet habe. Nichts davon zu sagen, daß die Auslegung dieser Stelle, und was über die Bedeutung des Wortes λαλειν gesagt wird, sehr gesucht ist, setzen wir jener Stelle Kap. XIII, 7. entgegen, wo die Leser ermahnet werden, sich des musterhaften Hintritts ihrer Lehrer und Führer zu erinnern, den sie nur in Palästina und zwar zu Jerusalem sehen konnten, wo Stephanus gesteinigt, Jakob der ältere enthauptet, und auch Jakob der jüngere gesteiniget wurden. Wollte man die Judenchristen zu Jerusalem als Leser des Briefes annehmen, so bleiben nach der Meinung des Verf. alle kurz vorher erwähnten Schwierigkeiten, und die Annahme erscheint ihm wieder desto unzuläßiger, sobald man den Paulus zum Verfasser machen will. Er fragt, zu welcher Zeit es zwischen Paulus und den Judenchristen zu Jerusalem ein solches Verhältniß gegeben habe, aus welchem dieses Sendschreiben hätte hervorgehen können; so daß er sagen konnte: »ινα ταχιον αποκαταστα υμιν.« Kap. XIII. 19 und 23. »mit Timotheus — will ich euch besuchen;« da er ihnen niemals auf engere Weise angehörig gewesen war, vielmehr eben hier von jeher verdächtig, gehaßt, angefeindet, verfolgt, und endlich als Freund der Heiden und Feind der Juden, gerade hier, mit genauer Noth sein Leben aus dem Tumult errettend, gefangen gesetzt wurde. Ferner soll sich in dem Leben des Apostels kein Zeitpunkt oder Standort auffinden lassen, von welchem aus er ein solches Schreiben an die Christen zu Jerusalem hätte richten sollen. Rec. sieht nicht ein, welch anderes Verhältniß der Verf. fordert, als jenes war, in welchem Paulus zu den Judenchristen in Palästina wirklich stand. Er war Apostel, wurde auf eine außerordentliche und wunderbare Weise, die ihn als einen gelehrten Juden gerade den Judenchristen besonders interessant machen mußte, zu seinem Amte berufen; und wenn ihn gleich seine Bestimmung unter die Heiden führte, so hörte er deswegen keineswegs auf auch Lehrer und Apostel der Judenchristen in Palästina und besonders in Jerusalem zu seyn. Aller Augen waren auf ihn gerichtet. Selbst aus der größten Entfernung wußte man Nachrichten von seinem Betragen gegen die Heiden, von seiner Art sie zu belehren, einzuziehen. Der Ruf hatte ihn als einen Neuerer und Gegner von Mose geschildert. Indessen wurde aber auch in Palästina die Gefahr des Abfalles der Juden vom Christenthum der Verfolgungen und Bedrückungen wegen mit jedem Tage größer; und gerade in dieser verhängnißvollen Zeit kam Paulus von seinen Reisen nach Palästina. Den schon abgefallenen Juden war er seines Rufes wegen verhaßt, den noch standhaften aber auch schon wankenden Judenchristen verdächtig. Sein Erscheinen in Jerusalem reizte die Gemüther noch mehr gegen

ihn auf, und da in jener Zeit Aufstände der Juden ohnehin an der Tagesordnung waren, brach auch bald gegen ihn einer aus. Er wäre das Opfer geworden, hätten ihn nicht die Römer gerettet, von denen er auch auf sein Verlangen, in Rom gerichtet zu werden, dahin abgeschickt wurde. Wie niederschlagend für Paulus mußte nun, während seiner Gefangenschaft, der Gedanke seyn, daß nun am baldigen Verfalle des Christenthums in Palästina kaum mehr zu zweifeln sey? War es nicht natürlich, daß er seine Befreyung gleich dazu benützte, durch ein Sendschreiben sich der bedrängten Gemeinde wieder zu nähern, die Schwankenden in Palästina wieder zu stärken, die Treugebliebenen aufzurichten. Konnte er nun nicht um so mehr einen günstigen Erfolg seines Versuches hoffen, da er voraussehen konnte, daß durch die erlittenen Mißhandlungen und seine Gefangenschaft die gegen ihn aufgebrachten Gemüther einigermaßen besänftiget und für seine Belehrungen empfänglicher seyn werden? Er war ja durch seine Freyspreschung in den Augen seiner Feinde gerechtfertiget, konnte ihnen nun nicht mehr als Verächter der väterlichen Gesetze erscheinen. Er mußte aber auch mit aller Vorsicht zu Werke gehen, um auf der einen Seite der Wahrheit und seiner Ueberzeugung nichts zu vergeben, auf der andern aber nicht wieder den alten Verdacht gegen sich zu erregen; so entstand dies Sendschreiben, das in Vergleich mit den andern Paulinischen an Ideen, Sprache und Schreibart so viel Eigenthümliches hat und haben muß, und welches er noch in Italien schrieb, als er zu Rom entlassen war. Dies scheint nun Recn. das Verhältniß des Paulus zu den Lesern dieses Sendschreibens, den Zeitpunkt und Standort deutlich und ungezwungen zu bestimmen, welche aufzufinden dem Verf. so schwer dünken. Da es nach seiner Meinung wohl nie wird entschieden werden können, welchen bestimmten Kreis von Lesern sich der unbekannte Verfasser dachte, so hält er S. 66 dafür, daß dieses ohne Nachtheil für seine Untersuchung dahin gestellt bleiben könne, da die Frage über die Empfänger mit vorliegender Betrachtung nicht zusammenhängt; doch aber will er mittheilen, was ihm bey wiederholter Lesung wahrscheinlich geworden. Er äußert sich hierüber S. 67 so: »Durchweg hat es den Anschein, als ob diese Hebräer zu einer abgeschlossenen Gesellschaft einer besondern Gattung Christen gehört hätten, welche sich als höher wie die andern gemeinen Bekenner der Lehre Jesu gestellt, als Erleuchtete, Auserwählte, mit dem Himmlischen unmittelbar in Verbindung Stehende, vom ewigen Geiste Beseelte ansah, und das gemeine Irdische, diesem Leben Angehörige verachtete; eine Art frommer ihr ganzes Gemüth und Streben dem Ueberirdischen, zu welchem sie einst wirklich einzugehen die Hoffnung hatten, zuwendender

Mystiker; die das A. T. hoch hielten, und in seinen Aussprüchen bestimmte Erklärung über ihre Glaubens- und Pflichtverhältnisse, so wie in Betreff des Geschichtlichen buchstäbliche Voraussagungen anerkannten; die Christum als ihren rechten Hohenpriester im eigentlichen Sinn ansahen, der sie geweihet, geheiliget, als dessen Bruder sie sich betrachten dürften, wie sich untereinander selbst; (Kap. II.) bey denen wenig Werth gelegt wurde auf historische Belehrung, desto mehr auf die göttliche Erleuchtung, die Gnade, und die hohere Ansicht der Dinge überhaupt, auf festen Glauben an die Verheißung Gottes, so wie auf Enthaltsamkeit, Entsagung, und die Tugenden der Menschenliebe. Mag man sie nun als in manchen Hinsichten verwandt den Essäern, ähnlich den Therapeuten denken, oder wie man sonst will, immer wird bald in die Augen fallen, daß nicht wenig Stellen des Sendschreibens durch diese Voraussetzung erst einen passenden Sinn und leichte natürliche Beziehungen erhalten, einige die Annahme offenbar bestätigen, wo nicht dringend fordern; überall aber derselben nichts im Wege steht« Höchst bedeutend ist ihm für diese seine Ansicht der Schluß des V. und der Anfang des VI. Kap, weil hier ein Unterschied gesetzt werde zwischen den Elementen der anfänglichen Lehre des Christenthums einerseits und der höheren Einsicht der vollkommenen anderseits. Auch die Stellen K. I, 10, 14. IV, 10. IX, 15. X, 10, 14, 22, 23, 26, 32. XII, 11. sollen verglichen werden. So führt der Verf. auch an Kap. I, 14. III, 1. V, 9. VI, 9. VII, 7, 19, 22. VIII, 2. IX, 11, 12, 14, 15, 24, 28. X, 1, 22, 34. XI, 16, 35, 40. XII, 24. XIII, 20. wo das Höhere, Göttliche, wornach sie streben, das Herrliche, Ewige, worauf sie hoffen sollen, durch σωτηρια, τα επουρανια, τα κρειττονα etc. bedeutet wird. — Das Gelangen zur Vollendung (τελος) heißt τελειωσις, τελειουσθαι Kap. II, 10. V, 9. VI, 11. u. s. w. Die Vorsteher dieser Gesellschaft heißen dem Verf. hier mit einem ganz eigenthümlichen in den andern Büchern des N. T. nie in der Art gebrauchten Namen ἡγουμενοι. (Hat dies Wort Luc. XXII, 26. nicht die nämliche Bedeutung?) Sie sollten also noch ein anderes Geschäft vorzugsweise zu betreiben gehabt haben, als die Apostel, Episcopen, Presbyter u. s. w. Auch noch andere Anforderungen unsers Briefstellers sollen die angenommene Meinung des Verf. bestätigen: sie sollen nämlich auf den himmlischen Ruf, dessen sie theilhaftig geworden, achten, an ihrem Bekenntniß, daß Christus Bote Gottes und Hoherpriester sey, festhalten u. s. f. Die eigenrliche Belehrung scheint dem Verf. überhaupt als etwas Geringeres, nur für Anfänger Gehöriges vom Verfasser hintangesetzt zu werden, und sein Schreiben ist ihm nur λογος της παρακλησεως. Es ist sehr begreiflich, daß der Verf., von seiner Lieblingsmeinung geleitet, vieles in dem Inhalte dieses

Briefes anders sieht oder sehen zu müssen glaubt, als seine Vorgänger: indessen läßt sich das meiste, was er hier zur Erhärtung seiner Meinung von den Empfängern gesagt hat, auch wohl mit unseren Ansichten vereinigen; beynahe alles paßt auch auf die Judenchristen in Palästina, und auf die ganz eigene Lage, in der sie sich befanden. Rec. findet durchaus nichts, was eine abgeschlossene Gesellschaft einer besondern Gattung Christen anzunehmen zwänge im Sinne des Hrn. Vs.; denn daß diese Palästinensischen Judenchristen, in den Verhältnissen, unter welchen der Brief an sie gerichtet wurde, in Vergleich mit andern, besonders den Heidenchristen gleichsam eine besondere Gattung bildeten, liegt in der Natur der Sache, und läßt sich nicht in Abrede stellen. Von Seite 74 — 117 bemüht sich der Verf. darzuthun, daß auch der Inhalt des Briefes viel Eigenthümlichkeit und von des Paulus Ansichten Abweichendes zeiget. Beydes läßt sich nicht widersprechen; aber alles, was hierüber mit viel Umsicht und Scharfsinn gesagt wird, kann doch nicht Viele, wenn sie auch noch so frey von vorgefaßten Meinungen sind, überzeugen, daß Paulus der Verfasser nicht seyn könne. »Der Autor dieses Briefes,« sagt der Verf., »steht mitten im Judenthume, und will auch nicht davon lassen.« Ganz richtig; nur daß wir sagen würden: er will scheinen mitten im Judenthume zu stehen, und nicht davon lassen zu wollen. Und konnte Paulus in seiner damaligen Lage wohl anders, wenn er seinen Zweck erreichen wollte? Schon oben wurde dieser Gegenstand berührt, und es läßt sich hierüber wohl nichts vortrefflicheres sagen, als was Hug in seiner Einleit. in die Schriften des N. T. III. Thl. S. 333 hierüber sagt. Nachdem er gezeigt, wie Paulus nach seiner Befreyung zu dem Entschlusse kommen mußte, seine alte Wirksamkeit wieder anzunehmen, und den Versuch zu machen, die Schwankenden in Palästina zu bestärken, die Treugebliebenen zu ermuntern, und wo es möglich wäre, die Abgefallenen wieder zurückzurufen, fährt er fort: »Es war eine äußerst schwere Aufgabe, die er übernommen hatte. Noch nicht lange gerechtfertiget, konnte er die alten Klagen gegen sich wieder rege machen, wenn er mit rascher Offenheit, wie er es gewohnt war, die Unbrauchbarkeit der alten Religion behauptete; und dann war bey der damaligen Stimmung seiner Leser zu besorgen, daß er sich für immer ihre Abneigung zuziehe, und selbst den Schritt beschleunige, den er verhüten wollte. Was er ihnen aber nachgab, das vergab er der Wahrheit, und seinen Grundsätzen und dem Gewissen. Paulus wußte beydes zu vereinigen; er wich nicht einen Augenblick von seinen Ueberzeugungen und seiner alten Lehre, und gestand ihnen dennoch alles zu, was sie forderten. Sie mochten Opfer und Versöhnungstage, Schlachtal-

täre und Hoheprieſter verlangen, ſo unterſuchte er die Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen ſo wenig, daß er in alles zu willigen ſchien; aber auf der andern Seite zeigte er durch glückliche Wendungen, daß ſie dieſes alles in der Religion der Chriſten ſchon beſitzen, daß das Chriſtenthum nichts als der erhabenſte Judaismus ſey, neben welchem das rohere Judenthum vergangener Zeiten völlig verſchwinden müſſe. Und in der That verſchwand es ganz und gar, während dem er erwies, daß alles Vortreffliche deſſelben im hochſten Grade und im reinſten Sinne im Chriſtianismus vorhanden ſey. So mochten ſie ſich völlige Juden in der Schule Jeſu denken, bis ſie die Religion Jeſu im Geiſte und in der Wahrheit begriffen hatten — und dann erſt ſehen ſie zu ihrem Erſtaunen ein, daß ſie keine Juden mehr ſind, und daß ſie es nimmer waren; und da er jeder ſinnlichen Forderung eine geiſtige Idee ſubſtituirt hatte, ſo waren ſie Anbeter im Geiſte, was ſie ſelbſt nicht wußten.« Dieſe Anſicht des Hrn. Prof. Hug, die hier mit eben ſo viel Scharfſinn als Ungezwungenheit entwickelt iſt, macht es leicht auf alle folgenden Momente, aus welchen der Verf. die Eigenthümlichkeit und das Abweichen dieſes Briefes von den ſonſtigen Pauliniſchen Anſichten zu deduciren ſucht, die paſſende und genügendſte Antwort zu finden. Nichts weiß der Verfaſſer des Briefes, ſagt er nämlich weiter, von Rettung der Heiden, ſein Meſſias iſt ganz jüdiſch, er iſt Bote Gottes an das Volk um die Verheißung ſicher zu ſtellen, er iſt Hoherprieſter des Volkes, um in dem himmliſchen Heiligthum immerwährend den Verſöhnungsdienſt zu verwalten. Die Beweggründe, wodurch der Verfaſſer ſeine Ermahnungen und Ermunterungen, welche Hauptzweck des Schreibens ſind, zu ſtützen ſucht, ſind die Hoheit des Meſſias, die Gefahr beym Rückfall, das unvermeidliche Verderben. Eine beſondere Eigenthümlichkeit dieſes Briefes ſoll auch die Idee von dem Ende der irdiſchen Dinge ausmachen, das hier als nahe bevorſtehend angenommen wird, da der Verfaſſer ſeine Lebenszeit εσχατον των ημερων τουτων K. I. 1. nennet; von dieſem nahen Ende ſeyen auch zu verſtehen συντελεια των αιωνων, K. IX, 26. καιρος διορθωσεως IX, 10. — βλεπετε εγγιζουσαν την ημεραν X, 25. V. 31. ετι γαρ μικρον ποσον οσον ὁ ερχομενος ηξει και ου χρονιει u. a. m. Die Gedankenreihe iſt nach der Meinung des Verf. folgende: Mit dem Eintritte dieſes Zeitpunktes gehe die Geſammtheit alles Irdiſchen zu Grunde; dieſem Vergänglichen aber werde das Bleibende, Unvergängliche, Himmliſche entgegengeſetzt τα επουρανια, αιωνια u. ſ. w. wo Gott thronet, wohin Chriſtus gegangen, wohin auch die Frommen zur Belohnung ihrer Zuverſicht und Ausdauer über die große Umwälzung hinweg gerettet werden; hingegen die Unheiligen, im Weltlichen Befan-

genen scheint der Verfasser zu ihrer Bestrafung in und mit dem Irdischen bey der allgemeinen Weltzerstörung also durch das Feuer untergehen zu lassen. Hieraus, sagt der Verf., muß sehr begreiflich scheinen, daß der Verfasser des Br. nichts erwähnet: von Christi Gerichtshaltung; nichts von der Gehenna, dem Satan (ausgenommen Kap. III, 14. II, 14, 15.), nichts von Auferweckung und Umwandlung der Körper. Daß er an Wiederaufrichtung und Fortdauer des Leibes nicht geglaubt habe, soll aus einigen Stellen ziemlich sicher hervorgehen; z. B. aus Kap. XII, 23. XIII, 3. XI, 35 u. s. w. Noch merkwürdiger, sagt der Verf. weiter, muß dem Aufmerksamen scheinen, daß von Christi Auferstehung als einer Thatsache, und wie sich demnach selbst versteht, auch nichts von der Himmelfahrt, auf welche die übrigen Verfasser des N. T. das höchste Gewicht legen, im Briefe an die Hebräer nirgends die Rede ist. Jedesmal ist da nur seines Todes, mittelst dessen er eingegangen sey in das Heiligthum, und demnächst seines Sitzens zur Rechten der göttlichen Majestät gedacht. Die einzige Stelle Kap. XIII, 20. könnte dieser Behauptung entgegen zu stehen scheinen. Von Christus sey hier unläugbar die Rede; aber, frägt der Verf., auch von der Thatsache der eigentlichen Auferstehung, wie sie die andern neutestamentlichen Schriftsteller, besonders Paulus schildern? — Wer sieht nicht, daß hier alles auf den individuellen Ansichten des Verf. und willkürlichem Auslegen beruht? Wie sehr er es sich zum Gesetze gemacht, durchaus in unserm Briefe anders zu sehen als seine Vorgänger, zeigt seine Aeußerung oben S. 91, wo er von den Stellen spricht, die nach ihm vom nahe bevorstehenden Ende der irdischen Dinge zeugen sollen: »Für die entstellenden sprachwidrigen Deutungen solcher Stellen im Stoor's und anderer Ausleger Werken, wird, wer frey von vorgefaßter Meinung, schwerlich etwas geben. Widerlegung bedürfen sie kaum.« Von S. 100 — 117 macht der Verf. auf die entgegengesetzten Ansichten aus Pauli Briefen aufmerksam. Paulus nämlich erscheint überall als der Heiden-Apostel und als Gegner des Judaismus, nirgends stellt er Christum als Opferpriester dar; seine Idee vom Glauben an Christum (πιστις) ist dem Briefe an die Hebräer fremd, ja entgegengesetzt; eben so die Vorstellung von Gottes Reich und Reich des Satans; von der Körper Auferstehung u. s. w. Wir haben uns über die Ursachen der Verschiedenheit der Ansichten dieses Briefes, von den sonstigen Paulinischen Ansichten schon erkläret, und eine Beantwortung jedes der hier dargestellten Punkte, würde nur eine Wiederholung des schon Gesagten seyn. Wir theilen mit dem Verfasser gewiß die würdige Vorstellung von dem tüchtigsten und bedeutendsten christlichen Lehrer der Völker, wie er Paulus heißt, fürch-

ten aber keineswegs uns an ihm zu versündigen, wenn wir ihn solch einer Anbequemung fähig und geneigt halten, wie wir sie uns denken.

Die Grundidee von πιστις, πιστευειν u. a. sagt der Verfasser, womit er, auch ohne weiteren Zusatz, immer auf Christum Bezug nimmt, ist in einem umfassenden Sinn: christliche Tüchtigkeit, wiefern sie ein Inneres, eine Gemüthsbeschaffenheit eine Gesinnung ist; dem Verfasser des Briefes an die Hebräer aber, soll die Bedeutung des Wortes durchaus fremd seyn, bey ihm soll es eine Beziehung auf die christliche Stiftung haben; desgleichen nicht auf etwas Gegenwärtiges, sondern auf etwas Entferntes, Zukünftiges gehen. Diesen Begriff stelle der Verfasser Kap. XI, 1. selbst auf. Es ist nicht zu bestreiten, daß Paulus sonst von πιστις als einem Inneren, einer Gemüthsbeschaffenheit, also etwas Subjectivem redet; in jener Stelle aber spricht er von πιστις objectiv genommen, als Grundlage dessen was man hoffet, als einem Inbegriff (ελεγχος) von Dingen die nicht zu sehen sind. Der Zweck des Apostels ist nämlich die Judenchristen, welche von den Juden so viele Verfolgungen auszustehen hatten, aufzumuntern, daß sie sich deßwegen vom Christenthume nicht sollten abschrecken lassen, weil den Christen nicht schon in diesem, sondern im andern Leben Glückseligkeit verheißen sey. Der Glaube, sagt er, ist der Inbegriff von Dingen, die wohl gehoffet, aber noch nicht besessen werden. Daß, wie der Verfasser S. 112 bemerkt, im Briefe an die Hebräer alles mehr in unmittelbares Verhältniß zu Gott, als zu Christus gestellt wird, daß hier immer von πιστις επι θεον, πιστευειν θεω geredet wird, kann in einer Anrede an ganz jüdischgesinnte Christen gar nicht befremden, die als Juden immer gewohnt waren, alles unmittelbar auf Gott selbst zu beziehen, und mit der Idee des göttlichen Mittlers, des Messias im christlichen Sinne, viel schwerer vertraut gemacht werden konnten, als die Heidenchristen, die keine vorgefaßte falsche Idee vom Messias irre führte.

Nun kömmt der Verfasser S. 118 auf die Manier unsers Briefstellers zu sprechen, und findet mit Recht auch in dieser Hinsicht viel Eigenthümliches im Briefe. Dazu gehört ihm das fast nicht unterbrochene Anführen langer Reihen von Stellen des A. T., so daß der Verfasser wenig zum eigenen Worte kömmt; die durch das ganze Sendschreiben fortgesetzte Vorbilderey, welcher zufolge jede Kleinigkeit des jüdischen Cultuswesens, vorbedeutenden Sinn und Beziehung haben soll; das Ueberspringen von einem Gegenstand auf den andern auf Veranlassung zufällig erweckter Vorstellungen. Aus allem diesen offenbaret sich dem Verfasser Beschränktheit, Mangel an freyer Geistesthätigkeit und Entwickelung

eigener Ideen bey dem Verfasser unsers Briefes; Individualitäten, die mit dem schöpferischen Geiste, dem Reichthum und der Fülle der Ansichten Pauli, der seines Stoffes Meister, die eigenen Ideen mit Freyheit handhabt, sich nicht vereinbaren ließen. Einen merklichen unterschied bemerkt der Verfasser zwischen den Pauliniſchen Schriften und unserm Briefe, wenn es auf die Ansicht und den Gebrauch des A. T. ankömmt. Wenn Paulus nämlich im A. T. mehr das geschriebene Buch, die Schriften der einzelnen Verfasser, welche er oft selbst namentlich anführt, erkannt zu haben scheine, betrachte es der unbekannte Verfasser mehr als unmittelbare Rede Gottes oder des heil. Geistes; und nun vergleicht er die Citationsformeln anderer Pauliniſchen Briefe mit diesem. Hierauf antworten wir: Wie Paulus in anderen Schriften die alttestamentlichen Bücher betrachte, welche Ueberzeugungen er von ihnen habe, darüber spricht er sich selbst 2 Timoth. III., 14—17. deutlich aus. Wenn die Citate hier mehr als unmittelbare Rede Gottes oder des h. Geistes erscheinen, so geschieht dieses absichtlich von ihm, und mit offenbarer Rücksicht auf die Leser für die der Brief bestimmt war. Eben so kann es nicht befremden, wenn Paulus, wie der Verfasser bemerkt, sich des A. T. weniger und mehr uneigentlich bedienet, der Verfasser unsers Briefes aber die alttestamentlichen Stellen ohne Ausdeutung unmittelbar überträgt, und ihre Aussagen buchstablich gelten läßt. Denn, hätte Paulus in seinen Briefen an heidenchristliche Gemeinden den nämlichen Gebrauch vom A. T. machen wollen, den er in unserm Briefe macht, so hätten alle diese Briefe an individueller Zweckmäßigkeit sehr viel verloren. Uebrigens meint der Verfasser, daß sich auch bey dieser Betrachtung die Verwandtschaft dieses Werkes mit dem Alexandrinisch-Jüdischen, besonders Philoniſchen Verfahren deutlich zu erkennen gebe. Er gibt zu, daß beyde Schriftsteller, Paulus und der Ungenannte dialectisch sind, aber jeder nach seiner besondern Weise. Wir sind mit seiner genau und scharfsinnig bezeichnenden Angabe des Unterschiedes ganz einverstanden; nur damit nicht, daß dieser Unterschied gegen Paulus beweisen soll. Es gibt auch Stellen des Hebräerbriefes, sagt der Verfasser S. 125, welche durch ihre geschichtlichen Andeutungen kund geben, daß Paulus nicht Verfasser seyn kann. Eine solche Stelle ist ihm Kap. II. im Anfange. Wenn diesen Worten nicht eine erzwungene Deutung gegeben wird, so sollen sie einen entscheidenden Beweis enthalten, daß der Apostel nicht Verfasser des Briefes seyn kann, weil er sonst überall in seinen Briefen erklärt, er habe seine Erkenntniß nicht von andern Aposteln, nicht Unterricht von Menschen, sondern unmittelbar von Christus und von Gott selbst empfangen; weil er beson-

dig auf die Autorität Jesu selbst sich beruft, überall den ersten unmittelbar von Christo bevollmächtigten Aposteln sich beyzählt; aber hier in dieser Stelle sich deutlich von den Aposteln absondert. — Die ganze Schwierigkeit dieser Stelle liegt, wie bekannt in den Worten εις ἡμας. Der Verfasser erklärt es für Willkür, wenn man diese Worte bloß von den Empfängern des Briefes mit Ausschluß des Verfassers verstanden wissen, oder das ἡμεις für gleichbedeutend mit ὑμεις, so daß es bloß auf die Leser gehe, halten will. Es soll der Unterschied nicht übersehen werden, welcher zwischen Stellen, wo ermahnungs- und ermunterungsweise gesprochen wird, und solchen, die geschichtliche Angaben enthalten, statt finden muß; weil in ersteren das communicativische Reden an seiner Stelle ist, und es geschehen mag, daß man auf die Personen des Wir historisch kein sonderliches Gewicht lege; in Stellen aber, welche geschichtliche Angaben enthalten, nicht gleiche Freyheit bewilliget werden kann. Wo hat wohl der Verfasser den Maßstab hergenommen, nach welchem er in dieser Stelle die Grenzlinie zwischen communicativischer Rede, und jener die bloß geschichtliche Angaben enthält, absteckt? Wird denn hier wirklich gar nicht ermahnungsweise gesprochen? — so daß man es also nach dem Verfasser selbst mit dem ἡμας nicht gar so genau nehmen dürfte; — oder sollte, wie er fordert, das ἡμας mit Zuziehung des Verfassers erklärt werden, weil ihm die Stelle durchaus geschichtlich dünkt, so sieht Rec. noch nicht die deutliche und gar so viel beweisende Absonderung des Verfassers des Briefes von den Aposteln. Paulus kömmt der Ausflucht der jüdisch-gesinnten Christen entgegen, das neue Gesetz sey ihnen nicht, wie es sich geziemte, nämlich durch Engel, wie das alte, verkündiget worden; und führt dagegen an, daß es von dem Herrn selbst, von seinen Aposteln und Schülern bis auf sein Zeitalter (εις ἡμας) herab sey bekannt gemacht, und durch unzählige Wunder bestätiget worden. Obschon er die wichtigsten Lehren des N. B. von Christus selbst erhalten hatte; sondert er sich hier aus Klugheit und Bescheidenheit nicht von der Menge ab; um so weniger, da es wahrscheinlich ist, daß er über die besondern Umstände des Lebens und Todes Jesu von den Aposteln unterrichtet wurde; woraus keineswegs folgt, daß ihm kein Vorzug vor denen, an die er schrieb, zukam. Uebrigens ist die ganze Schwierigkeit, die aus diesem ἡμας hervorgehen soll, in den Augen des Rec. eine geringfügige kritische Spitzfindigkeit, und dienet zum Beyspiele, zu welchen Mitteln die zu weit getriebene höhere Kritik öfters Zuflucht nehmen muß, wenn sie es sich zum Ziele macht, aus bloß inneren Gründen Gewißheit erzwingen zu wollen, wo man mit der auf historische Zeugnisse gestützten

höchsten Wahrscheinlichkeit sich zufrieden geben soll. Uebrigens rechnet der Verfasser zu den geschichtlichen Andeutungen, die gegen Paulus zeugen sollen, auch Kap. XIII, 7. u. f. f. Kap. X, 32. u. f. f. Kap. V, 12. u. f. f. und Kap. VI. im Anfange. Die Beweiskraft dieser Stellen beruhet aber auch auf seinen besondern Ansichten vom Orte und der Zeit, in welche sich das Schreiben setzen soll, wovon schon die Rede war.

S. 135 geht der Verfasser auf die Spracheigenheiten unsers Briefes über. Wie gewöhnlich, so oft er eine neue Untersuchung beginnt, fehlet es auch hier wieder nicht an Ausfällen auf jene, die nicht seiner Meinung seyn wollen. Während tiefere Forscher diesen Abschnitt für den entscheidendsten halten dürften, heißt es, möchte der größere Haufe Miturtheilender ohne gehöriges Eindringen in den Gegenstand wenig Sinn dafür in sich verspüren, u. s. w. Niemand wird es bestreiten wollen, daß in anscheinlichen Kleinigkeiten, in übrigens gleichgültigen kleinen Angewöhnungen gewisser Manieren des Ausdruckes, den Sprachformen in den Uebergängen u. s. w. meistentheils das Characteristische eines Schriftstellers liege. Aber, läßt es sich wohl als unmöglich oder als etwas ungereimtes darthun, daß der nämliche Schriftsteller, besonders ein so sinnreicher als Paulus, wenn er es nöthig findet, seine Sprache in Wörtern und Ausdrücken, und seine Schreibart ändern könne; ja, daß sich diese nach seiner verschiedenen Gemüthsstimmung in verschiedenen Zeitverhältnissen selbst gleichsam unwillkürlich ändern können. Diese Verschiedenheit der Sprache und Schreibart ist ja schon von den Alten bemerkt worden, ohne daß sie deßwegen den Brief dem Paulus abgesprochen hätten. Von neueren Kritikern ist das nämliche schon oft geschehen, und die von d'Outrein, Cramer, Stoor und vom Professor Mayer im kritischen Journal der neuesten theologischen Litteratur II. B. S. 225. u. f. f. gesammelten Stellen, welche alles der Sprache und der Schreibart Pauli Eigenthümliche an sich haben, halten jenen, die als ihm sonst nicht eigenthümlich angeführt werden können, so ziemlich das Gleichgewicht. Aber so wenig jene beweisen können, daß der Brief von Paulus seyn müsse, und von keinem andern Verfasser seyn könne, eben so wenig können letztere beweisen, daß er nicht von Paulus seyn könne, sondern von einem anderen Verfasser seyn müsse. Uebrigens, weit entfernt in Ansehung der auffallenden Verschiedenheit der Sprache und Schreibart unsers Briefes von den andern Pauliniſchen, mit dem Hrn. Verfasser nicht einverstanden seyn zu wollen; überzeugt, daß zur Hebung dieser Schwierigkeit nie etwas anders als mehr oder minder wahrscheinliche Muthmaßungen vorgebracht werden können, gesteht Rec., daß er, wenn man

durchaus nicht annehmen wollte, Paulus habe seine Sprache und Schreibart in diesem Briefe selbst geändert, die größte Befriedigung in der Stelle des Origenes findet, von der gleich anfangs die Rede war, wo er sagt: Ego vero ita censeo, sententias quidem ipsas Apostoli esse, dictionem autem et compositionem verborum esse alterius cujusdam, qui dicta Apostoli commemorare, et quasi in commentarios redigere voluerit ea, quae a magistro audierat. Euseb. Hist. eccles. L. 6. C. 25. Der Verfasser ordnet seine Bemerkungen in Rücksicht der Spracheigenheiten des Briefes an die Hebräer in Klassen; sie sind folgende: Was des Briefes Sprache im Ganzen betrifft, so ist sie ein besseres und reineres Griechisch als in andern Schriften Pauli. Die Wahl der Worte hinsichtlich auf ihre Bedeutung ist meistentheils richtig; die Wortstellung genau. Das ein großer Theil des Briefes, nämlich die vielen aus ursprünglich hebräischen Originalen übersetzten Anführungen des A. T. hebraisiren, ist in der Natur der Sache. — Statt gewisser Ausdrücke pflegt Paulus in der Regel andere zu brauchen; zu diesen gehören die Formeln des A. T. zu citiren; das Wort μισθαποδοσια Kap. II, 2. X, 35. XI, 26. mit dem verwandten μισθαποδοτης wofür Paulus immer μισθος hat; die den Paulinischen Briefen characteristische Formel Christum anzuführen: ὁ κυριος ημων Ιησους Χριστος u. a. hat der Verfasser des Briefes an die Hebräer auch nicht ein einzigesmal vollständig gebraucht; statt der Lieblingsausdrücke μετοχον ειναι — γινεσθαι kömmt bey Paulus immer vor κοινωνον, συγκοινωνον ειναι, κοινωνειν, συγκοινωνειν; — ευλαβεια, ευλαβηθεις ist bey Paulus immer ευσεβεια — διαπαντος, wofür das bey Paulus häufige παντοτε fast gar nicht vorkömmt; — ομοιοτης wofür Paulus oft ομοιωμα braucht; — ανακαινιζειν und εγκαινιζειν wofür in Paulus ανακαινουν, ανανεουσθαι. Nebenbey wird hier die Bemerkung gemacht, daß viele der in ιζω ausgehenden Zeitwörter, die in diesem Briefe vorkommen, in Pauli Schriften, einige auch sonst im N. T. ungewöhnlich sind; z. B. αναλογιζεσθαι; λογιζεσθαι, εμφανιζειν, θεατριζειν u. s. w. — εντελλεσθαι, dafür im Paulus häufig παραγγελλειν, welches in unserem Briefe nicht vorkömmt, zu finden ist; — die Formel: εκαθισεν εν δεξια της μεγαλωσυνης εν υψηλοις Kap. I, 3. und die Kap. VIII, 1. und Kap. XII, 2. kömmt in Pauli Briefen nicht vor; auch ist zu bemerken, daß Paulus das Zeitwort καθιζειν eben so regelmäßig transitiv braucht, wie es hier intransitiv vorkömmt; — die abstracten Bezeichnungen Gottes durch χαρις, μεγαλοσυνη sind in des Apostels Schriften unerhört; dafür findet man bey ihm πνευμα θεου, Χριστου, της πιστεως. Eben so fremd sind ihm die Redensarten: το πνευ-

μα της χαριτος ενυβριζειν, τον υιον του θεου καταπατειν, wofür er ατιμαζειν, αθετειν του θεου hat. — Nur in dieſem Briefe iſt Chriſtus Απαυγασμα της δοξης και χαρακτηρ της υποστασεως του θεου genannt; Kap. I, 3; nirgends ſonſt im N. T. wird Chriſtus αποστολος genannt, wie Kap. III, 1. Für κακουχεισθαι, συγκακουχεισθαι findet ſich im Paulus gewöhnlich θλιβεσθαι — συμπαθειν, μετριοπαθειν, παθειν hier ſo häufig als im Paulus συμπασχειν und πασχειν. Eine auffallende Eigenheit der Sprache dieſes Briefes machet ſich in den von Zeitwörtern abgeleiteten zahlreichen weiblichen Hauptwörtern bemerkbar; z. B. αθετησις, μεταθησις, απολαυσις, αθλησις u. ſ. w. Dafür braucht Paulus eben ſo häufig den mit dem Artikel zum Hauptwort gemachten Infinitiv; z. B. Röm. Kap. I, 11. εις το στεριχθηναι υμας, εις το ειναι αυτους u. ſ. f., wovon ſehr viele Beyſpiele angeführt ſind. — Für παροξυσμος hat Paulus immer ζηλος, ζηλοτην ειναι; πρεσβυτεροι ſind bey Paulus nicht die jüdiſchen Vorfahren; dieſe nennt er πατερες; für προβλεπεσθαι findet man in des Apoſtels Briefen προοριζειν, προτιθεσθαι u. ſ. f. für αντικαθιστημι bey dem Apoſtel ανθιστημι.

Es fehlet auch nicht an Ausdrücken, ſagt der Verfaſſer S. 149, welche, wenn ſie gleich in den Pauliniſchen Schriften vorkommen, hier eine ganz andere Bedeutung haben. Dazu rechnet er das Wort πιστις von dem ſchon vorher die Rede war. — μακροθυμειν und μακροθυμια, hier das anhaltende Harren, Abwarten des in der Zukunft liegenden Glückes; bey Paulus: Nachſicht. Jenes Abwarten bezeichnet er durch υπομονη. — απολειπεσθαι und καταλειπεσθαι Kap. IV, 6, 9. X, 26. kömmt mit der Bedeutung: futurum esse, restare, reliquum esse bey Paulus nicht vor. — υποστασις mit der Bedeutung feſte Baſis, Grund, hat bey Paulus 2. Kor. IX, 4, XI, 17. einen anderen Sinn. — λογος gegebenes Wort, göttliche Verſicherung und Kundmachung Kap. IV, 2, 12. VII, 28 u. a. m. Rechenſchaft Kap. IV, 13. und XIII, 17. bey Paulus: Lehre, Befehl, Wort (im Gegenſatz der That) ταξις series, Reihe; bey Paulus Ordnung. — πλειων Kap. III, 3 und Kap. XI, 4, mit der Bedeutung: praestantior, iſt bey Paulus nur mit dem numeriſchen Begriff angewendet.

Zum Schluſſe ſeiner Unterſuchungen macht der Verfaſſer endlich noch S. 151 auf einige Lieblingsausdrücke und eigenthümliche Manieren des Verfaſſers unſers Briefes aufmerkſam. Die Summe dieſer Eigenheiten, meint er, muß um ſo viel auffallender erſcheinen, da, wenn man den großen Theil des Briefes, welcher aus dem A. T. entlehnt iſt, wegrechnet, ſie in einem ſehr kleinen Stück zuſammengedrängt gefunden, hingegen die Pauliniſchen

Manieren und Angewöhnungen hier vermißt werden. Zu ihnen nun rechnet der Verfasser die so auffallend häufig gebrauchte Partikel γαρ, daß sie in manchen Stellen gar unübersetzt bleiben müsse; selbst in citirte alttestamentliche Stellen sey sie eingetragen. Paulus hingegen brauche sie nie in solchem Uebermaße, nur in dialectischen Entwickelungen, wo sie ihre natürliche Stelle findet. — προσφερειν, προσφορα von Christi Selbstdarbringung vor Gott, mittelst seines Todes im Hebräerbriefe sehr häufig, bey Paulus nur einmal προσφορα in diesem Sinne. Eph. Kap. V, 2. προσερχεσθαι τω θεω, εγγιζειν τω θεω, εγγιζουσα ημερα, welche Ausdrücke im Paulus nicht vorkommen. — λαμβανειν in oft seltsamem Gebrauch z. B. λαμβανειν πειραν. Kap. XI, 29, 36. — μισθαποδοσιαν, — αρχην, — τιμην εαυτω u. s. w. — Διαθηκη nebst vielen Ableitungen von τιθηναι — Τελειουν zum letzten Ziel, zur Vollendung bringen, τελειωσις, τελειωτης u. s. w. — den häufigen zum Theil eigenthümlichen Gebrauch des Wortes κρειττων — αιωνιος — ζωη, ζην, um das was Bestand hat zu bezeichnen; — den häufigen Singular πας, πασα — οθεν wofür Paulus διοπερ, διοτι liebt. — Die Lieblingscompositionen mit ευ; z. B. ευθετος, ευθυτης u. s. f., so auch mit ανα; als αναkαινιζειν, αναταυρουν u. a.; die gute Perioden bildenden Vergleichungssätze mit ὁσον — τοσουτο; mit ειγαρ — πως δε; Σωτηρια im engern Sinne und objectivisch, christliche Seligkeit; μαρτυρειν und μαρτυρεισθαι Kap. VII, 8. u. a. St. εις το παντελες Kap. VII, 25. Schlüßlich führt der Verfasser noch Beyspiele von als herrschend anzusehenden Paulinischen Sprach- und Stylseigenheiten an, die aber in diesem Briefe gar nicht zu finden sind; als: ου θελω υμας αγνοειν; θελω υμας ειδεναι. τουτο δε φημι. γνωριζομεν δε υμειν. u. a. m.

Seite 162 beginnt die Uebersetzung unsers Briefes mit ihren Anmerkungen. Schon in unseren Bemerkungen zur Vorrede haben wir Gelegenheit gehabt, das Nöthigste von ihrer Beschaffenheit anzuzeigen, und wir haben hier nur beyzufügen, daß sich der Verfasser in ihr so wie in der Einleitung als einen scharfsinnigen, umsichtsvollen und geübten Bibelforscher und Exegeten bewähret. Werden gleich nicht alle seine urtheilsfähigen Leser der Hauptsache nach seiner Meinung beypflichten, so werden sie doch gewiß alle seiner Arbeit als einem schätzbaren Zuwachs gründlicher Bibelforschung gerechtes Lob zu zollen nicht umhin können; und er wird nichts weniger als sie zu bereuen Ursache haben.

Gleich in der Anmerkung zu V. 1. Kap. I. bemerkt der Verfasser, daß das λαλειν mehr enthält als das ειπειν und von den Eröffnungen Gottes an sein Volk, und von seinen Verheißungen in diesem Brief gebraucht werde. V. 3. wird Clem. Rom. 1 Epist.

ad Cor. 36. verglichen: *os ων απαυγασμα της μεγαλοσυνης αυτου. τοσουτω μειζων εστιν αγγελων, οσω διαφορωτερον ονομα κεκληρονομεγην. Γεγραπται γαρ. ο ποιων τους αγγελους αυτου πνευματα κ. τ. λ.* V. 6. bedeutet *παλιν* mit Recht dem Verfaſſer nicht mehr als V. 5. wiederum, ferner, dann noch; nur erſcheint es nachläßig eingeſchoben, nicht an der bequemſten Stelle. Kap. II. V. 6. zu den Worten: *διεμαρτυραto δε που τις* macht der Verfaſſer die Anmerkung, daß es nach einer ſolchen Citirformel nimmer zweifelhaft ſeyn könne, daß die Verfaſſer des N. T. aus dem Gedächtniſſe citiren. Daſſelbe Citat werde bisweilen von demſelben Verfaſſer in derſelben Schrift auf verſchiedene Weiſe angeführt. Z. B. in dieſem Briefe Kap. VIII, 10. u. ſ. f. X, 16. ff. V. 7. *βραχυτι* auf kurze Zeit; da dieſe Worte nicht von dem Grade der Erniedrigung, ſondern von der Zeit nach der Abſicht des Verfaſſers zu verſtehen ſeyen. V. 8. verſteht der Verf. die Worte: *παντα υπεταξας — ποδων αυτου* von dem Meſſias, nicht vom Menſchen überhaupt, wie dies der Zuſammenhang und Inhalt deutlich darthut. Gründlich und lichtvoll wird dies in der Anmerkung bewieſen. V. 9. iſt dem Verf. das Wort *Ιησουν* der unpaſſenden Stelle wegen verdächtig; eben ſo die Worte *οπως θανατου*; er behält aber die gewöhnliche Erklärung bey, da, wie er glaubt, nicht leicht eine verſuchte neue zur Evidenz zu erheben ſeyn wird. V. 16. möchte der Verf. das *επιλαμβανεται* ſtatt: er hilft überſetzen: er ergreift, nämlich der Tod, der Herr des Todes; und wirklich paßte dieſe Ueberſetzung gut in den Zuſammenhang. K. III. V. 3. wird *τω ποιησαντι αυτον* überſetzt: dem, der ihn geſchaffen, ſeinem Erzeuger; mit Rückſicht darauf, daß Jeſus *vios* war und zwar *πρωτοτοκος*; Kap. I, 6. da die Bedeutung: wozu ernennen von *ποιειν* ohne Beyſatz nicht leicht zu rechtfertigen ſeyn dürfte. V. 6. wird *παρρησια* in der Bedeutung; Freyheit, Berechtigung wozu, genommen, die einen guten Sinn gibt. Eben ſo zweckmäßig wird V. 12. *απιστια* vom Mangel an Vertrauen auf die Macht Gottes verſtanden, welche Bedeutung der Zuſammenhang rechtfertiget.

K. IV. iſt V. 1. überſetzt: Wir mögen alſo beſorgt ſeyn, daß nicht etwa, indem die Verheißung zu ſeiner Ruhe einzugehen, noch vorhanden iſt, jemand von euch irgend meine, er ſey zu ſpät gekommen; *επαγγελια καταλοιπομενη* die noch vorhandene Verheißung; mit Hinblick auf V. 6. und 9. *υστερηκεναι* zu ſpät kommen, verabſäumen. V. 6 wird der Unterſchied zwiſchen *απολειπεται* und dem *καταλειπεσθαι* V. 1. ſcharf und wahr beſtimmt. Dieſes nämlich heiße: übrig gelaſſen ſeyn, jenes noch möglich ſeyn, bevorſtehen. V. 10 ſupplirt der Verf. *ολαος τ. θ.* aus dem neunten V. und überſetzt: und iſt es (das Volk Gottes)

eingegangen zu deſſen Ruhe, ſo u. ſ. w. V. 12. hält der Verf. auch für ein Citat, wenn gleich nicht beſtimmt werden kann, wo es her ſey.

V. 13. in προς ὃν ημιν ὁ λογος bedeutet προς dem Verf. ſo viel als de wie K. I, 7, 8. »von dem uns die Rede iſt« ſo daß es nicht nöthig iſt λογος mit Rechenſchaft zu überſetzen; zu dieſem Sinne führet die Vergleichung des K. V, 11. V. 15 wird αμαρτια mit απειθεια und απιστια für faſt gleichbedeutend angegeben. C. V. V. 8. überſetzt der Verf. απο της ευλαβιας wegen ſeiner frommen Ergebung; απο hat, wie mehrere angezogene Stellen beweiſen, oft die Bedeutung wegen, und ευλαβεια iſt eben das, was ſonſt bey Paulus ευσεβεια iſt. καιπερ ων υιος iſt aus Verſehen unüberſetzt geblieben. V. 9 wird τελειωθεις überſetzt: zur Vollendung gebracht mit Bezug auf K. II, 10. V. 11. »Hievon habe ich vieles zu ſagen, aber ſchwer iſt es zu verdeutlichen, da ihr abgeſtumpft ſeyd, zu vernehmen.«

V. 12. verſteht der Verf. unter τα λογια του θεου nicht überhaupt die göttliche Lehre des Chriſtenthums, ſondern ganz mit Recht, wie es ſcheint, nach dem Zuſammenhange: die altteſtamentiſchen Verkündigungen, Weiſſagungen. V. 13. απειρος λογου δικαιοσυνης nicht fähig zur Lehre der Gerechtigkeit; nach der Auslegung des Verf. unerfahren in jener höheren, rechten Lehre. K. VI. V. 8. wird ης τελος εις καυσιν überſetzt: ſein (des Landes) Ende iſt das Feuer; nach dem Zuſammenhange ſoll ης durch γης ausgefüllet werden.

K. VII. V. 1. Zu ὁ συναντησας κ. τ. λ. bemerkt der Verf., daß dies wieder eine Anführung aus dem Gedächtniſſe ſey, weil es in der angeführten Stelle 1. Moſ. XIV. nicht von Melchiſedek, ſondern von dem Könige von Sodom heißt, daß er dem Abraham entgegen gekommen ſey. V. 22 überſetzt der Verf. »in ſo fern iſt auch Jeſus einer vorzüglicheren Stiftung Vertreter geworden.« Er glaubt, daß διαθηκη am beſten mit Stiftung gegeben werde. — Daß die Bedeutung Teſtament nicht paßt, iſt wohl ausgemacht: aber die Bedeutung Bund könnte nach der Meinung des Rec. beybehalten werden, da διαθηκη doch immer dem hebräiſchen ברית entſpricht, welches etymologiſch und eigentlich Bund heißt. Aus dem, daß, wie der Verf. ſagt, wo διαθηκη vorkömmt, nur immer Gott als der Feſtſetzende anzuſehen iſt, folgt ja nicht, »daß es an dem Wechſelſeitigen zwiſchen Gott und den Menſchen fehlet, welches bey einen Bund ſchließenden Parteyen Statt finden muß.« Zur Schließung eines Bundes iſt ja nicht unbedingt nöthig, daß beyde Theile feſtſetzen, ſonſt könnte nie ein Bund zwiſchen Mächtigen und Schwächeren gedacht werden. Freylich bleibt es immer Herablaſſung

und Gnade der Erstern, wenn sie das, was sie erzwingen könnten, dem freyen Willen der Letzteren überlassen, ja selbst Verbindlichkeiten auf sich nehmen. Gott war der Festsetzende, und die Menschen gingen die Bedingungen ein, die er ihnen vortrug; die Israeliten nahmen die Verbindlichkeit auf sich, ihn als den einzigen wahren Gott zu verehren. Hier ist ja doch gewiß Wechselseitigkeit. In so fern nun jene alte Stiftung mit der neuen auf das engste in Verbindung steht, kann jene der alte, diese der neue Bund heißen, ohne fürchten zu dürfen, daß diese Benennung den Begriff nicht erschöpft.

K. VIII. V. 1. Ein Hauptpunkt (κεφαλαιον) ist nun in Betreff (επι) des schon gesagten u. s. w. paßt gut in den Zusammenhang. V. 2. των αγιων λειτουργος übersetzt der Verf. »Priester der Heiligen; nicht: des Heiligthums; so daß αγιων als Neutrum genommen würde; weil, meint er, nicht noch της σκηνης folgen würde. Rec. glaubt aber, daß gerade dieses σκηνης den Fingerzeig gebe, daß unter αγιων das Heiligthum zu verstehen sey, welches ein Theil des Gezeltes war. Auch spricht nach des Rec. Gefühl der Zusammenhang ganz für diese Erklärung.

K. IX. V. 1. »Nun hatte zwar die erste Stiftung auch Angemessenheit des Gottesdienstes und ihr irdisches Heiligthum.« Der Verf. versteht unter δικαιωμα hier Vorzüge, die auf vorgeschriebenen Einrichtungen und Anordnungen beruhten, Rechtmäßigkeit, Gerechtsame u. s. w. V. 14 erklärt der Verf. jenes δια πνευματος αιωνιου ganz vortrefflich mit diesen Worten: Das Höhere, Ueberirdische, Göttliche, dessen Christus theilhaftig war, ist gemeint, mittelst dessen er einerseits ein tadelloses, vollkommenes Sühnopfer vor Gott seyn, und die innerliche, geistige Reinigung (την συνειδησιν ημων) bewirken konnte; anderseits immerwährend die priesterliche Vermittelung im himmlischen Heiligthum zu gewähren vermag.

K. X. V. 27 übersetzt der Verf. »wohl aber eine furchtbare Erwartung von Strafe und heftigem Feuer u. s. w« er nimmt κρισις nicht für Gericht, sondern für Strafe, und πυρος ζηλος im eigentlichen Sinne, nicht im figürlichen, für heftigen Zorn, strenge Strafe; weil er behauptet, daß der Verfasser des Br. das Ende der irdischen Dinge für nahe bevorstehend hält (βλεπετε εγγιζουσαν την ημεραν V. 25) und aus Stellen des A. T. schließt, daß diese allgemeine Zerstörung durch Feuer vor sich gehen werde. V. 38. »Und der durch gläubiges Vertrauen Gerechte wird leben« ὁ δικαιος εκ πιστεως ζησεται; nicht: εκ πιστεως ζησεται. (ohne Colon nach πιστεως). K. XI. V. 3 sind die Worte: εις το μη εκ φαινομενων τα βλεπομενα γεγονεναι übersetzt: daß also, was gesehen werden kann, doch nicht entstanden ist, aus sichtbarem;

d. i., wie sich der Verf. in der Note erkläret: die sichtbare sinnliche Welt hat ihren Urgrund nicht in sich selbst, etwa in einer unendlichen Erzeugung, sondern ist aus der unsichtbaren, überirdischen hervorgegangen. Die Umstellung der Partikeln εκ μη, so daß μη auf φαινομενων bezogen werde, will der Verf, wie auch Rec. glaubt mit Recht, nicht zugeben. V. 19. οθεν αυτον και εν παραβολη εκομισατο wird mit Rücksicht auf V. V. 11, 12. übersetzt: »woher er ihn ja selbst auch gleichnißweise bekommen hatte.« Der Sinn ist: von schon Erstorbenen, Abgelebten war ja Isaak selbst erzeugt; Abraham erhielt ihn zum deutlichen Beweise, daß Gott aus dem Todten wohl Leben schaffen könne, um diese Wahrheit gleichnißweise (εν παραβολη) darzustellen. Uebersetzung und Erklärung dieser Stelle gehen vollkommen in den Zusammenhang. V. 26 ist dem Verfasser der οξυμωρως ausgesprochene Gedanke: »Ihm war an der Niedrigkeit und Schmach Christi mehr gelegen, als an der Herrlichkeit und den Schätzen Aegyptens« mit Recht gar nicht auffallend; da das Vertrauen aller jener alten Glaubenshelden auf die Zukunft, auf die Zeiten des Heils durch den Messias ging, wie in diesem ganzen Kapitel gezeigt wird. Unser Briefsteller läßt sie nun, wie, wenn sie die ganze neue Stiftung durch Christus schon vollständig erkannt hätten, beständig in diesem Geiste reden und handeln.

Kap. XII. V. 22. zieht der Verfasser αγγελον zum folgenden Vers, und versteht unter εκκλησια πρωτοτοκων die ersten Christen, welche als die erste und älteste Gemeinde Jesu gelten konnten; von denen schon viele verstorben waren, und nach deren Gemeinschaft und Verbindung der Verfasser und die Leser dieses Briefes ein Verlangen haben konnten.

Kap. XIII, V. 9, versteht der Verfasser unter χαριτι die segenreiche, göttliche Einwirkung auf das Gemüth, im Gegensatz von äußeren Stärkungsmitteln; unter βρωμασιν Speisen überhaupt. Rec. möchte dieß doch lieber von den christlichen Agapen verstehen, so daß vom Verfasser hier der nämliche Gegenstand nur kurz berührt wird, der 1. Cor. XI. ausführlicher behandelt ist: V. 13 wagt der Verfasser nicht zu bestimmen, wie das εξερχωμεθα εξω της παρεμβολης zu verstehen sey; nur, glaubt er, sey an Austreten aus der jüdischen Verbindung nicht zu denken, und möchte nach dem folgenden Verse eher auf eine aus den gegenwärtigen Lebensverhältnissen sich herauswünschende Sehnsucht schließen, die in obigen Worten ausgesprochen sey; sey es durch den Tod, oder durch Entfernung aus den gemeinen Gesellschaftsverbindungen. Doch eben der folgende 14te Vers hat ja auch einen recht ungezwungenen Zusammenhang mit dem 13ten, wenn man das εξερχωμεθα κ. τ. λ. so versteht: So lasset uns nun hinausge-

hen aus dem jüdischen Jerusalem, d. i., den gesetzlichen Ceremoniendienst verlassen, und nur der Religion Christi anhängen; mögen wir immerhin aus der Synagoge ausgeschlossen, die empfindlichsten Schmähungen erdulden müssen.

S. 265 stellt der Verfasser im Anhange zur Begründung seiner Lieblingsmeinung, daß der Brief an die Hebräer Alexandrinischen Ursprungs sey, mehrere Stellen unsers Briefes mit solchen aus Philo zusammen, die unläugbar nach Ideen und Sprache eine auffallende Aehnlichkeit haben. Allein, welchen zwingenden Beweis will der Verfasser aus dieser Aehnlichkeit führen? Ist es nicht gewiß und selbst vom gelehrten Hrn. Hofrath Eichhorn (Einleitung in das N. T. §. 257) anerkannt, daß zu jener Zeit die Auslegungsart des A. T. wie wir sie in unserem Briefe finden, jenes mühevolle Forschen nach geheimem Sinn, jenes Streben oft weit hergeholte Aehnlichkeiten aufzufinden, allen Juden gemein war? Das Christenthum wurde ihnen willkommener, wenn gezeigt werden konnte, daß die neue Lehre schon in den alten heil. Schriften zu finden sey; die Apostel, theils selbst hievon überzeugt, theils die Zweckmäßigkeit der Anbequemung an diese bey den Juden so beliebte Auslegungsweise einsehend, behielten sie bey ihren Unterweisungen bey; was nicht widersprochen werden kann. Gerade selbst Paulus hat sich auf eine auffallende Weise der nämlichen Anwendung des A. T., derselben Beweisführung bedient. 1. Cor. 10, 4. Gal. 4, 21—31. 2. Cor. 3—9—18. Da nun unser Sendschreiben an Judenchristen gerichtet war, um wie viel größer war die Aufforderung an ihn, die den Juden willkommenste Weise das A. T. zu behandeln, beyzubehalten, um auf ihren Verstand und Gemüth den bezweckten Eindruck zu Gunsten der neuen Lehre ja gewiß nicht zu verfehlen. So wie nun die Juden bey ihrer Auslegungsweise ihre Lieblingsideen hatten, so hatten sie nothwendig für selbe auch ihre Lieblingsausdrücke, welche zu kennen, und sich in diesem Schreiben ihrer häufiger als sonst zu bedienen, dem Paulus nicht schwer fallen konnte. Daß nur die Alexandrinischen Juden das A. T. auf diese Art ausgelegt haben, ist noch nicht erwiesen, und wird auch so leicht nicht dargethan werden können. Schon Hr. Hofrath Eichhorn hat sich zum Beweise für den Alexandrinischen Ursprung einer ähnlichen Vergleichung der Sprache und Ideen unsers Briefes mit jener des Philo bedient, und alles, was ihm in dieser Hinsicht von verschiedenen Gelehrten ist entgegengesetzt worden, und Sachverständigen nicht unbekannt seyn kann, läßt sich auch hier anwenden. Wenn nun diese Auslegungsmethode allen Juden der damaligen Zeit, nicht nur den Alexandrinern gemein war, wenn selbst die Alexandrinischen Väter, die doch die Alexandrinisch-Jüdischen Lieblingsideen

und Schreibart sehr gut kannten, die Echtheit dieses Briefes, bis an die Zeitgenossen der Apostel hinauf beurkunden, so ist schwer abzusehen, wie sich ein unparteyischer Beurtheiler durch jene Zusammenstellung Paulinischer und Philonischer an Gedanken und Sprache sich ähnlicher Stellen wird überzeugen können, daß unser Brief Alexandrinischen Ursprungs seyn müsse.

Art. XIII. Die Sängerfahrt, für Freunde der Dichtkunst und Malerey, mit Beyträgen von Ludwig Tieck, W. v Schütz, Max v. Schenkendorf, Clemens Brentano, Karl Förster, Messerschmidt, A. Bercht, Achim v. Arnim, A. Karow, A. Waldheim, L. Nagel, W. Müller, W. Hensel, Segemund genannt Gottwalt, Franz Horn, C. Kalbe, Buchhorn, Meyer d. A., Meyer d. J., und Naumann. Gesammelt von Friedrich Förster. Mit Kupfern aus dem Danziger Gemälde: das jüngste Gericht. Berlin 1818 in der Maurer'schen Buchhandlung. S. XX. und 275.

Wir haben den Titel dieses Werks in soweit unrichtig hieher gesetzt, daß wir den Aufenthaltsort jedes Einzelnen dieses reichen Dichtervereins, und den Fluß, an welchem dieser Ort liegt; denn auch der ist angegeben, hinweg ließen, um an Raum für die Anzeige selbst zu gewinnen. In einer anständigen Auflage ohne kleinfügige Zierlichkeit erscheint uns hier zum erstenmale in klein Quart ein Musenalmanach, der vielleicht schon durch diese äußere Gestalt, in der er in die Welt tritt, ankündiget, daß er nicht mit gewöhnlichen Erscheinungen ähnlicher Art verwechselt werden will. Die beygegebenen Kupfer aus dem bekannten Danziger Gemälde: das jüngste Gericht, der Umschlag, die Mutter Gottes mit dem Jesuskinde, und den die Teufel abwehrenden Erzengel Michael in alter Kunst darstellend, das dem Namen des Werks entsprechende Titelkupfer deuten bereits, ehe man sich noch mit dem Inhalte des Werks vertraut gemacht, auf ein Zurückstreben in eine bereits hingeschwundene Zeit der Kunst, welches wir statt es zu verlachen, wie Manche gethan, lieber mit aufmerksamem Blicke prüfen wollen. Diejenigen mögen das Streben, eine vorübergegangene Zeit nochmals herbey zu führen, weise nennen, welche die Welt wie Zerbino das Schauspiel, in das er verstrickt ist, wieder zurückdrehen zu können glauben; wir selbst hegen diese Hoffnung nicht. Eine andere Frage aber ist es, ob der Mensch, oder Völker, von Verirrungen, in die sie geriethen, wieder zurückgeführt werden können durch den Anblick des Besseren, welches sie ehemals geleistet, durch Wiederaufregung ihrer eigenthümlichen, nur durch die Mißgunst der Zeitverhältnisse zurückgedräng-

ter Gefühle, durch Erneuerung scheinbar veralteter, aber ihrem innersten Wesen zusagender Institute; und dieses wird wohl Niemand zu läugnen begehren, dem es um die Sache selbst zu thun ist. Wenn aber die Deutschen glauben, daß sie einst besser als jetzt gewesen, wofür die Mehrzahl sich zu entscheiden scheint, und wenn ihre Künstler, aller Gewandtheit ungeachtet, welche neuere Kunst sich erworben hat, diese gegen die alte Einfachheit der Dichtung und Bildnerey für nichts achten, wer mag es ihnen wehren wollen, wenn sie sich bemühen, die Vorzüge, die sie an der Vorzeit ehren, auch sich selbst zu erwerben? Einfachheit der Gefühle, sagt man, sey eine Gabe der Natur; andere behaupten aber, dem Menschen sey alles gegeben, was er im Gebiete des Schönen und Sittlichen Muth fühle sich zu erringen: mit Bewußtseyn bewahrte Unschuld wird Tugend; Kenntnisse, mit selbstthätiger Kraft geordnet, sind Weisheit, Poesie jeder Art aber, mit Bewußtseyn geübt, wird erst im edlern Sinne Kunst; und die altnationale Bildnerey und Dichtung, gegenwärtig in ihrer tiefern Eigenthümlichkeit nicht blos gefühlt, sondern erkannt, würde, wenn sie, mit Bewußtseyn geübt, in neueren Gestaltungen wieder empor blühte, erst im eigentlichsten und wahresten Sinne vaterländischer Kunst genannt werden können.

Die Herausgeber dieses Buchs haben zwar nicht mit gleich glücklichem Geiste gearbeitet, auch nicht durchgängig in einem Sinne, doch läßt das Ganze den Eindruck eines gelungenen Strebens im Gemüthe zurück. Der Vorwurf, daß die Deutschen, wie sie ehemals Andere nachahmten, nun sich selbst, nämlich ihre alt hingeschwundene Zeit nachäffen, trifft im Ganzen diese Sammlung keineswegs, da sie im Gegentheile größtentheils aus Dichtungen besteht, welche entweder durch die gebietende Gegenwart im Gemüthe hervorgerufen, oder durch einen freyen Hinblick auf Vergangenheit und Zukunft entstanden, ohne sich durch eigentliche Nachahmung entweiht zu haben. Diese, den Deutschen so oft vorgeworfene Nachahmung des Auswärtigen, wäre einmal auch einer genauern Prüfung zu unterwerfen. Von dem, das der universale Sinn der Deutschen sich nicht so leicht auf heimische Eigenthümlichkeit beschränken lasse, hier gar nicht zu sprechen, scheint dennoch dieß einiger Erwägung werth, daß die Nachahmung, wie sie die Deutschen z. B. am Antiken versucht, in einem ganz andern Sinne unternommen worden, als bey den Nachbarvölkern. Man hat sich nämlich nicht begnügt, gewisse anerkannte Schönheiten, oder etwa im Drama den Gang der Handlung nachzuahmen, sondern man ging weiter, um sehr viel zwar, und drang bis zur innersten poetischen Gefühlsweise der Nationen vor, die man in Nachbildungen darstellte, welches zwar kein allgemein gültiges,

doch aber ein die Nachbildung durch die höchste Selbstthätigkeit des Geistes wieder aufhebendes Bestreben genannt werden muß. Denn, wie uns dünkt, ging der Dichter einer solchen Nachbildung um einige Stufen höher, als der Dichter des Vorbildes, indem er, seine eigne Ansicht des Schönen zwar einer fremden unterordnend, diese letztere doch in ihrem ganzen Umfange, und weit klarer, als der ursprüngliche Dichter zu thun vermochte, auffaßte. Indeß bedürfte dieß, wie gesagt, einer eigenen ausführlichen Entwicklung, und wir wollen hier nur dieß bemerken, daß auch eine so ganz sich hingebende Aneignung einer uns nicht eigenthümlichen Ansicht des Schönen nur durch ein wirklich für das Schöne überhaupt höchst empfängliches Gemüth sich erzeugen könne, und daß zwar das Nachbild oder die Nachahmung auch hier wie überall in der Ausführung zurückbleiben müsse, weil zum Schaden der dunkel doch frey wirkenden Einbildungskraft in demselben zu sehr die Klarheit des überschauenden Verstandes vorwalte, daß aber solche Nachbildungen im Leser auf alle Fälle ein tieferes Eindringen in den Charakter des Urbildes möglich machen, sowohl durch ihre nicht zu vermeidenden Mängel, als mehr noch durch ihre wirkliche Annäherung an das Vorbild. Solche Werke verhalten sich zu den nachgeahmten, wie eine freye ursprüngliche Dichtung zur Natur, welche sie darstellen will, und die Ursache ihrer so oft wieder kommenden Erscheinung unter uns ist vielleicht vorzüglich darin zu suchen, daß die Deutschen die Kunstprodukte vergangener Zeit historisch als Belege der damaligen Weltansicht und Empfindungsweise auffassen, wodurch sie ihnen in gewisser Hinsicht zum Ereigniß in der großen Geschichte des Wandels und Wechsels menschlicher Gefühle, und wie jede andere Begebenheit zum Stoffe der poetischen Darstellung werden; eine Ansicht, welche wie uns dünkt, weder falsch noch einseitig seyn dürfte.

Bilder zu beschreiben ist überhaupt eine mißliche Sache; die Beurtheiler der Almanache und Taschenbücher aber dürfen sich in Hinsicht der dort vorkommenden Kupferstiche größtentheils der Arbeit enthoben halten, seit deren Herausgeber sich nicht mehr damit begnügen, die Kupferstiche zu liefern, sondern für unaufmerksame Leser auch noch eine Beschreibung beyfügen. Hier ist dasselbe geschehen, jedoch außer einigem bey Erzählung der Wiederhabhaftwerdung des großen Danziger Gemäldes, das jüngste Gericht, geäußerten, wie uns dünkt nicht schicklichem Uebermuthe, auf eine der Würde des Gegenstandes größtentheils angemessene, zum Verständnisse der Darstellungen dienliche Weise. Außer einem größern Blatte, auf welchem in Umrissen dies jüngste Gericht sammt seinen beyden Seitenflügeln dem Himmel und der Hölle dargestellt ist, ein Werk, welches Niemand betrachten wird, ohne

von deſſen einfacher Größe ergriffen zu werden, ſind noch funfzehn Blätter, einzelne Geſtalten und Köpfe jenes Gemäldes, im großen Umriſſe gebend, beygefügt. Das Gemälde, welches im J. 1517 am Hochaltare der Pfarrkirche zu St. Marien in Danzig aufgeſtellt wurde, wird den beyden Brüdern van Eyk zugeſchrieben. Das Titelkupfer, gezeichnet von Kolbe, und von Mayer geſtochen, die Sängerfahrt darſtellend, iſt eine ſehr glücklich durchgeführte zart gedachte Erfindung. Auf die Erklärung der Kupfer folgt ein Aufſatz über die Gemäldeſammlung von Boiſſerée und Bertram, von Helmina v. Chezy, gebornen Freyinn Klenke, deſſen Inhalt die Leſer auch in den Aurikeln derſelben Verfaſſerin wieder finden werden, und den wir hier um ſo füglicher übergehen können, da wir noch ſehr oft in dieſen Jahrbüchern auf den merkwürdigen Gegenſtand dieſes Aufſatzes zurückkommen werden. Die Verfaſſerin, eine geiſtreiche, gemüthvolle Frau, hat übrigens dieſen ſchon oft zur Sprache gebrachten Gegenſtand auf eine für jeden Gebildeten anziehende Weiſe entwickelt und dargeſtellt.

Die Beyträge des Almanachs ſelbſt beſtehen hauptſächlich aus lyriſchen Dichtungen, aus dramatiſchen Arbeiten und Novellen. Die lyriſchen Dichtungen tragen beynahe alle den Charakter des Liedes in dem Sinne, wie Goethe daſſelbe unter uns erneuerte, und wir bekennen gerne, daß wir dieß für die Einzige, den Deutſchen wahrhaft zuſagende Form des Liedes halten; weil ſie auf dem Volksgeſange ſelbſt beruht, und eigentlich nur die Wiedererneuerung einer vorlängſt geübten Weiſe genannt werden muß. Es weht in ihnen der milde Hauch eines für die Schönheit des Daſeyns offenen Gemüths, und wenn ſie gleich nicht immer die Stufe der ihnen in ihrem Kreiſe möglichen Vollendung erreichen, ſo geben ſie doch durchgängig den richtigen Ton an, welches als ein Verdienſt betrachtet werden muß; weil künftiger Geſang auch in dieſen Liedern Mittelglieder finden wird, mittelſt welcher er ſich an die älteren anzureihen fähig werden kann. Auffallend war uns in dem aus drey Liedern beſtehendem Gruße an den Leſer, das dritte, Woher? Wohin? wo die Leſer aufgefordert werden:

Grüßt uns mit freundlichem Willkommen,
Und pflegt uns mit getreuer Hand,
Und fragt uns nicht, woher wir kommen,
Aus welchem Thal, aus welchem Land?

da doch kein Leſer deßhalb in Sorge ſeyn kann; indem nicht allein die Verfaſſer der einzelnen Lieder in der Inhaltsanzeige genau verzeichnet, ſondern auch ſchon auf dem Titelblatte das Thal angegeben iſt, wo der Verfaſſer thront, und woher er ſeine Lieder ausſchickt. Sechs Lieder von Max Schenkendorf, dem großen Meiſter eines mit voller Ueberſchauung ſeiner einfachen

Pracht geführten Volksgesangs, erinnern schmerzlich an den Verlust, den das Vaterland durch den Tod dieses edlen Sängers erlitten: wie Stimmen, vom Grabe eines geliebten Freundes herüber tönend, erfüllen sie das Herz mit Wehmuth und Freude zugleich. Max Schenkendorf hat das Lied aus dem Gebiete idealer Sehnsucht in das Getümmel des öffentlichen Lebens herüber geführt, und demselben dort ganz neue Bahnen eröffnet. Was früher in dieser Hinsicht geschehen war, Gleims Kriegslieder mit eingeschlossen, kann man wohl gut gemeinte Versuche nennen; sie verrathen aber, wenn sie wirklich mit Ernst ihren Gegenstand ergreifen, und nicht zur eigenen Ergötzlichkeit niedergeschriebene, poetisch seyn sollende Elaborationen sind, größtentheils entweder Unsicherheit des Dichters, oder zeigen die Spuren nicht müheloser Arbeit. Alles aber, was Schenkendorf dichtete, ist freyer Erguß eines von der Herrlichkeit des ihn umgebenden Daseyns erhobenen Gemüths: selbstständig, kraftvoll und zart zugleich, voll Innigkeit und voll Bedürfniß nach Mittheilung, strömt er die ungetrübte Flut seiner Gefühle in unbesorgter Kühnheit aus, gewiß, theilnehmende Hörer zu finden. Es ist an ihm nichts jugendlich überspanntes, nichts halb empfundenes, oder halb wahres, alles ist echt, gediegen, männlich: die Begeisterung eines von dem stürmevollen Andrange des Lebens nicht in der Zartheit seines Wesens gekränkten oder niedergedrückten, sondern zu rüstigerer liebevoller Thätigkeit emporgetragenen Geistes. Dichter, wie dieser war, hat Deutschland wenige gehabt, es wird daher um so mehr Pflicht seyn, sein Andenken zu ehren.

Nicht unwürdig einer so erhabenen Nachbarschaft ist der reiche Verein der in diesem Buche befindlichen, wiewohl auf den verschiedensten Bahnen wandelnden Lieder durch die ungeschmückte Einfachheit, in der sie sich gefallen, ohne darum in affectirte Simplicität sich zu verirren. Wir wollen keinen der Verfasser besonders herausheben, weil sie auch nur als Gesammtheit auf ihre Leser wirken wollten, und ihre Verschiedenheit, wenn gleich in der Inhaltsanzeige, doch nicht im Buche selbst bemerkt haben. Von Ludwig Tiek wird uns indeß erlaubt seyn, hier im Vorübergehen zu bemerken, daß er, der nach Goethe als der vorzüglichste Begründer des Liedes zu betrachten ist, dieser Sammlung nur Eines: Bei der Abreise einer Freundin, mitgegeben habe; die beyden andern Gedichte: An einen Liebenden im Frühling, und: An Stella, im Herbst 1813, sind, obwohl ganz dem Charakter des Almanachs angemessen, in italienischer Form gedichtet. Es wäre sehr zu wünschen, daß dieser edle Meister, dem wir durch die weitere Fortbildung des Liedes erst das Verständniß Goethes danken, über den Charakter des

Liedes, dem auch er eine eigenthümliche Form verlieh, und über den Einfluß desselben auf die Gesammtheit deutscher Dichtung seine Ansichten mittheilen wollte; denn wir sind der Meinung, daß hierüber noch nichts Befriedigendes erschienen sey. Wenn man nicht annehmen will, daß eine durch das angestrengte Studium des Schönen aus ihrer Versunkenheit emporgeraffte, dem Lichte des Tages wieder geschenkte Kunst auf der Gelehrsamkeit (welche doch nur als Handlangerin zu betrachten ist) als auf ihrer Basis fußen und beruhen, und daß eine aus dem Ganzen der Nationalexistenz gesonderte, den vorzüglichst Gebildeten ganz allein eigenthümliche Kunst wirklich bestehen könne, so muß man ihr die nationale Denk- und Gefühlsweise selbst zur Grundlage geben, die heimatliche Ansicht des Schönen, wie sie durch die ganze Nation waltet, als den innersten Geist der Dichtung betrachten, und sie auf diese Weise auf das Leben selbst begründen. Dieß wird aber unter uns nicht anders als durch sorgfältige Pflege des Liedes möglich seyn, da dasselbe die eigenthümliche Dichtungsweise des Volkes von jeher war, und noch ist. Die Nothwendigkeit einer sich im Ganzen gleichmäßig durch die gesammte Nation fortbildenden Kunst, wenn sie ihre mögliche Höhe erreichen soll, hat Herr Friedrich v. Schlegel in seinen Vorlesungen über die Literatur treffend bemerkt, wenige haben aber erwogen, wie dieses möglich sey. Es handelt sich nämlich keineswegs darum, daß der Bauer Tragödien schreibe, oder daß zunftgenossene Handwerker ein vielgliedriges Epos unter sich zu Stande bringen, und die Herren von Hofe, die dem zugesehen, und zugehört, und auch ihren Theil mit beygetragen, im Entzücken in die Hände schlagen, und meinen, es gebe nichts schöneres, und es werde nirgends etwas besseres aufkommen; sondern darum ist es zu thun, daß die Kunst in ihrer Fortbildung nicht von ihrem Grundstamme, der heimatlich poetischen Ansicht des Daseyns getrennt werde. Auf diese sind wir durch das deutsche Lied wieder zurückgeführt worden, seit Goethe, wie es scheint vorzüglich von Herders Bemühungen um Volksgesang angeregt, die einfache Schönheit deutschen Gesanges wieder in sich aufleben ließ. Er ist diesem nie und nirgends untreu geworden, und wir glauben, daß das Herrlichste in seinen Arbeiten, die einst der deutschen Literatur eine neue Gestalt geben sollten, dasjenige sey, in welchem der Geist dieser Lieder weht. Seitdem hat man tiefere Gänge gewagt, und die neue Dichtung auf die alt vaterländische mit redlichem Eifer, und gewiß nicht ohne bereits sich zeigenden glücklichen Erfolg zu gründen versucht; wenn aber dies Streben nicht in ein blos antiquarisches ausarten soll, so wird die Verwandtschaft des alten erloschen gewesenen Volksgesanges mit dem noch bestehenden stets und immer zu berücksichtigen

seyn. Die innige Verwandtschaft des Lieds mit der Romanze, und durch diese mit dem Epos, aus welchem sich wieder die Tragödie entwickelt, ist klar genug, so daß wir die Wichtigkeit des Einflusses, welche wir dem Liede auf die Gesammtmasse der Poesie beylegen, nicht zu rechtfertigen brauchen. Die Verfasser dieses Almanachs haben im Fache der Romanze mehreres, dem Geiste der Lieder, die sie geben, innig verwandtes, dem Publikum vorgelegt, und obwohl sich hierunter einige nur schwache Anklänge früher bereits tiefer bearbeiteter Sagen finden, sind doch mehrere von entschiedenem Werthe, von welchen wir hier die Gedichte: der Marschall auf dem Grabe des Kaisers Carl d. G., des Skalden Brautfahrt, die Heimat, den Frankenberger See bey Achen anführen wollen. Die Verfasser haben in diesen Romanzen und Balladen den seit Bürger durch ein Mißverständniß desselben unter uns aufgekommenen, seit einigen Jahren besonders in Oesterreich cultivirten Balladenton im Sinne der Engländer, der unter uns nur zu leicht in Bänkelsängerey ausartet, gänzlich vermieden. Wir begehren hier nicht zu läugnen, daß die englische Ballade in ihrer ursprünglichen Gestalt eine schätzenswerthe Dichtung sey; allein in der Art, wie wir sie in der Nachahmung aufgefaßt, zwingt sie uns einen niedrigeren Standpunkt der poetischen Ansicht des Lebens auf, als jener ist, den wir selbst besitzen. Schon Shakespeare eifert gegen diese Balladen, wir aber haben dazu noch weit mehr Grund. Dem Engländer sind sie eine Gattung Ersatz epischen Volksgesanges, den wir nicht bedürfen; denn frühe hat sich in deutscher Poesie das Epische vom Lyrischen gesondert, und seinen eigenen Character auf eine sehr bezeichnende Weise festgestellt. Die Romanze, wie sie uns eigenthümlich ist, hat auch in ihrer größten Ausdehnung mehr den Character des Liedes als der Erzählung, sie ist ein zarter Hauch eines mit der Welt im Frieden lebenden, von ihrer Schönheit sanft bewegten Gemüthes, oder der milde Ausbruch mehr oder weniger wehemüthig aufgeregter Gefühle, oder auch Vehikel eines leichten Scherzes, dem die Erzählung gleichsam nur zum Belege dient. Sie führt die Begebenheiten und den Wandel der Welt vor, nur um der Empfindung, welche in der Brust des Dichters waltet, Raum zu verschaffen, und thut dieß immer auf die bescheidenste Weise. Ueberdieß mehr im Reiche der Phantasie als der Wirklichkeit zu Hause, gefällt sie sich im Wunderbaren, auf alle Fälle mehr der spanischen Romanze, als der ausgearteten englischen Ballade verwandt, welche besonders in der bey uns gäng und gebe gewordenen Nachahmung mit breitem Wohlgefallen bey dem rohesten Stoffe der Begebenheit verweilt, nach Beschreibungen hascht, und im Bewußtseyn innerer Armuth donnernde Worte aufhäuft, um den Hörer durch

leeren Schall zu betäuben. Anders ist die dänische Ballade, wenn man einer Dichtung diesen Namen geben darf, welche durchgehends einen rein epischen Character behauptet, und nur in Ueberfülle der Kraft lyrischen Schwung der Empfindung in sich aufnahm, ohne hierdurch aus dem Gleichgewichte ihres großartigen Ganges zu kommen. Diese dänische Ballade, unserer alt herkömmlichen Erzählung verwandt, wurde mit Glück unter uns einheimisch; und es ist nicht leicht möglich, ohne dichterischen Geist sich in derselben zu üben. Versuche, welche deutsche Dichter mit der spanischen Romanze gewagt, sind, obwohl man meistens zu sehr an den Aeußerlichkeiten der Form hangen blieb, ohne Schaden für vaterländische Dichtungsweise, ja wegen mancher verwandter Eigenheiten beyder Völker zur wahren Beförderung des poetischen Sinnes unter uns zu Stande gekommen. Nicht so idealisirt wie die spanische Dichtkunst, vielmehr des festen Bodens der Wahrheit eigentlich bedürfend, hat deutsche Poesie doch von jeher das Ideale in der Wirklichkeit des Daseyns, in den Vorgängen oder Ereignissen des Lebens nachzuweisen gesucht, und deutsche Dichter haben daher, seit Wiedererwachen des Sinnes für romantische Poesie, in spanischer Dichtung die eigenste Natur des heimatlichen Schönen zu erblicken geglaubt. Wohlthätig war der Einfluß, den wir der spanischen Dichtungsweise auf die unsere gestattet, insbesondere auch in der Hinsicht, weil sie gleichsam unsern Geist entfesseln, und den an dem materialen Seyn zu sehr gebundenen Sinn von einer lange unwürdig, zuletzt mit Unwillen geduldeten Knechtschaft befreyen half. Wir haben aber die Eigenthümlichkeit dieser Poesie, wie so manches, von dem wir fühlten, daß es uns mangle, eben nur aus der Ursache, weil wir uns gerne auf jede Weise ergänzen wollten, überschätzt, und einige Zeit hindurch uns ganz und gar in spanische Dichtungsform fügen wollen, da die Natur selbst uns doch eine ganz andere gegeben, und unserem Streben andere Bahnen angewiesen hat. Die spanische Poesie ist größtentheils lyrischer Natur, und ruht auf ihrer Romanze, als der eigensten Grundlage ihres ganzen Baues. Sie ist im höchsten Grade schöpferisch, in so fern sie alles der Phantasie, und dem Reiche der Ideen, dessen sich diese rücksichtslos und ohne strengere Beziehung auf die Welt und ihre Ereignisse bemächtigte, verdankt. Sie unterwirft sich jeden gegebenen Stoff mit herrischem Eigenwillen, und hat sich selbst in der dramatischen Dichtung, welche so durchaus der Welt und der Wahrheit des Lebens zu gehören scheint, ein eignes kunstreich gestaltetes Reich gebildet, welches man wohl mit Entzücken durchwandern, niemals aber wird hoffen dürfen, es mit Glück der ihm nicht zusagenden Welt unserer eigenen Dichtung aufzuzwingen. Die innerste Seele dieser Dramen ist eigentlich, durch

Vermittlung der Romanze, aus der sie sich bildeten, das Lied; aber freylich ein Lied von umfassenderem Character, als die einheimische Kunstgeschichte dem Deutschen vorweiset. Höchste lyrische Pracht, Ueberschwung der Phantasie, tief aufgeregte Leidenschaftlichkeit steigern die Charactere der darin vorgeführten Personen auf eine für die große Masse unsers, keineswegs überhaupt an Poesie, doch wohl an dieser fremden, armen Publikums viel zu luftige Höhe, zu welcher kein Weg empor führt. Die zu übermächtige Herrschaft des Lyrischen in diesen Schauspielen zieht überdieß, wie alles Uebermaß Gegenwirkung aufregt, öfters eine plötzliche Reaction der andern poetischen Elemente herbey, aus welchen das Schauspiel geformt ist; und wir staunen dann oft über so manche einherstürmende Flut epischer Darstellung, die eigentlich nur das innere Gleichgewicht herstellt, dem, in den tiefern Character des spanischen Drama nicht Eingeweihten aber, nur als störende Außerwesentlichkeit auffällt. Der Deutsche, wie ihm darüber schon seine früheste Poesie und auch sein Volkslied Belehrung gibt, ist bestimmt im Gleichgewichte der Kräfte mit einer gewissen gesicherten Ruhe der Darstellung im Gebiete der Kunst vorwärts zu schreiten, und wenn er in diesem Gebiete irgend einen Streit, irgend einen Zwiespalt zu vermitteln hat, so ist es jener der Idee mit der Wirklichkeit; und er wird dies nur auf eine seiner eigenen Natur zusagende Weise, und nicht in fremder Leidenschaftlichkeit zu Stande bringen.

Wir stellen dieses keineswegs so hin, um gegen die mit spanischen Schauspielen auf unsern Theatern gemachten Versuche etwas in Anregung zu bringen; im Gegentheile glauben wir, daß bey einer gehörigen Behandlung solcher Werke diese von der Bühne herab, durch ihre drastische Kraft, wenn auch nicht als Musterbilder, doch sehr vortheilhaft auf Künstler und Publikum wirken müssen; nur möchten wir gerne darauf mit andern Männern, die hierüber besser als wir geschrieben, aufmerksam machen: daß wir die Vollendung unserer Kunst, und deren möglichst gesteigerte Ausbildung nirgends als in uns selbst zu suchen haben, und daß wir fremde Trefflichkeit wohl mit aller ihr gebührenden Achtung betrachten, ihr aber in Hinsicht unserer eigenen Kunstausbildung nur den Einen Einfluß gestatten dürfen, den alles, was herrlich und in seiner Art vollendet ist, durch Erhebung des Gemüthes zu verwandter Thätigkeit, durch tieferes Eindringen in die Natur und Wesenheit auch seiner selbst hervorbringt. Ueberhaupt muß jedes Volk, wie es seine eigenen Wege in Ausbildung der ihm gewordenen Eigenthümlichkeit geht, auch zur Ausbildung seiner Kunst die ihm allein gegebenen Bahnen wandeln. Daß unter uns das Lied einen so sichtbar entschiedenen Einfluß auf das Ganze der Dich-

tung gewinnen könne, wie wir dies an der spanischen Poesie bemerken, ist schon darum jetzt nicht mehr möglich, weil durch mancherley Ereignisse bey uns eine Sonderung der Kunstpoesie von der Volksdichtung eingetreten ist, welche zwar jetzt dadurch wieder aufgehoben wird, daß erstere die letztere in sich aufnimmt, aber dennoch auch in dieser Wiederaufnahme dem Volksgesange jene Herrschaft nicht gestatten kann, welche er bey solchen Völkern ausübte, die in ungetrennter Stufenfolge der Bildung ihre Dichtung aus der ersten einfachen Volksdichtung bis zur kunstgemäßen Vollendung fortführten. Ein so einfach natürlicher Gang ist, wie gesagt, unserer Bildung nicht geworden. Vielmehr ist sie eine, beynahe unabhängig vom Volksgesange bis zu einer bedeutenden Stufe durch die Kraft der Wissenschaft emporgeführte, sehr kunstreiche Bildung. Wir sind überdieß über die Zeit hinaus gerückt, wo das Gemüth in jenen einfachen Ergießungen des Gefühls, wie sie unserm Liede eigen sind, in jener leichten Beschwichtigung des Schmerzes, wie dieses ihn beysteuert, volle Befriedigung finden kann. Gewohnt die Welt in ihren schneidendsten Gegensätzen zu betrachten, und sie mit all ihrem Unheile, gegen das wir in den Kampf treten, ernst zu erwägen, neigen wir uns vielmehr seit dem Wiedererwachen unseres poetischen Sinnes zu einer dem gemäßen, auf die Darstellung dieses Zwistes des Daseyns selbst begründeten dramatischen Dichtung. Daß wir uns aber darum jener jugendlichen Dichtungsart, dem in Unschuld der Gefühle blühenden Liede, nicht entwachsen zu seyn glauben dürfen, ist außer anderem oben bemerkten, schon daraus klar, weil uns aus diesem Liede unsere ursprüngliche von fremden Einwirkungen noch ungetrübte Eigenthümlichkeit entgegen leuchtet, welche uns deutlicher und besser als manches gelehrte Wort belehren kann, was wir eigentlich sind, und wohin wir streben.

Diesem Liede, welches, wie wir bemerkten, durch Max von Schenkendorf, und jene, die seit Kurzem im gleichen Sinne gedichtet, bereits eine wesentliche Ausdehnung seines geistigen Umfanges erfahren hat, scheinen überhaupt noch manche Veränderungen unter uns durch Steigerung seiner intensiven Kraft vorbehalten zu seyn; da wir eine lyrische Dichtung in dem ausgedehnten Sinne des Wortes, in welchem die dem Deutschen eigene reichhaltige Stärke der Gefühle, und der zu Zeiten kühne Aufschwung der Phantasie, sie unter uns möglich machen, bis jetzt nur entweder in den unter uns eingeführten italienischen Formen, oder in der sich etwas der englischen Lyrik nähernden Art, welche Bürger gestiftet, und Schiller weiter ausgebildet, erhalten haben. Letztere leidet, wie uns dünkt, bey aller Meisterschaft, welche beyden erwähnten Dichtern auch in diesem Zweige ihres Strebens

eigen war, etwas zu sehr an Breite der Darstellung, und einer über ihr eigenes Selbst mit zu eigenwilliger Beschränkung brütenden Reflexion, welche den freyen Hinausblick in die heitere Beweglichkeit des Lebens wehrt. Es ist aber eine aus unserem vaterländischen Liede, in einem anderen Sinne als dies zu Zeiten Matthisson und Kosegarten mit Glück bewerkstelligten, hervorgehende Lyrik möglich, und zwar jetzt um so mehr, da wir dasselbe unter uns so vielfältig fortzubilden begonnen haben. Goethe hat auch hierin glänzende Muster aufgestellt: die Seefahrt, der Gesang der Geister über den Wassern, Mohammed, und mehrere andere lyrische Dichtungen, die man durch einen schwer zu begreifenden Mißgriff für antik ausgegeben, sind ihrer innersten Natur nach aus dem vaterländischen Liede hervorgegangen, doch über dasselbe durch erhabenen Schwung, Kühnheit und Stärke der Dichtung, so wie durch den freyeren Blick in die Welt und ihre Verhältnisse, weit vorragende lyrische Dichtungen. Sie sind nicht in irgend einem fremden Sinne, sondern ganz im einheimischen vollendet, und bilden mit jenen Poesieen, welche spätere wahrhaft deutsche Dichter, die italienisch-lyrischen Formen nicht nachahmend, sondern sie dem Genius der Sprache wahrhaft aneignend, mit höchstem Wohllaut der Rede schufen, einen schönen belehrenden Gegensatz. So wenig man bis jetzt im Allgemeinen die große Anlage in diesen erwähnten Goethischen Dichtungen erwogen hat, eben so unbedacht hat man gegen die lyrischen Kunstformen der Italiener geeifert, als läge der Ruin deutscher Eigenthümlichkeit in denselben offenkundig vor den Augen der Welt. Man hat nichts als die Künstlichkeit darin erblicken wollen, welche doch für denjenigen, der in denselben arbeitet, nicht existirt, weil sie ihm keine eigentliche Schwierigkeit entgegen stellt. Wenn man diese auf die allgemeinsten Grundsätze der Harmonie begründeten Versmaße verwerfen wollte, weil sie fremd sind, so müßte man allen Verkehr der Völker und den Austausch wechselseitiger Geistesgüter überhaupt aufheben wollen, und Nationalität nur dann für vollkommen und in sich abgeschlossen betrachten, wenn sie wirklich im Sinne des Wortes gegen alles Auswärtige verschlossen, und durch eine chinesische Mauer geschützt wäre. Doch belehrt uns der Gang der Kunstgeschichte: daß jede poetische Erscheinung ihren Einfluß auch an der Fremde bewährt. Sie zeigt uns zwar, daß Nachahmung fremder Eigenthümlichkeit die Auflösung der eigenen einheimischen mit sich führe, belehrt uns aber zugleich, daß jedes Volk, wenn ihm die Kraft der Kunst noch inwohnt, fähig sey, fremde Schönheit bey sich einzubürgern, und in selbstständiger Thätigkeit zu seiner eigenen umzuschaffen. Wenn wir gleich bey Einführung dieser Versarten des Guten etwas zu viel thaten, so haben wir

doch bald aufgehört, Nachahmer zu seyn, und gebrauchen sie, wie auch einst die Spanier gethan, ohne Schaden der einheimischen Kunst, ja vielmehr mit dem Geiste dieser letzteren, und zu ihrer wirklichen Beförderung. Derselbe Widerwille hat sich einst gegen die Einführung der uns zwar um vieles fremderen antiken Versmaße thätig gezeigt: jetzt aber ist der Gewinn, der aus den rühmlichen Arbeiten jener um das Alterthum unter uns verdienten Männer, die selbe unter uns einbürgerten, hervorgegangen, wohl jedem klar geworden; da wir den Homer und Hesiod und so vieles der höchsten Verehrung werthes in der Kunstform der Ursprache besitzen, und damit unserer Sprache eine früher bereits größtentheils eingebüßte Kraft und Gewandtheit wieder geschenkt sehen; da wir ferner an dem elegischen Versmaße sowohl für die Elegie als insbesondere für das Epigramm die passendste Art des Ausdrucks gefunden, und durch diese in unserem eigenen Schooße genährten Dichtungen einer uns fremderen doch herrlichen Vorwelt das kräftigste Gegengewicht gegen Beschränktheit und das zu ausschließliche Beruhen unserer Eigenthümlichkeit auf ihren eignen Vorzügen gefunden haben. All diese Versuche und Arbeiten haben übrigens, wie die Geschichte des Tages lehrt, weit entfernt den Deutschen vom wahren Wege zu entfernen, ihm vielmehr zur gründlichern Erkenntniß dessen, was ihm letztes Ziel seiner Bestrebungen seyn soll, verholfen, und die einheimische Kunst mit neuer Thätigkeit belebt.

An dramatischen Arbeiten hat dieser Almanach drey aufzuweisen. Das von dem Herausgeber gelieferte kleine Lustspiel, der Sylvester-Abend, steht hinter den lyrischen Beyträgen desselben Verfassers weit zurück, und enthält nichts als eine sehr unbedeutende Spuckgeschichte in Alexandrinern. Ein Hofrath, an Jahren schon ziemlich vorgerückt, wirbt um die Hand eines Mädchens, deren Geliebter, ein eben aus dem Felde zurückkehrender junger Krieger, ihn anfangs, als Zigeunerin verkleidet, von seinen Absichten durch Unglück weissagende Deutungen aus der flachen Hand zurück zu schrecken sucht; da aber dies nichts wirkt, den alten Herrn, als er dem Mädchen den Heirathsantrag macht, plötzlich in einer zweyten Verkleidung als Geist erschreckt, und ihn so für immer aus dem Hause treibt. Wenn nichts mehr als derley Erfindungen zum Lustspiele erfordert würden, wäre es freylich eine leichte Sache Lustspiele zu schreiben, aber eine desto schwerere, dabey ohne Ueberdruß und Langeweile Zuseher zu seyn. Indeß verführt der durch die Mitschuldigen unter uns wieder im Lustspiele zu Ehren gekommene Alexandriner sehr leicht den Dichter mit einer unbedeutenden Erfindung sich zu begnügen, und durch die so zu sagen zerhackte Rede dieses Verses angeleitet, alles Ge-

wicht auf die Gegensätze der Empfindung oder des Witzes der Sprache zu legen. Daß diese Versart, welche bey ausgeführteren Arbeiten lästig und hemmend ist, in skizzirten Intriguenstücken durch die Leichtigkeit, welche sie in Gegenreden gewährt, von Wirkung sey, haben außer Goethes Mitschuldigen noch manche Stücke dieser Art bewiesen, darum aber noch keineswegs für dessen Annehmbarkeit entschieden, da die Vorzüge, welche ihr beygelegt werden können, in den Trochäen des spanischen Schauspiels sich in noch viel höherm Grade ohne die Gefahr so unbeholfner Breite vereinigt finden, in welche der Alexandriner schon bey geringer Ausführlichkeit hineinzieht.

Der Raub der Proserpina, eine Frühlingsfeyer, von W. v. Schütz, ist wohl in vieler Hinsicht eine interessante Erscheinung; doch leidet dieses, wie man sieht, mit großem Fleiße ausgearbeitete dramatische Werk an denselben Gebrechen, welche man den früheren Arbeiten desselben Dichters mit Recht nachgewiesen. So vieles findet sich in diesem, durch Tiefe des Gefühls wie durch Gründlichkeit und durch männliche Glut der Phantasie ausgezeichneten Schriftsteller vereinigt, was einen wahren Dichter bildet, daß man seiner immer nur mit Achtung wird denken können, auch wenn man ihn an einen höheren Maßstab stellt, und dasjenige was er ist, mit dem vergleicht, was er billig seyn könnte. Immer haben Hr. v. Schützens Dichtungen den Zwang verrathen, welchen ihm die Form, in der er sie geben will, auferlegt, und er erscheint vielleicht in keiner seiner Arbeiten ganz frey, und seiner reichen Kräfte mächtig. Die Idee selbst, welche er durch seine Dichtungen verkündigt, erscheint nicht als eine nothwendig im Gemüthe des Dichters erwachte, sondern willkürlich gewählte, die zwar allerdings den Mittelpunkt des Ganzen bildet, doch immer nur einen solchen, um welchen sich das dargestellte Leben nach der vom Dichter geübten Willkür bewegt, nicht aber in freyem Wachsthume aus demselben hervorgeht. Zeuge einer seltenen Kunsteinsicht und strengen Handhabung selbstgewählter Regel, raubt der damit unvermeidlich sich selbst aufgelegte Zwang dem Dichter jene freye Beweglichkeit, welche ein naturgemäßes Wirken allein mit sich bringt, und reiht seine Werke vielmehr in die Zahl gelehrter Arbeiten, als eigentlicher lebensvoller Kunstproducte. Das gegenwärtige Schauspiel, der Raub der Proserpina, entwickelt auf eine sinnvolle Art die bekannte Mythe; es gibt sich als eine Frühlingsfeyer, weil Proserpina, die von Pluto geraubte jugendliche Tochter der Ceres, hier Repräsentantin der sich ewig erneuernden Jugendkraft der Natur, jährlich mit dem wiederkehrenden Frühling die Unterwelt, welche sie an sich riß, verläßt, um den Tag und ihre Mutter wieder zu begrüßen. Das Ganze

ist in drey Akte abgetheilt. Der erste eröffnet sich im Thale Enna, wo der Flußgott Akis, aus dem in Nebel gehüllten Bette emporsteigend, die Schönheit des frischen Morgens begrüßt, und die Mädchen und Nymphen auffordert, in seinem Gewässer zu baden. Agriope, Kalais und Eurita, Gespielinnen Proserpinens, kommen mit verschlungenen Armen herbey, und verlieren sich, wie vorher der Flußgott, in den Gebüschen, um sich zu baden. Es tritt auf kurze Zeit aus einer Grotte Tellus hervor, mit Sehnsucht den Sonnengott auffordernd, den Glanz seiner Strahlen über sie zu verbreiten; dieser erscheint in seinem Sonnenwagen, die jungfräuliche Gattin begrüßend, und verliert sich wieder, worauf man die Ausrufungen der Freude der badenden Jungfrauen vernimmt. Es wandelt Zephyr, Flora und Pomona über die Scene; jedes ihre holden Gaben der Erde schenkend; die Jungfrauen, aus dem Bade zurückkehrend, verlieren sich in die Gebüsche, um sich dem Schlummer zu überlassen. Dies alles ist Eingangsscene, allegorisch in jedem Sinne, und mit Recht, da das Ganze des Werkes rein allegorisch ist. Sie stellt den Leser sogleich in den wahren Standpunkt, aus welchem er das Schauspiel zu betrachten hat, und gibt ein heiteres Gemälde eines von der milden Fürsorge der Götter bewachten schuldlosen Naturlebens. Ceres, an ihrer Seite Proserpina, auf einem von Elephanten gezogenen Wagen, sonst von dem gewöhnlichen Gefolge umgeben, erscheinen nunmehr unter Gesängen des sie begleitenden Chors; Ceres läßt ihre Tochter in dem reizenden Thale zurück, während sie selbst, den Segen über die Erde zu verbreiten, ihren Zug weiter fortsetzt. Proserpina überläßt sich den Ausbrüchen einer heitern Lebenslust, sie ruft ihren Gespielen, sie betrachtet die reizende Umgebung. Die Schilderung derselben, so wie ihres eigenen Gefühls beym Anblicke so vieler Schönheit, halten wir für eine der gelungensten, welche deutsche Dichtung aufzuweisen hat:

Wie herrlich in den frischen Lüften säuselt
Des heil'gen Haines golddurchwirktes Grün.
Den Zweigen, hell von Morgenglanz umsponnen,
Entsteigt der Nachtigallen Chorgesang.
Die Reb' umblüht den Busen jenes Hügels,
Die Wassertulpe steiget roth hervor
Am Silberspiegel sonnentrunkner Quellen.
Die Wasserjungfrau in dem schlanken Schilfe
Schwirrt wie ein blauer Strahlenpfeil.
Die Hindin schwingt das zweygekrönte Haupt,
Daß ihr Geweih hoch in den Blättern steht.
Das Füllen stampft den Estrich grüner Wiesen,
Vor Lust sich selber fliehend und verfolgend,
Und aus dem Himmel fallen Taubenschwärme

Wie weiße Blumen bald in die Gebüsche,
Hier auf die Flur, dort an den Silbersee.
Wohin ich sehe, weht und glänzt der Fittig
Der Freude, welcher alle Welt beflügelt.
Ich möcht' ihn mir an meine Schultern heften,
Und durch die Luft der Lebenswonnen segeln,
In welche jetzt nur meine Augen dringen,
Dort alles was sie lieben zu umschlingen.

Als sie nun hierauf entschlummert, naht Venus, ihr im Traum das holde Bild eines Jünglings zu zeigen, um sie die Liebe zu lehren. Eurita, Kalais, Agriope kommen zurück, die Erwachende vertraut ihnen, mit dem, was ihr geträumt, die neu in ihr aufkeimenden Gefühle; diese zerstreuen sich, Blumen für ihre junge Freundin zu suchen, als plötzlich Pluto mit seinem düstern Gefolge erscheint, die Mädchen an die Bäume fesseln läßt, Proserpina selbst aber, ihres Sträubens ungeachtet, mit sich hinweg führt. Der zweyte Aufzug spielt in der Unterwelt, und endigt mit dem bekanntlich für das Verweilen Proserpinens in der Unterwelt entscheidenden Genuß der Granate. Sehr glücklich ist der Gegensatz von Pluto's und Prosenpina's Natur durchgeführt, und wie alle Herrlichkeit seines Reiches, die dieser ihr zu zeigen bemüht ist, sie nur noch tiefer in ihrem Innersten verwundet, da die Machtfülle des Beherrschers des Orkus nur aus der Qual der unter seiner Geißel ächzenden Verbrecher sichtbar werden kann. Der dritte Aufzug beginnt mit der Rückkehr der Göttin Ceres in das Thal Enna. Die gefesselten Mädchen erzählen ihr den Raub ihres Kindes. Die Göttin entfernt sich in Verzweiflung, sie kehrt mit entflammten Fackeln zurück; und sowohl aus ihrem Munde, der mit Klagegestöhn die Tochter ruft, und der Erde fluchet, als aus den Aeußerungen des Chors vernimmt man, daß sie die vormals durch ihre Gaben beglückten Gefilde zur Einöde umgeschaffen habe. Da öffnet sich der Tartarus, und man erblickt in seinen Tiefen den düstern König mit seiner jungen Gattin. Er gewährt ihr, zur Mutter hinaus zu schreiten, doch ist ihnen die Freude des Wiedersehens durch die Unvermeidlichkeit der bald wiederkehrenden Trennung getrübt, bis Jupiter der Gattin den Trost gibt, daß ihr Kind sie alljährig wieder so wie jetzt begrüßen solle. Proserpina wandelt in die finstern Klüfte zurück; der Chor tröstet die gebeugte Mutter.

Eine trockene Inhaltsanzeige ist freylich nicht geeignet von einem poetischen Werke einen hinreichenden Begriff zu geben: doch gibt sie wenigstens von der Anlage des Ganzen und von dem Gange der Handlung eines Schauspieles Rechenschaft. Nach der hier gegebenen Anzeige des Inhaltes glauben wir doch mehr als es uns sonst hätte erlaubt seyn können, über die Natur dieser Dichtung

äußern zu dürfen. In gewisser Hinsicht ist alle Poesie, wie öfter behauptet worden, Allegorie, und auch Mystik; allein es frägt sich dennoch, ob Allegorie in dem Sinne, in dem man sie überhaupt zu nehmen pflegt, in dramatischen Dichtungen erlaubt seyn könne? Da so viele Künstler aller Völker sich dieselbe erlaubt haben, wagen wir nicht uns dagegen zu erklären, obgleich nicht nur die mit der Allegorie eintretende Kälte des Gefühls, sondern auch eine ernstere Erwägung derselben, gegen ihren Gebrauch im Schauspiele zu sprechen scheinen. Die innerste Wesenheit dramatischer Dichtung bringt es mit sich, daß sie durch die Persönlichkeit der dargestellten Figuren wirken will, daß sie eigentlich ein Leben darstellen, und selbst gerne vergessen machen möchte, daß dies Leben nur ein nachgebildetes sey. Sie kann daher die Personen der dargestellten Handlung nicht selbst der Persönlichkeit entäußern, und den Hörer oder Zuschauer zum Bewußtseyn gelangen lassen wollen daß sie nur Begriffe, in Scheingestalten gehüllt, auf die Bühne hinstelle; welches die Allegorie schlechterdings bemerken lassen muß, weil sie, wenn sie nicht die Absicht ihrer Darstellungen durchschimmern ließe, aufhören würde, Allegorie zu seyn. Dennoch aber, wie gesagt, hat man die dramatische Form von jeher zur Allegorie verwendet; unter uns Deutschen that dies vorzüglich in den letzteren Jahren seiner Dichterlaufbahn, wo die Denkkraft ein entschiednes Uebergewicht über die Macht des Gefühls und der Phantasie erhielt, Goethe in mannigfaltigen Versuchen. Nie aber ist dieser Meister, wenn er sich einmal der Allegorie im Drama bemächtigte, aus ihrer Begrenzung wieder herausgetreten, um etwa den gebrauchten Personen für einige Scenen historisch dramatisches Leben zu geben, noch hat er je die Charactere seiner Trauerspiele durch willkürlich ihnen angeheftete allegorische Bedeutung aus ihrem erhabenen Leben heraus gezogen, um sie in wesenlose Schattenbilder zu verwandeln, wovon die deutsche Kunstgeschichte traurige Beyspiele liefert. Der Dichter der Proserpina hat seinen Stoff von beyden Extremen gleich entfernt zu halten gewußt. Sein Werk, welches schon seiner Natur nach nicht anders als mythisch seyn konnte, ist zugleich Allegorie, aber, ohne aus seinem Character zu fallen, auf die bescheidenste Weise. Den handelnden Personen ist so viel Leben gelassen, als sie bedürfen, um auch das Herz des Lesers anzusprechen; und das Ganze würde vielleicht einen der Allegorie an sich nie möglichen Eindruck hervorbringen, wenn der Verfasser in der Form der Versarten nicht größtentheils seine ihm bisher eigene Weise verlassen hätte, um sich an jene der Goethischen allegorischen Schauspiele anzuschließen. Da diese allegorischen Schauspiele mit der größten Consequenz in ihrer Begrenzung gehalten sind, daher alles dargestellte

Leben nur der beabsichtigten Deutung wegen vorhanden ist, auf das Ganze daher der Zwang der Willkür in vorzüglichem Grade niederdruckt, und die jedes eigenthümlichen Seyns entäußerten dramatischen Personen nur das sprechen dürfen, was die vom Dichter beliebte feindliche Gewalt der Allegorie sie zu reden heißt, so ist es natürlich, daß dadurch im Gemüthe des Dichters ein Gefühl schrankenloſen Eigenwillens erwachen muß, welcher sich auch im Verse äußert. Eine ähnliche despotische Willkür sind die Dichter der Operntexte gezwungen sich zu erlauben, indem sie die Handlung nicht nach ihrem inneren Bedürfnisse, sondern nach einem äußern ihr auferlegten, dem der Musik, für die sie bestimmt, sich entwickeln lassen müssen. Der Dialog, der wiederholt im lyrischen Ueberschwung der Gefühle, nicht nach innerer Nothwendigkeit, sondern nach jener der Musik, welche die Herrin ist, sich verliert, kann auch in diesen Ausbrüchen der ihrer Natur nach ungebundensten Seelenzustände nicht sich selbst getreu bleiben, sondern muß nach den technischen Bedürfnissen der auf ihn harrenden Musik sich biegen und beugen. Ein dunkles Gefühl dieser durch die Willkürlichkeit der Arbeit entfernten Verwandtschaft des Allegorischen und musikalischen Dramas hat vielleicht Goethe'n bestimmt, in die von der Lyrik in anderer Hinsicht so sehr entfernte dramatische Allegorie die Versmaße seiner in frühern Jahren verfaßten Operntexte aufzunehmen, und dadurch das fremdartige der Erscheinung auf den möglichst höchsten Grad empor zu schrauben. Wir glauben nicht, daß so leicht jemand, dem eigener Sinn ward, ihm hierin nachahmen wird. Herr von Schütz, der sich gerne in jeder Dichtung die Schwierigkeiten anhäuft, und kaum ruhig zu arbeiten scheint, als wenn er deren viele zu überwinden findet, hat aber, wie gesagt, in seiner Proserpina um so mehr zweckwidrig das System Goethes befolgt, da sein Werk auf eine die Theilnahme des Herzens viel mehr ansprechende Weise sowohl angelegt, als auch im Ganzen durchgeführt ist. Denn wie soll es den nach Einheit des Gefühls mit Recht verlangenden Leser nicht befremden, oder vielmehr nicht außer Fassung bringen, wenn z. B. Pluto zu Ende des ersten Aufzugs, der, seinem Character angemessen, in möglichst schweren fünffüßigen Jamben bey seinem Auftreten folgender Maßen sich vernehmen läßt:

Ihr dunkeln Wolken, mit herauf gezogen
Aus meinem unterird'schen Königreiche,
Wo euer schwarzer Flügel nächtlich schattet,
Ich werd' euch jetzt von meiner Wimper schütteln,
Denn heut nach Ceres Tochter späht mein Blick,
Die ich schon oft in diesem Thal gesucht.
Dort seh' ich sie, denn ihre Schönheit macht
Sie leicht mir unter andern Jungfraun kenntlich.

plötzlich aus übermäßiger Gefälligkeit gegen die erwählte Geliebte so leichtfüßig wird, daß er ohne Uebergangsvorbereitung in folgende Verse ausartet:

Dich Tochter der Ceres
Dich bitt' ich, gewähr' es,
Und lasse dich heben
Auf meinen Thron.

worauf diese, vermuthlich aus Entsetzen, in derselben Versart einfällt, so daß sie ein vollständiges fortgesetztes Duett mit Begleitung des Chors aufführen?

Dieß ist zwar eine der auffallendsten Stellen, aber der Grundzug dieses Irrthums der Behandlung des Verses geht durch das ganze Stück, und schadet auch der übrigens mit seltner dichterischer Besonnenheit und wahrer Innigkeit des Gefühls durchgeführten Darstellung der Unterwelt. Die Ankunft der Ceres im dritten Aufzuge ist beynahe ein förmliches Quartett, zu welchem, nach einem Zwischensatze mehrerer Terzinen, noch der Chor als Vollendung hinzutritt. Dabey hat dies Streben nach Abwechslung des Verses oft die Folge disharmonischer Klänge, welche durch die Eile, in der sie, wie die gesprengte Feder einer Uhr, ablaufen, kaum den Leser zu Odem kommen lassen. So jener Ausruf der Ceres:

Fackeln glühet! Fackeln sprühet!
Daß ich finde
Meine Tochter,
Dich mein Kind.
Schatten fort, theilt euch mir,
Auf daß wieder
Blüh'n ich sehe
Dich mein Kind.
Gib sie mir, Erdenschooß!
Sprossenlos
Wird dein Loos,
Wenn die Mutter nicht gewinnt
Wieder das geliebte Kind.

Das Mangelhafteste in der Ausführung, wie die Scene des Orkus das Vollendetste, dünkt uns die Darstellung der Verzweiflung der Ceres, da sie den Verlust ihrer Tochter erfährt, und das sich an diese Darstellung knüpfende Suchen ihres Kindes; doch fällt, was das Letztere betrifft, hier die Schuld nicht sowohl dem Dichter, als dem beschränkten Raume der Dichtung anheim. Es scheint aber, daß hier die Idee einer nur allegorisch mythischen nicht im tieferen Sinne dramatischen Arbeit den Dichter leichter über eine so wichtige Aufgabe, wie die der in Verzweiflung suchenden Ceres, die ein Trauerspiel ganz allein füllen könnte, hinweg schreiten ließ. Diese Scene ist in der Hinsicht vorzüglich

opernmäßig, daß sie sich mit der Andeutung der Begebenheit begnügt, und die Ausführung irgend einer andern Macht als jener der dramatischen Dichtung zu überlassen scheint. Es kann nämlich dem Bedürfnisse dieses Stoffs nicht genügen, daß Ceres, nachdem sie den Raub ihrer Tochter vernommen, den Wagen verläßt, um hinter die Scene zu eilen, und mit brennenden Fackeln zurück zu kehren, welche schwingend, sie einigemale über die Bühne schreitet, um damit ihre bekannte wehvolle Reise um den Erdball anzudeuten. Gewiß hat die Allegorie sich nur darum des Drama bemachtigt, weil, da es ihr selbst an tieferem Leben gebricht, sie gern aus dem reichen Schatze des letztern schöpfen möchte, um mit einiger Kraft aufrecht stehen, und schreiten zu können. Wir glauben aber, daß sie gerade aus dem Grunde, der sie dramatische Form wahlen heißt, sich hüten solle, zu weit vorzugreifen, und mehr aus diesem reichen Schatze zu schöpfen, als ihre geringe Kraft zu tragen im Stande ist. Sie wird sich mit einer möglichst kurzen Ausdehnung begnügen müssen, wie wir dies in dem vortrefflichen allegorischen Schauspiele: Was wir bringen, welches im schönsten Ebenmaße einherwandelt, vorfinden. Sie wird sich zugleich vor allem, was den Schein dramatischen Lebens, den sie sucht, wieder aufheben könnte, daher auch vor den Formen der Oper, welche größtentheils leere Gefäße sind, die auf die Ausfüllung der Musik warten, hüten müssen.

Wir wollen darum der Oper nicht ihre Verdienste abstreiten. Erstens belehrt jeden das eigene Gefühl, wenn er das Glück genießt, der Aufführung eines vollendeten musikalischen Schauspiels beyzuwohnen, daß er nichts vermißt, und daß im Gegentheile seine Empfindung und die ihr verschwisterte Phantasie auf eine heitere Höhe durchgängiger innerer Uebereinstimmung gesteigert worden, die er auf eine andere Weise nicht erreichen kann. Er wird vielleicht die Quelle dieses seligen Gefühls sogar nicht allein dem Musiker, der die Welt der Harmonien schuf, die ihn begeistert, zuschreiben wollen, sondern auch dem Dichter sein Recht lassen, der die innerste Seele des Kunstwerks gebildet, dessen zauberische Gewalt wir an uns erfahren. Die Idee der Oper selbst widerstreitet auch keineswegs, wie einige darthun zu können glaubten, geläuterten Kunstbegriffen; vielmehr ist sie, in ihrer Vollendung nämlich, bestrebt, das Leben zum reinsten Wohllaute des Gefühls zu steigern, und das Schone des Daseyns auf eine, dieser Kunstgattung zwar allein eigenthümliche, doch in der tiefsten Wesenheit der menschlichen Natur begründete Weise uns ans Herz zu legen. Vollständige Befriedigung des Gemüthes, die heitere Ausgleichung unserer Empfindung mit den Anforderungen des uns umgebenden Daseyns, hat sich, bey der Natur nach näher stehen-

den Menschen, stets und immer durch Gesang geoffenbart. Das Reich der Töne, durch die ganze Natur, die belebte wie die leblose, mächtig waltend, hat von jeher einen Einfluß ganz eigener Art auf das menschliche Herz ausgeübt. Wie Boten einer andern Welt haben seine Klänge das Gemüth von der gemeinen Gewöhnlichkeit des Daseyns zu höhern Ahnungen, beseligenden Gefühlen, zu einem erwünschten Vergessen oder zur milden Auflösung alles Leides der Erde hinüber geleitet, und die Freude beflügelt. So machtvoll und wohlthätig zugleich, hat die innere geheime Regel der Uebereinstimmung dieses allverbreiteten Reiches der Töne nicht lange dem Menschen Geheimniß bleiben dürfen, und er hat den kunstlosen Gesang der Kindheit seines Geschlechts gar bald mit bewußter Kraft in selbstgeschaffenes Eigenthum seines reichen Gemüthes umzuwandeln gewußt, und die Musik zur Kunst gebildet. Daß dieser auch dramatisches Leben inwohnen könne, ist nicht allein durch die That erwiesen, sondern auch daraus klar, weil, wo immer Gefühl zum Vorschein kommt, diesem auch sein Gegensatz gegeben ist; daher wechselseitiger Austausch oder Widerstreit, und endliche Ausgleichung, beydes die Seele jedes dramatischen Werkes. Wenn aber Opern (Text und Musik vereinigt) ein vortreffliches Werk seyn können, so ist es nichts desto weniger gewiß, daß in solchen Opern, wo die Musik, wie in der ernsten Oper, sich das vollständige Uebergewicht errungen, die Dichtung für sich allein, eben weil sie nur dienende Sklavin, nicht aber freye Bildnerin ist, nur höchst mangelhaft seyn könne, und kaum anders zu betrachten sey, als nur allein wie die prometheische Lehmgestalt, die erst durch das nachträglich hinzukommende belebende Feuer in ein eigentliches Daseyn tritt. Wenn daher ein Dichter aus Liebe zur Musik sich bewogen finden kann, derselben durch Fertigung eines sogenannten Operntextes zu dienen, woran er, unserer Ueberzeugung nach, sehr wohl thut, so ist es doch nie zu entschuldigen, wenn die Dichtungsweise der Oper, welche ohne hinzukommende Musik eine nichtige und leere genannt werden muß, auf selbstständige Werke der selbstständigsten aller Künste, der Poesie nämlich, angewendet wird. Das Trauerspiel der Griechen, welches öfter mit der Oper verglichen, und diese aus jenem abgeleitet werden wollte, stand zur Oper gerade im umgekehrten Verhältnisse; denn die Musik war Dienerin, die Dichtung aber durchaus frey, in selbstständiger Regsamkeit sich überall treu, und nur auf die Erreichung der ihr eigenthümlichen Zwecke bedacht. Das Schauspiel der Spanier, durch seinen lyrischen Schwung der Oper am nächsten stehend, duldet gleichwohl aus der Ursache keine Vergleichung mit derselben, weil es, wie jedes echte dichterische Werk, seine Zwecke nicht außer sich, sondern in sich selbst sucht, und mit

eigentlich kühner Entschlossenheit alles Widerstrebende in seine eng gezogene Schranke sich zu schmiegen zwingt. Es läßt sich freylich eine Oper ganz anderer Art denken, als wir sie jetzt besitzen, wo die Poesie, von den Kunstgesetzen der dramatischen Musik befreyt, letztere nur als eine traute Gesellin zu sich beriefe, mit gemeinschaftlicher Liebe schöne oder erhabene Empfindung auf ihren höchsten Gipfel der Verklärung empor zu heben; wie beyde Künste dies in so manchem Liede zum Danke der Zeitgenossen und der Nachwelt bewerkstelligen: es hat aber keinen Anschein, daß diese selbstständige Dichtung unter uns zur Vollendung reifen könnte.

Wir hielten es für schicklich, bey sich hier darbietender Gelegenheit einige unserer Ansichten über die Oper zu entwickeln, ohne deshalb zu glauben, damit auf die wesentlichere Eigenheit einer Kunstgattung vorgedrungen zu seyn, welche einer gründlichen Theorie noch ganz ermangelt. Eine vollständige Untersuchung dieses Gegenstandes müßte sich eben so sehr über die innerste Eigenheit der Poesie als der Musik verbreiten, und die verschiedene Richtung beyder Künste eben so sehr als ihre innere wesentliche Uebereinstimmung berücksichtigen. Der Verfasser der Proserpina hatte übrigens keineswegs die Absicht ein Operngedicht zu liefern, auch nicht in jenem höheren Sinne, welcher unserem Theater bis jetzt fremd geblieben. Wie er sich indeß in diesem Werke viel mehr dem gemüthvolleren spanischen allegorischen Schauspiele als der neueren reinen Verstandes-Allegorie nähert, so wäre er auch, wie uns dünkt, unter den Deutschen derjenige, welcher mit Vermeidung bloß hergebrachter, nicht auf die innere Wesenheit der Gattung begründeter Formen, ein Operngedicht im edleren Sinne des Wortes als selbstständiges Dichterwerk vollenden könnte. Das dramatische Leben mehr in der innern Bewegung der Gefühle, als in deren nach Außen durch That und Handlung wirkenden Kraft suchend, ist dieser Dichter schon seiner Anlage nach musikalisch, und würde auch nicht durch zu ungebundenen Erguß der Empfindung, der manchen Geistern seiner Art gewöhnlich ist, dem Musiker ein Hinderniß der Entwicklung seiner eignen Kunst entgegen setzen.

Der dritte dramatische Beytrag der Sängerfahrt ist ein Bruchstück eines größeren Werkes, der erste Akt eines romantischen Schauspieles: das Donauweib, welches Ludwig Tiek, nach dem bekannten Schauspiele der Leopoldstädter Bühne zu Wien, bearbeitete. Wenn es nun freylich keinem Zweifel unterliegen kann, welchem der beyden Dichter der Lorber gebühre, so müßte es doch auch bey ganz Fremden ein günstiges Vorurtheil für die Leopoldstädter Schaubühne erwecken, wenn ein an romantischer Phantasie so reicher Dichter, wie Ludwig Tiek, ein dem Character dieser

Bühne nicht bloß zusagendes, sondern aus ihrer innersten Eigenthümlichkeit hervorgegangenes Werk zum Gegenstande der Bearbeitung wählt. Es ist dies Donauweibchen auch nicht etwa das einzige Werk, welches einer solchen Bearbeitung fähig wäre; im Gegentheile bietet die Leopoldstädter Bühne deren eine so ansehnliche Menge dar, daß sie hinreichend wäre, mehrere Dichter, welche sich deren Bearbeitung widmen wollten, für ihre Lebenszeit zu beschäftigen. Dennoch aber dürfte auch der eifrigste Freund dieser Bühne nicht behaupten, daß sie auch nur ein Stück aufzuweisen habe, welches einen reinen Genuß gewährte, und nicht durch Gebrechen der mannigfaltigsten Art entstellt wäre. Der Grund liegt darin, weil diese Bühne durchaus Volksbühne, und zwar in dem Sinne des Wortes ist, welcher die große Kluft zwischen der Bildung höherer Stände und des Volks heutiger Zeit bezeichnet. Das, was sie ist, durchaus aber nur sich selbst verdankend, und schlechterdings aus der Eigenthümlichkeit des Volks selbst hervorgegangen, ist sie in seltener Art originell, und, wenn dadurch jederzeit unterhaltend, so auch für den Kenner sehr belehrend. Diejenigen, welche bey diesen Stücken sich zu ergötzen, zu Hause aber sich ihres eignen Vergnügens zu schämen, und es zu verläugnen pflegen, haben wohl nicht erwogen, daß etwas auch Unvollendetes in seiner Anlage trefflich, und in einzelnen Theilen seiner Ausführung wirklich vollkommen, und eines herzlichen Beyfalles würdig seyn könne. Da der Oesterreicher, und insbesondere der Wiener reich an einem, durch einen eigenen Character der Gutmüthigkeit erheiternden, obgleich immer sehr treffenden Witze ist, so sind insbesondere die Lustspiele dieser Bühne, weil sie ganz aus dem Volksgeiste hervorgegangen, durch das anschauliche Bild, welches sie von demselben liefern, eine immer erfreuliche, für den Fremden aber frappante Erscheinung. Die Schauspieler selbst, nicht gezwungen nach einem ihnen mehr oder weniger fern stehenden Ideale der Kunst zu streben, sondern zur einfachen Wiedererweckung der sie umgebenden Wirklichkeit angewiesen, liefern oft solche Meisterstücke der Darstellung dieser Art, daß dem Zuseher nichts zu wünschen übrig bleibt, und er sich selbst feind seyn müßte, wenn er sich nicht dem Vergnügen, das sich ihm in diesen Schauspielen ganz anspruchslos darbietet, willig hingeben wollte. Wie der Ursprung des Lustspiels jener Bühne von Hafner und seinen Zeitgenossen abzuleiten ist, so jener des ritterlich romantischen Schauspiels, das auf diesem Theater als einheimisch betrachtet werden darf, aus jenen vor beyläufig fünf und zwanzig Jahren in Aufnahme gekommenen, auf die neuern Ritterromane begründeten Geisterromanen, welche beynahe Volkslectüre geworden waren, und deren sich die Volksschaubühne bemächtigte, um sie nach ihrer Art

zu verarbeiten. Von geringerem Werthe als das dort einheimische Lustspiel, besteht die Poesie der vorzüglicheren dieser romantischen Stücke nur in dem zwar unverarbeitet, doch auch unverderbt belassenen Stoffe des Erhebenden oder Schauerlichen, welches eine kräftig kühne, nicht immer mit der Geisterwelt außer Verbindung gesetzte Ritterwelt in der Anschauung gewähren mag. Die Kraft der Erfindung des Dichters verbreitet sich in solchen Stücken größtentheils über die ihnen eingewebte, komische Nebenwelt toller oder furchtsamer Knappen, Müller, Wirthsleute und dgl., die, im Volksdialecte sprechend, ihre Eigenthümlichkeiten, Verhältnisse und Schicksale in einem immer lebhaft mit dem dargestelltem Ritterthume erhaltenen Gegensatze zur Schau tragen. Fast immer ist mit diesem romantischen Schauspiele Musik verbunden, und erhebt das Wunderbare desselben, wie das Komische, zu einem höheren Grade der Wirkung. Dieses letztere Schauspiel, noch ganz auf der Stufe der Kindheit der Kunst, und von dem gebildeteren Theile des Publikums eben darum beynahe durchgängig verachtet, hat dennoch oft Erzeugnisse geliefert, welche poetischen Sinn ihrer Urheber verrathen, und für die Zukunft jenes Theaters Hoffnungen erregen müßten, wäre dasselbe nicht als Volksschaubühne zu strenge von der Möglichkeit einer gleichmäßig steigenden Bildung geschieden.

Von jener Gattung ritterlicher Schauspiele ist das Donauweibchen, welchem die beygegebene gefällige Musik auch auf auswärtige Bühnen Bahn ebnete, ungeachtet so mancher seiner komischen Bestandtheile durch deren ganz provinzielle Natur ihm dort den Eingang hätte verwehren sollen. Herr Tiek, welcher dasselbe noch vor dem Jahre 1807, wo wir ihn gegenwärtiges Bruchstück in Wien vorlesen hörten, zu bearbeiten anfing, konnte freylich nicht auf eine künstlerische Auffassung des Provinziellen bedacht seyn, da ihm dessen eigentliche Natur, bevor er Oesterreich kannte, nicht hinreichend klar seyn mochte; eben darum aber, weil er ganz ohne Rücksicht auf lokale Vorzüge sich an den Stoff hielt, und nur das, was jeder geläuterte poetische Sinn darin, wie nicht zu Tage gefördertes Gold, Treffliches verborgen ahnen mochte, mit der vollen Kraft einer sich selbst stets bewußten, sich nie an den Gegenstand verlierenden Phantasie aufgriff, und in neuer Bildung umgestaltete, hat er ein auch schon aus diesem Bruchstücke klar sprechendes Muster geliefert, wie bey Behandlung solcher Stoffe Edles von Unedlem geschieden, und einem zu Zeiten gedankenlosen Spiele tiefer Sinn und poetische Bedeutsamkeit untergelegt werden könne. Wir glauben, daß wenn dieses Werk einst vollendet dem Vaterlande geschenkt seyn wird, dasselbe leicht eine neue Gattung des Schauspiels unter uns begründen dürfte;

denn nach der Anlage zu urtheilen, ist es im hohen Grade tragisch und komisch zugleich, und beyde Elemente der dramatischen Kunst sind in demselben auf eine ganze eigene Weise vereinigt, und aus einander abgeleitet. Zu bedauern ist es, daß nicht mehr als dieses Bruchstück mitgetheilt wurde.

Als ein sehr schätzbarer Beytrag dieses Almanachs sind die neunzehn Serbischen Lieder zu betrachten, welche vielmehr der epischen als lyrischen Dichtung beyzuzählen seyn möchten, obgleich manche einen sich dem eigentlichen Liede sehr annähernden Character zeigen. Sie sind, ohne Beobachtung eines Versmaßes, wie es scheint Zeile für Zeile übersetzt; aber auch in dieser noch mangelhaften Gestalt ihres Aeußerlichen überall bedeutungsvoll und ergreifend. Stolze Heldengesänge, Liebesklagen, kleine leichte Gemälde empfundenen Glücks oder schmerzlicher Entbehrung, eröffnen sie die Aussicht in eine ganz eigene Welt poetischer Schönheit, und erneuern den oft geäußerten Wunsch, bald eine größere Sammlung solcher in ihrer individuellen Art höchst bedeutungsvoller Gesänge in deutscher treuer Uebertragung zu besitzen.

Unter den Beyträgen in ungebundener Rede erwähnen wir zuerst des kleinen Aufsatzes von Hrn. Franz Horn S. 203: Zwey Worte über Gesellschaft und gesellschaftlichen Ton, um dann desto ungehinderter mit der Anzeige der Novellen schließen zu können. Nach einer Anmerkung ist dieser Aufsatz bereits 1814 geschrieben, wir glauben aber, der Verfasser werde seitdem seine Meinung über den besprochenen Gegenstand schwerlich geändert haben. Es wird hier, wie es seit den den Deutschen von Madame Stael gemachten Vorwürfen unter uns fast Gewohnheit geworden, große Klage über das Ungeschick der Deutschen zur Gesellschaft und über ihren Mangel an geselligem Ton geführt. Der Verfasser löst die sich gestellte Aufgabe mit Witz und treffenden Bemerkungen; doch können wir nicht laugnen, daß, wenn auch einige Gattungen der Gesellschaft hier glücklich geschildert sind, es doch, unserer Meinung nach, um deutsche Geselligkeit und gesellschaftlichen Ton nicht überall so schlimm stehen möchte, als hier die Darstellung es auszumahlen versucht. Ueberhaupt wird es wohl darauf ankommen, wie dieß in allen Ländern nöthig seyn dürfte, bey Schilderung des gesellschaftlichen Geistes der Deutschen sowohl auf den Stand Rücksicht zu nehmen, aus welchem die Gesellschaft größtentheils besteht, als auf den Character der Städte, den diese sowohl in Hinsicht auf Bevölkerung als Wohlstand im Ganzen behaupten. Die Gesellschaft höherer Stände scheint uns in ihrer Art so ziemlich über die Vorwürfe erhaben zu seyn, welche hier der Ton deutscher Gesellschaft erfährt. Wenn die Gesellschaften des Mittelstandes nicht immer von dem Vor-

wurfe der Gezwungenheit der Unterhaltung u. dgl. frey sind, so liegt, wie uns dünkt, die Schuld meistens darin, daß ihre Theilhaber durch, wenn auch oft der Achtung und des Dankes werthe Bemühungen und Arbeiten niedergedrückt, nicht freye Thätigkeit des Geistes genug übrig haben, das Kunstwerk eines geselligen Dialogs aufzubauen, um andere dadurch mehr als sich selbst zu ergötzen. In größeren Städten indeß, wo der lebhaftere Wechsel und Umtrieb des Lebens überhaupt eine leichtere Beweglichkeit des Geistes erzeugt, wird auch in Hinsicht der Gesellschaften des Mittelstandes geringe Klage zu führen seyn; die Frauen aber, wenn eine angemessene Bildung der natürlichen Anlage zu Hülfe kam, sind, wie überall, so wohl auch bey uns, nicht nur die Zierde der Gesellschaft, sondern diejenigen, welche den Ton anzugeben, und bey geringer Unterstützung auch auf einer heitern Höhe zu erhalten wissen.

Die diesem Buche beygegebenen, durch das Ganze vertheilten Novellen sind mit Beyzählung des Bruchstückes: aus der Chronika eines fahrenden Schülers, von Clemens Brentano; die Erzählung des Herrn Achim von Arnim: Seltsames Begegnen und Wiedersehen, dann die Erzählung: die Himmelsbraut, von Weinhold von Rheinbergen. Bey dem großen Reichthume, welchen wir gegenwärtig in dieser Gattung besitzen, wird, wenn es anders nicht außer dem Plane des Herausgebers liegt, es demselben nicht schwer werden, sich in Zukunft auch in dieser Hinsicht reichlicher auszustatten. Wer die Geschichte unseres Romans und der ihm verwandten Novelle in Erwägung zieht, wird wohl mit Recht erstaunen, wenn er den ungemein raschen Wechsel betrachtet, der nach Erlöschung der altritterlichen Poesie, und des aus ihr hervorgegangenen Romans, sowohl in Hinsicht des Inhalts als der Form hier Statt gefunden hat. Die abgeschmackteste Breite im Beginn, Sucht nach Gelehrtthun, hierauf französische Frivolität und brittische Moralpredigt, bald ein Schwall sich durcheinander wirrender Begebenheiten, bald bloßes Streben nach Characterzeichnung. Mit den neu geprägten Ritterromanen beynahe gleichzeitig neue Versuche die einheimische Gegenwart in Ernst und Scherz darzustellen, Geister- Spuck- und Mordgeschichten, mattes Kriechen nach den Schattenbildern der Wirklichkeit, und Ungeheuer einer zügellos schaffenden Einbildungskraft, zwar nicht aus ein und denselben Köpfen hervorgehend, doch von denselben Lesern mit gleicher Begierde verschlungen. Es schien, als müßte man alle möglichen Abwege wandeln, eh eine dem Nationalsinne gemäße Bahn aufgefunden würde. Die Verdienste Wielands und Goethes um den deutschen Roman, die geniale Kühnheit des Verfassers der

Lebensläufe, Friedrich Richters zur innersten Tiefe des Gefühls wie zum höchsten Gipfel der Phantasie mit gleicher Kraft vordringende Darstellungen, die ehrenwerthen Bemühungen so mancher andern haben endlich dem Wirken der Dichter in diesem bis dahin sehr zweydeutig gewesenen Felde der Kunst einen weiten lichterfüllten Kreis eröffnet. Wohin aber der Roman und die Novelle heutiger Zeit strebe, ist eben so wenig möglich zu sagen, als hierüber eine Untersuchung auch nur denkbar; denn dieser Dichtung ist, wie die weiteste Form, so auch der größte Umfreis des Inhalts gegeben, und sie ist, so zu sagen, überall zu Hause, oder weiß sich überall zurecht zu finden. Wir besitzen jetzt bereits, insbesondere durch Goethe und Jean Paul, so ganz und gar vollendete Darstellungen der Wirklichkeit oder Gegenwart, wie sie ein Dichter geben soll, nämlich mit Hinweisung auf die höchsten Zwecke des Lebens und alles Edlen, was in des Menschen Brust oft mehr schlummert, als in entfesselter Thätigkeit wirkt; und unser Daseyn selbst, in dem wir uns mehr oder weniger trüb umher treiben, ist dadurch so freudevoll erhellt worden, daß wir wohl Keiner glauben können, der neuere Roman der Deutschen sey, was besonders der Freyherr von Fouqué durch den Zauberring so schön vollbrachte, und was Ludwig Tiek in so manchen das Innerste des Gemüths ergreifenden Novellen auf die herrlichste Weise vollendete, allein auf die Wiedererweckung schöner oder erhebender Gefühle der deutschen Vergangenheit angewiesen.

Die erste der hier mitgetheilten Novellen: Seltsames Begegnen und Wiedersehen, von Herrn Achim von Arnim, dürfte leicht mehr Tadler als Lobredner finden. Der Inhalt ist, überhaupt genommen, wie gewöhnlich in dieses Dichters Arbeiten, interessant, die Erzählungsweise schlicht und schmucklos, aber in dieser Einfachheit nicht arm an Reizen; die Characterschilderung hat eine gewisse klare Bestimmtheit, welche nicht anders als für sich einnehmen kann. Indeß wird man auch hier wie in andern Novellen, und wie in den Romanen desselben Verfassers ein eigensinniges Verweilen bey Nebendingen, und große Willkür in der Erfindung bemerken. Wenn der Dichter gleich Selbstschöpfer des Stoffes ist, den er bearbeitet, glauben wir doch nicht, daß er wie ein tyrannischer Selbstherrscher des römischen Alterthums mit jenem poetischen Leben, das durch ihn ins Daseyn getreten, verfahren dürfe, weil jedes Daseyn, und so auch das im Reiche der Ideen allein begründete, seine inneren Gesetze hat, nach welchen und durch welche es besteht. Herr Achim von Arnim, welcher überhaupt, sobald er als Künstler auftritt, nach dem Grundsatze, nichts zu respectiren, zu verfahren scheint, daher auch gegen die Wahrheit der Völkergeschichte gewöhnlich auf eine Art

sündigt, welche auch in der ungebundensten Dichtung nicht erlaubt seyn kann, hat uns von Karl dem Fünften und von dem ritterlich freudigen Maximilian Sagen geliefert, welche jeden, der die Schönheit nicht bloß in dem, was ein müßiges Gehirn ausbrütet, sondern im großen Ganzen dieser reichen Welt selbst, daher auch in der Wirklichkeit aufzusuchen gewohnt ist, mehr als beleidigen müssen. Wenn er nun gegen die Heiligkeit der Geschichte sich ohne Scheu vergeht, ist es wohl natürlich, daß er gegen sich selbst nicht gerechter seyn, und manches, was er mit Sorgfalt aufgebaut, im Werke selbst, wo er es that, augenblicklichen Einfällen einer ihn abwechselnd beherrschenden Laune aufopfern werde. Für eine große Außerwesentlichkeit, obgleich sehr vollkommen dargestellt, und mit besonderer Geschicklichkeit ins Ganze so verflochten, daß es davon nicht mehr getrennt werden kann, halten wir die Scene, welche bald nach dem Beginn der Erzählung die Hauptheldin derselben mit ihrer Köchin bestehen muß; wenn sie aber auch darum da ist, um die Enthüllung eines sehr wichtigen Geheimnisses herbey zu führen, und den Knoten des Ganzen zu schürzen, hätte sie doch mit viel engerer Beschränkung auf das Wesentliche ausgeführt werden können. Unter dem Eigensinne ihres Schöpfers seufzt aber diese Haupthelden Julie, weil er sie zwingt und antreibt, wirklich eine Heldin seyn zu wollen, und die Gegnerin ihrer Liebe auf Pistolen heraus zu fordern, die sie (denn der Verfasser versäumt nicht, das Lächerliche durchscheinen zu lassen) von dem Geliebten laden zu lernen hofft. Wie sich nun dies aus den Londnern Tageblättern in einen deutschen Roman eingeschlichene Duell ohne weitere traurige Folgen wieder zerschlägt, hätte es auch von Seite des Verfassers aus Mitleid gegen eine sonst gute Person lieber gar nicht in Anregung gebracht werden sollen. Die Anlage des Ganzen ist in hohem Grade tragisch, obgleich auf eine keineswegs dem Romane oder der Novelle widerstreitende Weise; vielmehr ist sie mit einer lobenswerthen Meisterschaft inner der Grenze der Dichtungsart, für die sie bestimmt wurde, gehalten. Die erhabene Natur dieses Stoffes aber verfehlt den Eindruck, den sie hervorzubringen geeignet wäre, öfter durch Einstreuungen fremder Art, welche dem Dichter beliebten. Hieher rechnen wir insbesondere die ungenügende Erzählung der Schicksale einer unmotivirt genug von ihrem Gatten getrennten alten Frau, der Mutter des Rittmeisters, welcher Julien liebt. Die Art, wie er sie findet, ihr sonderbares Leben in einem Kloster Spaniens, verräth, daß der Verfasser mit der Einfachheit seines Stoffes nicht zufrieden, gern etwas Schauerlich-Erhabenes, an das Wundervolle Grenzendes mit einflechten wollte; wir aber finden, daß es der Anlage des Ganzen nicht zusage. In einer Erzählung, die so klar bis

zu ihrer innersten Tiefe durchschauen läßt, wie die gegenwärtige, scheint uns etwas der Art Eingeflochtenes einer vorzüglich sorgfältigen Begründung zu bedürfen, um zu dem Uebrigen zu stimmen. Der Verfasser gab sich aber mit diesem Theile der Geschichte solche Mühe nicht; vielmehr einmal hier in eine böse Schlinge gerathen, verwickelt er sich bald in eine zweyte, und recht vorsätzlich, um nicht mehr heraus zu kommen. Denn weil der Rittmeister in der Kirche, bey der er die Mutter gefunden, ein heiliges Bild, seines künstlerischen Werthes wegen, mit sich nimmt, sagt ihm die Mutter Böses voraus. Schon im Beginn der Geschichte ist deren tragisches Ende auf die befriedigendste Weise durch die Erzählung des unnöthigen Todschlages, den der Rittmeister in der Schlacht sich an einem greisen Helden in der Hitze des Kampfs zu verüben erlaubte, vorbereitet; die Schuld drückt auf seinem noch aufrechten Nacken, und muß ihn nach der Entdeckung, daß dieser greise Krieger der Vater seiner Geliebten gewesen sey, endlich zum Tode niederbeugen. Der zufällige Raub des heiligen Bildes, wenn gleich eine unlobenswerthe That, und von dem Verfasser nur beyläufig benützt, kann daher so wie die ganze episodische Erscheinung der Mutter und die endlich herbeygeführte Entdeckung des Vaters nur als eine Außerwesentlichkeit störend wirken. Auch die Ahnungen und bösen Vorbedeutungen, welche bey seinem letzten Kriegszuge nach Deutschland über den Rittmeister, jetzigen Obersten, kommen, können unter diesen Umständen nicht von guter Wirkung seyn, insbesondere da unter die bösen Vorbedeutungen auch das Wiederbegegnen der Köchin Juliens gehört, die über den Rhein den Franzosen nachgelaufen, und jetzt in dem elendesten Zustande nach der Heimat zurück escortirt wird. Dasselbe tritt, wenigstens nach unserem Dafürhalten, bey der Schilderung jenes Grabgewölbes ein, in welchem die Leichen sich unversehrt erhalten, und wo Julie ihren todten Vater wieder findet, und erkennt. Brachte der Dichter diese Grabhöhle zum Vorschein, um keinen Zweifel über den Tod des Greises übrig zu lassen, so hat er zu leicht zu erreichenden Zwecken ein zu großes Mittel gebraucht; geschah es aber zur Ausschmückung eines an sich sehr einfachen Baues, so hat er ihm eine zu schwer drückende Bürde damit aufgeladen; denn diese Unverweslichkeit der Leichen, obgleich es bekannt ist, daß sie hin und wieder Statt findet, ist für diese in der edlern Gewöhnlichkeit des Daseyns verweilende Erzählung zu wunderbar, und man ist gar nicht gestimmt, der Sache Glauben beyzumessen. Alles Außerordentliche, alles Wunderbare will überall sorgfältig vorbereitet seyn, vor allem aber ist es nöthig, das Gemüth des Lesers oder Hörers in die Stimmung zu setzen, es mit Würde aufzufassen.

Die zweyte Novelle: Die Himmelsbraut, ist eine angenehme, obgleich nicht sehr tief begründete Dichtung; Herrn Clemens Brentano's Erzählung aber: Aus der Chronika eines fahrenden Schülers, obgleich unvollendet, und hier nur als Bruchstück mitgetheilt, glauben wir zu dem Merkwürdigsten, was jemals im Fache der Novelle erschien, rechnen zu sollen. Herr Brentano beginnt mit einem kurzen Vorworte, in welchem er sich erklärt, diese Geschichte schon vor funfzehn Jahren zu pädagogischen Zwecken geschrieben zu haben. Um sie aber den Lesern in ihrer Einfachheit anzuempfehlen, hätte es nicht bedurft, wie er es sich hier gestattet, auf die neuesten Romanendichter zu schmälen, zu welchen er doch selbst mit mehreren seiner Freunde gehört, und insbesondere im Vorübergehen auf die Arbeiten eines Mannes verächtlich hinzudeuten, den auch er, Herr Clemens Brentano, in Manchem sich zum Vorbilde nehmen könnte. Die Erzählung selbst, deren einfache Begebenheit in das vierzehnte Jahrhundert fällt, verbreitet sich in dem vorgelegten Bruchstücke größtentheils nur über die erste Jugendgeschichte des fahrenden Schülers. Es ist kaum möglich, sich etwas zarter Gedachtes und in schmuckloser Einfalt glücklicher Durchgeführtes zu denken. Der Styl ist etwas alterthümlich gehalten, und hat Aehnlichkeit mit der Schreibart, welche Freyherr von Fouqué in der Erzählung, der Siegeskranz, mit so großem Glücke durchführte. Ohne alle Beymischung irgend eines Wunderbaren aber, begnügt sich dieses Bruchstück mit der schmucklosen Darstellung der einfachsten Verhältnisse eines Sohnes zu seiner Mutter. Der Character der letzteren ist auf eine, die zartesten Seiten des Gefühls durchaus harmonisch anregende Weise dargestellt; die Begebenheit selbst, in so weit sie vorliegt, erhält durch die naive Unschuld der Personen, die mit deren Darstellung zugleich dem Leser vorgeführt werden, einen ganz eigenen, sanft überwältigenden Reiz. Die tiefste Religiosität, keineswegs aber etwa von der Art, wie sie jetzt entweiht zur bloßen Mode der Schriftsteller geworden, durchdringt das Ganze mit mild erwärmender Glut, und eröffnet das Herz des Lesers der Erbauung und einer wohlthätigen Empfänglichkeit für die Schicksale der Personen, für welche der Dichter die Theilnahme erregen will.

Solcherley Arbeiten, wie dieses Bruchstück, bewähren, wie uns scheint, welch eine gründliche Kunsteinsicht unter den Deutschen zur Vollendung gekommen; denn sie sind die Frucht eines Dichtergefühls, welches nicht mehr der glücklichen Naturanlage allein seine Eigenthümlichkeit verdankt, sondern durch ein treues Studium dessen, was überhaupt schön seyn mag, gereinigt und gestärkt worden. Institute, wie der gegenwärtige Almanach,

dessen Anzeige wir hiermit beschließen, bieten aber eine sehr willkommene Gelegenheit dar, dasjenige, was größern Werken nicht leicht anzuvertrauen ist, oder worüber man gern die öffentliche Meinung einholen möchte, und daher auch poetische Wagnisse jeder Art der Lesewelt vorzulegen, welche, wenn sie ihr eigenes Vergnügen zu besorgen versteht, nur geringe Strenge des Urtheils sich gestatten wird, um erwünschte freye Mittheilungen nicht für die Zukunft zu hemmen. Wir selbst haben die Anzeige dieses Buchs als eine schickliche Gelegenheit angesehen, manches über Gegenstände des höchsten Interesse in der Kunst zur Sprache zu bringen, und wenn wir nicht hoffen dürfen, Jeden überzeugt zu haben, glauben wir doch, daß Alle die Treue unserer Bemühungen anerkennen werden.

M.—s.

Art. XIV. Die Staatshaushaltung der Athener, vier Bücher, von August Böckh. Mit ein und zwanzig Inschriften. Zwey Bände. Berlin, in der Realschulbuchhandlung. (Die Grundtexte der Inschriften befinden sich in einem besondern Foliohefte.)

»Die lang vernachläßigte, jetzt so rasch fortgeschrittene Wissenschaft von der Staatshaushaltung und Staatsverwaltung, weiset aufs bestimmteste nach, welche Fragen man sich vorlegen, welche Tiefen man ergründen, und in welcher Ordnung man forschen solle. Der Verf. hat diesen, von der reinen Wissenschaft vorgeschriebenen Weg nicht eingeschlagen, auf die jetzt so allgemein bekannten Forderungen keine genügende Rücksicht genommen, manches Unbedeutende erörtert, viele wichtige Fragen dagegen nicht berührt, und mit einem Wort in seinem Werke das nicht geleistet, was wir erwarteten.«

So könnten und sollten diejenigen sprechen, welche a priori aufs bestimmteste wissen, wie der Staatshaushalt aller Zeiten und Völker eingerichtet seyn müsse, und nach den Satzen ihrer Theorie ohne Mühe Alles und Jedes beantworten. Gerathen diese Allwissenden (was selten geschieht) an einen Geschichtschreiber, so machen sie dieselben Forderungen und werfen ihn bald zur Seite, da sie seine Ausbeute gewöhnlich ungenügend, allemal aber anstößig finden. Ob wir nun gleich an dieser Stelle keineswegs etwas über die wechselseitige Würde und Unentbehrlichkeit der Theorie und Praxis in anmaßlicher Kürze festsetzen wollen, so müssen wir doch jenen Standpunkt für die Beurtheilung dieses Werks als verwerflich bezeichnen. Hier kömmt es vor Allem darauf an: was hat der Verfasser mit dem ihm gegebenen, höchst beschränkten

Stoff anzufangen gewußt, und wie verhält sich seine Ausbeute, sein Werk, zu der Ausbeute und den Werken seiner Vorganger.

Und da hat es, auch bey der billigsten Würdigung des früher Geleisteten, gar keinen Zweifel, daß der Verf. diesen wichtigen Theil der Alterthumskunde viel weiter gebracht, den so beschrankten Stoff mit großem Scharfsinn benutzt, das unbedeutende Zerstreute durch seine Anordnung in Gehaltvolles verwandelt, und mit einem Wort ein in seiner Art höchst treffliches, im Allgemeinen schwerlich je zu übertreffendes Werk geliefert habe. Ueber Einzelnes läßt sich streiten und wird gestritten werden, aber auch der Parteylichste wird nicht neben Böckhs Werk beyweg, zu andern Büchern hinweisen können, welche nur die Erläuterung einzelner Theile bezweckten, den ganzen Gegenstand also nicht einmal erschöpfen wollten.

Nach diesem allgemeinen Urtheil könnten wir den Versuch machen, nachzuweisen, wo der Verf. von seinen Vorgängern abweicht: allein da er die Wahrheit unmittelbar aus den Urquellen entwickelt, ohne vorsätzlich viel Streit zu suchen oder zu führen, so kann uns und Andern noch weniger daran liegen, Verschiedenheiten herauszuheben, und auf eine unangenehme Spitze zu stellen. Eben so wenig wollen wir durch eigne gelehrte Einreden den falschen Schein zu erwecken suchen, als könnte der Verf. so viel von uns lernen, als wir von ihm gelernt haben. Dagegen möchte eine Uebersicht der Ergebnisse des ganzen Werks manchem Liebhaber willkommen seyn, da es sich trotz seiner Verdienste nicht unbedingt als bequemes Lesebuch empfehlen wird. Der Verf. konnte nämlich jene Ergebnisse nicht absprechend hinstellen, sondern er mußte den ganzen Gang der Untersuchung vorlegen, welche aus dem höchst Vereinzelten erst etwas Allgemeines und Wichtiges erzeugte. Wer selbst etwas Aehnliches versucht, und keine Mühe bey Erforschung von Urkunden gespart hat, wird dem Verf. mit großem Ergötzen auf seinem Wege folgen, über die Behandlungsart Belehrung und in der oft unerwarteten Ausbeute Hoffnung und Trost für sich selbst finden. Auch diejenigen, welche einer solchen esoterischen Lust zwar nicht fähig sind, aber um eines ernsten Zieles willen einige Anstrengung nicht scheuen, werden das überreiche Werk selbst lesen, und sich nicht mit unserm höchst unvollständigen Auszuge, und unsern gelegentlich beygefügten, zur Unterscheidung eingeklammerten Anmerkungen begnügen.

Das erste Buch gibt neue Aufschlüsse über Geld, Preise, Lohn, Bevölkerung und Zinsfuß. Die Masse des Geldes wuchs in dem Maße, als sich das Gewerbe hob und Griechenland in engere Verbindung mit dem metallreichern Asien kam. Indessen fiel der Werth der edlen Metalle nicht schlechthin im Verhältniß seiner

Vermehrung, weil große Massen zu Kunstwerken verarbeitet, oder sonst außer Umlauf gesetzt wurden, und weil ja auf die Schnelligkeit dieses Umlaufes selbst so viel ankam. Uebrigens ward das Geld nach dem Anwachsen der Metallvorräthe nicht etwa schwerer, sondern, wie auch in neuern Zeiten, leichter ausgeprägt: so ließ Solon fünf und siebzig alte Drachmen, wahrscheinlich in hundert neue verwandeln. Dieser Umstand, verbunden mit dem Sinken der Metallpreise, verursachte, daß das Geld zu Demosthenes Zeit etwa den fünfmal geringern Werth als zur solonischen Zeit hatte. Doch läßt sich das attische Talent auf 1375 Thaler Conventionsgeld berechnen. Das Verhältniß des Goldes zum Silber war Anfangs wie eins zu zehn, es stieg aber allmählig bis eins zu dreyzehn; wozu neben der wahrscheinlich veranderten Menge beyder Metalle auch der Umstand beytrug, daß das Gold verhältnißmäßig zu Kunstwerken mehr gebraucht, und bey dem wachsenden entfernten Handelsverkehr mehr gesucht wurde.

Die Nachfrage, welche den Preis des Metalls guten Theils bestimmt, steht in genauer Verbindung mit der Bevölkerung, den Beschäftigungen und der Lebensweise. Obgleich nun zuförderst das Ausmitteln der Menschenzahl, als eines so Beweglichen und Wechselnden, große Schwierigkeiten hat, so läßt sich doch annehmen, daß auf dem eigentlich atheniſchen Gebiete von vierzig gevierten Meilen 90,000 Bürgerliche, 45,000 Schutzverwandte und 365,000 Sclaven wohnten. Also ungefähr vier Sclaven gegen einen Freyen. Nach Abzug von 180,000 Bewohnern der Stadt und von 20,000 Bergwerksarbeitern, kämen mithin noch 300,000 Menschen auf 38 gevierte Meilen des platten Landes, oder 7,900 auf eine □ Meile.

[Diese Annahme hat der Verf. mit vielem Scharfsinn zu begründen gesucht, aber wir zweifeln dennoch sehr, daß das, zum Theil unfruchtbare Attika, fast doppelt so viel Einwohner auf einer gevierten Meile gezählt habe, als die fruchtbarsten Theile der bevölkertsten Länder im neuern Europa. Noch weniger glauben wir, daß auf der Insel Aegina, einer Fläche von einer bis zwey □ Meilen jemals 470,000 Sclaven gewesen sind. Mit Einschluß der Freyen würde alsdann die Insel gegen 600,000 Einwohner gezählt, oder eine einzige große Stadt dargestellt haben, zu welcher durchaus kein verhältnißmäßiges Reich gehörte. Eine solche Erscheinung ist aber in der Weltgeschichte nirgends anzutreffen, und, so viel man auch auf Handel und Zufuhr rechnet, in der That unmöglich. Zum Landbau fehlte es an Grund und Boden, mithin mußte jeder Lebensbedarf eingeführt, und fast ganz mit dem Ueberschusse aus städtischen Gewerben bezahlt werden. Aber ganz Hellas konnte vor den Perserkriegen (neben den un-

mittelbar an Ort und Stelle nothwendigen, nicht verlegbaren Handwerkern) gewiß nicht 600,000 städtische Arbeiter beschäftigen oder ernähren, und diese Zahl würde man ja noch ganz ins Ungeheure erhöhen müssen, da kein Grund abzusehen ist, warum das städtische Gewerbe sich ausschließlich sollte in Aegina zusammengedrängt haben. Zur Schlacht von Platäa sandte jene Insel nur fünfhundert Krieger, welches entweder zu der Annahme zwingt, ihre Bevölkerung sey auf eine nicht genügend erklärliche Weise geschmolzen, oder die andern, ungleich mehr Soldaten darbietenden Städte, seyen auf eine noch unglaublichere Weise bevölkert gewesen. Der Einwand, daß sich wahrscheinlich neben der großen Zahl Sclaven nur eine sehr geringe Zahl von Freyen vorfand, hebt die Schwierigkeit nicht ganz: denn jene Sclaven mußten entweder heiraten, und den Abgang durch Fortpflanzung ersetzen, was in Hellas keineswegs allgemeiner Gebrauch war, und wozu auch auf der kleinen Insel der Raum fehlte; oder man mußte den Abgang durch Ankauf ersetzen, welcher sich nach maßigen Berechnungen jährlich auf 25,000 Sclaven belaufen hätte. So viel konnte aber das Inselchen wohl so wenig auftreiben, als bezahlen. Aus diesen leicht noch vermehrbaren Gründen hegen wir die Ueberzeugung, daß man jene Angaben ermäßigen muß, so gewaltig auch der Buchstabe des Textes entgegen steht. Wer glaubt noch an die Zahlen, sobald von hunderttausend gebliebenen Feinden und zehn gebliebenen Bürgern die Rede ist? und doch wäre dergleichen durch Zufall noch eher einmal möglich, als daß sich die Natur der Dinge bey dauernden und überall eingreifenden Verhältnissen gänzlich ändern sollte. Schreibfehler, Fehler der Unwissenheit und des bösen Willens, liegen viel näher, und wir möchten uns endlich in solchen Fällen auf die sogenannte höhere Kritik berufen, so wenig wir auch dieser, nach so manchen von ihr ausgeübten Willkürlichkeiten sonst noch geneigt sind].

Die Vornehmen trieben in Athen nicht selbst Gewerbe, sondern standen an der Spitze größerer Fabriken, und von einer Beschränkung der Gewerbefreyheit war um so weniger die Rede, da man die Handwerke nicht bedeutend achtete, und die vom Grundbesitz ausgeschlossenen Schutzverwandten gewissermaßen darauf angewiesen hatte.

[Dieß Verhältniß der Handwerksbürger zu den Vornehmen in Athen halten wir für äußerst mangelhaft. Denn weil diesen nicht verboten war, Handwerke durch Sclaven betreiben zu lassen, so erschienen jene einerseits fast nicht besser als Sclaven, und sollten doch andererseits in staatsrechtlicher Hinsicht Keinem nachstehn. Während die Bewilligung des Richtersoldes den Unruhigen eine falsche Wichtigkeit und ungenügende Hülfe darbot, wurde die Mehr-

zahl der Hausväter durch die großen Fabriken überflügelt, und in abhängige Fabrikarbeiter verwandelt. Die Einrichtungen des so verschrienen Mittelalters scheinen hierin, sowohl den ältesten, als den neuesten voranzustehn. Damals verachteten die kriegerischen, Land besitzenden Edelleute allerdings auch den städtischen Handwerker, aber sie waren weit entfernt, ihre Dienstleute in Fabrikmaschinen und sich in unwissende Fabrikherren zu verwandeln, und dadurch den städtischen Bürgern das Brot zu verkümmern. Umgekehrt stellten sich die Bürger mit dem Adel keineswegs ganz auf dieselbe Stufe, verlangten keineswegs ganz dieselben Rechte; hatten und behielten nun aber die, ihnen eigenthümlichen und natürlichen, auch desto sicherer. Das treffliche Verhältniß des freyen geehrten Meisters, zu seinen freyen lebenskräftigen Lehrlingen und Gesellen, konnte sich in Athen gar nicht ausbilden, und verschwindet leider auch in unsern Tagen, wo es als eine Besserung angekündigt wird, daß die geistlosen und verkrüppelten Maschinen, welche man Kinder nennt, täglich nur eilf Stunden in englischen Fabriken arbeiten sollen].

Mehr als um die Handwerke bekümmerte sich der Staat um den Handel. Er sorgte nicht etwa blos für richtiges Maß und Gewicht, oder für die Anstellung hülfreicher Handelsbeamten; sondern nahm auch manche Handelszweige für sich in Beschlag, oder verlieh sie Einzelnen zu ausschließlicher Betreibung. Die Ausfuhr von Getreide, Bauholz, Theer, Tauwerk und von andern für die Flotte nöthigen Gegenständen war fast immer verboten; und außerdem finden sich Einfuhrverbote um dem Handel Anderer zu schaden, und allgemeinere Handelssperren um die Seeherrschaft zu erweitern. Bewaffnete Schiffe begleiteten im Kriege die atheniſchen Getreideflotten, wogegen kein Athener mit Getreide nach fremden Orten handeln, kein Fremder mehr als ein Drittel von dem einmal im Piräus gelandeten Getreide weiter verführen durfte. Mehl und Brot hatte gesetzlichen Preis und Gewicht. Es gab öffentliche Getreideniederlagen, aus welchen man zu wohlfeilern Preisen an die Armen verkaufte, und den Ausfall durch Zuschuß aus den Staatseinkünften oder durch freywillige Beyträge deckte. Die Aufkäuferey war beschränkt, und bisweilen der Betrag des beym Wiederverkauf zu nehmenden Gewinns bestimmt.

[Es finden sich also in Athen, so wie überall, viele Handelsgesetze, welche der Theorie als unbedingt verwerflich erscheinen, und wir sind weit entfernt, deren Rechtfertigung zu übernehmen. Doch scheinen uns diese, auch in unsern Tagen so laut beklagten Mißgriffe, immer noch nicht von so umfassenden und unheilbaren Folgen, als wenn unter Landbauern, Städtern und Vornehmen, die oben gerügten Uebelstände einreißen. Auch ist

der Vorwurf, in diese Labyrinthe zu gerathen, härter, weil Staat und Volk dabey nur von sich selbst, und nicht wie bey den Handelsverhältnissen auch von andern Staaten abhängen. Wenn es dagegen heißt: der und der hat sich dafür erklärt, daß in dem und dem Staate Freyheit des Handels eintrete, so ist es natürlich, daß Viele, im beharrlich guten Glauben an das Wort Freyheit, Beyfall zurufen; und dagegen ist jene Aeußerung ohne weitere Erlauterung schlechthin unverständlich. Will der Staat die Millionen, welche er zeither durch Handelsabgaben erhob, erlassen? Oder andern Zweigen des Erwerbes auflegen? Oder jegliche Einfuhr fremder Erzeugnisse und Fabrikate gestatten, während alle andern Staaten ringsum gegen ihn sperren? — Nach unserer Ueberzeugung kann kein einzelner Staat ohne Rücksicht auf die Grundsätze der Nachbarstaaten über den Handel etwas Genügendes festsetzen, und Handelsabgaben werden erst aufhören, nach Abschaffung der stehenden Heere: — vielleicht aber auch dann noch nicht, weil man ja das Geld zu unzähligen andern Dingen gebrauchen oder mißbrauchen kann].

Mit dem Reichthum stieg in Athen der Aufwand, und obgleich die gewöhnlichen Mahlzeiten lange einfach blieben, so wurden doch die großen Gelage desto theurer, bey welchen Salben, Floten- und Citherspieler, Tänzerinnen, Thasierwein und Leckerbissen aller Art nicht fehlen durften. Die Kleidung war verschieden in Stoff, Farbe und Schnitt, nach Alter, Geschlecht, Jahrszeit, Stand, Vermögen, Liebhaberey und Zweck; doch wirkte die Mode auch schon damals. Am häufigsten trug man wollene, Manche, vorzüglich Frauen, aber auch leinene Gewänder. Besonders viel verwendete man auf Schuhe, sehr mannichfacher und geschmückter Art. Freylich konnten nur Wenige diesen und ähnlichen Aufwand bestreiten, aber desto schroffer trat hierdurch der Gegensatz des herrschenden und doch bettelhaften Bürgers heraus. Wenn dann die Führer nicht aus eigenem Vermögen spenden und die Menge gewinnen konnten, so brachten sie Vertheilungen aus öffentlichem Vermögen in Vorschlag, woran sich wiederum Bedrückungen der Bundesgenossen anreihten, bis nach deren Abfall bey fortdauernder Anmaßung und Genußliebe, desto größere Hülfslosigkeit eintrat.

[Solon kannte die Gefahr sehr wohl, welche aus zu großem Reichthum und aus zu großer Armuth Einzelner für den Staat entsteht, und trat diesem Uebel, welches Moses und Lycurg durch die ungenügenden und mechanischen Mittel des Jubeljahrs und der Ackertheilung beseitigen wollten, seiner Seits besser entgegen, indem er von den Reichern schwerern Kriegsdienst und größere Steuern verlangte. So lange diesen größern Verpflichtungen auch größere Vorrechte gegen über standen, blieb Alles in

gehöriger Ordnung; aber nachdem Aristides durch Gleichstellung der letzten Classe mit den übrigen, die Grundlage der solonischen Einrichtung, noch weit nachtheiliger, als der irrig allein deshalb angeklagte Perikles, umgestoßen hatte, so griffen alle aus dem richtigen Gleichgewicht gekommenen Theile, auf ungebührliche Weise nach allen Seiten um sich. Doch ließe sich vielleicht behaupten, Solons Classeneintheilung, welche vorzugsweise auf die Einnahmen, die Zinsen, Rücksicht nahm, sey überhaupt zweckmäßiger gewesen, um darauf ein Steuersystem zu gründen, als die staatsrechtliche Bedeutsamkeit darnach abzumessen. Denn in der letzten Hinsicht müßte der Theil des Vermögens, welcher keine laufenden Einnahmen gewährt, aber sehr oft (wie z. B. Bibliotheken, Kunstschätze u. dgl.) zur Bildung und Einsicht am meisten beyträgt, keineswegs übersehn; oder politische Classen müßten mehr nach dem Kapitalvermögen, Steuerclassen mehr nach den Einnahmen gemacht werden. Wie sich Servius Tullius in dieser Beziehung zu Solon verhält, ist eine sehr anziehende, aber nicht hieher gehörige Untersuchung].

Im Alterthume haben Steuern und Finanzen nur selten, öfter aber die Rechts- und Gerichtsverfassung Gelegenheit zu Umwälzungen gegeben; welches daher rührt, weil in der Demokratie (und diese war die herrschende Form während der schönsten Blüte von Hellas) der Fordernde und Zahlende einer und eben derselbe ist, mithin keine Zwietracht zwischen dem befehlenden und bezahlenden Volke entstehen kann. Auch steuert das Volk in einer Demokratie nie für Unternehmungen, die seinem wahren oder scheinbaren Vortheile fremd sind, wenigstens muß die Mehrzahl damit einverstanden seyn; und deshalb ist hiedurch in Athen so wenig jemals eine Volksbewegung entstanden, als durch ein Aufgebot zum Kriege. Doch läßt sich nicht läugnen, daß Mängel der Finanzen viel zum Untergange des Staats beytrugen, und die Geldbedürfnisse sich mit dem Erschlaffen der sittlichen Kräfte mehrten.

[Allerdings sind Staatsbankerotte, wie wir sie in neuern Zeiten leider so häufig erlebt haben, im Alterthume nicht eingetreten; denn sie stehen mit den anmaßlichen, überkünstelten Finanzsystemen, und der erst dadurch möglich gewordenen Verschwendung im genauesten Zusammenhange; allein es wäre doch wohl nicht ganz richtig, wenn wir dies dem Alterthume als einen reinen Vorzug anrechneten, denn an die Stelle der Staatsbankerotte traten die Bankerotte der Einzelnen. Diese führten zu öffentlichen Umwälzungen und beweisen die Mangelhaftigkeit des Steuersystems, der Schuldgesetze und der Rechtsanwendung. Aus den unnatürlichen und übertriebenen Schulden der Aermern ging die solonische Verfassung und so manche römische Umwälzung hervor; auch flossen

die Vorschläge zu Ackertheilungen mit den Vorschlägen zu neuen Schuldtafeln fast aus derselben Quelle. Wenn sich aber in unsern Tagen, zu dem Staatsbankerott, unmittelbar der Bankerott der Einzelnen gesellt, und in übertriebenen Indultgesetzen ausspricht, so ist dies Beweis eines doppelten Uebels, dessen Abstellung man nicht allein von ungewissen Glücksfällen erwarten, sondern welches man an der Wurzel angreifen, und dessen etwanige Wiederkehr man unmöglich machen sollte. Uns ist aber nicht bekannt geworden, daß in den Staaten, welche dadurch sehr litten, irgend etwas in dieser Beziehung Vorbeugendes von Seiten der Gesetzgebung ausgesprochen wäre].

Die finanzielle Gesetzgebung war in Athen bey dem Volke, die Verwaltung bey dem Rathe. Alle regelmäßigen Gefälle wurden verpachtet. Zehn Poleten, eine Behörde, wozu jeder Stamm einen gab, besorgten im Namen und unter dem Ansehen des Rathes jene Verpachtungen, oder den Verkauf von liegenden Gründen, eingezogenen Gütern, Bergwerken, den Verkauf der Schutzverwandten, welche das Schutzgeld nicht erlegten, der Fremden, welche sich ins Bürgerrecht eingedrängt hatten u. s. w. Zehn Apodekten, ebenfalls aus jedem Stamme einer, nahmen die Staatsgelder in Empfang, wiesen sie den einzelnen Cassen zu, und führten darüber Buch. Für die gehörige Leistung der gewöhnlichen Staatsverpflichtungen oder Liturgien (von denen sogleich weiter die Rede seyn wird) sorgten die einzelnen Stammvorsteher, und es blieb nur eine höhere Aufsicht nöthig; besondere Beamte wachten dagegen über die untadeliche Leistung der Trierarchie, die Vertheilung und Hebung der außerordentlichen Vermögenssteuern, die Eintreibung der Abgaben von den Bundesgenossen u. s. w. Alle Beamten ohne Ausnahme waren zu einer strengen Rechnungsablegung verbunden, und durften vor derselben nicht verreisen, oder Weihgeschenke geben, oder ein Testament machen. Sie hafteten mit ihrem ganzen Vermögen. Aber freylich halfen alle Prüfungsbehörden nicht, sobald es ihnen an Gewissenhaftigkeit fehlte, und der allgemeine Geist ausartete.

Jeder bedeutende Tempel hatte neben den unbestimmten Opfern und Geschenken, regelmäßige Einkünfte von eigenen Gütern oder sonstige bestimmte Hebungen. Manche erhielten auch einen Theil der Geldstrafen. Sämmtliche Einnahmen verwaltete ein Tempelschatzmeister. Die Schatzmeister des Tempels der Athene waren zugleich Bewahrer des bey ihnen niedergelegten öffentlichen Schatzes; man muß sie aber nicht mit dem vom Volke erwählten Vorsteher der öffentlichen Einkünfte oder dem Staatsschatzmeister verwechseln, welcher sein Amt vier Jahre lang bekleidete und dann wiedergewählt werden konnte. Er war nicht bloßer Bewahrer von

Geldern, auch nicht Rechnungsführer, wie die empfangenden, jedoch mit keiner eignen Casse versehenen Apodekten; sondern wohl der allgemeine Einnehmer, ein höherer Aufseher über alle Cassen und Hebungen, welcher allein zu einer Uebersicht der ganzen Staatseinkünfte gelangte und mit einem Finanzminister verglichen werden könnte. Zu den Theorikon und der Kriegscasse lieferte er aber nur die dazu bestimmten Gelder ab, und hatte auf deren weitere Verwendung keinen Einfluß. Auch zu andern einzelnen Zwecken, z. B. Mauer- und Straßenbau, Ausrichtung von Opfern u. dgl. ernannte man einzelne Bevollmächtigte, welche das bewilligte Geld aus den Hauptcassen empfingen und verrechneten. Der Kriegsschatz sollte gebildet werden: erstens aus Ueberschüssen der Verwaltungsgelder, allein nach Mehrung der Spenden an das Volk und der Schauspielgelder, blieb wohl selten etwas übrig; auch war ja dem die Todesstrafe angedroht, welcher vorschlage, Schauspielgelder in Kriegsgelder zu verwandeln. Als zweyte Quelle werden die außerordentlichen Vermögenssteuern bezeichnet, welche man aber in der Regel ungern bewilligte, und unordentlich bezahlte.

Unter dem Theorikon versteht man im Allgemeinen die Gelder, welche unter das Volk ausgetheilt wurden, theils zur Feyer von Festen und Spielen, theils als Ersatz des Eintrittsgeldes zum Schauspiel, theils zu Bereitung besserer Mahlzeiten, theils zu Opfern mit welchen öffentliche Speisungen verbunden waren. Der Geschäftskreis des Vorstehers vom Theorikon ward allmählig sehr erweitert, weil er die dem Volke angenehmste Würde bekleidete. Aus dieser Einrichtung ging in dem kleinen Freystaate allmählig die ärgste Verschwendung hervor, und oft fehlte es im Kriege an den nöthigsten Geldern, weil man sich jene Ausgaben und Genüsse nicht versagte.

[Wir sind weit entfernt, die übeln Folgen einer solchen Verschwendung zu läugnen, allein es scheint uns nicht ganz billig, wenn Manche den Perikles für das, keineswegs in der ersten Idee liegende Uebel allein verantwortlich machen, gegen welches er bey längerem Leben gewiß am meisten selbst angekämpft haben würde. Was in monarchischen Staaten als eine unsinnige Begünstigung des Pöbels erscheinen müßte, war in Athen keineswegs so außer aller Ordnung. Behält man das Verhältniß des souverainen Volks zu seinen Cassen im Auge, läßt man sich den Grundfehler einer gänzlichen staatsrechtlichen Gleichstellung Aller gefallen; so folgt ganz natürlich, daß die Souverains in ihrem eigenen Theater auch Freybillets haben wollten. Athen war reich genug, ein Theater zu erhalten, und hätte man die Armen, welche doch nicht zahlen konnten, ausgeschlossen, so gewann man immer nichts als — Platz, woran es in den alten Schauspielhäusern nicht fehlte.

Also ging das Uebel nicht aus dem unentgeldlichen Zulassen der Aermern, sondern daraus hervor, daß diese außerhalb des Theaters in der Volksversammlung mit solchem Gewicht auftreten, und ihre Schauspiel- und Festlust auf Unkosten der Reichern und des ganzen Staats befriedigen konnten. In einer Aristokratie wäre aus dem ersten perikleischen Beschlusse nichts Erhebliches weiter gefolgt, eine ungeschlachte Demokratie mußte über das natürliche und billige Maß schnell hinausgehn. Das ist der große Ruhm des Perikles, daß er für Alles, was zur Kriegführung gehörte, eifrigst sorgte, und gleichzeitig für alle edlen und herrlichen Zwecke, welche die Menschheit durch äußere Mittel zu erreichen fähig ist. Seine Vorgänger und Nachfolger verstanden, oder wollten in der Regel nur das Eine oder das Andere, und daher ward ihm statt einer allseitigen Würdigung fast immer nur einseitiges Lob oder einseitiger Tadel zu Theil. Sollten wir kritteln, so würden wir eher in ihm eine etwas beschränkte Aengstlichkeit erblicken, als unbesonnenes, demagogisches Treiben und blindes Verschwenden. Hätten seine Nachfolger, denen er nur der Zeit nach ein Vorgänger war, das Rechte gethan, so würden sich die Veranlassungen zu Mißbräuchen nicht in nothwendige Ursachen derselben verwandelt haben, und noch weniger diese als unabänderlich erschienen seyn. Endlich gibt es allerdings eine zum Untergang führende Vernachlässigung der Kriegsmittel, aber es gibt auch eine zum Untergang führende Ueberschätzung derselben. Athen hat vielleicht Sparta um jenes Fehlers willen nicht erobert, aber er hat auf der andern Seite zu dem großen Siege mitgewirkt, den es nicht blos über Sparta, sondern über alle Länder und Völker davon getragen. Die Zeiten, wo nicht blos der Krieg ein hitziges Fieber, sondern der Frieden durch die steten, angeblich unentbehrlichen Kriegsvorbereitungen auch ein schleichendes, alle Kräfte erschöpfendes, alle andern Zwecke vereitelndes Fieber ist, mögen ihre Gesundheit und Herrlichkeit preisen; ob sie aber der Nachwelt ein Vermächtniß hinterlassen werden, so reich als das perikleische Zeitalter, das kann erst diese Nachwelt richtig würdigen und entscheiden. Zum mindesten, so scheint es uns, würde Perikles, wenn er auferstände, selbst ohne olympische Beredtsamkeit, über seine Vertheidigung hinaus, auch eine strenge Anklagerede halten können].

Die Staatsausgaben Athens lassen sich unter folgende Titel bringen:

1. Zur Befestigung und Verschönerung der Stadt.
2. Zur Erhaltung der Stadtwache, welche aus öffentlichen Sclaven gebildet war.
3. Zu Opfern, Festen und Spielen, in so weit diese nicht aus unmittelbaren Leistungen der Bürger bestritten wurden.
4. Zu öffentlichen Begräbnissen und heiligen Gesandtschaften.

5. Geldvertheilungen noch neben und außer den Schauspielen.
6. Bezahlung fürs Richten durch die Kolakreten.
7. Bezahlung an die Volksversammlung fürs Regieren.
8. Sold des Raths der Fünfhundert, der öffentlichen Redner, Gesandten, Aufseher in Jünglingsschulen, Aerzte, Sänger, Tonkünstler u. s. w.
9. Sold für das paralische und salaminische, auch im Frieden zum öffentlichen Gebrauch bestimmte Schiff..
10. Unterhaltung der Waisen, deren Väter im Kriege umgekommen, Belohnung der Kinder von ausgezeichneten Vätern, öffentliche Speisungen, Preise auf Entdeckung von Verbrechen gesetzt u. s. w.
11. Anschaffung der Kriegsvorräthe, besonders für die Flotte.
12. Unterhaltung der Friedensreiterey, als Stamm für den Krieg und zur Verschönerung der Aufzüge.

[Diese Uebersicht führt zu einigen Bemerkungen:

Erstens: die religiösen und kirchlichen Einrichtungen waren großentheils vom Staate unabhängig und auf sich selbst gegründet, welches gewiß besser ist, als wo das umgekehrte Verhältniß eintritt, und die Geistlichen und Priester in bloße Söldner des Staats verwandelt sind.

Zweytens: der Hauptfehler der Gerichtsverfassung bestand nicht darin, daß man die Richter bezahlte (was ja fast überall und ohne Schaden geschieht), sondern daß man die Theilnahme des Volks und die Zahl der Beysitzer auf eine ungebührliche Weise ausdehnte, das Rechtsprechen allmählig in die Hände der Armen, des Pöbels brachte, eigennützige Urtheile veranlaßte und Unzählige allmählig an Faulheit, anmaßliches Geschwätz und freventliche Kniffe gewöhnte. Ganz das Entgegengesetzte dieser demokratischen Volksgerichte ist unsere Einrichtung, wo blos wissenschaftliche Rechtsgelehrte untersuchen und urteln, was allerdings eben fürs wissenschaftliche Recht das Beste seyn mag, aber das Volk von aller bildenden Theilnahme entfernt, von allen Rechtsansichten entwöhnt, und die Gerichtsbehörden und Richter nicht als hülfreiche Beystände, sondern als habsüchtige Gegner der Menge erscheinen läßt. Gewiß stand die altdeutsche Einrichtung, welche wissenschaftliche Richter mit den, nicht aus den Hefen des Volks, sondern aus den rechtlichsten Männern genommenen Schöppen verbindet, in der glücklichsten und gesundesten Mitte.

Drittens: die Bezahlung der in den Volksversammlungen Regierenden, werden Freunde der Demokratie nicht anstößiger finden, als Freunde der Monarchie die sogenannten Civillisten; doch folgt daraus, so wie aus manchem bereits erwähnten Umstande, daß die Demokratie keineswegs eine so wohlfeile Verfassung ist,

als Einige glauben, und daß viel bewilligen und verschwenden, auch dort leichter und gewöhnlicher war, als wenig erheben und gut wirthschaften.

Viertens. Die Kosten der Kriegsmacht im Frieden waren höchst unbedeutend, ohne welchen außerordentlich wichtigen Vortheil das Geld zu so vielen andern lobens- oder tadelnswerthen Ausgaben noch schneller gefehlt haben würde. Und mit diesem finanziellen Vortheil stand ein anderer, vielleicht noch größerer in nothwendiger Verbindung: daß nämlich die Gefahr eines falschen Uebergewichts, oder gar einer Herrschaft von bloßen Soldaten, gar nicht eintreten konnte].

Das Landheer ward eigentlich nur aus Bürgern gebildet, wobey jeder nach Maßgabe seiner Classe als Reiter, Schwerbewaffneter oder Leichtbewaffneter eintrat. Allmählig aber nahm man Schutzverwandte, wenn auch nicht unter die Reiter, doch unter die Schwerbewaffneten auf, und nach dem sicilischen Unglück und dem Erlöschen so vieler alten Geschlechter, finden wir Fremde, Ueberläufer, selbst Verbrecher im Heere, mit dem natürlichen Gefolge von entbehrlichem Gepäck und schädlichen Nachzüglern. Auch die Bundsgenossen, ob sie sich gleich eigentlich vom Kriegsdienste losgekauft hatten, wurden, so weit es die Verhältnisse erlaubten, dazu wieder angezogen. Seit dem Perikles besoldete man die Krieger, und rechnete dabey auf einen Schwerbewaffneten mit Einschluß der Verpflegung täglich etwa vier Obolen, und auf einen Reiter das Dreyfache. Sechs Obolen machte eine, auf fünf Groschen zehn Pfennige berechnete Drachme. Doch sanken oder stiegen natürlich diese Kosten und der Schiffssold nach Maßgabe günstiger oder ungünstiger Verhältnisse; ja in spätern Zeiten ward der Landsold nicht, wie man erwarten sollte, theurer, sondern wohlfeiler, weil man die Bürger zu Hause ließ, sich mit schlechter verpflegten Söldnern begnügte und an unbeschäftigten Leuten in Hellas kein Mangel war. — Auf der Flotte dienten wenig Bürger aus den obern, mehr aus den untern Classen; der größte Theil der Bemannung bestand aus Schutzverwandten; und auch Sclaven wurden als Ruderer nicht verschmäht. In einem dreyrudrigen Schiffe befanden sich etwa zweyhundert Menschen, und unter ihnen im Durchschnitt hundert und vierzig, nicht ganz unbewaffnete Ruderer; die Uebrigen waren Schiffssoldaten, Beamte, Diener, Köche u. s. w. Mit dem Frieden hörte die Besoldung der gemietheten Mannschaft auf.

[Der Grundsatz, daß jeder Einwohner zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet sey, stand also in Athen fest: aber man reichte damit (ungeachtet der sehr verständigen, anderwärts keineswegs immer beobachteten Abstufungen der Pflicht) nicht aus,

sobald der Staat sich auf eine kriegerische Höhe hinaufgeschroben hatte, welche zur natürlichen Grundlage in keinem richtigen Verhältniß stand. Auch hier entstand das Uebel nicht aus dem Besolden der Krieger, vielmehr wäre der unbesoldete Kriegsdienst die härteste einseitigste Steuer gewesen; sondern das Uebel entstand aus der allmähligen Entwöhnung der Bürger von persönlichem Kriegsdienst, oder in der letzten Wurzel, aus den fast ununterbrochenen heillosen Kriegen selbst. Höchstens ließe sich die Frage aufwerfen, ob man ohne die eingeführte Besoldung weniger gekriegt hätte, oder der Staat schneller untergegangen wäre]?

Zur Uebersicht der atheniſchen Einkünfte dient Folgendes:

Grund- und Hauptsteuern von vollem Eigenthume wurden nicht erhoben; doch gabs in gewissem Sinne getheiltes Eigenthum, wo man dem Staate oder den Tempeln, von Triften, Forsten, Häusern, Aeckern, Gewässern u. s. w. Zins oder Zehnten gab. Ferner finden sich Einnahmen von Staats- und eingezogenen Gütern, Bergwerken, Zöllen, Gewerbs- und Verzehrungssteuern, Personensteuern von Fremden und Sclaven, Straf- und Gerichtsgelder, Zins von den Bundesgenossen, endlich unmittelbare Leistungen oder Liturgien. Alle heiligen und Staatsgüter waren in Zeit oder Erbpacht ausgethan. Jene bewilligte man gewöhnlich dem Meistbietenden, welcher zugleich sachliche Bürgschaft leisten oder Bürgen stellen konnte. Die Bergwerke, unter denen die thracischen und die Silbergruben bey Laurium vorzügliche Erwähnung verdienen, betrieb der Staat nie auf eigene Rechnung, sondern überließ das Recht, sie zu bebauen, unter gewissen Beschränkungen an Einzelne, welche dafür ein bestimmtes Angeld und ein Vierundzwanzigstel des Ertrags als fortlaufende Abgabe bezahlten. Nur Bürger und Isotelen, das heißt, gleichbesteuerte Schutzverwandte, wurden zu dieser Unternehmung zugelassen; die Handarbeit geschah durch Sclaven. — Bey den in der Regel verpachteten Zöllen lassen sich unterscheiden:

1. Markt- und Verkaufsgelder, die man hauptsächlich von Fremden erhob.

2. Ein- und Ausfuhrzölle, im Durchschnitt zwey vom Hundert des Werths.

3. Der Hafenzoll ohne Rücksicht auf die Ladung.

4. Der an die Stelle des erlassenen Zinses tretende Zwanzigstel, welchen man in den Ländern der unterwürfigen Verbündeten von der Ein- und Ausfuhr erhob. — Wer mit Abgaben in Rest blieb, zahlte das Doppelte, ja bey längern Zögerungen trat Ehrlosigkeit in gewissen Abstufungen ein, oder das ganze Vermögen verfiel dem Staate. — Hurensteuer ward auf höchst unanständige

Weise sogar von Männern erhoben, und von dem Agoranomen der Preis bestimmt, den jene von ihren Kunden nehmen durften.

Die Gerichtsgelder erscheinen besonders in der Zeit wichtig, wo man die Bundesgenossen zum Theil aus Eigennutz zwingen konnte, in Athen Recht zu nehmen. Hieher gehören:

Die Prytaneien, welche beyde Parteyen nach Maßgabe einer Abschätzung beym Anfange des Prozesses niederlegten, und zwar gab jeder Theil von einem Streite über 100 bis 1000 Drachmen, drey Drachmen; über 1001 bis 10,000 Drachmen, dreyßig Drachmen. Wer den Prozeß verlor, verlor nicht allein seinen Einsatz, sondern mußte auch dem Gegner die zweyte, ebenfalls dem Gericht verbleibende Hälfte ersetzen. Solche Prytaneien wurden aber nur bey Privatklagen und von Gegenständen erhoben, welche eine Abschätzung in Gelde zuließen; war dagegen das Letzte unmoglich oder die Klage öffentlicher Art, so zahlte man nur eine ganz unbedeutende Summe, die Paraſtasis, als Zeichen daß man sich auf den Prozeß wirklich einlasse. Dagegen verfiel derjenige, welcher bey einer öffentlichen Anklage nicht den fünften Theil der Stimmen erhielt, in tausend Drachmen Strafe, und wer aus dem Gewinn einer solchen öffentlichen Klage etwa Vortheil an Strafen oder Bußen zog, zahlte auch Prytaneien. Diese, so wie die Paraſtasis, dienten zum Lohn der Richter und zur Speisung im Prytaneion, wo ursprünglich Klagen angenommen und eingeleitet wurden. Zu gleichen oder ähnlichen Zwecken verwandte man vielleicht eine Art von Succumbenzgeldern bey Appellationen, Strafen, wenn jemand eingezogene Güter in Anspruch nahm, und nicht obsiegte u. s. w. Alle diese Gebühren und Strafen wurden aufs strengste beygetrieben, ja über den Erlaß öffentlicher Schulden durfte gar keine Verhandlung eröffnet werden, ohne Beystimmung einer Volksversammlung von sechstausend Athenern. — Bey vielen Vergehen, bey Mord, Verrath, Verbannung (nicht aber beym Ostracismus) erkannte man auf Einziehung des Vermögens; woraus für Richter und Familien die gewöhnlichen Nachtheile eintraten, ohne daß der Staat davon zuletzt Vortheil hatte. In der Regel ward nämlich das Eingezogene ihm wieder entzogen und vergeudet, welches, den unschuldigen Verwandten unter den allgemeinen Verpflichtungen belassen, gewiß mehr eingebracht hätte.

Der Zins von den Bundesgenossen bildete eine Haupteinnahme Athens, aber sie war weder immer gleich groß, noch das Verhältniß der Bundsgenossen überhaupt immer dasselbe. Anfangs blieben diese ungeachtet jener Zahlung frey, dann geriethen die meisten allmählig durch Scheu vor dem Kriegsdienst, durch Ohnmacht, Empörung oder atheniſche Willkür in größere Abhängigkeit, so daß beym Anfange des peloponneſiſchen Krieges nur Chios,

Mytilene und Methymnä noch selbstständig erscheinen. Der Zins ward mittlerweile nicht allein gesteigert, sondern auch Kriegsdienst, welchen man damit abkaufen gewollt, in Natur verlangt, und die Entscheidung der Rechtsstreitigkeiten, wenigstens in höherer Stelle, nach Athen verlegt. Diese Strenge führte zu Abfall und Krieg, und der Krieg endete entweder mit der Selbstständigkeit der Abgefallenen, und dem Verlust allen Zinses, oder, mit völliger Unterjochung und grausamer Bestrafung. Die hierbey eingezogenen Grundstücke vertheilte man nicht selten an Athener, welche in enger Verbindung zum Mutterstaate blieben, den Kriegsdienst, und damit kein Ausfall entstehe, auch wohl den alten Zins übernahmen. Die spätere, Ol. 100, 4. gegründete Bundsgenossenschaft ging von mildern gleichmäßigern Grundsätzen aus, verfiel aber bald in ähnliche Mißbräuche, und nahm dann ohne dauernden Vortheil für Athen ein Ende.

[Wir beschränken die bey Betrachtung der Einnahmen Athens sich darbietenden Bemerkungen auf folgende:

1) Der Verfasser widerspricht der Ansicht Schneiders, welcher den Zwanzigstel für ein erhöhtes Hafengeld, und Manso's, welcher ihn für einen erhöhten atheniſchen Zoll hält, und könnte seine Ansicht: er sey ein in den Ländern der unterwürfigen Verbündeten erhobener Ein- und Ausfuhrzoll gewesen, noch damit unterstützen, daß man zur Erhebung dieses neuen, gewiß verpachteten Zolles, keine neuen Beamten brauchte, sondern die bisher den Zins Einziehenden, auch zur Beytreibung der Zollpacht genügten. Allein so triftig auch die Gründe des Verfassers sind, so bleiben dennoch aus Mangel vollständigerer Nachrichten manche Zweifel übrig. Athen wollte durch die Verwandlung der unmittelbaren Steuer in einen Zoll, nach den ausdrücklichen Worten des Thucydides (VII, 28.) gewinnen; aber welche Schwierigkeit mußte es haben, in dem Augenblick, wo man nicht einmal offenen Abfall mancher Bundsgenossen verhindern konnte, den hierdurch und durch den Krieg entstehenden Mangel den übrigen Verbündeten aufzulegen, und obendrein das einfache Steuersystem in ein weit verwickelteres, in der Regel überall Gehaßiges zu verwandeln? Sollten ferner die Athener in dieser Noth nicht zunächst ihre einheimischen Zollsätze erhöht, und wenigstens den Schein gleicher und erneuter Anstrengung erweckt haben? Endlich ist es nie gerathen, in Fallen wo man schleunig Geld bedarf, ein geordnetes Steuersystem umzuwerfen, und ein ganz neues einzuführen, statt jenes etwas strenger zu behandeln. Freylich wissen wir nicht genau, wie die einzelnen Bundsgenossen den Zins für Athen aufbrachten, daß es aber wohl nicht durch Zölle geschah, zeigt jene Aeußerung des Thucydides. Aus diesen und

andern verwandten Gründen möchten wir bezweifeln, daß jener Plan schnell und wirksam, und dauernd zur Ausführung gekommen sey.

2) Das System öffentliche Güter zu verpachten, und nicht auf Rechnung bewirthschaften zu lassen, verdient in jedem größern Staate den Vorzug; auch vertragen sich Domainen, trotz aller Einreden, sehr wohl mit jeder Form der Verfassung. Mehr läßt sich aber mit Recht gegen das Verpachten aller andern unbestimmten Einnahmen anführen, ob es uns gleich scheint, als habe die Verwaltung derselben durch eigne Beamte, in Demokratien größere Schwierigkeiten, als in Monarchien. Ueberhaupt tritt die Staats- und Geldwirthschaft in jener Zeit weniger heraus, und deshalb reihen sich an die niedrigen Steuern mehrere unmittelbare Leistungen an.

3) Man hat den Athenern die allmählige Erhöhung des Zinses von den Bundsgenossen fast allgemein zum Vorwurf gemacht, aber mit Unrecht; denn da der Geldwerth in noch größerm Verhaltniß gesunken war, so kann jene angebliche Erhöhung der Wahrheit nach nicht als eine solche betrachtet werden. Eben deshalb und bey den auch für Athen sich ungeheuer mehrenden Kriegslasten, konnte man diese nicht als gänzlich abgekauft betrachten, ohne die Billigkeit zu verletzen, und das ganze Verhältniß zwischen Athen und den Bundsgenossen aufzuheben. Vielmehr lag der Fehler darin, daß die Zwecke derselben nicht, wie zur Zeit der persischen Kriege, schlechthin zusammen fielen, sondern mit frevelhafter Grausamkeit eine äußere Uebereinstimmung bey innerlicher Spaltung erzwungen wurde. Endlich finden wir hier, wie in fast allen Republiken, ein unbegreifliches Ungeschick, für Bundsgenossen die natürliche staatsrechtliche Stellung aufzufinden. Wenn in Monarchien neugewonnenen Landschaften nicht mehr Rechte eingeräumt werden, als alten, nämlich keine, so erscheint dies so ziemlich folgerecht, und ist kein Gegenstand der Verwunderung; wenn aber Republiken, die eroberten oder frey sich anschließenden Länder von allen Staatsrechten ausschließen, so ist dies folgewidrig und doppelt beleidigend. Hätte Athen statt seiner unbegrenzten Herrschsucht nachzugeben, einen echten Bund, eine Föderation gebildet, es wäre für alle Theile heilsamer gewesen, und auf ähnliche Weise hätte Rom die zerstörenden Kriege wider die Bundsgenossen vermieden. Aber wir dürfen jene Alten kaum tadeln, weil ja selbst da, wo Staatenbündnisse vorhanden waren, wie in der Schweiz und den Niederlanden, für die Unterworfenen das richtigste Verhältniß nicht gefunden, oder verweigert wurde].

Die unmittelbaren Leistungen oder Liturgien hatten ihre gute

und ihre böse Seite. Zu jener gehört der dadurch entstehende Wetteifer, die ersparten Kosten der Hebung und Haushaltung, das Umgehn eigennütziger Lieferanten u. s. w., zu dieser dagegen: wechselseitiges Ueberbieten bey unnützen Gegenständen, schädlicher Aufwand, ungleiche Vertheilung, und die häufige Verbindung mit volksverführenden Mitteln und Zwecken u. s. w. Niemanden sollten zu gleicher Zeit zwey Liturgien aufgelegt werden, und in der Regel zwischen einer und der andern ein gewisser Zeitraum verfließen.

Die Choregie übertrug der Stamm nach einer gewissen Ordnung an Einzelne, welche über drey Talente im Vermögen hatten. Der Chorege sorgte für den Chor in den tragischen, komischen und satyrischen Spielen, für die lyrischen Chöre der Männer, Tänzer, Knaben, Flötenspieler u. s. w. Er bezahlte deren Lehrer, Schmuck, Kleidung und Kränze, er sorgte für den nöthigen Platz, wo die Uebungen vorgenommen werden konnten, und gab den Choristen während dieser Zeit zu essen. Dagegen hatte er mit den Schauspielern nichts zu thun, bestritt auch (denn jene Ausgaben waren hoch genug) nicht den ganzen Aufwand der Darstellung, sondern der Staat, und der Theaterpächter, welcher das Eintrittsgeld erhielt, trugen hierzu bey.

Die Gymnasiarchie verpflichtete Sold, Nahrung, Oel ꝛc. für die Kämpfer bey den öffentlichen Spielen herbeyzuschaffen, die Estiasis bestand in der Ausrichtung von gewissen Stammfesten.

Wichtiger als diese Liturgien, waren die außerordentlichen Vermögenssteuern und die Trierarchie. Von der letzten läßt sich erst sprechen, wenn man die ersten genauer betrachtet hat. Zur Deckung mancher außerordentlichen Bedürfnisse waren gewisse Mittel gesetzlich und herkömmlich, andere dagegen gaben Veranlassung zu außerordentlichen Maßregeln, welche immer an das Vermogen gingen, es sey nun unmittelbar durch Zahlung, oder mittelbar durch Leistung.

In den ältern Zeiten, und unmittelbar vor dem peloponnesischen Kriege, hatten die Athener keinen Grund Vermögenssteuern auszuschreiben, und während der ersten glücklichen Jahre jenes Krieges bestritten sie die Ausgaben aus dem Schatze, und dem Zinse der Bundsgenossen. Die Belagerung von Mytilene (Ol. 88, 1.) veranlaßte aber wahrscheinlich die erste außerordentliche Vermögenssteuer, welche dann später Behufs des Krieges öfter ausgeschrieben ward, und alle Bürger ohne Ausnahme, selbst Waisen und Trierarchen traf.

Bey dieser Gelegenheit tritt die allgemeine Frage nach dem Volkreichthum hervor, deren Beantwortung nicht bloß aus Mangel an Quellen, sondern auch darum sehr schwierig ist, weil man

sich im Alterthum weniger als in unsern Tagen darum bekümmerte, oder durch künstliche Mittel darauf einzuwirken suchte. Ohne Zweifel war indessen das Vermögen während der bessern Zeiten Athens ziemlich gleich vertheilt, und großer Reichthum fast so selten als drückende Armuth: später dagegen bleibt die gewöhnliche Klage nicht aus, daß sich Grundbesitz und bewegliche Güter auf schädliche Weise in den Händen von Einzelnen anhäuften. — Nach der solonischen Klasseneintheilung, welche sich hauptsächlich auf Kriegspflichtigkeit, unmittelbare Leistungen und Regierungsrechte bezog, sind Steuern wohl nur äußerst selten erhoben worden. Wenigstens konnten diese in spätern Zeiten unmöglich allein das Grundeigenthum treffen, und das bewegliche Gut, das Gewerbe u. s. w. übergehen; auch ist seit Euklid (Ol. 94, 2.) von jenen alten Klassen gar nicht mehr die Rede, und ihre staatsrechtliche Bedeutung hörte im Grunde schon mit dem Augenblick auf, wo die geringste Schätzung nicht mehr von den höchsten Aemtern ausschloß.

Den Vermögenssteuern lag natürlich eine Selbstschätzung zum Grunde, aber die Mittel, sie zu berichtigen und die Verhehlung der Wahrheit zu bestrafen, waren nicht vernachläßigt. So entstand allmählig ein Hebereginster nach den Gauen, und ein allgemeines Vermögenscataster, welches wahrscheinlich nach zwey bis vier Jahren wenigstens in seinen beweglichen Theilen berichtigt wurde. Nun steuerte aber nicht jede Art des Vermögens gleich viel, auch trat ein anderer Satz ein, wenn sich großes Gut in einer Hand beysammen, ein anderer, wenn es sich in sehr kleine Theile vertheilt fand; deshalb mußte, wie besonders aus der Schätzung zur Zeit des Archon Nausinikos (Ol. 100, 3.) hervorgeht, Dreyfaches ermittelt werden:

1) Das Vermögen überhaupt,

2) derjenige Theil, welcher davon steuerpflichtig seyn sollte, oder das Steuerkapital, der Schätzungsanschlag,

3) die Abgabe von dem steuerbaren Kapital.

Das steuerbare Kapital war in der höchsten Klasse nur der fünfte Theil des gesammten Vermögens, und mochte in den untersten Klassen nicht den zehnten Theil desselben übersteigen. Wiederum betrug die Abgabe in der höchsten Klasse nur fünf vom Hundert des steuerpflichtigen Kapitals, oder eins vom Hundert des ganzen Vermögens, und diese geringe Steuer sank noch in den untern Klassen. Ob sie aber nicht durch öftere Erhebung in kurzen Fristen mag drückender geworden seyn, ist schwer zu entscheiden; doch findet sich, daß Demosthenes in zehn Jahren nur ein Funfzigstel seines Vermögens, oder zwey vom Hundert einzahlte. Bedenkt man ferner, daß sich dies Vermögen bey guter Verwal-

tung zu zehn vom Hundert verzinsete, so gab er eigentlich im Verhältniß zu unserm Zinsfuß, binnen zehn Jahren nur eins vom Hundert seines Vermögens. Obgleich hierdurch das Geschrey wegen übertriebener Steuern widerlegt wird, so darf man doch die unmittelbaren schweren Leistungen nicht vergessen, wenn man einen vollen Ueberblick erhalten will.

Unter Nausinikos wurden zwanzig Symmorien für die Vermögenssteuern eingeführt, welche von den später eingeführten Symmorien für die Trierarchen verschieden sind. Jenes waren Genossenschaften, deren jede einen gleichen Antheil von dem allgemeinen Schätzungskapital in sich begriff, und an deren Spitze zuerst dreyhundert der Reichsten standen, dann noch dreymal dreyhundert, oder zusammen zwölfhundert Wohlhabender, welche das Ganze leiten, vertreten, und oft auch wohl vorschießen mußten. Dennoch soll die Last der Symmorien von den Reichern oft in schwererm Verhältniß auf die Aermern gewälzt worden seyn. Wie sich die nach den Gauen gehobenen Steuern, und die steuerpflichtigen Gemeindegüter zu diesen Genossenschaften verhielten, läßt sich nicht genau angeben. —

Die Leistungen und Steuern der Schutzverwandten waren von den bürgerlichen getrennt, und gewiß verhältnißmäßig nicht geringer; doch scheint man jene Personen nie zur Trierarchie und Gymnasiarchie angezogen zu haben. Die Isotelen konnten Grundeigenthum besitzen, und standen in Ansehung der Abgaben den Bürgern ganz gleich; allein sie hatten keinen Sitz in den Gerichten, kein öffentliches Stimmrecht, waren weder in Stämme, noch Gaue, noch Geschlechter eingeschrieben, und der Gerichtsbarkeit des Archon Polemarchos nach Weise anderer Fremden unterworfen.

Unter allen unmittelbaren Leistungen war die Trierarchie, welche die Rüstung der Kriegsschiffe betraf, die wichtigste, und das Gute und Böse solcher Einrichtungen zeigte sich hier am schärfsten und folgereichsten. Einer Seits entstanden nämlich für den Staat große Vortheile durch den Wetteifer, anderer Seits große Nachtheile durch die Saumseligkeit. Zur Erhöhung jenes Wetteifers belohnte man den, welcher sein Schiff zuerst vom Stapel brachte, mit der trierarchischen Krone, und strafte die Säumigen mit der schon erwähnten Strenge. Nach einem Jahre wechselten die Trierarchen, und waren dann auf zwey Jahre von einer neuen Uebernahme dieser Last befreyt. Trat aber jemand zu spät in die Reihe, oder konnte er das etwa abwesende Schiff nicht mit dem Anfange des Jahres übernehmen, so mußte er seinem Vorgänger die berechneten Mehrkosten ersetzen. Ganz frey von der Trierarchie war niemand, dessen Vermögen dazu hinreichte, ausgenom-

men die neun Archonten; unter gewissen Bedingungen waren davon frey, Waisen, Erbtochter, Gemeindevermögen, wobey man wohl die persönliche Unfähigkeit mitzuwirken, vorzüglich berücksichtigt hatte. Der Trierarch mußte Rechnung ablegen, nicht allein in wie fern er von seinem Vermögen das Vorgeschriebene geleistet, sondern auch in so fern er vom Staate Geld und Geldeswerth zur Verwaltung empfangen hatte. Von jeher lieferte der Staat das Schiff, und nur einzelne reiche Personen hielten sich eigne Trieren zum eigenen Gebrauch, zum Kapern oder zum Verkauf. Während des peloponnesischen Krieges gab der Staat den Rumpf und den Mast des Schiffes, den Sold und die Verpflegung, wogegen der Trierarch alles übrige Geräthe herbeyschaffen, und das Schiff im Stande halten mußte. Das Letzte verursachte bey langen Reisen und schadhaften Schiffen sehr bedeutende Ausgaben. Die Veränderungen in den trierarchischen Verpflichtungen betrafen nur die Lieferung des Geräthes, die Zusammenbringung der Mannschaft und die Vertheilung der Last selbst. Lange Zeit war für jedes Schiff nur ein Trierarch, dann verstattete man, daß sich zwey darein theilten. Um die fast immer sehr mangelhaften Grundsätze der Herbeyziehung zu verbessern, entstanden um Ol. 105, 4. die trierarchischen Symmorien.

Zwölfhundert der Reichsten waren in zwanzig Symmorien vertheilt, und dreyhundert unter ihnen bildeten wiederum einen engern leitenden Ausschuß. Jetzo traten zwar mehr oder weniger Mitglieder zur Stellung eines Schiffes zusammen, aber die den Vorschuß leistenden Reichen zogen denselben oft ganz von den Aermern wieder ein, ohne selbst etwas zu tragen; oder Alle zahlten gleichmäßig nach der Kopfzahl, und nicht verschieden nach dem Vermögen. Zur Abstellung dieser Mißbräuche setzte Demosthenes folgendes Gesetz durch: die Trierarchen werden nach Verhältniß des Schätzungskapitals herangezogen, und von zehn Talenten desselben wird eine Triere ausgerüstet. Die, welche weniger Vermögen besitzen, treten in Gesellschaften zusammen, bis ihr Schätzungskapital zehn Talente beträgt, und die Verpflichtung der Reichern steigt nach Maßgabe ihres größern Schätzungskapitals bis auf drey Trieren und ein Hülfsboot, niemals aber höher. Wenn also die obige Schätzung des Nausinikos noch zum Grunde lag, so rüstete man von funfzig Talenten Vermögen, oder zehn Talenten Schätzungskapital ein Schiff. Den Aermern, welche nunmehr nach Verhältniß ihres Vermögens beytrugen, war durch diese demosthenische Einrichtung sehr geholfen, und nicht minder dem Staate, weil kein Reicher mit geringem Beytrage mehr durchschlüpfen konnte. Sonst stand es hier auch noch frey, ungerechtem Drucke durch den, freylich höchst unbequemen

und weitläuftigen Vermögensumtausch zu entgehen, wobey (Bergwerke allein ausgenommen) unbewegliches und bewegliches Vermögen mit allen Forderungen, Lasten und Schulden überging.

Trotz aller dieser Hülfsmittel waren die Athener oft in großer Geldverlegenheit, und persische Hülfsgelder, Beute, Kriegssteuern u. s. w. brachten ihren Gegnern fast noch öfter Vortheil, als ihnen. Seit der Niederlage bey Aegespotamos hört man von keinem Schatze, von keinem vorsorglichen Plane mehr, und den Lykurg etwa ausgenommen, scheint Niemand die Mängel der Finanzverwaltung gründlich eingesehen, und ihre Abstellung eifrig bezweckt zu haben. Deshalb kam es dahin, daß Athen zuletzt bey den Königen bettelte, und von den Geschenken zehrte, welche diese der Stadt ihres alten Ruhmes halber bewilligten. Sonst fehlte es in Hellas auch nicht an wunderlichen, und an frevelhaften Mitteln und Auswegen, um sich Geld zu verschaffen (weshalb manche nachahmende Finanzliebhaber das zweyte Buch der Oekonomik des angeblichen Aristoteles fleißig lesen sollten, oder vielleicht gelesen haben), nur von Anleihen ist fast gar nicht die Rede. Dazu trug neben andern Gründen gewiß die Höhe des Zinsfußes bey; denn während man Grundstücke schon zu acht bis zwölf vom Hundert nutzte, gab man in der Regel zwölf bis achtzehn vom Hundert an Zins; ja dieser stieg bey außerordentlichen Fällen bis zu sechs und dreyßig vom Hundert. Als Ursachen dieser Erscheinung lassen sich aufzählen: die Mängel der Gerichtsverfassung und Schuldgesetze, die oft gewaltsame Behandlung der Geldschulden, welche selbst Solon nicht scheute, der Mangel an Gelde und die starke Nachfrage, der Wucher und die Erlaubniß jeden Zinssatz zu nehmen.

[Aus dem Ausgesprochenen und Angedeuteten gehn die Mängel der atheniſchen Einrichtungen klar genug hervor; um aber doch nicht überall zu tadeln, bemerken wir: 1) Wenn ein Staat außerordentliche Bedürfnisse schnell befriedigen will, so wird er, wie Athen, in der Regel seine Zuflucht zu Vermögens- und Einkommensteuern nehmen müssen; aber alle regelmäßigen Bedürfnisse für immer auf diese Weise, oder durch eine noch mehr mechanische Klassensteuer decken zu wollen, ist ein von der Oberfläche abgeschöpfter, scheinbar einfacher, und zuletzt doch unausführbarer Einfall. 2) Den größten Mangel werden diejenigen Finanzmänner, welche à la hauteur du siècle stehn, darin finden, daß Athen das Anleihesystem nicht ausbilden wollte oder konnte; wir sind aber nicht dieser Meinung! Denn ob wir gleich sehr gut wissen, daß in entscheidenden Augenblicken der Staat lieber Schulden machen, als untergehn soll, so scheint uns doch die Theorie, welche Schulden als Reichthum darstellen, in Reichthum ver-

wandeln will, ein leeres, sophistisches Geschwätz, in Vergleich mit welchem der alte hausväterliche Satz: wer seine Schulden bezahlt, verbessert seine Umstände, viel mehr wahre Weisheit enthält. Manche werden zwar einwenden: es könne nur einzelnen Thoren einfallen, Schulden als etwas unbedingt Gutes darzustellen, wohl aber sey es ein relatives Glück, Schulden im Fall der Noth machen zu können, die man ja auch sobald als möglich bezahlen wolle. Dieser Berichtigung treten wir gern bey, aber sie greift das Uebel nicht in der Wurzel an, ja sie kennt das Uebel nicht einmal. Es ist hier keineswegs von einer einzelnen Erscheinung, von einem durch darnebenstehende Besserungsmittel leicht vertilgten, oder gar überbotenen Mißverhältniß, sondern von einem Uebel die Rede, welches die Staaten wie die Einzelnen ergriffen hat, überall öffentlich oder insgeheim mit unermeßlicher Macht und Eile fortwirkt, die Ansichten und das Thun der Gegenwärtigen mit den Ansichten und den Thaten unserer Vorfahren in schroffen Widerspruch stellt, und den Fluch unserer Kinder auf uns laden wird, wenn uns die Schuppen nicht bald von den Augen fallen. Was thaten unsere Vorfahren? sie verzehrten nicht die ihnen hinterlassenen Güter, ja nicht einmal deren laufende Einnahmen, sondern hielten es für ihre Pflicht und ihren Ruhm, einen Theil derselben in etwas Bleibendes, Früchte tragendes, Erzeugendes zu verwandeln; wir dagegen verzehren nicht blos die Einnahmen auf eine Weise, welche keine Spur zurückläßt, sondern vergeuden auch das empfangene Kapital; wir vergeuden nicht blos das empfangene Kapital, sondern wir benutzen auch gierig die neu erfundenen gerühmten Kunststücke, wodurch man selbst diejenigen Kapitale, welche etwa die Nachkommen erzeugen könnten, schon im Voraus ungefährdet verzehren kann. Bleibe man doch ja mit dem flachen Einwande zu Hause, als legten wir zu viel Gewicht auf das schlechte Geld und Geldwesen; es ist hier nicht von bloßem Gelde die Rede, sondern von dem unendlichen Reichthum, den unsere Vorfahren durch ihre Weisheit und treue Vorsorge erzeugten, der Europas Bildung und Größe, und guten Theils alles das begründet hat, was wir an der neuen Gestaltung der Menschheit so gern zu rühmen pflegen. Der Gelehrte strebt jetzo nicht darnach, einem Werke die höchstmögliche Vollendung und Dauer zu geben, sondern zersplittert seine Kräfte in Erzeugnissen, welche der Augenblick erzeugt, wie zerstört. Der Bürger lebt jetzo nur zu oft unbekümmert von der Hand in den Mund, und wenn er kaum der nächsten Verwandten und Erben gedenkt, wie könnte da noch von bürgerlichen Stiftungen und Vermächtnissen die Rede seyn. Statt der sinnvollen Anhänglichkeit des Adels an das freye Gut, welches er verbessert und verschönert

seinen Kindern und Kindeskindern hinterließ, finden wir wucherliches Kaufen und Verkaufen, welches zuletzt immer mit Schulden und einer innerlichen und äußerlichen Jämmerlichkeit endet, die man durch Vornehmthun nicht verdecken kann. Das persönliche Verhältniß zu den Unterthanen hat sich nicht veredelt, wie zu wünschen war, sondern in ein blos sachliches verwandelt. Die großen Besitzungen der herrschenden Familien sind in den allgemeinen Staatstiegel geworfen und verflüchtigt, und jene Herrschenden würden, im Fall einer größern Umwälzung, noch ärmer und eigenthumsloser als die ärmsten ihrer Unterthanen aus dem Lande fliehen müssen! Was Jahrhunderte für Kirchen und Schulen, Kranken- und Waisenhäuser, für fromme Stiftungen vielfacher Art allmählig sammelten und verwendeten, hat dies eine Geschlecht mit einem Male den Begierden des Tages geopfert, und sich dieser Weisheit noch gerühmt; oder in eigennütziger Großmuth geprahlt: ich will nichts erben, aber auch nichts hinterlassen. Aber die Folgen brechen schon jetzo schwer herein, und die, selbst ohne Rücksicht auf Herstellung des Zerstörten unmäßig anwachsenden Lasten und Steuern, zeigen Allen auf sehr empfindliche Weise, was es heiße: der Tag allein solle den Tag ernähren.

So tief und ernst nun auch unsere Ueberzeugung von dieser dunkeln Seite der Gegenwart ist, so verehren wir doch gern das viele Gute ihrer lichten Seiten, und stimmen, ohne mit uns selbst in Widerspruch zu gerathen, im Ganzen folgender Schlußbetrachtung des Verfassers bey:

»Wir verkennen nicht das Große und Erhabene in der Geschichte der Hellenen: wir geben zu, daß manches besser war als in unsern Staaten, besser als in dem bis zum Abscheu verderbten Römischen Reich, in dem knechtisch niedergebeugten Morgenlande; aber vieles war auch schlechter als das Unsrige. Nur die Einseitigkeit oder Oberflächlichkeit schaut überall Ideale im Alterthum; die Lobpreisung des Vergangenen und Unzufriedenheit mit der Mitwelt ist häufig blos in einer Verstimmung des Gemüthes gegründet, oder in Selbstsucht, welche die umgebende Gegenwart gering achtet, und nur die alten Heroen für würdige Genossen ihrer eingebildeten eigenen Größe hält. Es gibt Rückseiten, weniger schön, als die gewöhnlich herausgekehrten; betrachtet das Innere des Hellenischen Lebens im Staate und in den Familienverhältnissen: ihr werdet selbst in den edelsten Stämmen, zu welchen Athen ohne allen Zweifel gerechnet werden muß, ein tiefes sittliches Verderben bis ins innerste Mark des Lebens eingedrungen finden. Wenn ihre freyen Staatsformen, und die kleinen unabhängigen Massen, in welche die Völker zersplittert waren, das Leben tief und mannigfach aufregten, wur-

den sie zugleich Anlaß unzähliger Leidenschaften, Verwirrungen und Bosheiten: und rechnet man die großen Geister ab, die in der Tiefe ihres Gemüthes eine Welt einschließend, sich selbst genug waren, so erkennt man, daß die Menge der Liebe und des Trostes entbehrte, die eine reinere Religion in die Herzen der Menschen gegossen hat. Die Hellenen waren im Glanze der Kunst und in der Blüte der Freyheit unglücklicher als die meisten glauben; sie trugen den Keim des Unterganges in sich selbst, und der Baum mußte umgehauen werden, als er faul geworden. Die Bildung größerer Staatenmassen in Monarchien, worin den Leidenschaften Einzelner ein geringerer Spielraum vergönnt, eine größere Festigkeit der Regierungsgrundsätze möglich gemacht, und mehr Sicherheit von außen und Ruhe von innen gegeben ist, erscheint als ein wesentlicher Fortschritt des gebildeten Menschengeschlechtes, wenn anders jenes rege Leben des Einzelnen, jene Freysinnigkeit und Großherzigkeit, jener unversöhnliche Haß gegen Unterdrückung und Knechtschaft und Willkür der Machthaber, die den Hellenen auszeichneten, uns nicht fremd bleiben, sondern mit freudigem Aufschwung sich erheben und befestigen wird. Wenn aber dieser Stamm verdorrt, wird die Art auch an seine Wurzel gelegt.«

Wir würden uns hier von dem vortrefflichen Werke trennen, wenn uns nicht folgende inhaltsreiche Worte der Vorrede noch zu einigen Bemerkungen aufreizten: »Die Kunde der Hellenischen Alterthümer steht noch in ihren Anfängen; großer Stoff ist vorhanden, die Meisten wissen ihn nicht zu gebrauchen. Wenige Gegenstände sind genügend abgehandelt, weil wer Einzelnes einigermaßen erschöpfen will, das Ganze kennen muß: ein Entwurf des Ganzen, mit wissenschaftlichem Geiste und umfassenden Ansichten gearbeitet, und nach festen Begriffen geordnet, nicht wie die bisherigen ein roher und unzusammenhängender Wust, nicht von einem Zusammenträger, sondern einem Forscher und Kenner, ist um so mehr ein Bedürfniß des gegenwärtigen Zeitalters, je mehr sich die Masse der Alterthumsgelehrten, der jüngern vorzüglich, in einer an sich keinesweges verächtlichen, aber meist auf das Geringfügigste gerichteten Sprachforschung, und kaum mehr Wort- sondern Silben- und Buchstabenkritik selbstgenügsam gefällt, bey welcher die echten Philologen früherer Jahrhunderte ihre Beruhigung nicht gefunden hatten, und wodurch diejenigen, die ihrem Namen zufolge des Eratosthenes Nachfolger, im Besitz der ausgebreitetsten Kunde seyn sollten, in der Form untergehend zu vornehmen Grammatisten einschrumpfen, und unsere Wissenschaft dem Leben und dem jetzigen Standpunkte der Gelehrsamkeit immer mehr entfremden.«

Diese Aeußerungen sind nicht blos ein hingeworfener Fehde-

handschuh, sondern das ganze Werk ist eine für die Ansicht des Verfassers gewonnene Schlacht. Seine Gegner könnten aber einwenden: diejenige Erklärung der Philologie, wornach sie die Kenntniß von Allem und Jeglichen seyn solle, was das Alterthum je gedacht, gethan, gefühlt, geschrieben habe u. s. w., stelle sich zwar sehr vornehm hin, aber sie sey wo nicht thöricht, doch unbillig, und gehe über menschliche Kräfte hinaus. Die Sache erscheine einfacher und klarer, wenn man die Kenntniß der Sprache, als solcher, Philologie nenne, und dann werde auf dem freywillig so beschränkten Boden auch eine Meisterschaft möglich, welcher man auf jenem ungebürlich erweiterten, vorgeblich nachstrebe. An sich mag zuletzt nicht viel darauf ankommen, ob man die Philologie nach dieser neuen Weise enger, oder nach der alten Weise weiter, oder vielleicht theologisch noch umfassender erklärt; desto erheblicher aber dürfte es seyn, wie man in Bezug auf eine solche Definition lernt, lehrt, und zu lernen und zu lehren zwingt. Wer sich von Natur zum Sprachforscher berufen fühlt, möge mit Zurücksetzung der Sachkenntnisse sein ganzes Leben darauf verwenden; aber ihm dürfte alsdann die Sprachkenntniß des Griechischen und Römischen nicht genügen, sondern er müßte sich auch um die übrigen großen und reichen Sprachstämme bekümmern, welche ja so abweichende und eigenthümliche Erscheinungen darbieten. Eine echte Kenntniß der Sprachen bleibt aber, ohne Rücksicht auf die Geschichte der Sprache unmöglich, und dieses führt, trotz jener engern Erklärung der Philologie, wieder zu der Nothwendigkeit vieler sachlichen Kenntnisse. Niemand wird diese Kenntnisse den Häuptern der grammatischen Bestrebungen absprechen, allein der übertriebene Nachdruck, welchen sie auf die letzten legen, hat böse Folgen:

Erstens vernachläßigen einige ihrer Schüler die sachlichen Kenntnisse fast gänzlich, und zeigen neben einer großen grammatischen Gewandtheit, eine unglaubliche Unwissenheit in der Geschichte, und allen das Alterthum sonst aufhellenden Wissenschaften.

Zweytens entsteht ein Götzendienst mit Kleinigkeiten. Manche meinen, ihre dicken Abhandlungen und Bücher über einzelne Partikeln und einzelne Verse wären eben der wahre Silberblick der verklärten Alterthumswissenschaft. Allerdings ist vollendetes Geschick im Kleinen, mehr werth, als Stümperey an großen Gegenständen; allein dieser Satz darf nicht so weit ausgedehnt werden, daß man das Kleine groß, und das Große klein nimmt. Diese unübertreffliche Pedanterey, welche auch schon in manche Bestrebungen für das deutsche Alterthum so eingebrochen ist, daß man den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sieht, verdiente den Lohn, welchen der großmüthigste aller Herrscher, der Macedonische Alexander, in einem ähnlichen Falle zubilligte: er gab

nämlich dem Manne, welcher Erbsen, ohne zu fehlen, durch ein kleines Loch warf — einen Scheffel trockner Erbsen.

Das Hauptübel, welches aus jener Richtung hervorgeht, trifft endlich nicht die eigentlichen Philologen, deren immer nur eine geringe Zahl seyn kann, sondern in erweiterten Kreisen diejenigen, welche sich auf Schulen und Universitäten bilden, aber Sprachforschung keineswegs zu ihrem Lebenszweck machen wollen. Wenn sich das vielseitige Studium des Alterthums in die grammatische Auslegung weniger Schriftsteller zusammenzieht, wie kann man es da noch an die Spitze aller Ausbildung stellen wollen? Dieses große Vorrecht durfte man ihm nur einräumen, sofern man den Knaben und Jünglingen, die Kraft, das Gemüth, die Einsicht, die wissenschaftliche Vollendung, die bürgerliche Tugend jener Zeiten, in einem durch die Form der besten Schriftsteller erklärten Spiegel, begeisternd vorhielt: verläßt man aber diese Weise, so bleibt nur der trockenste, für die Jugend ganz unbrauchbare Niederschlag übrig, und Manche möchten den (im Angedenken an das echte Verfahren mit Recht als wahnsinnig verworfenen) Vorschlag wieder hervorsuchen: eine Summa der Theologie, und eine Auswahl von Pandektenstellen schon auf Schulen zu lesen. Wenigstens ließe sich durch eine echt geschichtliche, sittliche und religiöse Auslegung derselben, ein jugendliches Gemüth noch eher ergreifen und beleben, als durch ein blos grammatisches Zergliedern und Abtödten der größten Klassiker. Doch wir brechen ab, denn es kommt uns nicht zu, diese, durch die Schüler der dritten oder vierten Potenz (oder vielmehr Impotenz) verbreiteten Uebelstände zu rügen, und ihnen für die Zukunft vorzubeugen; sondern dies ist das Recht, und die Pflicht derjenigen Meister, welche sie mittelbar durch ihre bewundernswerthe Virtuosität veranlaßten.

Art. XV. 1. Observations sur la ressemblance frappante que l'on découvre entre la langue de Russes et celle des Romains. *Milan*, chez *A. F. Stella* et Compagnie, 1817. 60 Seiten in gr. 4.

2. Ueber den Ursprung und die verschiedenartige Verwandtschaft der europäischen Sprachen, nach Anleitung des russischen allgemeinen vergleichenden Wörterbuchs. Von Christian Gottlieb von Arndt, kaiserl. russischem Hofrath, Ritter des Wladimir-Ordens. Herausgegeben von Dr. Joh. Ludw. Klüber. Frankfurt am Main 1818, bey Heinr. Ludw. Brönner. XVI. und 393 Seiten in 8

1. Der Hr. Verfasser will diese Schrift, die sich durch Schönheit des Papiers und Drucks auszeichnet, für nicht mehr als für eine esquisse légère angesehen wissen. Wahr und bescheiden zugleich

ist dieß Geständniß allerdings, es soll aber den Kunstrichter nicht zur Nachsicht in seinem Urtheile verleiten. Gelenius, dessen Lexicon symphonicum (soll heißen symphonum) angeführt wird (ohne es etwa gesehen, viel weniger gebraucht zu haben), war der erste, der 1537 ähnliche Wörter aus vier Sprachen, der griechischen, lateinischen, deutschen und slavischen (eigentlich böhmischen) bekannt machte. Seine kleine Sammlung hatte den Fehler, daß darin auch Wörter vorkamen, die aus einer Sprache in die andere später durch Verkehr übergingen, die also dazu gar nicht taugten, die ursprüngliche Aehnlichkeit dieser Sprachen zu beweisen. Nach ihm führte Martinius in seinem etymologischen lateinischen Wörterbuche slavische Wörter gar oft auf lateinische Wurzeln zurück. Bekannter war dem Verfasser, was Levesque und Denina in neuern Zeiten leisteten. Jener verglich Russische, dieser Polnische Wörter mit Lateinischen. Der Verfasser dieser Bemerkungen tritt nun in ihre Fußstapfen, und will die überraschende Aehnlichkeit der Russischen und Römischen Sprache, durch eine mäßige Anzahl von Verbis, Substantiven und Adjectiven zeigen. Die russische Sprache, die man sonst mit Recht für eine mit vielen fremden Bestandtheilen gemengte Mundart des Slavonischen hält, scheint ihm eine ursprüngliche Sprache (idiome original) zu seyn, wenn er gleich selbst im sechsten Kapitel eine Reihe Tatarischer Wörter aufstellt, und im siebenten und achten einige russische Wörter aus andern orientalischen Sprachen herleitet. Wären die verglichenen Wörter alphabetisch geordnet worden, so würde sich leicht angeben lassen, welche und wie viele Bemerkungen wir seinem Fleiße und Scharfsinne zu verdanken haben. Des Eigenen kann hier nicht viel gefunden werden, wohl aber manche neue Blößen und Mißgriffe. Die Slaven sprechen kein reines e am Anfange der Wörter aus, und est muß wie jest gelesen werden. Ehedem ist auch ein i mit e im Schreiben verbunden worden, wie es alte Handschriften ausweisen. Wie konnte also est hier für die alte Orthographie erklärt werden? Ungern stießen wir auf Wörter, die zur Vergleichung nicht taugen. Dergleichen sind penja, gliba, idol, lileja, denga, cabila, palati, jakor, und selbst vino, wenn gleich die Slawen den Wein schon in frühern Zeiten kannten. Die Vergleichungen der Wörter ruka, Hand, mit brachia; boloss (lies volos, vlas) mit pilus; rabot (rabota Arbeit) mit labor; sdrav mit salvus; staroi mit sideratus, dobroi mit prudens, tscernoi mit niger, kharosch mit charus, sind wohl nicht passend. Einmal wird krassnoi, schön, mit crassus verglichen, dann soll k nur ein Vorschlag seyn, und von russus abgeleitet werden. So wie Kaiser von caesar gebildet ist, sey auch tzar daraus entstanden. Mit

tzar möchten wir lieber das armenische tar, Herr, vergleichen. Bog hat Durich in seiner Bibliotheca slavica schön erläutert, (mit Bezug auf bogat, reich), andere haben es von begu, laufen, abgeleitet, wie das griechische θεός von θεω; hier aber wird es mit Bacchus und dem persischen Beg zusammen gestellt. Bey soudar wird aus Pehlevi sodar, und aus dem Arabischen sadr angeführt. Allein Sudar ist ja doch nur eine Verkürzung von gosudar, so wie dieses aus gospodar entstanden ist. Genauere Kenntniß der slavischen oder russischen Sprache würde den Verfasser vor manchem Fehltritt verwahrt haben. Unmöglich hätte er bey slovo an logos, bey slav an laus denken können, wenn ihm die Ableitung von slovo und slava von der gemeinschaftlichen Wurzel sluti bekannt gewesen wäre. Bey meja (j französisch ausgesprochen) würde er nicht an meta, sondern an medius gedacht haben, wenn er gewußt hätte, daß med in andern slavischen Mundarten so viel ist als zwischen. Da er dai mit da, daite mit date, dan mit donum richtig verglich, so ist es kaum begreiflich, wie er donesti, doniti, dahin bringen, mit donare, und den Imperativ dones mit der zweyten Person des Conjunctivs dones zusammen stellen konnte, da bey einer nur mittelmäßigen Kenntniß der slavischen Grammatik ihm einleuchten sollte, daß do eine Präposition sey, und nicht zur Wurzel gehöre, folglich nur nes zur Vergleichung mit donare übrig bleibe. Richtig verglich er brat mit frater, aber eben so unrichtig wird prijatel davon abgeleitet. Auch hier ist pri als Präposition zuerst abzusondern, und dann wird die Vergleichung der Wurzel jati, davon jatel, mit frater ganz unmöglich. Gleiche Mißgriffe sind es, wenn postaviti mit ponere, positare, rasumiti mit ratiocinari verglichen werden. Da ras wegfallen muß, so bleibt die Wurzel um übrig, die mit ratio gar keine Aehnlichkeit mehr hat. Im neunten und zehnten Kapitel werden nun die sonderbarsten, aber auch die unwahrscheinlichsten Hypothesen ausgekramt. Schon nach S. 22 sind die Roxolani alte Russen. Hier sind die Russen rossi, die rothen, der rothen Schminke wegen. Auch das deutsche Roß, meint der Verfasser, könnte Anlaß zur Benennung der Rossen gegeben haben, weil ihre Heere fast nur aus Reiterey bestanden. Woher die lateinischen Wörter in die russische Sprache gekommen, wird im zehnten Kapitel sonderbar genug erklärt. Die Slaven dehnten sich bis ans adriatische Meer aus. (Ob die altillyrische Sprache die albanesische oder slavische war, bleibt unentschieden.) Aber auch durch Colonien unter Trajan mußte sich die lateinische Sprache in Dacien verbreiten. Daci sind der Sache und dem Namen nach Detsche (Deutsche), Decebal ist der Detschen Walt (Fürst). (Wir müssen dem Ver-

faſſer vom Puniſchen und Syriſchen ins Deutſche hinein helfen). Die Dacier ſind Geten, die Geten Gothen, die Gothen Deutſche, alſo ſind Dacier Deutſche, doch mit Sarmaten, das iſt mit Slaven vermengt, daher nun ſo viele aus dem Latein geborgte Ausdrücke, die zugleich im Deutſchen und Ruſſiſchen zu finden ſind. Allein ehe noch Römer nach Dacien kamen, beſtand ſchon eine Analogie unter dieſen Sprachen. Wörter, wie gost, gaſt, hostis und manche andere müſſen aus einer viel ältern gemeinſchaftlichen Quelle hergeleitet werden. Auch gibt es hiſtoriſche Gründe genug dafür, daß die alten Daker keine Deutſchen, und die alten den Römern ſchon bekannten Sarmaten keine Slaven waren. Die Verwandtſchaft der lateiniſchen und ſlaviſchen (ruſſiſchen) Sprache iſt auch nicht ſo außerordentlich groß, als hier behauptet wird. Abgeſehen von einigen ähnlichen Wörtern iſt ſie, in Rückſicht der Flexionen und Bildungsformen, doch immer nur ſehr geringe. Zwiſchen der lateiniſchen und ſlaviſchen Sprache liegt noch das Litauiſche, womit das Dakiſche nahe verwandt geweſen ſeyn mag, in der Mitte. — Die Komplimente an Rußland, die mit einem Spruche Voltaire's begonnen hatten, werden mit Suwarow's berühmtem, und hier erträglich mit ruſſiſchen Holzlettern gedrucktem *Slava Bogu* (Gloria Deo) beſchloſſen. D.

2. »Herr v. Arndt, von Geburt ein Oſtpreuſſe, einſt in freundſchaftlicher Verbindung mit Kant, Hippel, Pallas, Laharpe (dem Schweizer), und vielen andern ausgezeichneten Gelehrten und Staatsmännern, lebte in einer vieljährigen literariſchen und geſchäftvollen Laufbahn zu St. Petersburg, wo die Kaiſerin Katharina ihn, der bey ihrem Kabinet angeſtellt war, auch in literariſcher Hinſicht mit ganz beſonderem huldvollen Zutrauen beehrte.« —

»Bey der Redaction des von Katharina II. ſelbſt (1784) entworfenen vergleichenden Wörterbuchs aller Sprachen, hatte ſich der berühmte Pallas einer ſehr thätigen Beyhülfe ſeines vertrauten Freundes Arndt zu erfreuen. Im Beſitz und bey dem Gebrauch der dazu von der Kaiſerin zuſammen gebrachten Hülfsmittel, bey faſt täglicher Unterhaltung mit Pallas, beſchäftigt mit Arbeiten für das große Wörterbuch, wurden — die mannigfaltigen Ideen geboren, die dieſes Werk enthält. — Der Verfaſſer brachte ſeine Gedanken zu Papier, in franzöſiſcher Sprache, für die Kaiſerin. Dieſe beehrte ſolche mit beſonderem Beyfall, fügte mit ihrer Hand eigene Bemerkungen und Zuſätze hinzu, und befahl, daß das Werk auf ihre Koſten ſollte gedruckt werden«.

»So ſtanden die Sachen, als (um 1790?) Herr v. Arndt,

seiner wankenden Gesundheit wegen, mit sehr gnädigem Urlaub, ein milderes Klima suchen mußte. Seit 1802 lebt er in Heidelberg. (Er ist nach Meusel 1743 geboren.) Herr Dr. Klüber hat den Greis dazu vermocht, diese seine Arbeit, die er um 1803 aus freyer Hand ins Deutsche übersetzt, und bereits 1810 dem aus Taurien nach Berlin zurückgekehrten Pallas zum Druck anvertraut hatte (woraus jedoch nichts geworden, weil Pallas mittlerweile gestorben war), endlich doch noch dem Drucke zu übergeben, mit der Bedingung jedoch, daß er, der Herausgeber Dr. Klüber, die Schuld der öffentlichen Bekanntmachung auch vor den Augen des Publikums auf sich nehme«.

Da dem Verfasser die Mängel des auch noch durch die Ungeduld der Kaiserin übereilten allgemeinen Wörterbuches aus Erfahrung, wie aus den trefflichen Recensionen deutscher und französischer Gelehrten, so wie die seitherigen Fortschritte der Linguistik und ihrer Anwendung auf Ethnologie u. s. w. bekannt waren, so müssen wir seine Verwahrung gegen den Herausgeber eben so klug als gerecht finden, so wie des letztern Zudringlichkeit mehr in andern Beweggründen, der Freundschaft u. s. w., als eben der Wissenschaft vermuthen. Kann er indessen die Bekanntmachung vor dem Verleger verantworten, so wird ihm das Publikum weiter wohl keinen Prozeß darüber machen, und vielmehr das Werk, als ein 1787 gemachtes immerhin neben seinem Führer, Katharinens vergleichendem Wörterbuche, aufstellen. Es zu recensiren, wäre nun überflüssig, da es mit dem Wörterbuche (seit 1779), und durch Adelungs Mithridates hinlänglich recensirt ist. Beynahe aber hätten wir gewünscht, daß das französische Original, statt der deutschen Uebersetzung wäre gedruckt worden, da wir täglich sehen, daß unsre westlichen Nachbarn darin manches für sie Neue finden würden, was uns aus unsrer linguistischen Literatur längst bekannt ist; z. B. gleich der Verfasser der hier Nr. 1 angezeigten Schrift scheint, mit allen in der deutschen Literatur fremden Illyriern, gar nichts davon gehört zu haben, daß Deutsch, Slavisch, Griechisch, Latein, Persisch, Sanskrit und die andern von Eichhorn zum iranischen Sprachstamm gerechneten Sprachen zu einem Stamme gehören, wiewohl man bisher den Grad der Verwandtschaft noch nicht angeben kann. So gibt es Illyrier, die den gothischen Ulfilas (den uns Mai nun bald ganz geben möge!) für slavisch halten, weil sie eine Menge Wörter und Wurzeln darin finden, die dem gemeinschaftlichen Stamme angehören, die aber diese Illyrier, weil sie nicht deutsch können, für blos illyrische ansehen. —

Interessant war Refn. S. 281 die Anekdote, daß Katharina II. auch auf den Einfall gekommen war, in Rußland der

altgriechischen Sprache die Rolle zu geben, die im Occident die lateinische hat, und bereits in dieser Absicht einem russischen Lesebuche für die Volksschulen das griechische Alphabet, und einige griechische Denksprüche hatte beyfügen lassen. (Es mußte aber dem befragten Staatsmanne leicht werden, einen Kopf, wie Katharinens, von der Unnützlichkeit und Unthunlichkeit der Sache zu überzeugen). So finden wir auch S. 292, u. s. f., nicht ohne Lächeln, den (vergeblichen) Widerwillen Rußlands, seinen Ursprung als Staat, dem schwedischen Rurik verdanken zu müssen! A. 1787 wollte man lieber von Preussen, und nun, seit Ewers, lieber von Chasaren gestiftet seyn! Wie mag wohl Karamsin dieß dargestellt haben? K.

Art. XVI. Asiatick Researches; or Transactions of the Society instituted in *Bengal*, for inquiring into the History and Antiquities, the Arts, Sciences, and Literature, of *Asia*.

Es sind nun bereits vier und dreyßig Jahre verflossen, seitdem zu Calcutta durch des unsterblichen Sir William Jones Bemühungen eine Gesellschaft gelehrter und gebildeter Engländer zusammentrat, die sich den Namen der asiatischen beylegte, und ohne besondere Unterstützung von Seite der Regierung aus freyem Antriebe der einzelnen Mitglieder und mittelst der Geldbeyträge derselben jenen wissenschaftlichen Verein bildete, dessen Resultate bis jetzt unter dem obigen Titel in zwölf Bänden und zweyerley Ausgaben (der zu Calcutta in Quart, und der zu London in Octav) der Welt vor Augen liegen; wiewohl von den ersten derselben Kleuker einen deutschen Auszug in vier Octav-Bänden geliefert, Langlès aber eine französische Uebersetzung herausgegeben hat, so sind dieselben doch bisher in Deutschland noch viel zu wenig bekannt, um nicht hier eine allgemeine Inhalts-Anzeige nach der Zusammenstellung der verschiedenen wissenschaftlichen Zweige zu verdienen.

Da fast keiner derselben leer ausgeht, und manche Theile der höheren genauen Wissenschaften mit besonderer Liebe und Sorgfalt behandelt sind, so sprechen diese durch das ganze Gebiet des menschlichen Wissens streifende encyklopädische Arbeiten den Beyfall Asiens und Europens um so mehr an, als dieses neue den Osten und Westen verknüpfende Band von Begriffen und Kenntnissen nicht durch eigentliche Brot-Gelehrte, nicht durch besoldete Akademiker, gut honorirte Schriftsteller, oder wohl bezahlte Professoren, sondern durch uneigennützige Geschäftsmänner, durch kenntnißreiche Civil- und Militär-Beamte, durch Verwalter der Ge-

rechtigkeitspflege und der Staatseinkünfte, durch geschickte Offiziere und Residenten geschlungen ward.

Erst sechzehn Jahre, nachdem dieser freywillige, sich selbst unterstützende Verein einsichtsvoller und kenntnißreicher Männer aus allen Classen der Gesellschaft diese Leuchte der Wissenschaft für Asien und Europa aufgesteckt, und mit dem Oele ihrer Kosten und Arbeiten hellglänzend genähret hatte, wurde mit dem Anfange dieses Jahrhunderts auf Kosten der Regierung nach einem großen Plane und mit großem Aufwande das orientalische Collegium von Fort William gegründet, aus welcher herrlichen (wenn gleich hernach durch die ostindische Handlungsgesellschaft auf kleineren Maßstab heruntergesetzten) Anstalt die Ehrenlegion der englischen und indischen Professoren und Uebersetzer hervorgegangen ist, welche durch große und gewichtige Werke in allen Fächern orientalischer Wissenschaft, besonders aber in denen der Philologie, Erdbeschreibung, Geschichte und Rechtslehre den Ruhm englischer Orientalisten eben so dauerhaft gegründet haben, als die brittische Herrschaft durch die, der Stiftung jenes Collegiums nur ein Jahr vorhergehende, Eroberung von Seringapatam fest begründet worden ist. Am 4. May 1799 ging die Herrschaft Tipußaib's mit seiner Residenz in Schutt und Rauch auf, und am 4. May 1800 wurde zur Feyer dieses Sieges das große Collegium gestiftet. Der General-Gouverneur Marquis von Wellesley, von der Wahrheit ausgehend, daß Länder-Eroberung durch Eroberung im Gebiete der Ideen am dauerhaftesten befestiget werde, daß die Palme nicht nur für die Sieger in der Schlacht, sondern auch für die im wissenschaftlichen Streite grüne, und daß dem Wagen des Triumphators die Fackel der Wissenschaft vorgetragen werden müsse, verewigte die für England so merkwürdige Epoche seiner indischen Statthalterschaft nicht minder durch die Stiftung des Collegiums von Fort William, als durch die Eroberung von Seringapatam.

Durch die Stiftung dieses Collegiums, in welchem fortan sprachkundige Geschäftsleute und geschäftskundige Uebersetzer, gelehrte Professoren, und fruchtbare Schriftsteller gebildet wurden, trat die Regierung eigentlich in den ihr schon sechzehn Jahre früher durch die Gründung der asiatischen Gesellschaft so schön angezeigten Pfad, und führte im Großen und mit indischem Aufwande den durch das Beyspiel von Privaten ihr angezeigten Plan einer gemeinnützigen wissenschaftlichen Anstalt aus.

Der eigentliche Gründer der ersten war nicht der damalige General-Gouverneur Warren Hastings (der auch deshalb die ihm angetragene Präsidentschaft ablehnte, und nur die Schutzvogtey (patronship) derselben annahm), sondern Sir William

Jones, der große Orientalist, dessen hochfliegender Genius die Sprachen mit Recht nicht als den letzten Zweck seines Studiums, sondern nur als die Mittel, höhere Zwecke im Gebiete der Wissenschaft und der Politik zu erreichen, ansah. Er und zwölf andere Liebhaber und Beförderer von Wissenschaft und Bildung (unter denen sich nur ein Paar, nämlich: Gladwin und Wilkins in der Folge als Orientalisten einen besonderen Namen gemacht) traten am 15ten Jänner 1784 als die ersten Mitglieder der asiatischen Gesellschaft zusammen, welche damals aus diesen Zwölf, dem Präsidenten Sir William Jones und dem General-Gouverneur als Schutzherrn, die aber im Jahre 1816, wo der zwölfte Band der Verhandlungen zu Calcutta erschien, aus zweyhundert zweyund dreyßig wirklichen, und sieben auswärtigen Ehren Mitgliedern bestand. An der Spitze derselben steht der General-Statthalter, und die drey Mitglieder des geheimen indischen Rathes als Schutzherrn, und der erste als Präsident, weiter drey Vizepräsidenten, ein Ausschuß für die Untersuchung der Schriften, zwey Aufseher des Museums, ein Sekretär und ein Vizesekretär, ein Schatzmeister, ein Agent und ein bestimmter Buchhändler in London (Cadell Davis and Compagnie).

Zehn Jahre lang hatte die Gesellschaft das Glück, sich des Vorsitzes des großen Orientalisten Sir William Jones zu erfreuen, bis er im Jahre 1794 für dieselbe und für alle Studien des Morgenlandes zu frühe seinem thätigen Leben entrissen ward. Die zwölf Reden, mit deren erster er den Zusammentritt der Gesellschaft eröffnete, und dann durch neun folgende Jahre jedesmal am Jahrestage feyerte, und darinnen sich über die fünf vorzüglichsten Volker Asiens, über die Inder, Araber, Perser, Tataren und Chineser verbreitete; die zehnte Rede über die Geschichte, die eilfte über Philosophie, und die zwölfte über die Mythologie Asiens überhaupt und Indiens insbesondere sind zwölf Edelsteine in der Lichtkrone seines Ruhms, welche allein zwölf Bände gewöhnlicher akademischer Verhandlungen aufwiegen. Da dieselben sowohl in der Sammlung seiner Werke besonders abgedruckt, als durch Kleuker auszugsweise ins Deutsche übersetzt worden sind, so ist eine umständliche Anzeige derselben ein minderes Bedürfniß als die Bekanntschaft mit manchen anderen inhaltsschweren Abhandlungen dieser zwölf Bände, die bisher keineswegs so wie sie verdienen auf dem festen Lande bekannt, und gelesen worden sind. Der Gesichtspunkt, aus welchem Sir William Jones in seinen Reden die merkwürdigsten Völker Asiens nach ihrer Sprache und Literatur, ihrer Philosophie und Religion, ihren Künsten und Wissenschaften überschauet, diene uns zum Standpunkte, von welchem wir die in diesen zwolf

Bänden zerstreute Masse wissenschaftlicher Baumaterialien zur leichteren Uebersicht des Lesers hier zusammen geordnet haben. Wir beginnen mit der Sprache und Literatur, gehen von derselben zur Religion und Philosophie über, werfen dann einen Blick auf die Streifzüge im Gebiete der genauen Wissenschaften, und enden mit den Beyträgen zur Länder- und Völker-Beschreibung, zur Geographie und Geschichte, in welche zuletzt alle Strahlen menschlichen Wissens zusammenlaufen, wie sie von dem ersten Lichtquell aller Erkenntniß, nämlich von der vernünftigen Rede und Sprache ausgehen.

I. Sprache und Literatur.

In Schriften, die von fremden Sprachen handeln, oder worin wenigstens fremde Worte häufig vorkommen, ist es vor allem Noth sich über ein sicheres Rechtschreibungssystem ihrer wahren Aussprache zu verständigen; deßhalb setzte der Gründer und Präsident der asiatischen Gesellschaft an die Spitze ihrer Verhandlungen (noch vor der Eröffnungsrede) eine Abhandlung über die Rechtschreibung asiatischer Worte mit römischen Buchstaben. Die einfachen und wahren Grundsätze, von denen derselbe ausgeht, sind sowohl von gleichzeitigen als späteren englischen Orientalisten nur zu sehr auf die Seite gesetzet worden, und aus dieser Vernachläßigung ist zahllose Verwirrung in der wahren Aussprache orientalischer Namen entstanden, sowohl unter den Engländern als Franzosen, besonders aber unter den Deutschen, deren Uebersetzer die englische oder französische Aussprache sklavisch nachschrieben, ohne der eigenen der deutschen Zunge eingedenk zu seyn. Da die europäischen Sprachen alle mit demselben Alphabete geschrieben, dessen Buchstaben aber in verschiedenen Zungen nach verschiedenem Gehalte ausgesprochen werden, so leuchtet die Nothwendigkeit ein, denselben fremden Laut in verschiedenen Sprachen auch mit verschiedenen Buchstaben zu bezeichnen, und zum Beyspiele den Laut der Buchstaben ج چ die wohl im Italienischen durch ge, ce, ausgedrückt werden, im deutschen nicht mit G, sondern vielmehr Dsch, und tsch zu schreiben. Wenn der Franzose das lindeste S des morgenländischen Alphabetes nicht unrecht mit Z schreibt, so ist es lächerlich, wenn der Deutsche, für den das Z keinen andern Laut, als den zusammengesetzten von Ts hat, demselben überall als servum pecus nachschreibt. Uebersetzer, welche aus Unwissenheit der wahren Schreibart, und Orientalisten, welche aus Eigensinn in der falschen fortfahren, sollten wenigstens ihren Werken die Warnungstafel vorsetzen, daß die fremden Wörter nicht nach der deutschen, sondern nach der französischen oder eng-

lischen Aussprache gelesen werden sollen. Welchen Grund haben aber Uebersetzer bey allen ihren Lesern die Kenntniß der wahren Aussprache der fremden Sprache, woraus sie übersetzten, in voraus anzunehmen? Wenn ihre Uebersetzung nicht größtentheils für solche Leser bestimmt wäre, welche des Englischen oder Französischen unkundig sind, so hätten sie sich die Mühe der Uebersetzung ersparen können, und wenn die meisten ihrer Leser dieser Sprache nicht kundig sind, so haben sie auch keinen vernünftigen Grund, die richtige Aussprache des Franzosen oder Engländers in deutsch geschriebenen Wörtern vorauszusetzen. Selbst für deutsche Leser, welche des Englischen, Französischen oder Italienischen wohl kundig sind, ist es aus mehreren Ursachen nicht gerathen, die fremde Schreibart der deutschen vorzuziehen; theils weil der deutsche Leser, wenn er in seiner Muttersprache liest, auch die fremden Worte ohne langes Nachdenken über ihre eigentliche Abstammung auf deutsch auszusprechen gewohnt ist, theils weil bey manchen zusammengesetzten Schriftzeichen (die im Englischen oder Französischen nur als Ein Buchstabe lauten), der Leser doch nicht weiß, ob dieselben als ein Laut oder als zwey auszusprechen sind. Ein Beyspiel wird dieses anschaulich machen. Deutsche Leser, welche auch französisch verstehen, wissen sehr wohl, daß im Französischen das Z wie ein lindes s laute, und daß Zero und Zizanie wie Sero und Sisanie ausgesprochen werden müsse; dennoch wird er im Deutschen Wezier (mit dem Ts-Laute) statt Wesir, Ziamet statt Siamet, und folglich ganz fehlerhaft aussprechen. Eben so weiß der Deutsche, der Etwas englisch versteht, daß das englische sh den deutschen Esch-Laut habe, und wie sch ausgesprochen werden müsse, und er thut sich darauf Etwas zu gut, daß er auf englisch Shawl statt Schal schreibt. Nun findet er das fremde Wort Esher. Wie soll er es aussprechen? Escher oder Es-her, denn beydes ist möglich, und beydes hat ganz verschiedene Bedeutung, das erste heißt auf arabisch der berühmteste, das zweyte er hat gesäget. Oder er findet z. B. Eshek. Wenn er die beyden Buchstaben trennt Es-hek, so heißt es auf arabisch: ich blase heftig, und spricht er dieselben verbunden, auf englisch Eschek aus, so heißt es auf türkisch ein Esel.

Noch weit großer ist die Verwirrung, welche im Deutschen aus der blinden Nachschreibung der französischen und englischen Vokale entsteht, besonders der letzten, da bekanntermaßen kein einziger englischer Vokal mit dem deutschen Schriftzeichen derselben gleichlautend ausgesprochen wird. Wenn schon Sir William Jones den Major Davy mit Recht tadelt, daß er Tubburaze statt Tebris, und Summerkund statt Sanarkand schreibt, um wie viel größeren Tadel verdient nicht der

Deutsche, der diese falsche Schreibart blindlings nachbetet; denn der Engländer, der nach einer fehlerhaften landschaftlichen Aussprache die obigen Namen Tebberis und Semmerkend ausspricht, ist der wahren Aussprache von Tebris und Samarkand doch weit näher als der Deutsche, der mit dem A- und Ts-Laute Tubburaze und Summerkund liest. Diese Neuerungssucht der englischen Reisebeschreiber des Orients, alle orientalischen Wörter, so wie sie nach was immer für einer fehlerhaften landschaftlichen Aussprache dem Ohre lauten (ohne Rücksicht auf die ursprüngliche Schreibart) nachzuschreiben, hat heut zu Tage den höchsten Grad erreicht, und läßt sich auf keine Art rechtfertigen. Wer weiß nicht, daß der Name des Propheten Mohammed oder Muhammed ausgesprochen werde, soll der Deutsche denselben nun wie der Engländer (siehe Jahrbücher II. Band, S. 87) Moohummed schreiben, und weil der Engländer das Wort Ben (Sohn) fehlerhaft wie Bein gehört hat, und folglich Bin schreibt, soll der Deutsche deshalb Bin nachschreiben, und dadurch die Zweydeutigkeit veranlassen, daß dasselbe als das türkische Bin d. i. Tausend gelesen und verstanden werde? Die Befolgung des von diesen Verwirrern der wahren Aussprache und Rechtschreibung aufgestellten falschen Grundsatzes, daß man die fremden Wörter immer nach der landschaftlichen Aussprache, und wie sie dem Ohre klingen nachschreiben müsse, würde einen durch Europa reisenden Morgenländer in den Fall setzen, statt rein deutsche Wörter die landschaftliche fehlerhafte Aussprache desselben, aufzuzeichnen, und in Oesterreich Hendl statt Hühner, und Magen statt Mohn als die richtige Aussprache und Schreibart anzugeben.

Um gar nichts besser ist es, wenn Reisebeschreiber oder Geschäftsleute aus der Türkey, Achmet statt Ahmed, und Mehmet statt Mohammed schreiben, weil diese fehlerhafte Aussprache wirklich hier und da unter dem Volke obwaltet, oder wenn Europäer den Griechen, welche in der Regel manche türkische Buchstaben gar nicht aussprechen können, oder andere dafür setzen, nachlallen und z. B. Chatsi statt Hadschi sprechen und schreiben, weil der Neugrieche weder das H noch das Dsch in seinem Alphabet kennt. Dieser so häufige, von den Reisebeschreibern aller Nationen mit der wahren Aussprache und Schreibart orientalischer Namen getriebene Mißbrauch hat seinen nächsten und besten Grund wohl in der Unkunde und Unwissenheit der wahren Orthoepie und Orthographie, indem es gewiß viel leichter ist, das aus dem nächsten besten Munde gehörte Wort, mit den nächsten besten Buchstaben nachzuschreiben, als der eigentlichen Abstammung und grammatikalisch richtigen Schreibart desselben nachzuforschen.

Es wäre freylich zu wünschen, daß sich die Orientalisten aller

europäischen Nationen über ein gemeinsames allgenügendes System der Aussprache und Schreibart orientalischer Wörter vereinigen könnten, wozu aber, da es ihnen nicht beliebt hat, die von Meninsky gebrauchten Schriftzeichen beyzubehalten, eben so wenig ein Anschein ist, als zur Annahme der in unseren Tagen so häufig in Vorschlag gebrachten allgemeinen Sprache oder Pasigraphie. Aber selbst wenn sich die Orientalisten aller westlichen Nationen darüber vereinigen könnten, ein solches zur Ersparung orientalischer Alphabete im Drucke anzunehmen, so würde doch hiemit den Laien nicht viel gedient seyn, welche bey der Lesung von Reisebeschreibungen, Geschichten und andern gemeinnützigen Werken über den Orient die fremden darin vorkommenden Namen laufend wegzulesen wünschen, ohne erst über ein besonderes angenommenes System der Aussprache und Rechtschreibung derselben lange nachdenken zu dürfen.

So lange daher kein für alle europäischen Sprachen allgemein gültiges System der Rechtschreibung orientalischer Wörter aufgestellt, und der Leser insgemein gewohnt ist, die ihm vorkommenden fremden Namen nach dem angenommenen Buchstabengehalte der Sprache, worin er liest, auszusprechen, bestehet die Nothwendigkeit, diese fremden Wörter in jeder Sprache anders, je nach dem verschiedenen Gehalte derselben zu schreiben, so daß z. B. der Engländer, Franzose und Deutsche das Wort Mahmood, Mahmoud, Mahmud ungeachtet der verschiedenen Schreibart immer als eines und dasselbe ausspricht. Nach der Verschiedenheit der Alphabete werden auch verschiedene Rücksichten nicht nur in der verschiedenen Anwendung der Vokale, sondern auch der Konsonanten nothwendig, da z. B. der Engländer, Franzose und Deutsche den einfachen Esch-Laut durch zusammengesetzte Schriftzeichen auf ganz verschiedene Weise ausdrückt, so daß z. B. der erste Eshef, der zweyte Echek, der dritte Eschek schreibt. Der Vortheil größerer Bestimmtheit und festerer Methode wird dann immer auf Seite der Sprache seyn, deren orthoepisches und orthographisches System den übrigen an Bestimmtheit und Festigkeit vorgeht, und also unter den europäischen Sprachen ganz sicher auf Seite der Deutschen, deren Alphabet zwar wie jedes andere den Fehler hat, einige einfache Laute mit zusammengesetzten Schriftzeichen, und umgekehrt zusammengesetzte mit einfachen auszudrücken, die aber dafür sich auch des entschiedenen Vortheils einer bestimmten Aussprache der Vokalen, und einer Mehrzahl von Zeichen für die verschiedenen S Laute (ſ, s, ſſ, ß) zu erfreuen hat.

Da die Grundsätze, welche den Deutschen bey der Schreibung orientalischer Namen in seiner Muttersprache leiten sollen, wohl hie und da ausgesprochen, aber noch nirgends folgerecht

angewendet worden sind, so ist hier um so mehr der gehörige Ort, dieselben in Kürze zu berühren, als in dem Laufe dieser Anzeige häufig orientalische Namen vorkommen werden, und als dem Anzeiger sowohl als den Lesern der Jahrbücher daran gelegen seyn muß, die Grundsätze zu kennen, nach welchen in denselben die orientalischen Namen unveränderlich geschrieben und ausgesprochen werden sollen.

Diese leitenden Grundsätze sind die beyden folgenden sehr einfachen: Erstens, die wahre grammatikalische Aussprache der orientalischen Buchstaben durch entsprechende deutsche und in Ermanglung derselben durch andere einfache nicht ungewöhnliche Schriftzeichen zu ersetzen. Zweytens, diese Zeichen nicht unnütz, sondern nur nach der Nothwendigkeit der verschiedenen Laute zu vermehren, so daß, wenn derselbe Laut, wie z. B. der linde S-Laut im orientalischen Alphabete auch mehrere Zeichen hat, derselbe doch immer nur mit demselben Buchstaben im Deutschen bezeichnet werde.

Wenn wir von diesem doppelten Gesichtspunkte ausgehend das reichste Alphabet der drey lebenden vorderasiatischen oder sogenannten orientalischen Sprachen überblicken, so zerfallen die Buchstaben des orientalischen Alphabetes in solche, welche ganz einfach durch deutsche wieder gegeben werden können, und in solche, welche einer besondern Bezeichnung bedürfen.

Ganz dieselben: die fünf Vokale a, e, i, o, u, in so weit dieselben durch Hereket bezeichnet, und durch keinen der drey Buchstaben Elif, Waw und Je verstärkt sind. Die Lippenlaute B ب und P پ; die flüßigen Buchstaben L ل, M م, N ن, R ر, die beyden Hauchlaute H ه, und Ch خ, die Zahnbuchstaben D د, und T, für welches das orientalische Alphabet drey verschiedene Zeichen hat ت ة ط, das letzte haben zwar einige Orientalisten aus Ueberverfeinerung eines dem Ohre in dem Munde der Eingebornen nicht fühlbaren Unterschiedes der Aussprache mit Th bezeichnet, aber da dieser Unterschied dem Ohre wirklich nicht fühlbar ist, und man eben sowohl Taher طاهر als Timur تيمور ausspricht, so wird es ganz unnütz seyn, zur bloßen Ermüdung des Auges und Verwirrung der Zunge Thaher zu schreiben. Weit zweckmäßiger gebrauchen die Engländer das th, um den Buchstaben ث, der wirklich öfters wie das englische th lautet, zu bezeichnen; allein, da derselbe insgemein wie

der durch das deutsche s bezeichnete Sauselaut ausgesprochen wird, so könnte derselbe auch im Deutschen durch kein anderes Schriftzeichen füglicher ausgedrücket werden. Zum Beyspiel Osman عثمان, Usret عثرة. Nothwendiger als nach T ist das H nach dem G, um den wahren Laut des Buchstabens Ghain غ auszudrücken, indem das einfache G das persische گ Gaf oder Gef ist. F und K entsprechen dem ف und ق; wiewohl Meninsky und andere, den Buchstaben Kief ك mit Ki ausdrücken, so ist dieses doch weder nothwendig noch räthlich. Nicht das erste, weil in der gewöhnlichen Aussprache das Kief eben so wie Kaf als K lautet, indem man Kar und Karawan spricht; nicht das zweyte, weil Verwirrung aus der Ungewißheit entstünde, ob dasselbe ein bloßer Zusatz des K, oder eine besondere Sylbe sey. Ein kleines J auf das K hinauf zu setzen, thut dem Auge wehe, und dasselbe ist daher viel leichter, und eben so sicher durch einen bloßen Accent, von dem vorigen K zu unterscheiden.

Wir kommen nun zu den Sauselauten, deren die Morgenländer drey, nämlich den linden, scharfen und schärfsten, ganz genau unterscheiden, und für deren Bezeichnung im deutschen Alphabete gar keine Schwierigkeit vorhanden ist, da dasselbe dafür die Zeichen s, ss, ß hat. Das letzte ist der Buchstabe Sfad ص das mittlere der Buchstabe Sin سين, das erste wird aber im orientalischen Alphabete durch drey verschiedene Buchstaben Sal ذ, Se ز, und Si ﺐ ausgedrückt. Bey der Schreibung türkischer Wörter kann man sicher Sad ض dazu rechnen; da aber dieses in der reinsten arabischen Aussprache wirklich wie dh oder vielmehr wie das ð im Munde der Neugriechen lautet, so mag dasselbe immer in diesem Falle mit dh ausgedrückt werden; indeß ist s zu schreiben sicherer, weil beym dh doch immer der Zweifel obwalten muß, ob dieses ein zusammengesetzter Laut für einen einfachen Buchstaben, oder wirklich zwey verschiedene Laute für zwey verschiedene Buchstaben seyen. Dieser Zweifel kann im deutschen Alphabete bey ss nicht eintreten, dessen Figur von der Gestalt zweyer linden s, s, ganz verschieden ist; ein entschiedener Vorzug vor dem lateinischen Alphabete, wo diese Trennung durch ein besonderes Zeichen bemerkt werden müßte. Der Fall ein sol-

ches Trennungszeichen (oder beſſer einen Apoſtroph) zu gebrauchen, tritt überall ein, wo ein einfacher Laut durch mehrere Buchſtaben ausgedrückt wird. Wenn der Deutſche Paſchen geſchrieben ſieht, ſo iſt freylich keine Gefahr, daß er es als ein deutſches Wort anders als mit dem Eſch-Laute leſe; iſt es aber ein fremdes, wie weiß er, ob er es nicht wie das griechiſche πασχειν ausſprechen müſſe. Man nehme z. B. das Wort Neſchi, das ganz was anders heißt, wenn es mit dem Eſch-Laute; und ganz was anders, wenn es Neſ-chi geleſen wird. Man könnte zwar hier ſtatt des ſ das s gebrauchen, wenn dieſes nicht ſchon oben um den Buchſtaben ش auszudrücken, angewendet worden wäre.

Wenn der Deutſche ſchon drey Buchſtaben (ſ, c, h) nöthig hat, um dieſen einfachen in ſeiner Sprache ſo oft vorkommenden Ziſchlaut zu bezeichnen, ſo bedarf er deren gar vier, um den Laut der Buchſtaben Dſchim ج und Tſchim چ (welche wie das italieniſche g und c vor e und i lauten) auszudrücken. Vier Schriftzeichen für Einen einfachen Laut ſind zwar ein großer Uebelſtand dem Auge, aber doch immer ſicherer zu gebrauchen, als ſelbſt erfundene Buchſtaben und willkürliche Zeichen, worüber der Leſer in der Vorrede eines Buches beſonders belehrt werden muß, und die er dann während der Leſung wieder vergißt. Der größte Einwurf, der wider dieſe Schreibart der Buchſtaben Dſchim und Tſchim gemacht werden könnte, beſteht in dem unerträglichen Uebelſtande, der aus der Verdoppelung derſelben für das Auge entſtehen würde (blos das Aug dürfte davon Aergerniß nehmen, denn das Ohr und die Zunge, welche ſich mit den Lauten der fremden Sprache vertraut machen wollen, müſſen dieſelben auf nehmen, wie ſie in der Natur vorhanden ſind). Dieſem Uebelſtande iſt aber leicht durch das in der deutſchen Schrift ohnehin übliche Verdoppelungszeichen, den übergeſetzten Querſtrich, abgeholfen, und um nicht Hadſchdſch die Wallfahrt حجّ ſchreiben zu dürfen, ſchreibe man Hadſch̄. Auch im orientaliſchen Alphabete wird kein Buchſtabe zweyfach geſchrieben, ſondern die Verdoppelung durch das Teſchdid ّ d. i. das Verdoppelungszeichen ausgedrückt, deſſen Dienſte unſer Querſtrich leiſtet. Derſelbe kann eben ſo füglich gebraucht werden, um bey den Vokalen das Daſeyn des Elif, Waw und Je, ا و ي auszudrücken, ſo daß man Kahara قَهَرَ und Kāhir قاهر Murteſa مرتضي und

Mōr مور Nāßir ناصر und Naßīr نصير dieſes mit dem Accente auf der letzten, jenes auf der erſten Sylbe ſchreibt. Da aber das Elif, Waw, Je öfters noch außerdem mit dem Dehnungszeichen Medd verſehen ſind, ſo könnte in dieſem Falle die Dehnung auf die im Deutſchen ohnehin übliche Weiſe, nämlich durch die Wiederholung des Vokales ausgedrücket werden, eine Feinheit, die jedoch in der gewöhnlichen Leſung und Ausſprache erläßlich, und nicht anzurathen iſt, weil (da der Buchſtabe Ain ع nur durch einen accentuirten Vokal am ſchicklichſten ausgedrückt wird), wenn daneben ein Elif, Waw oder Je mit einem Dehnungszeichen ſtünde, in der Ausſprache drey Vokalen zuſammen kommen würden; das Dehnungszeichen Medd wird daher weit ſicherer und leichter durch einem Circumflex erſetzt. Das Ain iſt der einzige Buchſtabe des orientaliſchen Alphabetes, deſſen feiner Kehlenlaut in keiner andern europäiſchen Sprache vorhanden iſt, und man hat bisher denſelben meiſtens durch ein beſonderes Zeichen ʿ auszudrücken geſucht; da aber der Kehlenhauch des Ain nie ohne Vokal ausgeſprochen werden kann, ſo iſt es am einfachſten, den Vokal, welchen das Ain führt, zu accentuiren. z. B. Mānî مانع Máānī معاني Menî منع u. ſ. w. Dieſe Bezeichnung genügt dem Sprachkundigen, der daraus erſieht, daß in der Urſchrift ein Ain vorhanden ſey, und der dasſelbe folglich auszuſprechen weiß; der der orientaliſchen Sprache Unkundige aber wird das Ain nie auszuſprechen wiſſen, wenn es auch zehnmal mit einen beſonderen Zeichen geſchrieben wäre. Der Buchſtabe Ain iſt das eigentliche Schiboleth, wodurch der Abendländer ſich ſtets dem Morgenländer verrathen wird, wiewohl der Araber, dem dieſe Ausſprache natürlich dünket, die reine und wahre Ausſprache des Buchſtabens Dhad ض und der Syrer, die des Buchſtabens Hha ح dafür annimmt. Mohammed ſagte von ſich ſelbſt: ich bin der wohlberedteſte, derer die das Dhad ausſprechen, d. i. derer, welche die reine arabiſche Ausſprache beſitzen, weil er die an den Zähnen leicht anſtoßende Ausſprache des Buchſtabens Dh (wie das ð im Munde der Neugriechen) für weit ſchwerer als die Ausſprache des Kehlenlautes Ain hielt. Dieſe iſt dem Europäer aber gewiß ſchwerer zu erreichen, als die des Dhad oder des ſcharfſten Hha. Da dieſer Buchſtabe wirklich weit ſchärfer haucht, als unſer gewöhnliches

ھ (dieſes iſt das He ه des orientaliſchen Alphabetes), ſo wird er auch am ſchicklichſten durch ein doppeltes ھ, nämlich hh ausgedrückt, wie das Sin durch ein doppeltes ſ nämlich ſſ, und da die Verdoppelung immer durch einen Querſtrich angezeigt wird, ſo darf man ſich nicht fürchten ein hhhh oder ſſſſ zu erblicken. Noch iſt zweyer Buchſtaben zu erwähnen, deren einer dem perſiſchen und der andere dem türkiſchen Alphabete ausſchließlich eigen. Jener das linde perſiſche Sche ژ, das ganz wie das franzöſiſche J, in je, jour und jadis lautet. Meninski hat dasſelbe durch ein J ausgedrückt, mit drey Punkten darauf, welche natürlicher durch einen Accent erſetzt werden können. Dasſelbe gilt auch vom türkiſchen Shāghirnūn ڭ welches etwas durch die Naſe, faſt wie das franzöſiſche N in comment u. ſ. w. ausgeſprochen wird. Dieſe Ausſprache kann eben ſo leicht durch einen Accent über dem N bezeichnet werden, und im arabiſchen, wo kein Shāgirnūn wohl aber das Tenwīn, d. i. das ausgeſprochene aber nicht geſchriebene N vorkömmt, kann dasſelbe auf die nämliche Weiſe ohne Furcht vor Verwirrung ausgedrückt werden. So bedeutet denn nach dieſer einfachen deutſchen Schreibart orientaliſcher Ausſprache der Accent auf den Vokalen das Daſeyn des Ain, und nur über drey Conſonanten geſetzt, nämlich über j, g, und n die verſchiedene Ausſprache ڒ ڭ und ڭ dreyer Buchſtaben, welche auch in dem Uralphabete jedes durch drey Punkte, von andern gleichförmigen Buchſtabenzeichen unterſchieden ſind. Drey einfache Laute dieſes Alphabetes müſſen im Deutſchen durch verdoppelte Buchſtaben, nämlich: ح ص س Hha, Sin und Ssad durch hh ſſ und ß, drey andere, nämlich Sch in, Dſch im und Tſchim ش ج ڃ durch die zuſammengeſetzten Schriftzeichen von ſch, dſch und tſch ausgedrücket werden. Dafür werden aber die drey linden S, nämlich Sāl, Se und Si ڈ ز ذ welche in der Ausſprache von einander nicht im geringſten unterſchieden ſind, immer auch nur durch ein einziges Schriftzeichen, nämlich ſ ausgedrückt; der Sprachkundige weiß ſich leicht darüber zurecht zu finden, welches von dieſen drey S in der Urſchrift ſtehen müſſe, und dem Profanen, der das Alphabet nicht kennt, nützt es nichts dieſes zu wiſſen; für ihn iſt es genug, wenn er mit Hilfe der deutſchen Schrift-

zeichen das Wort gehörig und grammatikalisch ausspricht. Dem nach ist die von uns angenommene und befolgte Schreibart des orientalischen Alphabetes unabänderlich die folgende:

Elif ا ā oder mit Hemse ا̈ e, und mit Medd آ â. Be ب b. Te ت t. Se ث s. Dschim ج dsch. Tschim چ tsch. Hha ح hh. Cha خ ch. Dal د d. Sal ذ ſ. Re ر r. Se ز ſ. Je ژ j. Sin س ſſ. Schin ش sch. Shad ص ß. Dhad ض dh. Thi ط t. Si ظ ſ. Ain ع á, é, í, ó, ú. Ghain غ gh. Fa ف f. Kaf ق k. Kef ک k. Gef گ g. Lam ل l. Mim م m. Nun ن n. Sfaghirnun ڭ ń. Waw و als Konsonant w, als Vokal ō oder ū. He ه h. Ja ی als Konsonant j, als Vokal ī.

In diesem Alphabete sind die drey letzten Buchstaben des unsrigen x, y und z, gar nicht vorhanden, weil die Morgenländer dieselbe nicht kennen. Das Y mag wohl dem Engländer gute Dienste leisten, um den Laut des i zu bezeichnen, weil sein J meistens wie Ai lautet, aber der Deutsche bedarf desselben nicht. Das Z aber zur Bezeichnung eines Sauselautes, sey es nun des lindesten oder des schärfsten, zu gebrauchen, ist eben so unverantlich, als wenn man das X brauchen wollte, um das Dschim oder Tschim auszudrücken, denn sowohl X als Z sind keine einfachen Laute, sondern einfache Schriftzeichen zusammengesetzter Laute, nämlich für Ks und Ds, und der Morgenländer ist eben so wenig im Stande dieses als jenes auszusprechen.

Nach festgestelltem Systeme der Schreibart orientalischer Wörter mit deutschen Buchstaben, mögen wir nunmehr sicheren Fusses das weite Gebiet asiatischer Sprachen betreten, und die großen und zahlreichen Untertheilungen desselben überblicken.

Bis jetzt sind dieselben theils durch die Bemühungen der ältesten katholischen Missionäre, und noch mehr durch die der neuesten, nämlich der Bibelgesellschaft, theils durch die gelehrten Abhandlungen der Mitglieder der asiatischen Gesellschaft, zwar mit den meisten ihrer Mundarten und Verzweigungen wenigstens den Namen nach in Europa bekannt, aber über die Hauptstämme derselben, und ihren gemeinschaftlichen oder vereinzelten Ursprung ist bis zur Stunde noch kein dem Philologen und Philosophen ge-

nügendes haltbares System aufgestellt, und kann wohl auch nicht aufgestellt werden, so lange nicht alle im asiatischen Archipel, Polynesien und Australien gangbaren Sprachen nach ihrem Baue und ihrem Wortreichthum wenigstens eben so bekannt seyn werden, als die des festen Landes. Alsdann wird sich erst entscheiden lassen, ob der einsylbige Stamm derselben wirklich, wie Adelung im Mithridates angibt, von dem indischen Sprachstamme ganz verschieden, oder aber, wie S. W. Jones in seinen Jahresfeyerreden annimmt, ein und derselbe Stamm sey, und ob wirklich, wie dieser große, aber nicht philosophische Philologe, blos um den dreyfachen Stamm der Söhne Noe's nach der Angabe der Bibel zu retten, behauptet, alle Sprachen der Erde sich auf die asiatischen, und diese sich auf drey Hauptstämme, nämlich den chaldäisch-arabischen oder semitischen, den tatarisch-mongolischen oder jafetischen, und den persisch-indischen oder chamitischen zurückführen lassen; ob die älteste persische Sprache aus dem Sanskrit, oder umgekehrt dieses aus jener abzuleiten sey; ob es sich endlich bewähre, daß in dem Sanskrit blos die Wurzeln des Indischen und Persischen, und des daraus abgeleiteten griechischen und germanischen Sprachstammes, nicht aber auch die der semitischen und jafetischen Sprachen zu finden sind. Ist dem wirklich so, was sich aber aus dem im Mithridates gegebenen Verzeichnisse, worin sich Wörter aus dem Koptischen, Syrischen und Pehlewi finden, einigermaßen bezweifeln läßt, so stünde diese Trennung der Hypothese einiger neuer Geschichtsforscher und Mythologen, welche die älteste persische und indische Kultur aus der chaldäischen ableiten wollen, ganz entgegen. Fänden sich aber wirklich im Sanskrit die Wurzelwörter semitischer, wie der chamitischen Sprachen, so spräche dies für die Einheit eines gemeinsamen Mittelpunktes, aus dem alle Stammsprachen wie aus einer Wurzel ausgingen. Daß sich hierüber vor der Hand kein gegründeter Ausspruch thun lasse, und daß noch größere Aufklärung des Sanskrit durch die dermalen in England und Indien zu Tage geförderten Grammatiken und Wörterbücher Noth thut, erhellet schon daraus, daß selbst S. W. Jones manche seiner Angaben nicht gehörig verbürgen kann, wie z. B. wenn er aus Unkunde des Slavischen dasselbe den tatarischen Sprachen zuzählt, während der ganze Bau und die Etymologie desselben auf die nächste Verwandtschaft mit dem griechischen und lateinischen Sprachstamme hinweiset; selbst die Behauptung, daß sich im Sanskrit keine slavischen Wörter finden, ist durch das Verzeichniß slavischer Worter (im ersten Bande der Fundgruben von Herrn Grafen v. Golowkin geliefert) hinlänglich widerlegt.

Ohne uns also zu getrauen, bey dem noch nicht geschlossenen

Zeugenverhöre der Sprachen und Nationen über ihre ursprüngliche Abstammung und Verwandtschaft Etwas entscheiden zu wollen, dürfte sich doch so viel aus guten Gründen behaupten lassen, daß die Hypothese von der ursprünglichen Einheit oder Mehrheit der Sprachen mit der Hypothese von der ursprünglichen Einheit oder Mehrheit der Menschenrassen im nächsten Bezuge stehe, und daß mit der einen sich auch die andere halten könne, oder fallen müsse. Bey dem Ueberblicke der heute in Asien lebenden Sprachen und Völker, läßt sich die von S. W. Jones angenommene Haupteintheilung in den semitischen, jafetischen und chamitischen, oder mit anderen Worten in den arabischen, türkischen und persischen Sprachstamm um so bequemer und praktischer annehmen, als diese Sprachen von den Arabern, Persern und Türken selbst mit ausschlüßlichem Vorzuge Elffinre selese السنة ثلثه d. i. die drey Sprachen genennet werden, eine Benennung, welche dem Europäer das Recht gibt, dieselben vorzugsweise mit dem Namen der Orientalischen im weiteren Umfange zu bezeichnen, und diese Benennung nicht blos auf die einzigen semitischen oder sogenannten biblischen zu beschränken. Wenn unter diesen bisher vorzugsweise die drey semitischen Mundarten, das Syrische, Hebräische und Chaldäische, verstanden wurden, so wird mit so größerem Fuge unter den orientalischen Sprachen im weitesten Unfange das Arabische, Persische und Türkische, als die Repräsentanten des semitischen, chamitischen und jafetischen Sprachstammes verstanden, und S. W. Jones, welcher die Benennung der orientalischen als zu unbestimmt verwarf, und die der asiatischen an ihre Stelle setzte, lieferte durch diese Stammeintheilung selbst die größten Behelfe, um die Benennung der orientalischen Sprachen in dem oben bezeichneten weiteren Umfange des lebendigen arabischen, persischen und türkischen Wortes in allen Ehren zu erhalten.

Von diesen drey Sprachstämmen geht der türkisch-tatarische oder hunnisch-mongolische sowohl, als der syrisch-arabische oder hebräisch-chaldäische in diesen Verhandlungen, wegen der Entfernung der Länder, und dem Mangel an gehörigen Berührungspunkten mit den Sprachen und Literaturen der vorder- und mittel-asiatischen Völker ganz leer aus; dafür wird aber um so reichere Ausbeute aus den vielverzweigten Stollen und Schachten des indischen Sprachgeflötzes zu Tage gefördert, und das Sprachsystem sowohl des vorderen und hinteren Indiens, und der Nachbarvölker in allen vier Himmelsstrichen, wie die Literatur derselben werden mit Ausführlichkeit und wahrer Liebe be-

handelt. Der allgemeine Ueberblick, womit S. W. Jones die Literaturen der Araber, Perser, Tataren, Chineser und Juden umfaßt, und dieselben als Stützen seines Lieblingssystems zusammen ordnet, ist vorzüglich durch die aus seiner sechsten Rede über die Perser sich ergebenden Resultate merkwürdig, weil nach dem Verfasser des Dabistan noch vor der Dynastie der Pischdadier vierzehn Mahabad geherrschet haben sollen, welche ganz mit den vierzehn Menus der Inder übereinfallen, worauf Sir William seinen Hauptbeweis der indischen Abstammung aus Persien oder eine gemeinsame älteste Vereinigung dieser beyden Völker gründet. Sollte dieses (was bisher nicht geschehen ist) irgend wo aus haltbareren Gründen bewiesen werden können, so würde der Mittelpunkt dieser ältesten Religion und Kultur nördlich von Indien, und westlich von Persien, nämlich im alten Baktrien (dem Stammlande der Germanen, von wo der Feuerdienst ausging, und wo der Budaismus herrschte) zu suchen seyn, in keinem Falle aber nordwestlich in Chaldäa, wenn nach Sir Williams Versicherung das Pehlewi zwar zunächst mit dem Chaldäischen, aber nicht im geringsten mit dem Sanskrit in Berührung steht, mit welchem die Sendsprache hingegen so nahe verwandt ist, daß von zehn Sendwörtern sechs oder sieben reines Sanskrit sind.

So weit die etymologischen Untersuchungen über die Sanskrit bisher klare Resultate gegeben, darf dieselbe ganz gewiß als die Stamm-Mutter aller uns bekannten Sprachen, welche die Verhältnißbegriffe durch Flexion bezeichnen, angesehen werden, während die nord- und west-asiatischen Sprachen, in denen die Verhältnißbegriffe blos durch angehängte Partikeln angedeutet werden, zu einer anderen Ursprache als zur Sanskrit hinauf zu leiten seyn dürften. Ob dieses auch der Fall mit dem Sinesischen sey, können wir ohne Kenntniß desselben unmöglich entscheiden, und daher auch keine Stimme darüber abgeben, ob die alten Sineser, wie Paw behauptete, tatarischen, oder nach der Meinung des Sir William indischen Ursprungs gewesen seyen. Wie wohl Sir William die letzte Meinung als die Frucht länger und ängstlicher Untersuchungen darbringt (an opinion, which I offer as the result of long and anxious inquiries), so scheint uns doch der ganz entgegengesetzte Bau der beyden Sprachen, indem in der Sanskrit alles durch Flexion geschieht, und das Sinesische gar keine Flexion hat, ein mächtiges Argument wider diese indische Abstammung der Sineser; und dasselbe gilt auch von allen einsylbigen Sprachen der südlichen Inselwelt, welche Adelung in seinem Mithridates als eine besondere Gattung im Gegensatze mit den mehrsylbigen aufgeführt hat. Auf diese wesentliche Ver-

schiedenheit macht auch Dr. Leyden in seiner Abhandlung über die Sprachen und Literatur der indisch-sinischen Völkerschaften (im X. Bande) aufmerksam, und sie ist bey der Aufzählung der Sprachen der östlichen indischen Halbinsel auch durchaus nothwendig. Der Ueberblick, mit welchem wir hier das ganze Gebiet der indischen Sprachen nach Colebrooke (im VII. B.) und Leyden (im X. B.) umfassen, zählt die indischen Hauptsprachen mit ihren zugesellten Mundarten nach der geographischen Folge der Länder, die sie bewohnen, auf.

Die Mutter aller auf der westlichen Halbinsel gesprochenen Sprachen ist die Sanskrit (Sonskrito), d. i. die gebildete oder vollkommene Sprache, welche nach der Eintheilung indischer Dichter und Sprachlehrer die erste der vier Sprachen ist, in welche alle indischen Sprachen eingefacht werden müssen. Nach dieser vierfachen Eintheilung ist Sanskrit die Sprache der Götter, Prakrit die der guten Genien, Paisatschi die der bösen Dämonen, und Magadhi die der Menschen. Da Paisatschi eigentlich eine Art phantastischen Sprachgemengsels ist, welches die Dichter in dramatischen Vorstellungen nur die bösen Geister sprechen lassen, so ist die natürliche Eintheilung der indischen Sprachen die folgende dreyfache: Sanskrit die heilige und wissenschaftlich gebildete Sprache; zweytens Prakrit umfaßt alle gesprochenen Sprachen, deren Grammatik weniger ausgebildet ist, als die der heiligen Schrift- und Büchersprache; drittens Magadhi, worunter alle regellose Mundarten der niedersten Klassen begriffen werden. Sanskrit ist die Sprache der Wissenschaften und Kunst, der Religion und des Gesetzes, über deren wissenschaftliche Bildung und die zur Erlernung nöthigen Hülfsmittel der darin tief gelehrte Colebrooke umständliche Nachricht gibt. Mit aller Hochachtung für seine gründlichen philologischen Kenntnisse können wir seiner Meinung darin doch nicht beystimmen, daß Sprachen, die ursprünglich reich an Flexionen waren, in der Folge der Zeit mit Verwerfung derselben das System der Hülfswörter und Partikeln annehmen, und also gleichsam ihre Natur verläugnen, indem sie von dem organischen Flexionssysteme zu dem Aggregatsysteme der Begriffsbezeichnung durch Partikeln übertreten. Diese von Friedr. Schlegel in seinem Werke über die Sprache und Weisheit der Inder so schön auseinandergesetzte Stammverschiedenheit aller Sprachen der Erde liegt in dem innersten Wesen derselben, das sich durch keine fortschreitende Bildung verläugnen, oder auf eine seiner Natur widersprechende Weise vereinbaren kann. Eben so wenig (wenn Sir Williams Behauptung von der gänzlichen Verschiedenheit des Pehlewi und Send Probe hält) kennen diese beyden und das

Griechiſche Schweſtern und Töchter einer älteren Urſprache ſeyn, die ſich in Indien als Sanskrit, in Perſien als Pehlewi, und an den Ufern des mittelländiſchen Meeres als Griechiſch ausgebildet hätte; denn die alteſte Sprache Perſiens war Send, eine eigentliche Zwillingsſchweſter der heiligen Sanskrit, für deren Tochter wohl die griechiſche gelten kann, die aber nach den Verſicherungen Sir William's mit dem Pehlewi nichts gemein hat.

Der Vater der Grammatik der Sanskritſprache iſt Panini, deſſen Alter ſo weit hinaufreicht, daß er unter den fabelhaften Helden der Puranas oder indiſchen Götterſagen eine Rolle ſpielt. Ihm werden die Sutras oder grammatiſchen Aphorismen zugeſchrieben; die Fehler desſelben verbeſſerte Catijana, ein begeiſterter Weiſer, in ſeinen Anmerkungen, Wartikas genannt, und dieſe Verbeſſerungen brachte Bhartrihari in Gedächtnißverſe, welche Carica heißen. Er ſoll der Bruder Vicramaditias geweſen ſeyn, und ein Jahrhundert vor Chriſti Geburt gelebet haben. Die Dunkelheit der Aphorismen Panninis machte Kommentare nothwendig, deren umſtändlichſter Mahabhaſcha einen gewiſſen Patantſchali (dem die Sage Schlangengeſtalt zutheilt) zum Verfaſſer hat. Der große Umfang des Bhaſcha mit allen ſeinen Gloſſatoren eignen dasſelbe nicht zum gewöhnlichen Unterricht, wozu der kürzere Kommentar Caſica Vritti von Varanaſi weit beſſer taugt; da er aber in Hinſicht der Anordnung die Fehler Panninis theilt, ſo verfaßte für Anfänger, welche noch nicht kritiſche Kenntniß der Sprache beſitzen, der große Grammatiker Ramatſchandra das grammatiſche Werk Pracriacamudi, wovon ein ſpäterer Sprachlehrer Bhatodſchi Dikſchita erſt vor ein paar Jahrhunderten eine verbeſſerte Ausgabe unter dem Titel Siddhanta Caumudi beſorgte, und zu ſeinem eigenen Werke einen ausführlichen Kommentar Prania Manorama ſchrieb. Beyde dieſer Werke ſind durch eine Schaar von Grammatikern ausgeleget und abgekürzet worden, und unter dieſen Abkürzungen haben die beyden Werke Madhia Caumudi und Madhia Manorama den größten Kredit, indem ſie, wie der Name ſchon ſelbſt anzeigt, zwiſchen dem ausführlichen Caumudi und den trockenen Auszügen des Lagu Caumudi das Mittel halten, gerade wie die Araber über die Hauptwerke ihrer grammatiſchen Wiſſenſchaften dreyerley Arten von Kommentaren haben, die größten nämlich, die kleinſten und die mittleren. Die älteſten Wörterbücher des Sanskrit hießen Nama parajana, an deren Stelle das Amra koſcha getreten iſt, ein Wörterbuch in Verſen nach der Ordnung der Materien mit zahlreichen Kommentaren.

Dieſes iſt das einzige Werk des großen Dichters Amer-ſinh's eines der neun Dichter-Edelſteine, welche den Hof Vicrama-dhitias verherrlichten, das einzige, welches der große Reformator der Brahmanen Sancara Atſcharaja verſchonte, während er alle übrigen dieſes Dichters verbot. Der Miſſionar Fra Paolino wurde an der Herausgabe desſelben durch den Tod unterbrochen, ſeit dem erſchien es aber zu Serampor im Jahre 1808 von Colebrooke herausgegeben, und aus derſelben Preſſe ging auch das Siddhanta Caumudi und das Mugdaboda, eine andere ſehr geſchätzte ungemein nützliche Sanskrit-Sprachlehre von Vopadeva hervor. In Europa erleichterten das Studium dieſer Sprache die engliſchen Sprachlehren von Wilkins, Carey und Calebrooke, und das engliſche Wörterbuch von Wilſon. Von den obbenannten grammatiſchen Werken wird auf der hohen Schule von Benares vorzüglich das Siddhanta Caumudi, und auf der von Tirhut das Pracria Caumudi mit den dazu gehörigen Kommentaren ſtudiert, überall aber das Mehabaſcha als das Grundwerk der Sanskrit-Sprachlehre angeſehen.

Auf die heilige Sanskrit, welche ganz allein die erſte Claſſe indiſcher Sprachen ausmacht, folgt die Prakrit, welcher Name heut zu Tage eigentlich nur der in Pentſchab geſprochenen Sprache beygelegt wird, urſprünglich aber jeder der zehn Hauptmundarten beygelegt worden zu ſeyn ſcheint, welche vormals von eben ſo vielen gebildeten Nationen auf der weſtlichen Halbinſel geſprochen wurden, und wovon ſich zwar nicht die nationale, wohl aber die linguiſtiſche Verſchiedenheit noch heute im nordlichen und ſüdlichen Indien, nämlich in Hindoſtan, erhalten hat. Die fünf Nationen, welche den nördlichen und öſtlichen Theil von Indien bewohnen, heißen die fünf Gaurs, und die Bewohner des ſüdlichen und weſtlichen Theils die fünf Dravirs und dieſe zehn Hauptſtämme ſind die folgenden: A die Gaurs. 1. die Sprache von Pentſchab, d. i. des Landes zwiſchen den fünf Flüſſen, deren ſchon in den Geſchichten Alexanders Erwähnung geſchieht, war ehemals Sareswata, von dem Fluſſe und dem Brahmanen Stamme gleichen Namens alſo genannt, daher die Sprache ſelbſt auch Sareswati balabani d. i. die jugendliche Sprache von Sareswati genannt wird. Dieſe Mundart, welche ehemals im ganzen nördlich- und weſtlichen Indien die vorherrſchende geweſen zu ſeyn ſcheint, wurde mehr als die anderen ausgebildet, und nimmt unter dem Titel Prakrit einen vorzüglichen Platz in dem Dialoge der indiſchen Schauſpiele ein. Das Prakrit hat wie das Sanskrit beſondere Sprachlehren und Werke über das Sylbenmaß, und hat ſich außer dem dramatiſchen Dialoge noch

durch besondere schöne Gedichte, die mit Strophen aus Sanskrit untermischt sind, erhalten. Ueber die Gesetze und Regeln der Poesie und Prosodie des Sanskrit sowohl als Prakrit hat der gelehrte Colebrooke ebenfalls (im X. Bande) eine besondere Abhandlung geliefert, welche den Gegenstand erschöpft, und sowohl die verschiedenen Sylbenmaße von Sanskrit und Prakrit aufzählt, als auch Proben aus den vorzüglichsten Gedichten mit gestochenen Tafeln des Urtextes enthält. Die alte Sprache des Landes Pentschâb, nämlich das Prakrit, ist keineswegs mit der heute dort herrschenden Mundart Pentschâbi zu vermischen, deren wir hier aber um so schicklicher erwähnen, als dieselbe in dem Pentschâb, d. i. in dem Mittelpunkte des alten Prakrit gesprochen wird. Von dieser Mundart haben Colebrooke und Carey eine Grammatik geliefert, und ein eingeborner des Landes hat unter Leitung des Hauptmanns Rojebuck ein Wörterbuch davon in Devanagari-Schrift herausgegeben.

2. Das alte Volk der Kaniakubdscha bildete ein großes Reich, dessen Hauptstadt die heutige Stadt Kanodsch war. Die Sprache war Hindi, d. i. die Grundsprache, woraus das heutige Hindostani durch Beymischung arabischer und persischer Wörter geformet, und in allen dem mogolischen Zepter unterworfenen Ländern die herrschende ward. Das reine Hindi, woraus Hindostani entstanden, ist augenscheinlich bloß aus dem Sanskrit abgeleitet, die selbst nichts als ein gebildetes ältestes Hindi oder indische Ursprache ist, so daß man zwey Hindi nämlich das älteste verlorene, und das neue noch lebende unterscheiden muß, jenes die Mutter, dieses die Tochter der Sanskrit. Aus allen in Indien heute herrschenden Mundarten hat das Hindostani die ausgebreitetste Literatur, und ist auch von englischen Philologen am ausführlichsten behandelt worden. Dr. Harris von Madras, der Herausgeber eines englischen und indostanischen Wörterbuches hatte den unermüdlichen Dr. Gilchrist zum Nachfolger, welcher ein halbes Duzend besonders über die hindostanische Grammatik herausgegebener Werke, wie the *Stranger's* East Indian Guide, the *British* Indian Monitor, the *Oriental* linguist, the *Antijargonist*, a sketch of hindustanee Orthoepy, Hindostani Philology, nach einander in den Druck sandte, und vom Professor Shakspear und vom Lieutenant Boebuck nachgeahmt ward, wovon jener eine Sprachlehre, dieser ein großes hindostanisches Wörterbuch im Jahre 1814 zu Calcutta herausgab. Proben von hindostanischer Literatur lieferten Kindersley und Broughton, und zu Calcutta erschienen hindostanische Uebersetzungen persischer Werke, als: die Erzählung der vier Derwische, die Erzählung des Pa-

pagey's, die Fabeln Pidpais, eine Anthologie aus den Werken der beyden hindostanischen Volksdichter Mir-Sus, Mir Sanda, u. s. w Die Bücher in Prakrit und Hindi sind in Devanagari geschrieben, die gewöhnliche verderbte Geschäftsschrift heißt Nagari.

3. Die Sprache von Bengalen wird Gaura genannt, weil Gaur die alte Hauptstadt des Landes war, wovon die fünf nordöstlichen Nationen der indischen Halbinsel den Namen Gaur erhalten haben; die Brahmanen aber, welche heute diesen Namen führen, bewohnen nicht Bengalen, sondern das eigentliche Hindostan. Die Schrift, worin die Sprache von Bengalen geschrieben wird, ist ein verderbtes Devanagari. Das Studium dieser Sprache ist durch die philologischen Arbeiten von Halhed (dem Herausgeber einer Grammatik schon im Jahre 1778) von Forster (Verfasser eines englisch-bengalischen Wörterbuches zu Calcutta im Jahre 1788) und vom Dr. Carey (welcher den Druck eines weitläufigen Wörterbuches aus der Presse von Serampor besorgte) zuganglich gemacht worden. Außer dem erschienen bengalische Uebersetzungen der Hitopatesa, des Ramajan, des Mahabarat, des Singhasen, Betesi aus dem Sanskrit, und eine Geschichte in bengalischer Sprache zu Calcutta gedruckt. Auch das alte und neue Testament ist durch die Bibelgesellschaft bereits mehr als einmal aufgelegt erschienen.

4. Die nächste Verwandte der bengalischen Mundart ist die von Tirhut, welche in dem von den Flüssen Kusi und Gandhak und den Bergen von Nipāl begrenzten Districte gesprochen, und in der Tirhuta Schrift geschrieben wird. Sie ist von der benachbarten Nipālsprache verschieden, wie dieses aus dem vom unermüdeten Dr. Carey im Collegium zu Calcutta niedergelegten Wörterbuche zwölf indischer Sprachen erhellet, und worin bereits eine von der Bibelgesellschaft veranstaltete Ausgabe des Evangeliums Matthäi besteht.

5. Die Sprache in dem Districte von Orissa, welche so wie die aus der Devanagari entstandene Schrift Uria heißt.

B. die Dravirs. 6. Die Tamlasprache, oder Tamalasprache, welche von den Europäern die tamulische oder malabarische genannt wird, von Malaiwar, d. i. Bergland, und welche, wie oben das Hindi in zwey besondere Mundarten zerfällt, nämlich in die reinere oder das sogenannte Malailam, und in das tamulische; jenes enthält einen größeren Theil von Sanskrit-Wörtern, und ist überhaupt poetischer als dieses. Man hüte sich aber das Malailim, die Ursprache der malabarischen Küste, mit der malaischen Sprache, d. i. mit der aus der Halbinsel Malakka ursprünglichen, zu verwechseln. Außer den älteren im Mithridates schon aufgeführten Hülfswerken der malabarischen oder

tamulischen Sprache wurde noch im Jahre 1804 im Collegium zu Calcutta eine Grammatik verfaßt, und für eine Uebersetzung der Bibel in Malailim hat noch jüngst die indische Bibelgesellschaft gesorgt.

7. Die Mahratta-Sprache, deren Bücher in Devanagari geschrieben sind, deren gemeine Handschrift aber Mur genannt wird; gleich den vorhergehenden Sprachen enthält es sehr viele reine Sanskritworte. Die Mahratten haben eine große Anzahl von Gedichten in ihrer Mundart, welche entweder Uebersetzungen aus dem Sanskrit und dem Bengalischen oder auch ursprüngliche Produkte sind. Außer den älteren im Mithridates aufgeführten Hülfswerken gab Dr. Carey im Jahre 1809 zu Calcutta Grammatik und Lexicon dieser Sprache heraus, und leitete die Uebersetzung der ethischen Werke Hitopatesa und Bettisi Sing aus der Sanskrit.

8. Die Kanara-Sprache und Schrift, welche wieder nichts als ein verderbtes Devanagari ist. Ein Wörterbuch derselben lieferte Dr. Carey in seinem großen vergleichendem Wörterbuche zwölf indischer Sprachen, und die Bibelgesellschaft besorgte eine Uebersetzung des Evangeliums Matthäi, in diese Mundart sowohl als in die folgende.

9. Telinga, welche im Mithridates mit der Orissasprache verwechselt wird. Die Telinga-Brahmanen schreiben die Sanskrit mit der Telingaschrift, d. i. einem aus der Devanagari verderbten Schriftzuge.

10. Die Sprache von Gurdschara, welche sich ehemals weiter als das heutige Gusrat ausdehnte, und welches eigentlich zu den nördlichen Nationen oder Gaur's, wie umgekehrt die Orissasprache zu den südlichen oder Dravirs gezählt werden sollte. Eine Uebersetzung des Evangeliums Matthäi in dieser Sprache besorgte unlangst die Bibelgesellschaft.

Daß die Eintheilung in diese zwölf Hauptstämme, der in Hindostan und Dekkan lebenden Sprachen die natürlichste sey, ersieht man auch aus dem vergleichendem Wörterbuche zwolf indischer Sprachen, das Dr. Carey auf der Bibliothek des Collegiums von Calcutta niedergelegt hat, worin nur statt der Sanskrit und Prakrit die Sprachen von Kaschmīr und Nipal aufgeführt sind. Da diese wohl zu Indien im weitesten aber nicht im engsten Verstande, nämlich nicht zu den Sprachen der vorderen Halbinsel gehören, so eroffnen sie besser die Reihe der in den an Hindostan und Bengalen nördlich grenzenden Ländern gesprochenen Sprachen. Ehe wir zu denselben übergehen, verfolgen wir noch die einzelnen Mundarten der schon aufgezählten Hauptstämme, welche nach der indischen Eintheilung unter die

dritte und vierte Classe gerechnet, und insgemein unter den Namen von Bhachsa oder Bhacha begriffen werden. Die vorzüglichste derselben ist das Breidschbhacha oder Bradscha-bhascha, die edelste und dem Sanskrit am nächsten verwandte Mundart von Hindostan, welche ehemals von den Hirten und Hirtinnen in der Nachbarschaft von Mathurà gesprochen worden seyn soll, und welche noch in dem Duab und in einigen Distrikten an den Ufern des Jamuna und Ganges gesprochen wird. Die anderen Mundarten des Hindi haben verschiedene Abstufungen von der Urdu sùban, d. i. der Lagersprache bis herunter zum gemeinsten Gemengsel, welches insgemein das mohrische genannt wird. Die Sprachen der nördlich an Hindostan und Bengalen grenzenden Länder sind ebenfalls zwölf, in denen allen (die der Afghanen vielleicht ausgenommen) die Einwirkung und Vermischung mit der Sanskrit sichtbar ist. Diese zwölf Sprachen sind: 1. die von Kaschmìr, 2. von Nipàl, 3. von Multan der zwischen Sind und Làhor d. i. Pendschàb gelegenen Landschaft, 4. Nordsindisch: 5. Südsindisch an den Ufern des Indus, der auch Sind heißt, 6. Utbal, 7. Bikanir, 8. Kenbena, 9. Udiapur, 10. Matavar, 11. Puschti, die Sprache der Afghanen oder Patanen, 12. Beludschi d. i. die Sprache von Beludschistan, wo die alten Ichthyophagen wohnten. In allen diesen Sprachen ist theils das neue Testament, theils das Evangelium Matthài von der indischen Bibelgesellschaft überseßt im Druck erschienen.

Von diesen zwey Duzend Sprachen des vorderen Indiens gehen wir nun zu einer gleichen Anzahl von Sprachen des hinteren Indiens über, von denen die gelehrten Doctoren Buchanan und Leyden (der erste im V., der zweyte im X. Bande) umständliche Nachricht gegeben haben. Dieser faßt die Sprachen der Völker, welche zwischen Indien und China (Sind und Sina) leben, und von uralter Zeit her das Religionssystem des Budha angenommen haben, unter dem Namen der Indisch sinesischen zusammen, und theilt dieselben ganz zweckmäßig in vielsylbige und einsylbige ein. An der Spitze der ersten steht 1) das Pali, welches unter den indisch-sinesischen Völkern und den Anhängern des Buda dieselbe Stelle vertritt, wie das Sanskrit bey den Brahmanen und das arabische bey den Moslimen als heilige Schrift- und Büchersprache, nahe verwandt mit dem Sanskrit wie das Prakrit und Send, so daß diese drey alten Sprachen das Pali, Prakrit und Send füglich als die ältesten Töchter der Sanskrit angesehen werden können; sie haben auch alle drey dieselbe Bestimmung heiliger Sprachen erreicht, indem

das Pali die heilige Sprache der Anhänger von Buda, das Prakrit die der Dschainas und das Send die der Parsen geworden ist. Die Schrift des Pali ist von der Devanagarischrift entlehnt, und erleidet in den verschiedenen Ländern des hintern Indiens einige unbedeutende Abänderungen. Da auch das Sendalphabet aus dem Devanagari entstanden zu seyn scheint, so dürfte nach Dr. Leydens Meinung die Entzifferung der persepolitanischen Inschriften nur durch das Devanagari-Alphabet mit Erfolg zu Stande gebracht werden.

2. Das Malaische von dem weit verbreiteten Volke der Malaien auf der Halbinsel Malakka oder Malaja und auf zahlreichen Inseln des südlichen Archipels gesprochen, wird von den Europaern das Hindostanische und Italienische des hintern Indiens genannt, weil es wie jenes weit verbreitet, wie dieses weich und wohllautend ist. Es besteht aus drey ganz verschiedenen Bestandtheilen, nämlich erstens aus dem Hauptstamme einsylbiger Worter, wodurch es mit den einsylbigen birmanischen und Eylandssprachen zusammenhängt. Zweytens das Sanskrit, und drittens das Arabische. In der größten Reinheit wird es auf der an Zinn so ergiebigen Halbinsel Malaja gesprochen, welche augenscheinlich das Temala des Ptolemäus ist, da Tema noch heute im Malajischen Zinn heißt. Auf den Inseln von Sumatra, Dschawa, Borneo und Tschelebes ist es mit den einheimischen Sprachen dieser Inseln vermischt, und nach Marsdens Meinung ist das Malajische ein Zweig des großen Sprachstammes des südlichen Archipels, welcher den Sund, die Philippinischen, molukkischen und Südseeinseln in sich begreift, und der den vollen Raum von zweyhundert Graden der Länge umfaßt. Durch diese Stammverwandtschaft mit dem Inselsprachen des südlichen Archipels wird die von Marsden behauptete Abstammung des Malajischen aus der Halbinsel Malaja sehr problematisch, und die von S. W Jones aufgestellte Behauptung, daß die einsylbigen Sprachen des südlichen Archipels, so wie die Malajische aus der Sanskrit entsprungen seyen, verliert alle Haltbarkeit durch den Umstand, daß dieser einsylbige Grundtheil des Malajischen von dem Sanskrit ganz und gar verschieden ist.

Der arabische Theil, welcher meistens aus wissenschaftlichen Wörtern und Ausdrücken des Gesetzes besteht, ist unstreitig erst nach der Gründung des Islams eingewandert. Von den Einwohnern Dschava's haben die Malajen einen großen Theil ihrer ältesten mythologischen Ideen überkommen, und viele ihrer Werke sind Uebersetzungen aus der Sprache von Dschava. Eine andere Anzahl von Werken ist aus der Telingasprache übersetzt worden, und im Malajischen selbst finden sich viele Wörter aus dem Tamu-

lischen Telinga und Malajlim. Hierdurch widerlegt Dr. Leyden die von Marsden in einem früheren Aufsatze (im IV. Bde. 15) geäußerte Meinung, daß die Malaien nicht aus der Telinga und tamulischen Sprache sondern aus den Mundarten des nördlichen Hindi ihre Sprache verfeinert hätten. Der Bau des Malajischen ist eintönig, wie der der einsylbigen Sprachen, und ist daher der Poesie nicht günstig: dennoch haben sie eine große Zahl von vierzeiligen Gesängen Pantun genannt, und zweyzeilig gereimte Gedichte Saier, welche dem persischen Mesnewi entsprechen. Vorzüglich reich ist die malajische Literatur an Erzählungen, die sie von den Literaturen der Insel Dschava, der Küste Koromandel aus dem Sanskrit und Arabischen entlehnt hat. Ihre sogenannten Pandugeschichten sind Auszüge aus dem Mahabharat, und ihre Hikajarat oder historischen Romane von Iblis, Hamsa, Mamun, Iskender sind aus dem Arabischen so wie andere aus der Dschawasprache übersetzt. Die eigentlich historischen Schriften sind ebenfalls sehr zahlreich, und ihre Gesetze und gerichtlichen Gewohnheiten 'Adat scheinen von den Bewohnern Dschavas und den Bugis entlehnt. Ihre dramatischen Spiele sind nichts als dialogisirte Romanzen. Dr. Leyden gibt Proben von ihren Pantuns und Sairs, und trägt zum Schlusse seiner Abhandlung in einer Note zu der Notiz der malajischen Literatur noch die Titel von sechsunddreyßig ihrer wissenschaftlichen Werke nach.

Die Dschawa-Sprache ist nach dem Geständnisse der Malajen selbst älter als die malajische, und zerfällt in eine große Zahl von Mundarten, welche alle auf zwey, nämlich auf Basa-dalam und Basa-luar, das erste die Gebirgs-, das zweyte die Küstensprache zurückgeführt werden können. Die erste hat eine genaue Verwandtschaft mit Sanskrit, aus der zweyten hat sich die malajische Sprache bereichert. Das Alphabet ist der Zahl und Ordnung der Buchstaben nach von dem Sanskrit ganz verschieden, und wird von der Rechten zur Linken geschrieben. Die Literatur hat viele Aehnlichkeit mit der malajischen, der sie zur Quelle gedient zu haben scheint, und ihre Tscherritras oder Heldengeschichten haben die größte Aehnlichkeit mit den Puranas der Hindus. Bugis ist die Ursprache von Selebusch (Celebes), das ehemals in sieben besondere Fürstenthümer zertheilt war. Die Einwohner sind durch Muth, Unternehmungsgeist, Treue, Ehrlichkeit im Handel der vorzüglichste Stamm der Orang Timur, d. i. der östlichen Männer, selbst nach dem Zeugnisse der Malaijen und Dschawanesen. Sie haben die größte Aehnlichkeit mit den Japanesern, und ihre Sprache mit der von Malaija, Dschawa und Tagala und auch mit dem alten Tarnata oder der Sprache

der Molukken-Inseln. Das Alphabet scheint der Form nach zu derselben Classe wie Bata und Tagala zu gehören, und die Mundarten der verschiedenen Stämme weichen sehr von einander ab. Die vorzüglichsten derselben sind das eigentliche Bugis und das Mungkassa oder Makassa. Colebrooke, der der erste aller Europäer ein kleines Wörterbuch dieser Sprache sammelte, gibt die Liste von dreyundfunfzig Werken in der Bugis-Mundart, in welche auch der Koran, so wie in die Sprache von Dschawa übersetzt ist, und Proben von Bugis-Gesängen und Romanzen, welche im äußersten Osten hoch berühmt sind. In der Mundart Mungkassa behandeln die Kriegsgesänge meistens ihre Kriege mit den Holländern.

5. Die Bima-Sprache in dem unabhängigen Staate von Bima gesprochen, welcher den östlichen Theil von Sumbawa und den westlichen der Insel Ende in sich begreift, und einige Verwandtschaft mit den Sprachen von Bugis und Dschawa hat. Auch sind die zwey Mundarten der vorigen Bugis und Mungkassa mit den zwey Mundarten dieser, nämlich Bima und Sumbawa nahe verwandt, wie dieses aus einem von Colebrooke aufgeführten Wörterverzeichnisse dieser vier Sprachen erhellet.

6. Die Sprache der Battas, d. i. die des Urstammes der Bewohner von Sumatra, welche im Mittelpunkte der Insel leben und Menschenfresser sind, indem sie das Fleisch von Verbrechern, Kriegsgefangenen und alten Verwandten aus Strafe, Rache und Ehrfurcht mit gleicher Liebe verzehren. Der Batta, wenn er alt und gebrechlich, und der Welt satt geworden ist, ladet seine Kinder ein, ihn zu speisen, in der Jahrszeit, wo das Salz am wohlfeilsten ist. Er steigt auf einen Baum, um welchen sich seine Freunde und Verwandte versammeln, und während sie den Baum schütteln, und den Todtengesang anstimmen: »die Jahrszeit ist gekommen, und die Frucht ist reif, und sie sey dem Baum entnommen« steigt er herunter und empfängt den Todesstreich von seinen nächsten Verwandten, die dann sogleich seinen Leichnam zum Todtenmahle verzehren. Diese Sitte sowohl als der Name des Volkes stimmt ganz mit dem überein, was Herodot von den Padaiern erzählt, welche östlich von den indischen Ichthyophagen wohnen; ihre sonstigen Sitten und Gebräuche haben viele Aehnlichkeit mit denen auf Malabar und die Sprache ist mit der der Bugis und mit der Bimasprache in einiger Verwandtschaft. Das Alphabet ist ein ganz besonderes, es wird weder von der Rechten zur Linken, noch von der Linken zur Rechten, sondern von unten hinauf, ganz im entgegengesetzten Sinne des sinischen auf dieselbe Weise geschrieben, wie die Mexikaner ihre Hierologyphen geordnet haben sollen.

7. Die Tagala-Sprache oder auch kurzweg die Gala-Sprache ist auf den philippinischen Inseln eben so verbreitet, als das Malaische auf den Maldivischen, und das Hindostani auf dem festen Lande von Hindostan. Ein spanischer Missionär behauptete, daß Tagala alle Vorzüge des Hebräischen, Griechischen, Lateinischen und Italienischen in sich vereinige. Von einem Duzend Mundarten sind das eigentliche Tagala und Bisaja die vorzüglichsten. Die Tagala-Sprache ist eine der originellsten durch den sonderbaren Umstand, daß die Haupt- und Zeitwörter weder deklinirt noch konjugirt werden, daß sie weder Endungen noch Zahlen, weder Zeiten noch Personen haben, sondern daß alle diese Verhaltnisse nicht an den Wörtern selbst, sondern an besonders eingeschobenen Partikeln, welche verschiedener Zusammensetzung und Flexion fähig sind, vorgenommen wird. Diese Sonderbarkeit hat Gaspar de S. Augustino in seiner Tagala-Sprachlehre nicht genug beachtet. Die Literatur des Tagalastammes bestehet ursprünglich in ihren Heldengeschichten, welche die spanischen Missionäre durch verschiedene Uebersetzungen von Hymnen und theologischen Werken zu ersetzen sich bemühet haben. Zu den Mundarten der Tagala gehört außer dem Bisaia noch die Pampungo-Sprache, das Biadschu und Tirun, das auf Borneo gesprochen wird, das Harafora oder die Papua-Sprache der östlichen Eylande und die Sulu-Sprache, ein sehr gemischter Dialekt, welcher aus dem Malaischen der Dschawa- und Tagala-Sprache zusammengesetzt ist. Die Sprache der Biadschu, welche sich für die Ureinwohner von Borneo ansehen, hat kein Alphabet. In manchen ihrer Gewohnheiten kommen sie mit den Bewohnern der Maldiven überein. Diese beladen jährlich ein kleines Boot mit Spezereyen, Edelsteinen, Blumen und wohlriechendem Holze, und überlassen es den Winden und den Wogen als ein Opfer dem Könige des Meeres dargebracht; auf gleiche Weise beladen die Biadschus jährlich ein Boot mit den Sünden und Mißgeschicken ihres Volkes, und treiben dasselbe mit der unglücklichen Mannschaft, welche als Sündenbock des ganzen Volkes geopfert wird, ins Meer hinaus, als ein Opfer dem Genius des Bösen dargebracht. Die Tirunstämme scheinen ein Zweig der Idanen, und diese der Haraforas zu seyn, welche fast in allen östlichen Eylanden eingeboren sind, und oft auf denselben mit Papuas oder östlichen Negern gefunden werden; jene sind Menschenfresser wie die Patas, diese, welche durch ihre Farbe und ihr wollichtes Haar sich als eigentliche Neger beurkunden, sind der zweyte Hauptstamm der Eingebornen der östlichen Insel. Da sie in viele kleine Gesellschaften vertheilt sind, so zerfallt auch ihre Sprache in eine Menge besonderer Mundarten. Von

den arabischen und persischen Reisebeschreibern werden sie als wilde Barbaren und als Menschenfresser geschildert. Die Idanen von Borneo werden auch Marut geheißen, welches der Name der neun und vierzig indischen Genien der Winde ist. Die Fahne der Battas ist ein Pferdekopf mit fliegender Mähne, was einen Zusammenhang mit den Hajagrivas der Sanskrit-Geschichte anzuzeigen scheint. Unter die vielsylbigen Sprachen des hinteren Indiens gehört

8. die Sprache der Kussi oder Kuku der Bewohner von Tipera, eines Gebirgsdistriktes an den östlichen Grenzen von Bengalen, worüber Rawlins (im II. Bande, 12.) und Macre (im VII. Bande, 6.) Bericht erstattet haben, und deren Sprache von der indischen verschieden ist.

9. Die Sprache von Assam. Das Königreich dieses Namens besteht aus einem großen volkreichen Thale, zu beyden Seiten des Buramputer nördlich von Tibet, westlich von Bengalen, östlich von Awa, südlich von Arakan begrenzet. In dieser Sprache sowohl, als in der

10. von Matawar hat die Bibelgesellschaft bereits eine Uebersetzung des Evangelisten Matthäi veranstaltet. Endlich gehören noch zu dem vielsylbigen Sprachstamme des hinteren Indiens die zwey auf Seilan (Ceylon) gangbaren Sprachen, nämlich:

11. Kandisch, auch Bali genannt, vermuthlich sehr nahe verwandt mit dem Pali des hinteren Indiens, und

12. das Tschingalesische, eine aus der malaischen, tamulischen und anderen Sprachen zusammengesetzte, deren Alphabet acht und vierzig Buchstaben und vierhundert achtzig Abkürzungen für ganze Sylben hat, so daß dadurch das Lesen sehr erschweret wird.

Wir gehen nun zu dem einsylbigen Sprachstamme des hinteren Indiens über. Diese einsylbigen Sprachen sind großer Verschiedenheit des Accents und des Tones empfänglich, und erfordern daher eine weit zartere Zunge und ein feineres Ohr als die vielsylbigen, um selbe zu verstehen und zu sprechen. Sie nehmen einen großen Theil der heiligen Schriftsprache Bali oder Pali in sich auf, modeln diese Wörter aber nach ihrem Genius um, indem sie jede Sylbe als ein besonderes Wort aussprechen.

1. Rucheng, die Ursprache von Arakan, welches vormals einen Theil des Reiches von Magada ausmachte, daher die Einwohner in Bengalen gewöhnlich Mog oder Mag genennet werden, eine Benennung, die unwillkürlich an die Magen der Perser erinnert, welche noch heute in Persien Mogh heißen. Die Sprache ist mit der birmanischen verwandt, aber

reiner und älter, und im Baue der malaiſchen ähnlich. Das Alphabet ſtimmt in der Zahl, Ordnung und im Gehalte der Buchſtaben mit dem Dewanagari überein. Kapitän Towers hat daſſelbe (im V. Bande, 12.) mit großer Korrektheit und umſtändlicher Bezeichnung der Ausſprache geliefert. Er ſpricht den Namen der Sprache Rachain ſtatt Rucheng aus, und Dr. Buchanan in ſeinem vergleichenden Wörterverzeichniſſe ſechs birmaniſcher Sprachen (im V. Bande, 17.) ſchreibt den Namen Rekan, woraus die Europäer Arakan gemacht. Von den Mundarten dieſer Sprache beſteht Ruinga, das von den Moslimen geſprochen wird, aus einer Miſchung von Rucheng, Arabiſchem und Indiſchem, und Rufan, das von den Indus geſprochen wird, aus einer Miſchung von Rucheng mit Sanskrit und Bengaliſchem. Die Mundart Jo oder Ro iſt nur eine leichte Abart des Rucheng. Die Gebirge nordöſtlich von den Rucheng ſind von dem Volke Cheng bewohnt, die Buchanan Chiain ſchreibt, und die ſich ſelbſt Kalun nennen, und eine beſondere Sprache ſprechen. Aus den Namen der beyden Völkerſchaften Ro und Cheng iſt der zuſammengeſetzte von Rocheng oder Ruchen entſtanden.

2. Die Kolun-Sprache, welche von dem eben erwähnten Volke geſprochen wird, iſt eine von der Rucheng verſchiedene, wie aus dem vom Dr. Buchanan (V. B. 17.) gelieferten Wörterverzeichniſſe erhellet, indem dieſelbe mit den beyden Sprachſtämmen Rucheng und Barma, zwiſchen denen ſie inneliegt, geringe oder gar keine Verwandtſchaft hat. In wie weit die oben bey den Sprachen des vordern Indiens erwähnte der Kukis, oder Einwohner von Tipera mit der Sprache der Kolun, oder eines andern benachbarten Gebirgsvolkes verwandt ſey, iſt noch nicht bekannt.

3. Die Barma- oder Birma-Sprache, welche auch die bomaniſche genannt wird, aber mit der von Arakan und Ava nicht zu vermengen iſt, wie dieſes von Adelung im Mithridates geſchehen iſt. Die bomaniſche oder Barma-Sprache hat ſich wie die arakaniſche oder das Rucheng aus der Bali bereichert. Das Alphabet hat Aehnlichkeit mit den Alphabeten von Kanara, Singala und Telinga. Die Barmas beſitzen zahlreiche hiſtoriſche Werke (Tſcheritras) und Gedichte, worunter auch dramatiſche (Nataka), vermuthlich aus dem Sanskrit nebſt mehreren andern Werken aus dem Siameſiſchen und Sineſiſchen überſetzt. Die in Tenaſſerim geſprochene Mundart der Tanengfari, deren ſowohl Leyden als Buchanan (V. B. 17.) erwähnen, iſt eine gegenwärtig unter den Barmanen von Ava veraltete. Aber

4. die Sprache der Moitai, deren Land südlich von Assam und nördlich von Arakan liegt, und welches von den Europäern Meckley genannt wird, ist eine von der birmanischen verschiedene, so wie

5. die Sprache von Assam, in welcher die Bibelgesellschaft so wie in der Sprache von Chassi oder Cussai (ein anderer Name der vorhergehenden der Motais) eine Uebersetzung des neuen Testamentes veranstaltet hat.

Von Einigen wird die Sprache der nikobarischen Inseln als ein Zweig der birmanischen, von anderen, namentlich von Fontana (III. B. 7.) als ein Zweig des malaischen aufgeführt. Da aber nach Leyden's Urtheil das von Fontana gelieferte Wortverzeichniß nicht drey Wörter birmanisch oder malaisch enthalt, so ist

6. Nikobarisch als eine besondere unter den einsylbigen Sprachen aufzuführen.

7. Mon, d. i. die Sprache von Pegu, dessen Einwohner sich Mon nennen. Dr. Buchanan hat hiervon (V. B. 17.) die ersten Proben gegeben. Eine verschiedene Mundart spricht ein anderer Stamm der Bewohner Pegu's, die von der Birmanen Karain und Kiain genennt werden (nicht zu verwechseln mit den Jakain, d. i. den Bewohnern Arakans). Die Karain werden in zwey Klassen getheilt, nämlich die Birma Karain und Talain Karain, von deren Mundarten, Passuku und Maplu, Buchanan (V. B. 17.) Proben gibt.

8. Thai, die Sprache der Siamesen, welche sich selbst Sian nennen, woraus die Portugiesen Siam gemacht haben. Die Nation besteht aus zwey Hauptstämmen Thai und Thaijai; denn die Thailung, deren Mundart Buchanan (V. B. 17.) irrig als die eines besondern Stammes anführt, sind nur ein Zweig der Thaijai. Die Thai-Sprache steht mit den sinesischen Mundarten, und besonders mit der Hofsprache in der nachsten Verbindung. Das Alphabet weicht sowohl von dem Devanagari als dem Bali merklich ab. Ihre Tscheritras oder historischen Romane enthalten wie die der Rucheng, Birmanen und Malajen, die besonderen Umrisse der indisch-sinesischen Nation. Leyden gibt das Verzeichniß von vierzig solchen Werken und Proben von ihren Gedichten. Ihre Priester sind die Talapoinen (von Talap, einer Kopfbedeckung, so genannt), und Buda wird von ihnen unter dem Namen von Gaudama verehrt.

9. Die Chochmen-Sprache wird an den Ufern des Flusses Kambutschat (Cambodscha) gesprochen, und ist sowohl von der Thai- als Dschuan-Sprache, welche in Siam und Kotschinschina gesprochen wird, ganzlich verschieden.

10. Die Law-Sprache wird von dem Volke gesprochen, das die Portugiesen Laos nennen, und ist eine von der vorigen ganz verschiedene Sprache, so daß Adelung, der diese beyden Sprachen zusammen wirft, und statt Kambodscha irrig Kambocha schreibt, hiernach zu berichtigen ist. Die Siamesen und Birmanen leiten von den Laos ihre Religion und Gesetze ab, und überall finden sich unter diesem Volke die Lehren Budas.

11. Die Anam-Sprache wird in Kotschinschina und Tunking gesprochen, und wird auch die Tschuanische genannt. Dieselbe ist durch katholische Missionäre bekannter, als irgend eine andere der hinter-indischen Sprachen. Durch die Nachbarschaft mit China ist sowohl sinesische Sprache und Schrift in Tunking und Kotschinschina eingeführt. Das gewöhnliche Alphabet der Anams-Sprache heißt aber Nom, und soll dem siamesischen ähnlich seyn.

12. Die Tibetanische Sprache ist nur als einsylbig, sonsten aber wenig bekannt. Die Verwandtschaft derselben, und der vorgehenden einsylbigen mit den benachbarten einsylbigen der Sinesen Mantschu und Corea, oder der vielsylbigen japanischen ist noch zu wenig erörtert.

Wir haben also hier ein halbes Hundert von Sprachen, welche in Vorder und Hinter-Indien, und in den anstoßenden Ländern gäng und gäbe sind, und die Aufzählung derselben ist systematischer und vollständiger, als in Adelungs Mithridates und Vaters Literatur der Grammatiken, wo deren nur einige und dreyßig aufgeführt werden. Da in diesem letzten Werke von den Sprachen der Welt dreyhundert und vierzig aufgezählt sind, die Gesammtsumme aber derselben ganz sicher auf ein Duzend mehr angeschlagen werden darf, so kömmt von den auf unserer Erde üblichen Sprachen eine auf jeden Tag des Jahres, und das halbe Hundert der indischen ist gerade ein Siebentel der Gesammtzahl. Wollte man mit S. W. Jones nur sechs Monate auf die Erlernung einer jeden verwenden, so würde die doppelte Zeit des längsten Menschenalters hierzu erforderlich seyn. Dieses Resultat ist sehr niederschlagend für den polyglottischen Dünkel der Philologen, für welche die Ausbildung in ihrer eigenen Muttersprache, und den stammverwandten derselben immer das am leichtesten zu erringende, und der Natur angemessenste Ziel bleiben wird.

II. Mythologie und Religion.

Die berühmte Abhandlung des berühmten Gründers der asiatischen Gesellschaft über die Götter Griechenlands, Italiens und Indiens (I. Bd. 9) ist zu bekannt, als daß sie hier eines näheren Auszugs nöthig hätte, und zu wichtig, als daß sie

mit gänzlichem Stillschweigen übergangen werden dürfte. Wie sehr auch die Hüter des einengenden Pferchs der antiquarischen Gelehrsamkeit der Griechen und Römer dawider ihre Stimme erhoben, und diese Ansichten als übertrieben, luftig und träumerisch zu verschreyen bemüht waren, so hat sich der Strahl der Wahrheit durch das Dunkel mythologischer Vorurtheile dennoch die Bahn gebrochen, und leuchtet jedem unbefangenen Forscher durch die unläugbare Uebereinstimmung der Namen, Begebenheiten und Eigenschaften der indischen und griechischen Gottheiten hell ins Auge. Der Gang der Untersuchung ist zwar weder systematisch noch philosophisch, wie der Verfasser selbst bekennt, indem er mit Verschmähung einer regelmäßigen Methode die Göttlichkeit des Messias aus den Prophezeyungen des Isaias voraussetzt; aber die Resultate derselben sind nicht weniger merkwürdig, und führen weiter als es dem Verfasser unter angenommener Aufrichtigkeit der obigen Voraussetzung lieb seyn konnte.

Nach diesem Ergebnisse sind Ganesa und Janus, die Eröffner der Griechen und Römer, eine und dieselbe Person. Der erste Menu Satiaurata entspricht ganz dem Saturnus, und die goldene Zeit des Satiajuk dem saturnischen Zeitalter. Von dem Namen dieses Zeitalters der Wahrheit und Gerechtigkeit durfte vielleicht auch das Wort ßadik (صديق) d. i. der Wahrhaftige, das Eigenschaftswort von Abraham und Melchisedech, von Jussuf und Ebubekr abzuleiten seyn.

Der siebente Menu, in welchem neuere englische Mythologen, besonders Faber, den ersten Menschen, und in einem der folgenden den Noe oder Nuh erkennen wollen, hat eine auffallende Aehnlichkeit mit dem griechischen Minos als Richter der abgeschiedenen Seelen. Lachschmi die indische Göttin der Schönheit, als welche sie auch Padma und Kamala heißt, ist als Sri (Ceres) die Göttin des Ueberflusses, und wird in einigen Tempeln mit einer Art von Füllhorn, ganz wie die alten griechischen und römischen Figuren der Ceres, vorgestellt. Jupiter oder Diespiter hat alle Eigenschaften des indischen Indra oder Divespetir, d. i. der Herr des Himmels, dessen Geschoß Vatschra, d. i. der Donnerkeil, ist. Bey den Indern erscheint er freylich als untergeordnete Gottheit, wehrend er bey den Griechen und Römern als allerhöchster Gott die Eigenschaften der indischen Trimurti, Brahma des Schöpfers, Wischnu des Erhalters, und Schiwa des Zerstörers, als Magnus Divus, Altor, Ruminus, Conservator, Ultor, Genitor vereiniget. Aus der indischen Schöpfungslehre von dem Urwasser, dem Weltey und der Lotósblume, worauf Brahma schwamm, sind

die Lehren der joniſchen und orphiſchen Philoſophie von dem Urwaſſer und dem Weltey und die ägyptiſche Verehrung der Lotosblume hervorgegangen. Wie Jupiter die Titanen niederkämpfte, ſo ſtürzte Siva, der indiſche Jupiter Ultor, die Daitlas oder Söhne von Diti mit dem feurigen Geſchoſſe des Donners nieder. Mit drey Augen Siva Trilochan iſt er der Jupiter Triophtalmos der Griechen. Als Zerſtörer iſt Siva zugleich der Erzeuger, weil nach der Lehre der indiſchen Vedantis und der perſiſchen Sofis Zerſtören und Erzeugen nur verſchiedene Formen des Seyns ſind. Ob aus dem Beynamen Siva's: Bagis, der Name des Bacchus entſtanden ſey, wollen wir dahin geſtellt ſeyn laſſen.

Die Attribute Neptuns finden ſich in dem Dreyzacke Siva's als herrſchenden Gottes der Waſſer, und ſeine Trompeten-Muſchel erinnert an die Muſik der Tritonen. Ein untergeordneter Genius der Waſſer iſt Varuna, welcher mit dem Genius der Winde Marut durch den Koran in den moslimiſchen Mythos als Harut und Marut, d. i. als die Genien der Waſſer und der Winde, übergegangen iſt. Die Gemahlin Siva's, Bhavani, entſpricht in mehr als einer Beziehung der Meerentſproſſenen Liebesgöttin der Griechen, als Venus Marina, indem ihre Statue bey dem großen Feſte Durgotſava in die Fluten geworfen wird; als Venus Urania, indem ſie wie bey Lukretius die Alles erzeugende und befruchtende Göttin iſt; als Venus Melanis, deren Pauſanias mehr als einmal erwähnt, durch ihre ſchwarze Farbe, und die Remba oder indiſche Venus vulgivaga entſtieg, wie Aphrodite, dem Schaume des geſprudelten Milchmeers. Durch ihre vielen Namen ähnelt Bhavani der Iſis Myrionymos, als Parvati oder Berggöttin hat ſie einige Aehnlichkeit mit der olympiſchen Juno und als Durga, d. i. die ſchwer anzunahende, mit Pallas. Die ganze Geſchichte der Eroberungszüge des Dionyſos und des Hirtenlebens Apoll's findet ſich in den zwey Avatars oder Verwandlungen Wiſchnu's als Rama und Kriſchna. Die in dem Ramajan beſchriebenen Züge des Dionyſos haben ihre Seitenſtücke in der Dionyſias des Nonnos. Pavan und Hanuman, die Fürſten der Affen, als Bundesgenoſſen Rama's, erinnern an die Pane und Faunen, an die Satyren und Silenen, die Begleiter des Bacchus, und der Berg Meros, worauf der griechiſche Dionyſos geboren war, iſt der indiſche Meru. Der Phoibos Nomios der Griechen iſt ganz derſelbe mit Kriſchna dem indiſchen Gott der Winde. Unter den Hirten auf den Ebenen von Mathura erzogen, ſcherzte er ſeine Jugend in der Geſellſchaft der Hirtinnen oder Gopis (Kuhmädchen) durch, von denen er vorzüglich neun auserwählte.

Krischna bekämpfte wie Apollo den Drachen und sein Beyname Kesava, d. i. der Lockichte (auch im Persischen heißt Kīssū کسیو Haar), entspricht dem Apollo Crinitus. Iswara, der Gott der Natur, und Isani seine Gemahlin sind der ägyptische Osiris und Isis. Der Gott des Feuers wird Agni oder auch Pavaka, d. i. der Reiniger, genannt. Diese Worte sind aus dem Sanskrit in zwey damit verwandte Sprachstämme übergegangen, indem *αγνος* auf griechisch, und paf پاک auf persisch rein heißt. Kali die Rachegöttin, in der Eigenschaft der Alles zerstörenden Zeit betrachtet, hat alle der Hekate beygelegten Eigenschaften, so wie sie als Bhavani die Verrichtungen der Ilithyia als Geburtshelferin über sich genommen hat. Der indische Plutus heißt Kevira, und in diesem Namen ist der der Kabiren um so weniger zu verkennen, als auch jener, wie diese, einen Hammer in der Hand führt, wobey noch zu bemerken kömmt, daß der Name des achten dienstleistenden Genius Kamillos sich in dem indischen Kamil erhalten hat. Uebrigens hat über die einzelnen Namen der Kabirischen Gottheiten Captain Wilford (V. Bd. 19) in zwey Blättern sehr wichtige Aufschlüsse gegeben, indem er die Namen derselben Arieros, Ariocersa, Ariocersus und Casmillus aus dem Sanskrit und die bey den eleusinischen Mysterien gebräuchliche Schlußformel *Κογξ, Ὀμ, Παξ* aus der noch heute bey den indischen Opfern gebräuchlichen Formel Hanscha om, pachscha ableitet, welche den persischen Wörtern Kam کام Amin امین und bachsch بخش entsprechen. Eine Formel, die nach der genialischen Erklärung des Herrn von Uvaroff dieselbe mit unserem pax vobis ist. Ob sie nun diese, oder eine andere, dem Schlusse der persischen Hymnen ähnliche Bedeutung ursprünglich gehabt habe, so schadet diese Ungewißheit doch nichts ihrem echt indischen Ursprunge, und wir finden keine gegründete Ursache denselben zu bezweifeln.

Ueber die Vedas oder heilige Schrift der Inder hat zuerst der Inder Goverdan Caul (I. Bd. 18) und dann Herr Colebrooke (VIII. Bd. 8) erschöpfende Nachricht gegeben. Bekanntermaßen hat der Bruder Aurengsib's, der Prinz Daraschukuh, (im Jahre 1657 auf Befehl seines Bruders ermordet) zuerst den für Profane undurchdringlichen Schleyer, welcher bis dorthin auf den heiligen Schriften der Inder lag, gelüftet, und davon unter dem Titel Upnechat einen sehr unvollständigen, mit manchem Fremdartigen gemischten Auszug, geliefert, den Anquetil du Perron ins Französische und Rixener ins Teutsche übersetzt haben.

Vedas sind vier, 1. Rigveda, 2. Jadscherveda, 3. Samaveda, 4. Atarvanveda (wiewohl manche den letzten nicht gelten lassen wollen, sondern nur die ersten drey aufzählen, wovon der erste aus dem Feuer, der zweyte aus der Luft, der dritte aus der Sonne entsprungen seyn soll). Ein Theil des vierten scheint doch eben so alt, wie die drey übrigen zu seyn, und der Name desselben ist älter als Viasa, welcher die Vedas ordnete. Derselbe gilt auch von den Schriften Itihasa und Purana, welche von Einigen für den fünften Veda angenommen werden. Die Namen der ersten drey Vedas bezeichnen auch ihre vorzüglichsten Bestandtheile, wodurch dieselben in größeren Gebrauch und Credit gekommen, als der vierte. Rig oder Ridsch heißen Gebete in gebundener Rede, Saman, wenn sie zum Singen eingerichtet sind, und Jadsches die prosaischen. Viasa der Sammler lehrte dieselben fünf Schülern, und diese wieder anderen, so daß in dem Laufe der Zeit nicht weniger als elfhundert verschiedene Schulen, Schriftlesungen und Schriftauslegungen entstanden. Die verschiedenen Gebetsammlungen (Sanhitas) der Vedas mit ihren verschiedenen Auslegungen bilden die Sahas, d. i. die Zweige der Vedas. Der Hauptunterschied derselben besteht jedoch nicht sowohl in den Gebetformeln, welche Mantra heißen, als in den Ritual-Gesetzen, Brahmana genannt. Die Theologie oder das eigentliche indische Dogma, dessen beweisender Theil Vedante genannt wird, ist in besonderen Abhandlungen enthalten, die Upanisched (dasselbe mit dem obigen Upnechat) heißen, und gewöhnlich unter dem Theile Brahmana begriffen werden.

1. Der Rigveda besteht meistens aus Hymnen, wie dieses der Name selbst anzeigt, indem das Zeitwort Ridsch, lobpreisen bedeutet. In diesen Hymnen werden immer zwey Personen unterschieden, nämlich die Devata oder Gottheit, an welche der Hymnus (Mantra) gerichtet ist, und der Rischi, d. i. der Ueberlieferer oder Sprecher des Gebetes, dem dasselbe zuerst geoffenbaret war. Das Anenkramani oder das Inhaltsverzeichniß der Vedas enthalt die Namen dieser Rischis, welche Zweifelsohne die wahren Verfasser der verschiedenen Theile sind, welche erst von Viasi in ein Ganzes zusammengeordnet worden. Das Nighanti oder Glossarium der Vedas enthält drey Verzeichnisse von Namen der Gottheit, wovon das erste die Namen, welche gleich bedeutend mit Feuer, das zweyte die Namen, welche gleichbedeutend mit Luft, und das dritte, die mit Sonne gleichbedeutenden enthält. Diese drey Urgottheiten Feuer, Luft und Sonne, haben ihren Wohnsitz auf der Erde, in der Mittelregion und im Himmel. Das heilige Wort Om bezeichnet jede

Gottheit, den Allewigen, Ihn (Parametschi), den Allumfassenden (Brahma), Gott (Deva), die alles belebende Seele (Adchathma), im Grunde ist aber nur Eine Gottheit, die große oder Weltenseele (Mahan Atma), wovon alle anderen Gottheiten nur Theile sind. Der letzte Hymnus (Sekte) des dritten Buches des Rigveda enthalt das berühmte Gajatri oder Sonnengebet, das eigentliche Glaubensbekenntniß des Inders, die heiligste vor Profanen nicht auszusprechende Formel, welche mehr als einmal auch in den anderen Vedas vorkömmt, aber hier zum erstenmal dem Rischi Biswanmitra geoffenbaret worden seyn soll. Zum Schlusse des zehnten Hauptstückes des siebenten Buches ist ein Hymnus, welcher von Wah, d. i. die Sprache der wirksamen Kraftäußerung Brahma's zu ihrem eigenen Lobe gesprochen wird, der mit den Worten schließt: »ich trage den Vater (d. i. den Himmel) »auf dem Haupte, und mein Ursprung ist in der Mitte des Welt»meeres, deßhalben durchdringe ich alle Wesen, und reiche mit »meinem Haupte an die Himmel. Ich bin jenseits derselben und »jenseits dieser Erde, und was der Eine große ist, bin Ich.« Die Schlußhymnen des Rigveda sind in demselben Geiste des mystischen Pantheismus geschrieben, welcher das Wesen der indischen Vedantis und der persischen Sofis ist; z. B. »da war noch »kein Seyn oder Nichtseyn, weder Welt noch Himmel noch »Etwas oder demselben, nichts irgendwo in der Glückseligkeit von »irgend Jemand, einwickelnd, oder eingewickelt; weder Wasser tief »und gefahrlich. Tod war nicht, und es war nicht Unsterblichkeit »noch Unterscheidung von Tag und Nacht, aber Das hauchte ohne »Anhauch einzeln mit Ihr, die inner demselben erhalten wird, außer »Ihm, bestand nichts von dem, was seit dem geworden. Fin»sterniß war, denn die Welt war umhüllt mit Finsterniß, und war »nicht zu unterscheiden von dem Wasser, aber diese Masse bedeckt »von der Hülle ward zuletzt hervorgebracht durch die Nacht der Be»trachtung. Zuerst wurde Verlangen gebildet in seinem Gemüthe, »und dieses ward der ursprüngliche hervorbringende Saame, welchen »die Weisen durch den Verstand in ihren Herzen erkennen, und »unterscheiden von Nichtseyn, der Grenze des Seyns.«

Ein Theil des Rigveda ist das Atereja Aramaja aus achtzehn Lectionen bestehend, wovon die vier letzten das eigentliche Atereja Upanisched der Vedantischule ausmachen, wovon das folgende eine sehr merkwürdige Probe:

»Ursprünglich war diese Weltseele allein, und Nichts ande»res bestand Thätiges oder Unthätiges. Er dachte: ich will Wel»ten schaffen. So erschuf Er diese verschiedenen Welten, das »Urwasser, Licht, sterbliche Wesen und die Wasser. Das Urwas»ser ist ober dem Himmel, die Atmosphäre umfaßt das Licht,

»die Erde ist sterblich, und unter derselben sind die Wasser. Er »dachte: dieß sind Welten, ich will Hüter der Welten schaffen. »So zog Er von den Wassern heraus, und bildete ein eingefor»pertes Wesen. Er betrachtete dasselbe, und der Mund des so »betrachtenden Wesens öffnete sich in Eygestalt: Von dem Mund »ging hervor die Sprache, von der Sprache ging Feuer aus. »Die Nasenlöcher dehnten sich aus, und aus denselben ging Odem »hervor. Durch den Odem wurde die Luft fortgepflanzt, die »Augen öffneten sich: von den Augen sprang ein Glanz, und aus »dem Glanze ward die Sonne. Die Ohren erweiterten sich: von »dem Ohren kam Hören, und daraus die Regionen des Raumes; »die Haut dehnte sich aus, aus der Haut wuchs Haar, und aus »den Haaren Kräuter und Bäume; die Brust öffnete sich: von der »Brust ging das Gemüth hervor, und aus dem Gemüthe der »Mond; der Nabel barst: von dem Nabel kam Verschlingung »und davon der Tod. Das Zeugungsorgan barst, daraus flossen »erzeugende Samen, und daraus die Wasser. Diese Gott»heiten so gestaltet fielen in die weite See, und zu Ihm kamen »sie mit Hunger und Durst, und zu Ihm sprachen sie so: verleihe »uns schmalere Gestalt, worin wir wohnend Nahrung zu uns neh»men mögen. Er bot ihnen die Gestalt einer Kuh; sie sagten: »es ist nicht hinlanglich für uns. Er stellte ihnen die Gestalt eines »Pferdes vor, sie sagten, weder dieses leistet uns Genüge. Er »zeigte ihnen die menschliche Gestalt, da riefen sie aus: wohlge»than! wie wunderbar! daher ist der Mensch vor allen wohlgebildet. »Er befahl ihnen ihre verschiedenen Plätze einzunehmen. Feuer »ward Wort, und ging in den Mund ein. Luft ward Hauch, »und schlof in die Nasenlöcher. Sonne ward Gesicht, und drang »in das Auge. Raum ward Gehör, und nahm Besitz von dem »Ohre. Kraut und Baum ward Haar, und überzog die Haut. »Der Mond ward Gemüth, und füllte die Brust. Tod ward »Freßgier, und lagerte sich auf den Nabel; und Wasser ward der »zeugende Saamen, der die Zeugungsorgane füllte. Hun»ger und Durst wandten sich nun zu Ihm, sprechend: weise »uns unsere Plätze an. Er antwortete: Ich vertheile euch unter »diese Gottheiten, und ihr sollt mit ihnen theilnehmen, daher ist »es, daß den Gottheiten Opfer dargebracht werden, woran Hun»ger und Durst theilnehmen. Er überlegte bey sich: dieß sind »Welten und Lenker der Welten, für sie will ich Nahrung gestal»ten. Er betrachtete die Wasser; von den so betrachteten Was»sern ging Form aus, und Form ist Nahrung, die auf diese Art »hervorgebracht ward. Sobald als gestaltet, wandte sich die »Nahrung hinweg, und versuchte zu fliehen. Der Urmensch »suchte sich ihrer durch die Sprache zu bemachtigen, konnte sie aber

»nicht erreichen durch seine Stimme; hätte er sie erreicht, würde »Hunger durch die bloße Nennung der Nahrung gestillt seyn. Er »versuchte sie mit seinem Hauche zu fassen, vermochte aber nicht »dieselbe in Odem einzuathmen; hätte er sie eingeathmet, würde »Hunger durch bloßen Geruch der Nahrung gestillt seyn. Er suchte »sie mit einem Blicke zu treffen, konnte sie aber nicht erreichen; »hätte er sie erreicht, würde Hunger durch bloßes Anschauen der »Nahrung gestillt seyn. Er versuchte es, sie durch das Gehör zu »fangen; konnte sie aber durch dasselbe nicht festhalten; hätte er »sie festgehalten, würde Hunger durch bloßes Hörensagen von »Nahrung gestillt seyn. Er suchte sie durch seine Haut zu er»fassen, aber ohne sie durch das Gefühl zurückhalten zu können; »hätte er sie durch das Gefühl zurückgehalten, würde Hunger »durch bloßes Berühren gestillt seyn. Er wünschte sie durch das »Gemüth zu erreichen, aber konnte sie nicht durch Denken erfassen; »hätte sie der Gedanke erfaßt, so würde Hunger durch Betrachtung »gestillt seyn. Er bemühte sich ihrer durch das Zeugungsorgan hab»haft zu werden, aber ohne sich ihrer bemächtigen zu können; hatte »er sich ihrer auf diese Art bemächtiget, würde Hunger durch Er»gießung gestillt seyn. Zuletzt versuchte er es sie durch Freßgier »in seine Macht zu bekommen, und er verschlang sie; die so ein»gezogene Luft bemächtigte sich der Nahrung, und diese Luft ist »die Fessel des Lebens. Er (der Weltgeist) überlegte dann »bey sich: wie kann dieser Körper bestehen ohne mich? Er betrach»tete, durch welchen Weg er eingehen sollte. Er dachte: wenn »ohne mich die Sprache spricht, der Odem haucht, das Gesicht »schauet, wenn das Gehör hört, die Haut fühlt, wenn die Freß»gier verschlingt, und das Zeugungsorgan zeugt, wer bin denn »ich? Er trennte die Schedelnath, und ging durch diese Bahn »ein, diese Bahn heißt die Schedelnath, und ist der Weg zur Se»ligkeit.«

§. VI. »Was ist die Seele, daß wir sie anbeten mögen, »was ist sie? ist sie das, wodurch der Mensch sieht, wodurch er »hört, wodurch er riecht, wodurch er spricht, wodurch er schmeckt? »ist sie das Herz oder das Gemüth? ist sie Empfindung oder Wil»lenskraft? oder Unterscheidung? oder Zusammenfassung? oder »Auffassung? oder Behaltung (des Eindrucks)? oder Aufmerk»samkeit? oder Verwendung? oder Eile? oder Gedächtniß? oder »Zustimmung? oder Bestimmung? oder thierische Verrichtung, »oder Wunsch oder Verlangen? Alles dieß sind nur verschie»dene Namen der Fassungskraft, und die Seele, welche in der »Fassungskraft besteht, ist Brahma; sie ist Indra; sie ist »Pradschapati, d. i. der Herr der Geschöpfe, diese Götter »sind Sie (die Seele) oder Er (der Weltgeist) und so sind Er oder

»Sie die fünf Elemente, nämlich: Erde, Luft, Aether, Waſſer »und Licht; dieſe für ſich und dieſelben mit Saamen des Seyns »verbunden, oder Weſen entſprungen dem Ey oder genähret im »Schooße, oder entwickelt durch warme Feuchtigkeit, oder ent»ſproſſen dem Pflanzenkeim; ſeyen es nun Pferde oder Kühe, »Menſchen oder Elephanten, was da lebt und webt, was da geht »und fliegt, was da ſproßt und wächſt, alles iſt das Auge der »Vernunft, alles iſt gegründet auf Vernunft, die Welt iſt das »Auge der Vernunft, und die Vernunft iſt der Grund der Welt. »Vernunft iſt Brahma der allein große. Durch die ver»nünftige Seele ſteigt der Weiſe von dieſer Welt in die geſeg»neten Regionen des Himmels auf, und erreicht, aller ſeiner Wün»ſche theilhaftig, die Unſterblichkeit; er wird unſterblich.«

§. VII. »Möge mein Wort auf Verſtand gegründet, und »mein Gemüth aufmerkſam auf meinen Vortrag ſeyn! mögeſt »du mir geoffenbaret ſeyn, o ſelbſt geoffenbarte Vernunft! mei»netwillen, o Sprache und Gemüth, kommt über dieſen Veda »herab! Möge, was ich gehört habe, unvergeſſen ſeyn! Tag und »Nacht möchte ich ſchauen, was ich betrachtet habe! Laſſe mich »denken das Weſen, laſſe mich ſprechen die Wahrheit, möge ſie »mich bewahren! möge ſie bewahren den Lehrer! mich möge ſie »bewahren, den Lehrer möge ſie bewahren! der Lehrer moge ſie »bewahren, möge ſie bewahren den Lehrer!«

Der zweyte Veda, Jadſcherveda, beſchäftiget ſich meiſtens mit Opfern und Darbringung von Gaben, wie dieſes ſchon der Name anzeigt, und iſt in Hinſicht der Mantras oder Gebetformeln der kürzeſte. Die Sammlung der Anrufungen (Sanhita) beſteht aus vierzig Leſungen (Adhiaja), welche in kleinere Abſchnitte (Kandika) getheilet ſind, deren jede gewöhnlich ein Mantra ausmacht. Dieſer Veda iſt wie der Rigveda in Anavakes eingetheilt. Eine der merkwürdigſten dieſer Opferhymnen iſt die folgende:

»Feuer iſt die Grundurſache; ſo iſt die Sonne, ſo iſt die »Luft, ſo iſt der Mond, ſo iſt der reine Brahma, ſo »ſind die Waſſer, und ſo der Herr der Geſchöpfe. Momente »und Zeitmaße gingen hervor, aus der ſtrahlenden Perſon, »die Niemand faſſen kann, als einen Gegenſtand der Faſ»ſungskraft, oben, unten, oder in der Mitte. Von Ihm, deſſen »Glorie ſo hocherhaben, beſteht kein Bild. Er iſt, der geprieſen »wird von verſchiedenen heiligen Weiſen. Er iſt Gott, der alle »Regionen durchdringt. Er iſt der Erſtgeborne. Er iſt's, der »im Schooße, der Geborne, der der Hervorzubringende iſt. Er »wohnt allgemein allen Perſonen bey. Er iſt's vor dem »Nichts geboren, Er der Alles ward. Er der Herr der Geſchöpfe,

»sich des Schaffens freuend, schuf die drey großen Lichter, Sonne, »Mond und Feuer.« — »Welchem Gott sollen wir Opfer bringen, »als Ihm, der den flüssigen Himmel und die feste Erde schuf. »Der den Sonnenkreis (Swar) und den himmlischen Aufent»halt (Naka) befestigte, der aus dem Dunstkreis die Tropfen »des Regens bildete. Welchem Gott sollen wir Opfer bringen? »als Ihm, den Himmel und Erde gemüthlich betrachten, während »sie durch Opfer gestarkt, und verschönt sind, und erleuchtet durch »die Sonne, die sich über dieselben erhebt!«

Die beyden Opfer Aswameda und Purusschameda, deren in diesem Veda erwähnet wird, werden nicht durch Schlachtung der dazu bestimmten Thiere, sondern blos dadurch gefeyert, daß dieselben eingefangen, an Pfähle festgebunden, und wieder losgelassen werden. Das Pferd, welches der Gegenstand des Aswameda ist, wird als ein Sinnbild des Viradsch, oder des allgeoffenbarten Urwesens angesehen. Die verschiedenen Theile seines Körpers werden als Maß der Zeit und des Raums beschrieben; so ist sein Kopf der Morgen, sein Auge die Sonne, sein Odem die Luft, sein Ohr der Mond u. s. w. Das Pferd wird laut einer anderen Stelle gleichsam als ein Surrogat, für alle anderen wilden und zahmen Thiere, deren Gesammtheit das Urwesen vorstellt, betrachtet. Diese Ceremonie dürfte dann in der Folge zu dem eigentlichen Pferdopfer Anlaß gegeben haben, welches wohl statt findet, aber nicht in den Vedas gegründet ist. Aus der ursprünglichen Einheit der alten persischen und indischen Religion, und des beyden gemeinsamen Feuerdienstes, läßt sich die Vermuthung begründen, daß diese Idee eines Sühnopfers des Urwesens auch dem Mithras-Opfer zum Grunde gelegen habe, indem auf den erhaltenen Mithras-Monumenten auch die Gesammtheit der guten und bösen Thiere, wie bey dem indischen Pferdopfer die Gesammtheit der wilden und zahmen Thiere vorkömmt; und der Unterschied der beyden Opfer läge dann blos darin, daß bey dem Mithras-Opfer der Stier, wie bey dem Aswameda das Pferd die erste Rolle spielt. Eine Stelle dieses Veda über den Ursprung des für das Aswameda geheiligten Feuers beginnt folgendermaßen: »Nichts bestand in der Welt, bevor der Vernunft (Mind). Die Welt war umgeben vom Tod, gierig, daß er sie verschlinge; da ward Vernunft gebildet, begierig Freund zu seyn mit der Seele« (so wünschet umgekehrt in den Büchern des Hermes Trismegistos die Seele mit der Vernunft Freund zu werden). Eine andere Stelle dieses Upanisched beschreibt die Entwicklung des Viradsch oder Urwesens, d. i. die Schö-

pfungsgeschichte im Geiste der Vedantis oder indischen Mystiker folgendermaßen:

»Diese Mannigfaltigkeit der Formen war bevor der Seele, »die ein menschliches Ebenbild war. Das Urwesen schaute umher, »und als es nichts sah als sich selbst, sprach es (Er): Ich bin Ich. »Daher ward sein Name Ich, und daher antwortete der Mensch »noch heute auf die erste Frage: dieß bin Ich.« — »Weil Er, »der vor allen anderen war, durch Feuer alle sündigen Hindernisse »überkam, überkömmt auch Ihn der Mensch, der vor Ihm zu seyn »sucht. Er fühlte Schrecken, und deshalben fürchtet sich der »Mensch, wenn allein; aber Er überlegte: da Nichts besteht »außer mir, warum soll Ich fürchten, so ging die Furcht von hin»nen; denn was sollte Er fürchten, da Furcht einen anderen Ge»genstand vorausseßt.« — »Er fühlte nicht Vergnügen, und da»her ist der Mensch nicht vergnügt, wenn allein. Er wünschte »das Daseyn eines anderen Wesens, und alsogleich ward Er Mann »und Weib, in gegenseitiger Umarmung verschlungen. Er machte, »daß sein eigenes Selbst zerfiel, und sogleich ward Mann und »Weib. So ist dieser Leib nur eine unvollkommene Hälfte von »Ihm selbst. Die andere Hälfte ward ausgefüllt durch das Weib. »Er nahte sich ihr, und so wurden menschliche Wesen hervorge»bracht.« — »Sie überlegte zweifelnd: wie kann Er, nachdem »Er mich aus sich selbst hervorgebracht hat, mir blutschandend »nahen? ich will mich unter anderer Form verbergen, sie ward »zur Kuh, und er zum Stier, und er nahte ihr, und ihre Frucht »waren Kälber. Sie verwandelte sich in eine Mähre, und er in »einen Hengst, dann sie in eine Eselin und er in einen Esel, so »nahte er ihr, und die Nachkommenschaft waren die einhufigen »Thiere. Sie ward zur Ziege, und er zum Bock, sie zum Schaafe »und er zum Widder, so nahte er ihr, und Ziegen und Lämmer »waren das Erzeugniß. Auf diese Weise erschuf Er jedes Paar »von lebenden Thieren bis zu den Ameisen, und kleinsten Insekten.«

Diese alte kosmogonische Idee des sich in das männliche und weibliche Geschlecht zerspaltenden Urwesens, welche sich in mehr denn einem Purana findet, schwebte den Griechen in so vielen uralten Zwittergottheiten, und in den Androgynen des Plato so wie die Verwandlung des Urwesens in den Verwandlungen des Proteus vor Augen. Die eben genannten Puranas sind nicht zu vermischen mit den großen mythologischen Gedichten, welche diesen Namen führen, sondern hier werden einzelne Stellen der Vedas verstanden, welche sich in dem Brahmana genannten Theile derselben befinden. Das folgende Gebet gewährt neue Berührungspunkte der persischen Mythologie mit der indischen: »Möge Mitra, der Vorsitzer des Tages, und Varuna

»der Lenker der Nacht, Ariaman der Regierer der Sonne und »des Gesichtes, Indra der Verleiher von Stärke, Vrihas»pati der Ordner der Sprache, und Vischnu mit weit aus»greifenden Fußstapfen uns Wohlseyn verleihen.« Wir finden hier im Mithra den Mithras als Genius des Tages, in Varuna der Harut als gefallenen Engel der Nacht; und wiewohl Ariaman hier als Genius der Sonne erscheint, so dürfte sein Name doch derselbe mit dem Ahriman der Perser seyn.

Drittens. Der Samaveda steht wegen der Kraft seiner Gebete, welche in gebundener Rede abgesungen werden, in besonderem Rufe der Heiligkeit. Da Hr. Colebrooke sich keine vollkommene Abschrift, oder einen Kommentar verschaffen konnte, so theilt er hiervon nur fragmentarische Kenntnisse mit.

Viertens. Der Atharvaveda. Die Gebetsammlung desselben (Sanhita) besteht aus zwanzig Büchern (Kanda), untergetheilt in Abschnitte (Anevaka), Hymnen (Sekte), und Verse (Ritsch), deren letzten sechstausend funfzehn an der Zahl. Der merkwürdigste Theil des Atharvaveda ist der theologische, oder die sogenannten Upanisched, welches Wort eigentlich die göttliche Wissenschaft, oder die Kenntniß von Gott bedeutet, und worauf sich die ganze indische Theologie gründet. In den besten Abschriften dieses Veda finden sich zwey und funfzig solcher Upanisched. In dem ersten dieser Upanisched heißt es:

»Zwey Wissenschaften sind von einander zu unterscheiden, die »höchste und eine andere. Diese andere ist der Rigveda, Jad»scherveda, der Samaveda und Atharveda; die Re»geln der Accentuation, die Gebräuche der Religion, die Gram»matik, die Erklärung dunkler Wörter, die Prosodie und Astro»nomie, die Itihasa und Purana, die Logik mit den Regeln der »Auslegungskunst, und dem Systeme moralischer Pflichten. Die »höchste Wissenschaft ist aber die, wodurch die unzerstörbare Natur »erfaßt wird. Sie die unsichtbare, die sich weder ergreifen noch »ableiten läßt; farbenlos, ohne Ohren und Augen, ohne Hände »und Füße, und doch alles durchdringend, unwandelbar, und von »dem Weisen als die Quelle aller Dinge betrachtet. Wie die »Spinne spinnt und den Faden zurückführt, wie Pflanzen auf der »Erde sprossen, wie Haare dem lebendigen Körper entwachsen, so »entsproßt und entwächst dieses Weltall der unvergänglichen Na»tur. Durch Betrachtung keimt die Unendliche; aus ihr wird »Nahrung erzeugt, und daraus in der Folge Hauch, Geist, wirk»liche Elemente, Welten und Unsterblichkeit, die aus guten Tha»ten sprießt. Der Allwissende ist tiefe Betrachtung, bestehend in »der Kenntniß dessen, der Alles weiß, und von dem der Geoffen-

»barte Große mit allen Namen, Formen und Nahrung ausgeht, »und dieß ist Wahrheit.«

Herr Colebrooke beschließt seinen Aufsatz mit den Gründen für die Echtheit der Veda und ihr wahrscheinliches Alter, welches vierzehn Jahrhunderte vor Christi Geburt angesetzt wird, da wohl mehrere Upanisched und andere Zusätze in spätere Zeiten fallen.

Herr Colebrooke, der zuerst die Vedas oder die heilige Schrift der Inder nach allen ihren Bestandtheilen auseinandergesetzt, und sich sowohl um das Studium des Sanskrit, als um das der indischen Gesetze das größte Verdienst erworben, hat in drey verschiedenen Abhandlungen (Essay, Band V. 22., Band VII. 8. 9.) eine sehr ausführliche Auskunft über die Ceremonien und Gebräuche der Inder überhaupt, und der Brahmanen besonders gegeben. Er durchgeht in dem ersten die verschiedenen Gebete, Reinigungen und Opfer, welche dem Brahmanen den ganzen Tag hindurch von dem Augenblicke an, wo er aufsteht, bis zum Schlafengehen obliegen, und welche außer der vielfältigen Wiederholung des Gajatri oder Sonnen-Hymnus, des dreybuchstabigen Wortes Ohm und der Namen der drey Welten noch aus vielen besonderen Gebetformeln bestehen, welche bey der Darbringung der geläuterten Butter (Ghi), und des gesottenen Reißes, des Honigs und Oels, der Früchte und Rauchwerke immer mit Kussagras (Poa Cynosuroides) und Tila (sesamum indicum) dargebracht werden. Sobald der Brahmane vom Schlafe erwacht ist, reibt er sich unter den gehörigen Gebeten die Zähne, und nimmt das heilige Bad vor, bey dem er achtmal Wasser über seinen Körper, und das neuntemal auf die Erde ausgießt, und dreymal Wasser einschlürft, mit der gewöhnlichen Anrufung an die Wasser: 1) »O Wasser, dieweil ihr Vergnü»gen gewähret, verleiht uns gegenwärtig die Glückseligkeit und »das entzückende Anschauen des höchsten Gottes!» 2) »Gleich zar»ten Müttern laßt uns hier an eurem günstigen Wesen theilneh»men!« 3) »Wir wurden zufrieden gestellt durch euer Wesen, womit »ihr die Welt befriedigt, o ihr Wasser! ihr wollet uns dieses »verleihen.«

Das Gajatri oder der heiligste Sonnen-Hymnus lautet folgendermaßen: »Ueber die leuchtende Kraft, welche Brahma »selbst ist, und das Licht der strahlenden Sonne genannt wird, »stelle ich Betrachtungen an; geleitet durch das geheimnißvolle »Licht, welches mir inwohnt, als Kraft des Gedankens. Dieses »Licht ist die Erde und der Aether, und Alles was besteht inner »der erschaffenen Sphäre, es ist die dreyfache Welt, enthaltend »Alles, was unbeweglich oder beweglich; es besteht innerlich in

»meinen Herzen, äußerlich in dem Kreise der Sonne, indem es »Eins und dasselbe ist mit dieser leuchtenden Kraft. Ich selbst bin »nur eine eingestrahlte Kraft des höchsten Brahma.«

Da dieses Gajatri das ganze System der indischen Religion in nuce enthält, so erhellet daraus, daß dieselbe der ursprüngliche Sonnen und Lichtkultus sey, dessen Abglanz in dem philosophischen Systeme der Eleaten und Neuplatoniker nach Griechenland ausfloß, unter dem Namen des alten Hermes Trismegistos die Lehre der Gnostiker durchdrang, und noch heute in der mystischen Lehre der Sofis weit verbreitete Strahlen aussendet.

Das ewige Licht, das in dem Gajatri als gleichbedeutend mit der Sonne angenommen wird, wiewohl dieses nur ein Ausfluß derselben ist, durchdringt und erleuchtet die sieben Welten, deren geheimnißvoller Name das zweyte kräftige Gebet sind. Die siebente derselben, Brahma's Wohnsitz, heißt Wahrheit, und kann nur durch Wahrhaftigkeit erreichet werden. Der Wahrheit und dem Lichte steht die Leidenschaft und die Finsterniß entgegen, und Wahrheit oder Licht sammt Leidenschaft und Finsterniß geoffenbart als Brahma, Wischnu und Schiwa, werden als die schöpfende, erhaltende und zerstörende Kraft, durch Wasser, Luft und Feuer symbolisch vorgestellt.

In der eigentlichen Sonnen-Anbetung, welche auf die vorhergehende Reinigung und Gebete folgt, wird das Gajatri folgendermaßen angerufen: »Du bist Licht, du bist Sonne, du »bist unsterbliches Leben, du bist leuchtend geliebt von den Göt»tern, geschmähet von keinem, du bist das heiligste Opfer,« und weiters: »Göttlicher Text, der du unsere besten Wünsche gewäh»rest, dessen Name dreysylbig, dessen Sinn die Macht des höch»sten Wesens ist, komm du Mutter der Vedas, die du von »Brahma entsprangst, sey hier beständig!« hierauf werden die Namen der drey unteren Welten hundert oder tausendmal wiederholt, je nachdem es thunlich ist; um dieselben abzuzählen dienen Rosenkränze von Saamenkörnern, oder von wohlgefaßten Juwelen, von Glaskorallen oder Perlen wie die, deren sich die Moslimen bedienen, um die hundert Eigenschaftswörter Gottes herzusagen. Als Buße wird öfters das Gajatri bis achthundertmal wiederholt, und demselben ein kurzes Gebet an den Stier, als Symbol der Gerechtigkeit, vorausgeschickt: »Der Stier brüllt; »er hat vier Hörner, drey Füsse, zwey Köpfe, sieben Hände, und »ist mit einem dreyfachen Gürtel gebunden;« unter den vier Hörnern werden der Oberprieſter und die drey Leſer der drey Vedas (Rigveda, Samaveda, Jadscherveda), unter den drey Füssen, die drey Vedas selbst, unter den zwey Köpfen die Opfer

und Gaben, unter den sieben Händen die sieben Priester bey gewissen Opfern, unter den drey Gürteln die dreyfache Anbetung, d. i. Morgens, Mittags und Abends verstanden. Die besondere Gabe oder Opferung Argha besteht in Blumen, Gerste, Wasser, indischem Sesam und Sandelholz, dargebracht in einem reinen kupfernen kahnförmigen Geschirre. Daß der Name dieses Geschirres und Opferung mit der Arche der Sündflut, und mit der Arche des Bundes, oder zunächst mit der ägyptischen Opfer- und Tempelarche, welche auf allen hieroglyphischen Vorstellungen ägyptischer Tempel häufig vorkömmt, verwandt sey, läßt sich wohl schwerlich bestreiten; aber eine auf keine Weise zu rechtfertigende lächerliche Uebertreibung ist es, wenn der Verfasser des Werkes On the origin of pagan idolatry (Faber) den ganzen Gottesdienst der alten Welt, und alle Dreyfaltigkeiten der ältesten Religionen blos von der Arche Noe's und seinen drey Söhnen herleiten will; wenn ihm sogar die Lotosblume, in der Brahma auf den Wassern schwimmt, nichts als die Arche vorstellt, so daß er in dem Kelche das Schiff, und in dem Pistill den Berg Ararat sieht, worauf dieselbe sitzen geblieben ist. Bey dem Mittags- und Abendbade sind wieder andere Gebetformeln und Auszüge aus dem Veda, und das sogenannte Grundgebet üblich, welches aus den Worten: Heil Narajana, d. i. dem auf dem Wasser schwebenden Urgeiste, besteht. Dieses Wort und die Bedeutung desselben erinnert zugleich an den Geist Gottes, der vor der Schöpfung brütend auf den Wassern schwebte, und auf den noch im heutigen Neugriechischen erhaltenen Namen des Wassers (νερο). Bey der Opferung des Kuhmistes wird gebetet: »Ich rufe an die Göttin des Ueberflusses, welche den Geruch fortpflanzt, welche unwiderstehlich, immer weiß, und in diesem Kuhdünger wirklich gegenwärtig ist. Herrin aller Wesen, »großtes der Elemente, Herrscherin aller Sinne.« Nach der Opferung des Kuhmistes wird das Wasser mit der hohlen Hand geopfert, und dabey das Gebet an Varuna den Genius der Wasser gerichtet: »Weil Varuna der König der Wasser »eine Bahn der Sonne vorgezeichnet hat, folge ich dieser Bahn. »Er machte diese Bahn im unbetretenen Raume, um die Fußstapfen der Sonne aufzunehmen. Er ist's, der die Bösen in »Zaum hält.«

Von den täglichen Pflichten und Religionsübungen des Brahmanen geht Hr. Colebrooke zu den fünf Sakramenten der Hindus über, von denen er in den zwey folgenden Versuchen zwey derselben, nämlich die Todtenfeyer oder das Sakrament der Abgeschiedenen und das Sakrament der Gastfreundschaft mit allen dabey üblichen Ceremonien auseinander setzt, und überdies noch in dem

ersten Versuche die Liturgie des Feueropfers vorausschickt, dem zweyten aber die Gebräuche der Geburts- und Hochzeitsfeyer anhängt. Da nach den Quellen, woraus Herr Colebrooke geschöpfet hat, die Feuerweihe als die Grundfeste aller Religionsübungen angegeben wird, so gibt dieses einen neuen Beweis für die ursprüngliche Einheit des persischen und indischen Kultus. Die Ceremonien der Einfriedigung des heiligen Grundes durch fünf Linien des Kußagrases (wovon der opfernde Priester einen Büschel in den Händen hält, wie die Mobede der Parsen das Hom), des Opfers von Reis, Milch, Topfen und Butter, die verschiedenen Gebete und Formeln, welche bey dieser Feyerweihe sowohl als bey der Todtenfeyer hergesagt werden, sind viel zu umständlich um hier Platz zu finden. Wir bemerken nur, daß die schon genannten Kußa und Tila sammt dem Turba-Gras, dann Oel, Butter und Milch, Honig, Zucker und Reis, Blumen, Wohlgerüche und Harze die Hauptbestandtheile dieser Opfer sind. Merkwürdig ist der Todtenopferkuchen, den der Priester mit dem Weihwasser mittelst eines Wedels besprengt, und der zunächst an die Kuchen und das Weihwasser, welches man bey den ägyptischen Todtenopfern auf den Mumiendeckeln abgebildet findet, erinnert. S. Fundgruben des Orients. V. 63.

Eines der schönsten Opfergebete, das sowohl bey der Aufopferung des nachenförmigen Kelches Argha (Arche) als bey anderen Gelegenheiten hergesagt wird, ist:

»Süß sollen die Winde hauchen, süß sollen die Ströme »fließen, süß seyen heilsame Kräuter für uns! Süß sey die Nacht, »und süß ziehe der Morgen herauf, süß sey der Morgen der Erde, »und der Himmel aller Erzeugnisse sey süß für uns! Soma (der »Mond) der König der Kräuter und Bäume sey süß, süß sey die »Sonne, und süß seyen die Kälber für uns! Namo! Nama!« Diese Schlußformel Namo nama, welche Lob und Preis bedeutet, ist das *Namas*, das auf den Mithras-Monumenten in derselben Bedeutung vorkömmt. Auf dieses Nama und das wiederholte Gajatri folgt unter der Begleitung von Pfeifen, Flöten und Trommeln das nachstehende kosmogonische Bruchstück der Vedas:

1) »Der eingekörperte Geist mit tausend Köpfen, tausend »Augen, tausend Füssen steht in der menschlichen Brust, während »er die ganze Erde durchdringt. 2) Dieses Wesen ist das Weltall »und Alles, was war, und seyn wird. Er wächst durch Nahrung, »und vertheilt die Unsterblichkeit. 3) Solch ist seine Größe, und »deshalb ist er der vortrefflichste eingekörperte Geist die Elemente »des Weltalls sind bloß ein Theil von Ihm, und drey Theile von »Ihm sind Unsterblichkeit im Himmel. 4) Dieses dreyfaltige Wesen erhob sich über der Welt, und Ein Theil von Ihm blieb zu-

»rück im Weltall, bestehend aus dem, was thut und nicht thut »(wirkt und leidet); wieder durchdrang er das Weltall. 5) Von »Ihm entsprang Viradsch, von dem der erste Mensch erzeugt »ward, der wieder zeugend die Erde bevölkerte. Von diesem Theile »(des die Welt durchdringenden Geistes, auch das allgemeine Opfer »genannt) wurde die heilige Opferung von Butter und Topfen »hervorgebracht, woraus alle Thiere, wild und zahm gebildet wur»den. 7) Von dem allgemeinen Opfer wurden hervorgebracht »die heiligen Hymnen Ritsch und Sama (die beyden ersten Ve»das); daraus entsprangen die heiligen Versmaße und der Ja»dscherveda. 8) Von demselben wurden Pferde hervorgebracht, »und alle Thiere mit zwey Reihen von Zähnen, aus demselben »entsprangen Kühe und Schafe. 9) Ihn (den Weltgeist im all»gemeinen Opfer vergegenwärtigt) opferten die Götter und Halb»götter, und die heiligen Weisen als ein Schlachtopfer auf heili»gem Grase, und vollzogen so eine heilige Handlung der Religion. »10) In wie viele Theile theilten sie dieses von ihnen geopferte »Wesen? Was ward aus seinem Munde? Wie werden seine Arme, »Schenkel und Füsse jetzt genannt? 11) Sein Mund ward zum »Priester, sein Arm zum Krieger, sein Schenkel zum Bauer, und »sein Fuß zum Sklaven. 12) Der Mond ward hervorgebracht aus »seinem Gemüthe, die Sonne sprang aus seinem Auge, Luft und »Odem gingen aus seinem Ohr, und Feuer aus seinem Munde »aus. 13) Das feinste Element wurde aus seinem Nabel, der »Himmel aus seinem Haupte, die Erde aus seinem Fuße, der »Raum aus seinem Ohre hervorgebracht: so bildete er die Welten. »14) In diesem feyerlichen Opfer, welches die Götter mit »Ihm als mit einem Sühnopfer vollzogen, stellte »der Frühling die Butter, der Sommer den Zunder, und schwü»les Wetter die Opferung vor. Sieben waren der Gräben rund »um den Altar; dreymal sieben waren der Schichten des Zun»ders bey diesem Opfer, welches die Götter vollbrachten, indem »sie dieses Wesen (den Weltgeist) als Schlachtopfer darbrachten. »16) Bey diesem Opfer beteten die Götter das Sühnopfer an. »Solche waren die Urpflichten, so gelangten sie zum Himmel, wo »frühere Götter und mächtige Halbgötter wohnen.«

Dieses sehr merkwürdige Bruchstück enthalt eine volle Bestätigung der in dem ersten Bande dieser Jahrbücher über den ursprünglichen Sinn des Mithras-Opfers geäußerten Vermuthung. Es ist der Weltgeist, bey dessen Transsubstantiation in das allgemeine Opfer nach der Lehre des Veda die Götter zugegen waren, der in der Parsenlehre mit einigen Abänderungen als Mithras, wie hier, durch das Rama angerufen wird.

Das Todtenopfer mit allen seinen Ceremonien hat eigentlich

den Zweck, die Seele des Verstorbenen, nachdem der Leib verbrannt ist, mit demselben wieder zu vereinen. Der zweyte Theil der Todtenfeyer oder die eigentlichen Exequien haben den Zweck die Seele von der Erde (wo sie sonst zwischen bösen Geistern herumirren würde) gegen Himmel den Manen der abgeschiedenen Ahnen zuzuführen. Diese Exequien heißen Sraddah, und bestehen aus drey Todtenkuchen, welche dreyen männlichen väterlichen Ahnen dargebracht werden. Solcher förmlicher Exequien gibt es das ganze Jahr hindurch nicht weniger als sechs und neunzig. Außer dem wird noch das Vriddhisraddah, d. i. die Glücksexequien als Vorbereitung zu anderen festlichen Ceremonien, z. B. vor einem Hochzeitsfeste, bey dem Anfange und Ende einer Faste begangen. Das Schlußgebet an das Feuer lautet also: »Feuer! sieben sind »deine Zunder; sieben sind deine Zungen; sieben sind deine »heiligen Weisen; sieben sind deine geliebten Wohnstätten; auf »sieben Wegen beten dich deine Opferer an; sieben sind deine »Quellen. Begnüge dich mit dieser geläuterten Butter!« Diese Wiederholung der Siebenzahl in dem Feuergebete liegt darin, daß dem Feuer von den Hindus sieben Strahlen, wie der Sonne, zugeschrieben werden.

Unter den Opfern und Ceremonien des Sakramentes der Gastfreundschaft sind die Vermählungsfeyerlichkeiten die merkwürdigsten. Nach dem gewöhnlichen Todtenopfer setzt sich der Vater der Braut, um den Bräutigam in aller Würde zu empfangen: er bringt ihm einen Polster, aus zwanzig Blättern von Kußagras geflochten, mit dem dreymaligen Ausrufe: der Polster! der Polster! der Polster! Der Bräutigam antwortet: ich nehme den Polster an, legt denselben unter seine Füsse, und spricht, das folgende Gebet: »Mögen diese Pflanzen, welche Soma (der Mond) beherrschet, und »welche über die Erde verschieden verbreitet sind, mir Glück ge»währen, während der Polster unter meinen Füssen ruht; — ich »verdunkle meine Nebenbuhler, wie die Sonne andere Lichter ver»dunkelt, ich trete auf diesen Polster als auf das Sinnbild desje»nigen, der mir Unbild zufügt.«

Bisher hat sich gewiß noch Niemand bey dem aus Frankreich nach Deutschland herübergekommenen Polsteranetäumen lassen, daß derselbe bey indischen Vermählungsfeyerlichkeiten eine so ehrwürdige Rolle spiele. Hierauf wäscht der Bräutigam die Füsse unter den gehörigen Gebeten, und empfängt von dem Schwiegervater zuerst die Argha, d. i. Wasser, Reis und Kußgras in einem nachenförmigen Gefäße, dann das Madhuparka d. i. ein Gefäß mit Honig, saurer Milch und geläuterter Butter gefüllt, während er es mischt und dreymal kostet, spricht er: »möge »ich essen diese süße, beste und nährende Form von Honig, und

»möchte ich werden eben so süß, vortrefflich und wohlgenährt! — »Möge Rede in meinem Munde, Odem in meinen Nüstern, Sehe»kraft in meinem Augapfel, Gehör in meinem Ohre, Stärke in »meinem Arme, Festigkeit in meinen Schenkeln seyn! meine Glie»der und meine Lenden seyen unerschüttert mit meiner Seele.« Hierauf wird zum Beschlusse dieses ersten Willkomms eine bisher angebundene Kuh, unter dem Geschrey: die Kuh, die Kuh! losgelassen. Noch vor der Ankunft des Bräutigams wird die Braut gebadet, und drey Schalen voll Wasser werden ihr unter drey Gebeten uber das Haupt gegossen.

Nachdem der Bräutigam von dem Madhuparca, das ist von dem mit Honig, saurer Milch und geläuterter Butter gefüllten Gefäße gekostet, wird die Hand der Braut über die seinige gelegt, nachdem beyde zuvor mit Turmeric oder mit einem anderen glücklichen Gewürze eingerieben worden sind. Eine Matrone bindet die Hände mit Kußagras unter der Begleitung fröhlicher Musik. Der Verfasser des Gedichts Maischada legt während dieser Ceremonie den Zuschauern die folgenden Betrachtungen in den Mund: »Er hat den glücklichen Tag begonnen, weil »er Honig von Bhaimi's Lippen schlürfen wird. Des Bräu»tigam's Hand wird verherrlicht durch Schlachten der Feinde; die »Hand der Braut hat ihre Schönheit von der Lotos entlehnt, »deshalben werden (schuldige) Hände mit starkem Kußagrase fest »gebunden.« — Die eigentliche Trauung geschieht, indem die Hände zusammengegeben werden, indem der Vater der Braut eine Schale mit Tila (Sesamum indicum) und Kußagras (Poa cynosuroides) über ihre Hände mit den Worten: om dat sat, d. i. Gott der bestehende, ausgießt und nach Hernennung der Namen des Brautpaars, dasselbe zusammengibt. Der Vater der Braut gibt dem Bräutigam ein Stück Gold, das dieser mit den Worten annimmt: »wer gab sie? wem gab er sie? — Liebe gab sie, der Liebe »gab er sie. Liebe war der Geber, Liebe war der Nehmer. Liebe »dein sey sie, mit Liebe mög ich mich ihrer freuen.« Nach der Trauung gehen Braut und Bräutigam hervor, und er spricht zu ihr: »sey freundlich in deinem Aussehen, und treu gegen deinen »Gemahl, sey glücklich an Zuchtvieh, liebenswürdig an Gemüth, »schön von Person: werde Mutter starker Söhne, sey fröhlich »und bringe Glück unsern zweyfüssigen und vierfüssigen Thieren. »Erst erhielt dich Soma (der Mond) zur Gemahlin, nach ihm »ein himmlischer Genius, dein dritter Gemahl war der Regent »des Feuers, der vierte ein menschliches Wesen. Der Mond gab »sie dem Genius (Gandarva), dieser dem Feuergeiste, der Feuer»geist mir, und mit ihr Reichthum und männliche Nachkommen»schaft. Möge sie, diese günstige Ursache des Glückes, mich nun-

»mer verlassen!« Der Bräutigam geht dann in das vorzüglichste Gemach des Hauses, wo er die Braut nicht etwa auskleidet, sondern ankleidet, und dabey betet: »mögest du hundert Jahre alt wer»den! leg' an dieses Gewand; sey liebenswürdig! sey keusch, er»halte Schönheit, Reichthum und männliche Nachkommenschaft! »Fräulein, lege dieses Gewand an.« Sie beten dann zusammen: »Mögen die versammelten Götter unsere Herzen vereinen, mögen »die Wasser uns vereinen, möge die Luft uns vereinen. Moge »der Schöpfer uns vereinen, möge der Gott der Liebe uns verei»nen!« Nach einem Opfer von sechsmal dargebrachter geläuterter Butter, und den dabey üblichen Gebeten, wird der Braut ein Stein unter den Fuß gelegt, und der Bräutigam betet: »steige »auf diesem Stein, sey fest wie dieser Stein, beschäme meine »Widersacher, und diene meinen Feinden nicht.« Die Braut wirft Reis in das Feuer unter den gewöhnlichen Gebeten. Hierauf folgen zwölf, oder dreyzehn Opferungen, verschiedene Gebete, je nachdem die Vermählung nach dem Texte des Samaveda oder Jadscherveda gefeyert wird. Die wesentlichste von allen Ceremonien, welche folgt, nachdem die Braut auf dem Stein gestanden, ist die der sieben Schritte; denn die Ehe ist erst dann vollkommen unwiederruflich, wenn sie den siebenten Schritt vollendet hat. Der Bräutigam führt sie nämlich nacheinander durch sieben Kreise, und spricht: »Möge dich Wischnu leiten einen Schritt um Nah»rung zu erhalten; möge dich Wischnu leiten zwey, um Stärke zu er»langen, drey Schritte zu den feyerlichen Uebungen der Religion, »vier Schritte zum Glücke, fünf Schritte zum Zuchtvieh, sechs »Schritte zum Reichthum, sieben Schritte zu dem opfernden Prie»ster. Wenn du sieben Schritte vollendet, sey mein Gefährte.« Der Freund des Bräutigams (der Brautführer) der zunächst bey dem Feuer gestanden, geht nun zur Stelle, wo der siebente Schritt vollendet wurde, und gießt Wasser über das Brautpaar aus. Der Bräutigam legt seine linke Hand unter die Hände der Braut, nimmt dann ihre Rechte, und spricht, die sechs folgenden Texte: 1) »ich »nehme deine Hand des guten Glückes willen, daß du mögest alt »werden mit mir deinem Gemahle! möge die großmüthige, mäch»tige, befruchtende Sonne dich zur Matrone machen, und mich »zum Hauswirth. 2) Sey artig von Ansehen und treu deinem »Gemahl, sey glücklich in Zuchtvieh, liebenswürdig von Gemüth, »schön von Person, werde Mutter überlebender Kinder, empfange »die fünf Sakramente, sey fröhlich und bringe Glück unsern zwey»füssigen und vierfüssigen Thieren. 3) Möge der Gott der Ge»schöpfe uns Nachkommenschaft geben bis in unser hohes Alter, »möge die Sonne unserer Nachkommenschaft Auszeichnung verlei»hen! Günstige Gottheiten haben dich mir verliehen, du gehe in »deines Gemahls Wohnung ein, und bringe Glück unsern zwey

»und vierfüssigen Thieren. 4) O Indra! der du den Regen »herabgießest, mache dieses Weib glücklich, und zur Mutter von »Kindern, gib ihr zehn Söhne und eilf Beschützer. 5) Sey unter»thänig dem Vater deines Gemahles, seiner Mutter, seinen Schwe»stern und Brüdern. 6) Gib dein Herz reinen Andachtsübungen, »dein Gemüth folge dem meinen, deine Rede stimme mit der »meinigen überein, möge Brihaspati dich mit mir vereinen!«

Die Anhänger des Jadscherveda erweitern das erste Gebet folgendermaßen: »Ich nehme deine Hand des guten Glückes willen, »daß du mögest alt werden mit mir deinem Gemahle. Mögen die »Gottheiten, namentlich die göttliche Sonne (Ariaman), und »das befruchtende Wesen (Savitri) und der Gott der Liebe dich »mir zur Hausfrau verleihen, daß ich dein Hauswirth seyn möge. »Ich bedarf der Göttin des Wohllebens, du bist sie; du bist die »Göttin des Wohllebens, ich bedarf ihrer. Ich bin der Sam»maveda, du bist der Ritschveda. Ich bin der Himmel, »du bist die Erde. Komm! lass' uns vermählen, lass' uns ehelige »Gemeinschaft pflegen, lass' uns Nachkommenschaft hervorbringen, »lass' uns Söhne erwirken. Mögen sie hohes Alter erreichen. »Mögen wir rühmlich und wohlgelaunt leben, leben hundert Jahre »lang, sehen hundert Jahre lang, hören hundert Jahre lang!«

Am Abende des Vermählungsfestes setzt sich die Braut, sobald die Sterne sichtbar werden, auf einer rothen Stierhaut nieder, und der Bräutigam neben ihr. Er bringt sechsmal geläuterte Butter dar, und gießt den Rest über das Haupt der Braut aus, als abwendendes Mittel gegen alle üblen Vorbedeutungen. Sie stehen dann beyde auf, und er zeigt ihr den Polarstern, indem er folgenden Text spricht: »der Himmel ist beständig, die Erde ist »beständig, das Weltall ist beständig; diese Berge sind beständig, »möge dieses Weib in ihres Gemahls Familie beständig seyn.« Hierauf gießen Matronen Wasser mit Laub vermischt aus Krügen, welche auf dem Altar vorbereitet stehen, über den Bräutigam und die Braut aus. Der Bräutigam nimmt dann Nahrung ohne Salz, und verrichtet während dieses ungesalzenen Mahles folgendes Gebet: 1) »Ich binde mit den Fesseln der Nahrung dein »Herz und Gemüth an den Edelstein meiner Seele, binde sie mit »Nahrung, welche der Faden des Lebens ist; ich binde sie mit »dem Knoten der Wahrheit. 2) Möge dieses Herz, das dein ist, »zu meinem Herzen werden, und dieses Herz, das mein ist, hin»führo dein Herz seyn. 3) Da Nahrung der Faden des Lebens ist, »so binde ich dich damit.« Die drey auf den Vermählungstag folgenden Tage muß das Brautpaar keusch und enthaltsam leben, und auf dem Boden schlafen. Am vierten führt der Bräutigam die Braut in einem Wagen nach Hause, und während sie denselben besteigt, spricht er: »O Weib der Sonne! besteige diesen

»Wagen, der den schönen Blüten des siebenblätterigen Wollen»baumes und der Butia gleicht, vielfärbig und wie Gold glänzend, »wohl ausgestattet mit vielen Rädern, und die Quelle von Glück.« Sobald die Braut vom Wagen abgestiegen ist, führt sie der Bräutigam unter Begleitung von Hymnen ins Haus; sie wird von Matronen bewillkommt, und auf eine rothe Stierhaut gesetzt; ein kleines Kind mit Lotos- oder andern Früchten in der Hand wird ihr in den Schooß gesetzt; der Bräutigam bringt acht, und dann zwanzig Aufopferungen dar, außer den gewöhnlichen für die drey Welten. Die Priester, welche dem Jadscherveda folgen, verrichten nur fünf Opferungen, und eben so viele Opferungen zu dem Feuer. Während das Wasser über das Haupt der Braut ausgegossen wird, beten sie: »der verderbliche Theil deiner Per»son, welcher deinem Gemahle, deinen Kindern, deinem Viehe, »deiner Ehre geschadet hätte, sey blos verderblich den Liebhabern; »möge dein Leib so geläutert hohes Alter erreichen.« Die Braut erhält dann Nahrung aus einem Kessel, und so wird der folgende Text gesprochen: »Ich vereine deinen Odem mit meinem Odem, »dein Gebein mit meinem Gebein, dein Fleisch mit meinem Fleisch, »und deine Haut mit meiner Haut.«

Die Würde und Feyerlichkeit dieser geheiligten Ceremonien der Ehe, der tiefe symbolische Sinn, welcher in selben liegt, die hohe Ehrfurcht für eheliche Treue und häusliches Glück, welches dieselbe beurkunden, die schöne, später auch bey den Griechen ausgebildete Symbolik, vermög deren der Mann der gute Genius (Δαιμων) des Weibes, und das Weib das gute Glück (Αγαθη Τυχη) des Mannes ist, alles dieses rechtfertiget den umständlicheren Auszug der drey Colebrook'schen Versuche, deren zweytem eine gehaltvolle Note angehängt ist, worin der so gründlich aus den Quellen gelehrte Verfasser seine Meinung ausspricht, daß bey genauer Prüfung der Lehren der Vedas sowohl, als Puranas die indische Theologie, wenn sie gleich polytheistischen Saamen enthält, dennoch sich immer auf Monotheismus zurückführen läßt. Der Kultus der Brahmanen zerfällt in fünf Hauptsekten: 1) Die Saivas oder Anbeter des Siva, welche der große Reformator Sanka Atschara ja begründete. 2) Die Waischnavas oder Anbeter des Wischnu. 3) Die Suras oder Sonnen-Anbeter. 4) Die Ganapatias oder Anbeter des Ganescha (d. i. des Gottes der Klugheit), welche in demselben alle Attribute der Gottheit vereinigen, welche die vorigen drey Sekten ausschlüßlich dem Siva, Wischnu und der Sonne beylegen. 5) Die Sachti oder Anbeter des weiblichen Princips unter dem Symbol der Jony, die wenn mit dem Symbole des männlichen vereint Lingam heißt. Diese fünf Sekten suchte Vopadeva, der Verfasser

des Sri Bhagavata zu vereinigen, indem er alle Gottheiten als bloße Symbole von Attributen und Offenbarungen der Gottheit gelten ließ, und alles auf die Lehre eines einzigen Gottes zurückführte. Die Waischnavas zerfallen wieder in zwey Hauptsekten, in die Gokulasthas und Ramanajas, wovon die ersten den Wischnu in seiner Verwandlung als Krischna, und die anderen als Ramatschandra verehren, und deren jede wieder in drey Unterabtheilungen zerfällt.

Vasadeva's, des Stifters der sechsten Sekte Bemühungen die Lehren Viasa's, dem der größte Theil der Vedas zugeschrieben wird, auf die ursprüngliche Reinheit des Monotheismus zurückzuführen, hatten lang nicht so glücklichen Erfolg, als die idolatrischen Bemühungen der Brahmanen von Dschaganat, welche die drey berühmten Idole Bal Ram, Sabhadra, Dschaganat, neben einander aufstellten, um alle Sekten von ganz Indien zur Wallfahrt dieses berühmten Tempels zu vereinigen. Paterson erklärt in seiner Abhandlung über den Ursprung der indischen Religion (VIII. B. 3.), daß unter Dschaganat, Krischna als Herr des Weltalls, Bal Ram als eine Offenbarung von Siva, und Sabhadra als die Verbindung zwischen beyden vorgestellt wird, und daß die Figuren von allen dreyen das Wort Pranava, d. i. den mystischen Namen der Gottheit bilden. Paterson ist auf dem von S. W. Jones eingeschlagenen Wege, die indische Mythologie in ihren Grundquellen zu erforschen, und ihre Berührung mit der griechischen und römischen zu zeigen, mit dem größten Glücke fortgeschritten; er zeigt die nächste Uebereinstimmung der indischen mit der ägyptischen Mythologie, durch die Identität von Osiris und Brahma, von Horus und Wischnu, von Typhon und Siva. Er macht die Identität der Anna Perenna und der Vesta der Römer mit der indischen Anna Purna und Vastu augenscheinlich. Anna Purna trägt den Mond auf dem Kopfe, ist die Göttin der Gerechtigkeit und des Ueberflusses, und hat alle andere Eigenschaften, welche Ovid der Anna Perenna beylegt. Vastu heißt die bewohnbare Erde, und Vastupudscha heißt das Opfer der Erde und dem Feuer dargebracht. (Dieses Pudscha scheint wegen der vielen Blumen den Namen der Boghdscha, بغجه بوغجه d. i. der Schaale mit einem Blumenkorbe in der Mitte den Ursprung gegeben zu haben, indem sich dieses in ganz Persien und der Türkey gebräuchliche Wort, nirgends anders besser herleiten läßt.) Weit fruchtbarer als die Berührungen mit der indischen und römischen Mythologie, sind die mit der ägyptischen, worüber Wilford (III. B. 13.) einen äußerst

reichhaltigen, belehrenden und ausführlichen Aufsatz geliefert hat, der fast die Hälfte des ganzen Bandes ausmacht, und den noch S. W. Jones durch die Anwendung der folgenden Worte des unsterblichen Baco vollkommen gewürdiget, indem er mit seinen Worten erklärte: »daß der Verfasser mit ausharrender Betrieb»samkeit, und mit gewissenhafter Aufmerksamkeit auf Geschlechts»verzeichnisse, Denkmale, Inschriften, Namen und Titel, »Wortableitungen, Ueberlieferungen, Urkunden, geschichtliche »Bruchstücke, zerstreute Stellen aus seltenen Büchern über »verschiedene Gegenstände, eine ehrwürdige Tafel aus dem Schiff»bruche der Zeit gerettet, und ein Werk geliefert hat, mühsam »und beschwerlich für ihn, aber sehr ergötzlich für seine Leser und »ihre dankbare Anerkennung hoch verdienend.« Von den drey Abschnitten, in welche dieser Aufsatz getheilet ist, ist der erste, welcher blos geographischen Inhalts, und aus den heiligen Schriften der Hindus die Namen der vorüglichsten Städte des alten Aegyptens aufzufinden bemüht ist, schon darum der schwächste, weil seine ganze Stärke in etymologischen Aehnlichkeiten besteht, welche ohne historische Beweise aufgestellt, dennoch bisher durch keine denselben widersprechende entkräftet worden sind. In Kuschadwip und Sanchadwip, den beyden Abtheilungen der indischen Geographie, weiset er das innere Afrika sammt Abissynien und Egypten nach. Hier findet er den Nil im Flusse Kali, der aus dem Tschandistan oder Mondlande kömmt, und den Nanda oder abissynischen Nil, und den Asthimati (Takasi) aufnimmt. Den Namen Aegypten leitet er von Agupta, d. i. das überall verborgene, und sogar das griechische Wort ποταμος vom Sanskrit Padma, d. i. die Lotos ab, indem die meisten großen indischen Flüsse, worauf die Lotos wuchert, den Beynamen Padmavati führen. In dem Padmapuran wird erzählt, daß Satiavrata (Noe) nach der Rettung von der Sündflut drey Söhne hatte, Jabeti (Jafet), Charma (Cham), Sarmia (Sem), und daß die Söhne des Letzten sich an den Ufern des Nila oder Kali niederließen, und dort die Stadt Padmamandir (Byblos oder Babel) erbauten. Siva oder Mahadeva zog, um einem tugendhaften Prinzen beyzustehen, begleitet von den getreuen Palis (die Hirtenvolker, welche Aegypten überzogen), an die Ufer des Kali, wo er einen Tempel auf den Hügeln von Mandara, d. i. auf der Insel Meroe (wo ein Ort Mandara genannt liegt), erbaute. Diese sehr wichtige Nachricht von den Palis ist aus zweyen der achtzehn Purana, nämlich aus der Scanda (der Kriegsgott), und der Brahmanda (das Weltey) genommen, und äußerst merkwürdig ist der Zusatz, daß sie die vier

Vedas mit sich führten, welche mit den vier Büchern der Harmonie oder des Hermes übereinstimmen, von deren ersten Nonnos versichert, daß es so alt als die Welt sey, wie die Brahmanen den Ursprung des ersten noch über die Schöpfung hinaussetzen. Die Reste der Palis haben sich noch heute in Indien erhalten, wiewohl sie aus ihrem eigentlichen Lande Palistan von Radschaputen verdrängt wurden. Viele Dörfer führen den Namen Pali, welches überhaupt ein Hirtendorf bedeutet, und nach Wilford's Meinung hat auch Palästina dieselbe Bedeutung mit Palistan. In den indischen Mundarten wird, statt Pali, Palita gebraucht, dasselbe mit dem Hirtenkönige Philitius bey Herodot, und den Phylitä bey Ptolemäus. Wirklich hießen die abyssinischen Hirtenvölker, welche in Aegypten eindrangen, Pali, wie dieses aus Bruce hinlänglich bekannt ist.

Nach den Puranas war die Residenz des Königs Jt (Aethos), der über Aethiopien herrschte, an dem Ufer des Kali (Nils), und hieß Mrira (Meroe), weil der vorzüglichste Tempel dem Siva oder Mahadeva, der auch Mrira heißt, heilig war; wirklich sagt Stephan von Byzanz, daß Meruſium bey Syrakus seinen Namen von Meroe in Aethiopien entlehnte, und daß dort die Diana Meroessa verehrt ward, welche auf indisch Mrireswara Devi heißt, und den wachsenden Mond auf dem Kopfe trägt. Ein Beyname des Mrira ist Pramathesa, welchen Hr. W. für Prometheus hält, so wie den Jatupa der Puranas für den König Aethiops der Griechen. Zwischen Kuschadwip und Sanchadwip liegt nach den Puranas das Land Barbara, d. i. der ganze Landstrich zwischen Syene und dem Zusammenflusse des Nils mit dem Tekasi, welcher Strich Landes noch heute von den Berebras bewohnt wird. Kardamastan oder das Schlammland, in Missrasthan ist das angeschwemmte Delta, so wie Tapovana, d. i. das Bußland Thebais, welches, wenn diese Ableitung richtig ist, also von der ältesten Zeit her, ein Aufenthalt der Büßenden war. Rodanastan oder der Ort des Weinens hieß das Eyland im See Marischa (Moeris), worüber mehrere Erzählungen in den Puranas (Roda heißt heute das Eiland bey Kairo); Sanchadwipa, oder das Muscheleiland im eigentlichsten Verstande, scheint das Troglodytica der Alten zu seyn. Sanchanaga ist der Name des Schlangenkönigs, dessen Mund einer Muschel gleicht, und so wird in den Puranas auch der giftig tödtende Wind, d. i. der Samum bezeichnet. Als die ersten Bewohner von Sanchadwipa werden Elephanten, Dämonen, Schlangen und eigentliche Troglodyten,

welche Sanchajanas hießen, und die eigentlichen Vorfahrer der Schangalas sind. Die Cutilacetas oder Männer mit gekraustem Haare, welche in den indischen Geschichten eine große Rolle spielen, hält Hr. W. für die Gaituli, die eben sowohl als die Blemyen oder rothen Indier aus Indien nach Afrika eingewandert seyn sollen. Die Belege hiezu werden aus Nonnos und Philostratus im Leben des Apollonius angeführt. Die Cutilaceſas wurden von Devanahuscha (Dionysus) aus Aegypten vertrieben, und über Afrika zerstreuet. Sehr viele Statuen alter Gottheiten in Indien haben unläugbare Spuren des Negernstammes, nämlich gekrauste Haare, stumpfe Nase und aufgeworfene Lippen. Heute gibt es zwar keine Neger mehr in Indien, ausgenommen auf den andamanischen Inseln, aber es kann nach allen historischen Angaben vernünftigerweise nicht bezweifelt werden, daß ein Negerstamm einmal in Indien herrschte, welcher entweder gänzlich vertrieben worden, oder wie die Aegypter, welche Herodot ebenfalls als schwarz und mit krausen Haaren beschreibt, durch den Lauf von einem Jahrtausend die ursprungliche Negerbildung verloren haben mag. Diese historische Angabe zu bemerken ist sehr wichtig, weil mit Beachtung derselben sich die einheimische Entwickelung der indischen Religion in Asien sehr wohl behaupten läßt, ohne die Lehre der Brahmanen von einer eingewanderten Kolonie ägyptischer Priester, oder den Budaismus von einem äthyopischen Reformator ableiten zu dürfen; weit wahrscheinlicher ist die Hierarchie und Kasteneintheilung, der Kultus und die Mythologie der Aegypter von der indischen, als diese von jener abzuleiten. Immerhin mögen die ältesten Idole des Brahmanismus (auf der Insel Elephantine) afrikanische Gesichtsbildung, und die Statuen des Budha augenscheinliche Negerngestalt an sich tragen, so kann daraus unseres Erachtens noch kein Schluß auf die Bevölkerung oder Civilisirung Indiens aus Afrika gezogen, wohl aber gefolgert werden, daß Indien auch ursprünglich von einem Negerstamme bewohnt war, der in der Folge weiter nach Süden und Westen zog, was überdieß mit der mosaischen Urkunde von dem Zuge der Kinder Cham's gegen Süden durchaus übereinstimmt.

Einleuchtender als die meistens blos etymologischen Uebereinstimmungen geographischer Punkte ist die Identität des ägyptischen und indischen Mythos. Wie Osiris an den Ufern des Nils in Stücke zerrissen ward, so Iswara an den Ufern des Ganges, und so wie jener verstümmelt von seiner Gemahlin Isis gesucht, und betrauert ward, so dieser von seiner weiblichen Hälfte Isi, die in eine Kuh verkörpert, wie Isis in Jo verwandelt ward. Der Nabel als ein mystisches Symbol wurde im

Tempel des Jupiter Ammon von Stein aufgestellt, und durch achtzig Männer in einem Boote in Prozession zur Schau getragen. Dieses Boot entspricht dem nachenförmigen Opfergefäße Arga, welches durch seine Rundung die Joni (die weibliche Natur), durch seinen Inhalt den Linga (die männliche Natur), und durch einen Buckel den Nabel des Wischnu vorstellt. Die Joni und der Nabel (im Sanskrit Nabhi, auf persisch Nafe) heißen zusammen auf indisch Amba (das Stammwort von αμβη, umbo ομφαλος und umbilicus) und die Arga als Schiffsname springt in der Argo sowohl als in der Arche von selbst in die Augen *). Eine sehr deutliche Erläuterung dieser scharfsinnigen Zusammenstellung enthalten die Kupfertafeln des großen Napoleonischen Werkes über Aegypten häufig. Das von Priestern getragene Boot stellt überall das Tabernakel des Allerheiligsten, oder die Arche des Bundes vor, deren Aeußeres und deren Maaße Moses getreu beybehielt.

Nach der Lehre der Puranas waren Brahma, Wischnu und Siva Brüder, wie die ägyptische Dreyfaltigkeit Osiris, Horus und Typhon gemeinsamen Ursprung hatten. Wischnu oder Heri schläft vier Monate lang (während der Regenzeit) wie Horus. Typhon wurde als Zerstörer von den Aegyptern gefürchtet, wie Siva oder Mahadeva von den Indern, und dieser brach das Weltey, das auch in der ägyptischen Kosmogonie vorkömmt, aus der es in die orphische übergegangen ist. Horus, Osiris und Typhon waren nach Plutarch alle drey, Sinnbilder der Sonne, der wachsenden, wohlthätigen und zerstörenden Sonnenhitze, gerade wie Wischnu, Brahma und Siva. Die Devi oder Isi der Inder ist wie Isis das Sinnbild der Natur überhaupt, und das der Erde insbesondere, und die Geschichte der indischen Götterkämpfe scheint ganz dieselbe, wie die der ägyptischen. Die indische Göttin Bhavani findet sich in der ägyptischen Bubastos, und der indische Bhaves-

*) Es ist ein Wunder, daß Faber, der in seinem obgenannten Werke: On the Origin of pagan idolatry, alles umkehrt, nicht die ägyptische Arche von der hebräischen, statt diese von jener abgeleitet hat. Eine Stelle in diesem Aufsatze Wilfords enthält den ganzen Schlüssel des Faber'schen Fabrikats. »Ich weiß, sagt Wilford, wie verschieden Bryant diese alten Sinnbilder der Hindus, die Lotos, den Berg Menu und die Argha ausgelegt haben würden, aber ich habe beyde Anwendungen ohne Vorurtheil geprüft, und bleibe bey der meinigen, als der wahrscheinlicheren.« Diese Stelle scheint Fabern veranlaßt zu haben, auf dem entgegengesetzten unwahrscheinlichen, aber einträglicheren Wege der Wahrheit Eintrag zu thun.

vara im ägyptischen Busiris wieder. Hr. W. leitet aus einem andern indischen Namen, nämlich Aschara, d. i. die achtförmige, das persische Assitare, ein Stern, und das syrische Asterot oder Astarte davon her. Wir zweifeln nicht, daß das letzte wirklich aus dem persischen Assitare (vorzugsweise der Morgen- oder Abendstern) herzuleiten sey, halten aber die Ableitung dieses persischen Wortes von dem indischen Acht deshalb für unrichtig, weil sonst Acht auf persisch auch Ast und nicht Hescht heißen müßte. Zu solchen unrichtigen Angaben ist Hr. Wilford mehrmals theils durch eigene falsche Zusammenstellung, theils durch unrichtige fremde Angaben verführt worden, so z. B. wenn er die gelben Inder nach Arabien, oder ans kaspische Meer versetzt, weil er auf Kantemir's und des russischen Ethnographen Müllers Wort für wahr annimmt, daß bey den türkischen Geographen Arabien das gelbe Indien, und das kaspische Meer das gelbe genannt wurde; beydes ist aber grundfalsch, denn das gelbe Meer ist das sinesische, das kaspische wird von den orientalischen Geographen das grüne Meer, wie der persische Meerbusen das blaue genannt; und Kantemir vermischte vermuthlich Serhind سرهند d. i. das äußerste Indien mit Sarihind صاري هند so gelbes Indien bedeutet. Bedenkt man nun, daß Kantemir und Müller sich in unseren Tagen über die wahren Namen eines ihnen so nahe gelegenen Landes und Meeres so sehr irren konnten, so läßt sich wohl annehmen, daß ähnliche Menschlichkeit auch alten Ethnographen und Geschichtsschreibern bey den Namen entfernter Meere und Länder begegnet seyn dürfe; durch diese Betrachtung werden die Grundfesten jedes blos auf Etymologien aufgeführten Beweises gar sehr erschüttert, und wir wollen daher die Richtigkeit so vieler anderer Ableitungen der Namen ägyptischer Städte und Helden dahin gestellt seyn lassen. Allem dem aber, was Hr. W. am Schlusse des zweyten Abschnittes seiner Abhandlung über die ursprüngliche Identität Budas des indischen Religionsreformators mit Buda der neunten Verkörperung Wischnu's sagt, fallen wir um so lieber bey, als auch Hrn. Colebrookes gelehrte Zusammenstellungen (IX. B. 5.) über die Dschaina's zu demselben Resultate führen, wodurch Dr. Buchanans Meinung, daß die Religion des Buda die ältere, und das Religionssystem der Brahmanen das jüngere in Indien sey, standhaft widerlegt wird.

Ehe wir zu dem Budaismus, diesem zweyten Hauptstamme der indischen Religion, welcher auf der östlichen Halbinsel in

Ceylon, in Siam, Tunkin, Conchinchina, Sina und Japan in Tibet, und fast durch die ganze nordliche Tatarey bis nach Siberien herrschet, übergehen, werfen wir nur noch einen Blick über das dem Budaismus in seinem Wesen so entgegengesetzte Brahmanen-System nach allen seinen Verzweigungen. Alle Formen der Religionsentwickelung, welche Friedr. Schlegel in seinem Werke über Indien aufeinander folgend so lichtvoll dargestellt hat, finden sich in demselben nebeneinander und so innig ineinander verflochten, daß eine Trennung der Zeitfolge nach, wie, wann und wo nämlich diese einzelnen Systeme die herrschenden waren, ehe dieselben in den Potpourri des brahmanischen zusammen geworfen wurden, historisch auszumitteln unmöglich ist. In der Voraussetzung der Wahrheit des in den Asiatic Researches und anderswo wiederholt aufgestellten Satzes, daß sich das ganze vielköpfige Ungeheuer der brahmanischen Lehre doch zuletzt auf Monotheismus zurückführen lasse, muß man doch wenigstens gestehen, daß die Lehre von der Einheit Gottes so gewaltig hinter der Emanationslehre, dem Materialismus, Dualismus und Pantheismus verschanzet ist, daß fast überall nur eine dieser Formen des Irrthums und nirgends das reine Grundwesen der Wahrheit erscheint. Da diese Mischung der Formen menschlicher Religionsentwicklung nicht nur im brahmanischen Systeme, als dem bekannten ältesten, sondern auch in den anderen Systemen der ältesten Religionen, wie in der indischen und parsischen sich findet, da z. B. der Dualismus der Parsenlehre, nicht nur in der indischen, sondern auch in der ägyptischen und sinesischen Mythologie (in Wischnu und Siva, im Ofiris und Typhon, im Yang und Yn) sichtbar hervortritt, da neben dem Dualismus in diesen Religionen auch der Materialismus als Sternen- und Naturdienst (in der Verehrung der Sonne, des Feuers, der Joni und des Phallus) seine Stelle behauptet, und in der parsischen Kosmogonie sowohl, als in der indischen und ägyptischen die Spuren der Emanationslehre vorhanden sind, welche sich in der spätern, der Neuplatoniker und Gnostiker mit dem Pantheismus verschwistert hat, so läßt sich wohl schwer mit Gewißheit bestimmen, welche dieser Formen der Zeitfolge nach der andern vorausgegangen sey.

Alle diese Formen finden sich auch in der Lehre der Vedas neben einander und mit einander vermischt, so daß die verschiedenen Sekten des Brahmanencultus sich an den ihrer Lehre vorzüglich zusagenden Theil halten. Die Saiwas und Waischnawas sammt den Ganeschas folgen der Emanationslehre, die jedoch schon mit dem Dualismus vermischt ist. Die Sauras oder Sonnenanbeter, und die Sachtis, oder Verehrer der weib-

lichen Natur sind wahre Materialisten, und die Anhänger des Vopadeva, des Verfassers des Sri-bhagavat oder die Vedantis, eigentliche Pantheisten. Vopadeva, den Hr. Colebrooke als den Lehrer der Einheit Gottes aufstellt, ist der Ueberlieferer der Alleinslehre. Noch gehören zu den Sekten der Brahmanen die Dschainas, welche sich selbst Archatas nennen, dieselbe Kasteneintheilung wie die Brahmanen anerkennen, aber die vier Vedas und achtzehn Puranas verwerfen. Sie sind die eigentliche Euhemeristen der indischen Mythologie, indem sie keine anderen Götter als vollendete Menschen anerkennen, welche durch ihre Tugenden den höchsten Grad der Glückseligkeit erreichet haben. Diese vollendeten Muster heißen sie Dschaineswara, Archata und Siddha. Sie sind über ganz Indien verbreitet aber nirgends zahlreicher als in Tulava. Ihre Tempel sind zweyfach, die bedeckten Basti und die offenen Bettu, zum Unterschiede der Tempel der Brahmanen, welche Gadi heißen (ein Wort, welches die Europäer in Pagode verstümmelt haben, das sich aber noch rein in unserem altdeutschen Gaden, wie im persischen Kede كده erhalten hat). In diesem Tempeln der Dschainas werden vier und zwanzig Siddhis oder bis zur Gottheit vollendete Menschen verehrt, alle in der Stellung eines sitzenden Mannes. Uebrigens läugnen die Dschainas sowohl die Schöpfung des Menschen als der Welt, und glauben an die Ewigkeit der Materie. Die Seele ist nach ihren Begriffen von Ewigkeit her mit einer feinen Materie verbunden, und wird durch aufeinander folgende Wanderungen zum Menschen. Sie haben viele Aehnlichkeit mit den Verehrern des Buddha, unterscheiden sich aber von denselben wesentlich dadurch, daß sie die Kasteneintheilung beybehalten haben, welche in dem ganzen weiten Umfange des Budaismus verschwunden ist. Diese letzte Religion, welche auf Ceylon, auf der östlichen Halbinsel und in China, in Tibet und in der Tatarey die herrschende ist, wird von vielen für die ursprüngliche Indiens gehalten, aber außer den von Colebrooke in seinen Beobachtungen über die Dschains (IX. Bd. 5.) gelieferten Beobachtungen aufgestellten Gründen spricht für das höhere Alter des Brahmanencultus schon der Umstand, daß die heilige Sprache des Budaismus, nämlich die Pali, nur wie das Send und das Prakrit eine abgeleitete Mundart der Sanskrit ist. Wir halten daher mit Hr. Colebrooke das Brahmanensystem für das ältere, den Budaismus aber selbst für so alt, daß der Ursprung desselben über alle Quellen unserer Geschichte hinausreicht, indem er selbst in den ältesten und verläßlichsten der Griechen immer als gleichzeitig mit dem Brahmanismus erscheint. Die Anhänger desselben, Sama-

nen, Sermanen, oder Germanen genannt, werden von allen Quellenschriftstellern (Megasthenes, Strabo, Clemens Alexandrinus und Porphyrius) ausdrücklich von den Brahmanen unterschieden, und denselben gegenüber gestellt. Herr Colebrooke geht zu weit, wenn er, um den neueren Ursprung des Budaismus darzuthun, die Germanen (oder Sermanen) des Strabo für Saniassis, d. i. bloße Büßer erklären will. Clemens Alexandrinus und Porphyrius stellen die Sermanen und Brahmanen ganz ausdrücklich so gegenüber, daß die ersten als ein Stand und in Familien, die zweyten bloß in Klöstern lebend erscheinen. Dieser scharfe Unterschied besteht noch heute, indem die Anhänger des Budas allein Klöster und Mönche haben, die noch heute Sramana heißen, wie die Σαρμανοι des Clemens Alexandrinus, welche dieselben mit den Germanen des Megasthenes und mit den Samanäern der Baktrier sind. Diese alte Religion bestand also schon zur Zeit des Megasthenes und weiter hinauf reichen griechische Quellen nicht. Woher sie aber eigentlich ausgegangen, und wo ihr Mittelpunkt zu suchen sey, ist eine zweyte, ebenfalls nicht leicht mit Gewißheit zu entscheidende Frage. Nach unserer Meinung ging dieselbe von Baktrien aus, und der Mittelpunkt derselben war Bamian, wo noch heute zwey kolossale Statuen des Buda unter den Namen Surchbut und Chunbut سرخ بت خنک بت d. i. der rothe und der graue Buda, geschauet werden. Diese Meinung gründet sich darauf, daß die Samanäer Baktriens von Clemens Alexandrinus als die Priester dieses Landes, wie die Maghen der Perser, Chaldäer der Assyrier, die Propheten der Aegypter, die Druiden der Gallier, die Barden der Celten, die Brahmanen der Inder aufgeführt werden, und auf eine Stelle Mirchonds, des persischen Geschichtschreibers, welcher ausdrücklich sagt, daß das Land jenseits des Oxus ehemals Dschermania (Germania) genannt wurde. Wir finden also hier den Namen der Germanen (der übrigens auch unter den von den Griechen aufgezählten persischen Stämmen vorkömmt) als einen Religionsnamen, der sich noch weit, so weit der Budaismus reicht, als Sramana erhalten hat. Die Identität des Buda mit dem skandinavischen Wodan dürfte aus vielen Gründen nicht zu bezweifeln seyn. Außer dieser Namensähnlichkeit und der Uebereinstimmung des Wodans- und Budas-Tag, welche beyden derselbe Tag der Woche, nämlich der Dienstag sind, treffen noch so manche andere Namen und Dinge der samanischen und skandinavischen Mythologie überein; wahrscheinlich ist es auch, daß Buda derselbe mit dem gallischen Teutates, mit dem pho-

nizischen Tot, und mit dem ägyptischen Taut oder Hermes sey; aber wenn sich diese Uebereinstimmung aus etymologischen und mythologischen Berührungen auch wahrscheinlich machen läßt, so bleibt doch die große Kluft, welche zwischen Baktrien und Aegypten liegt, bisher noch unausgefüllt, und die Geschichte hat noch keine haltbare Brücke darüber gebaut. Da der Teutates oder Taut aber ganz sicher derselbe mit Wodan oder Buda war, so ist der davon abgeleitete Name der Deutschen wieder kein eigentlicher Volksname, sondern ein religioser Stammname, der also dasselbe wie Germane nämlich einen Anhänger der Lehre des Teut oder Saman, d. i. des Buda bedeutet. Taut, Samana (Kodom) Buda, Hermes, Merkur, alle eines und dasselbe mythologische Wesen, versinnlichten bey allen Völkern, welche dasselbe verehrten, den Begriff der Wissenschaft und geistigen Cultur, und in der vorderasiatischen Bilderlehre der Astronomen und Dichter wird der Planet Merkur (auf persisch Tir, verwandt mit dem etruskischen Turm) als ein sinnender Weiser, mit dem Buche in der Hand und das Haupt auf das Knie gesenkt, betrachtend abgebildet. Welch ein edler Stammsname also ist der unseres Volkes, dessen zweyfacher Name der Deutschen und Germanen, von Religion und Wissenschaft ausgehend, den Deutschen und Germanen, so lang er dieses Namens werth seyn will, für Wissenschaft und Religion begeistern muß. *)

*) Der Recensent ergreift hier die Gelegenheit, um der ehrenvollen öffentlichen Aufforderung Genüge zu leisten, welche der königl. Archivar Hr. Büsching in seiner so eben erschienenen kleinen Schrift: das Bild des Gottes Tyr, S. 16. an ihn gestellt hat, diesen sehr merkwürdigen Fund eines altdeutschen Idols aus morgenländischen Quellen zu beleuchten.

Außer dem, was in dieser Anzeige selbst über die Identität des indischen Buddha mit dem Wodan der Skandinavier gesagt ist, finden sich noch mehrere sehr interessante Zusammenstellungen in Faber's *Origin of pagan idolatry*, nach welchen wohl kaum zu bezweifeln ist, daß Buddha derselbe mit dem Abudad der Sendbücher, dem Teuthates der Gallier, dem Tuisto der Deutschen ist; denn Buddha führt noch heute den Beynamen Tat oder Datta, d. i. der Vater (ein Wort, das sich im alten Sinne in tatarischen und deutschen Mundarten erhalten hat). Der gallische Teuthates und der teutonische Tuisto sind aber Eines mit dem ägyptischen Tot und dem phönicischen Taut, mit Hermes und Merkurius, der bekanntermaßen bey den Etruskern Turm hieß (S. das Basrelief in Winkelmann's monumenti inediti) und bey den Persern noch heute Tir تیر S. Meninsky) heißt. Augenscheinlicher könnte die nächste Verwandtschaft dieses neuaufgefundenen, Gottes! Tyr mit Wodan und Buddha unmöglich dar-

Ueber dieſe alte Urreligion der Deutſchen, ſo wie ſie heute unter den Singaleſen und Birmanen beſteht, haben Capitán Mahony (VII. Bd. 2.), Dr. Joinville (VII. Bd. 15.) und Hr. Buchanan (VI. Bd. 8.) beſondere gehaltreiche Aufſätze, welche aber nicht nur die Religion, ſondern auch die Sprache, Literatur, Sitten und Geſchichte der Birmanen in ſich begreifen, geliefert. Außer dem ſchon oben berührten Geſichtspunkte des hohen Alters des Budaismus verdient derſelbe beſonders aus zwey Geſichtspunkten aufmerkſam gewürdiget zu werden, nämlich 1) als die Quelle mehrerer kosmogoniſcher Mythen, welche aus demſelben in die Kosmogonie der Perſer, Araber und Türken übergegangen ſind; 2) wegen der auffallenden Uebereinſtimmung des äußeren Cultus und der kirchlichen Einrichtung deſſelben mit denen unſerer Religion.

Nach der Kosmogonie der Budaiſten iſt das Weltall ein unendliches Zuſammengeſetztes von Welten, in deren Mitte ein ungeheurer Felſen liegt, hundert und vierzig tauſend engliſche Meilen hoch; auf dem Gipfel dieſes Felſens lebt der König Sakreja, und rund um denſelben läuft ein kreisförmiger Felſenwall, worauf ein ungeheurer Vogel, Gurola geheißen, lebt. Auf dem Felſen des Mittelpunktes ſind wieder vier andere Steine nach den Weltgegenden gerichtet, wovon der erſte ganz grün, mit dieſer Farbe den ganzen oberen Theil der Welt durchſtrahlt u. ſ. w. Dieſes iſt augenſcheinlich die von den perſiſchen und arabiſchen Dichtern ausgebildete Sage von dem Felſen Sachra im Mittelpunkte der Erde, von dem Gebirge Kaf, welches dieſelbe umkreiſet, von dem ungeheuren Vogel Simurgh, der auf dem Kaf in philoſophiſcher Abgeſchiedenheit lebt, und von dem Saphire oder Smaragde, deſſen blauer oder grüner Abglanz von dem Firmamente zurückgeſpiegelt wird. Sie haben mehrere Himmel und Höllen, wovon jene Loke, dieſe Narech heißen, und deren Zahl ſowohl als Name in der Religionslehre der Parſen und der Moslimen ſich erhalten hat. Das Weltall heißen ſie Logha (Λογος) und die Genien, von denen ſechs Reihen ober den Menſchen ſtehen, heißen Nat (woraus das arabiſche Nat نعت, d. i. Lobpreis hergenommen zu ſeyn ſcheint). Vor den Höllenthoren ſitzen die Höllenrichter Imamem (Imam امام), woraus die Imame herzuleiten ſeyn dürften, wiewohl dieſes Wort nach dem arabiſchen Wurzelgehalte auch einen Vorſteher des Gebetes bedeutet. Die Beſchreibung der Höllenpeinen iſt von der Art, daß ſich Pa-

---

aethan werden. Auch iſt noch zu bemerken, daß der Stier der Sendbücher Abudad hieß.

ter Kochem derselben nicht zu schämen hätte. Unter den kleineren Höllen z. B. welche den gemeinschaftlichen Namen Uß antrek führen, ist die Exkrementen-Hölle, worin Würmer, so groß wie Elephanten, die Verdammten beißen, welche im flüßigen Unrath schwimmen. In der Schwerter-Hölle werden die Verdammten von den Messern, Schwertern, Dolchen, welche sich durchkreuzend herumfahren, beständig zerfleischt. In der Haken-Hölle sind eiserne Haken im Gange, die ihnen in einem fort Lungen, Leber und Eingeweide herausreißen, und in der Hammer-Hölle werden sie von glühenden Hammern zu heißem Brey geschlagen. Es gibt eine Dornenhölle, eine Bullenbeißerhölle, eine Krähen- und Geyerhölle, worin die Krähen die Augen, und die Geyer die Herzen der Verdammten ausfressen; eine Hölle, worin sie einen mit scharfen Dornen- und Disteln bewachsenen Baum beständig auf- und absteigen müssen. Nach diesem Baume ist der Höllenbaum der Moslimen, dessen Früchte die Teufelsfratzen sind, gemodelt. Eine andere Hölle ist der Krater eines Vulkans von geschmolzenem Erze, worin die Verdammten, von der Oberfläche bis zum Grund hinabsteigen, und vom Grunde bis zur Oberfläche wieder heraufsteigen müssen; sie gebrauchen hiezu gerade ein Weltalter, dreytausend Jahre zum Hinunterfahren, und dreytausend Jahre zum Heraufahren. In diese Hölle kommen die Verführer der Weiber und Mädchen, und jedes Laster hat seine besondere Hölle, wie im Koran und im Dante. Aus allen diesen Höllen ist Erlösung und Uebergang möglich, so daß die Seele durch gute Handlungen von größeren Peinen zu minderen, und dann von minderer Seligkeit aufsteigen, aber umgekehrt auch wieder von dem höchsten Himmel in die tiefste Hölle stufenweise hinabsinken kann. Der höchste Grad moralischer Vollendung heißt Nieban (auf Ceylon Nivani), und kann nur auf diesem Erdeylande, Sabudiba genannt, erreichet werden. Dieser Name sowohl als das übrige geographische System der Birmanen ist augenscheinlich dem der Brahmanen nachgebildet, und es ist ein neuer Beweis für den neueren Ursprung des Budaismus, der eigentlich Monotheismus, wie das Brahmanensystem Polytheismus ist. In der birmanischen Kosmographie entspricht der Schneeberg Himaventa ganz dem Himalaija der Hindus, und die vier Ströme, welche dem See Anaudat entfließen, erinnern an die vier Ströme des Paradieses. Sie entspringen nach den vier Weltgegenden in Osten aus dem Munde eines Löwen, in Süden aus dem Munde eines Elephanten, im Westen aus dem Munde eines Pferdes, und im Norden aus dem einer Kuh. Es ist merkwürdig, daß diese vier Thiere bey den ältesten Volkern als Quellensinnbilder berühmter Wasser gegolten haben. Der Nil wurde

durch einen Löwen vorgestellt, und die Reinigungswässer strömten aus Löwenrachen, die seitdem an mehreren orientalischen Fontainen (besonders am berühmten Löwenbrunnen des Pallastes al-hamra beybehalten worden sind); der Ganges entspringt aus einem Felsenkessel, welcher im Großen das Maul einer Kuh vorstellen soll; in Westen entquoll Hippokrene dem Hufe des Pferdes, und Elephanten sind im Oriente Träger von Wasserbehältern, so daß es ein glücklicher Gedanke Napoleons war, auf den Platz der Bastille einen Elephanten als Träger eines Wasserbehältnisses aufzustellen.

Der Name Budha's ist auf Ceylon auch Samana, d. i. der Allerheiligste, und in den Ländern jenseits des Ganges Kodama oder Gotama, welches unverkennbar das Stammwort des persischen Choda خدا und des deutschen Gott ist. Samano-gotama, oder Somono kodom heißt also der Alleinheilige Gott, und Buda, wie schon gesagt, ist derselbe mit dem But der Tibetaner und Tataren, mit dem Put der Siamesen, mit dem Fo der Sinesen, mit dem Wodan der Skandinaven. Da er mit einem andern Namen auch Dherma genannt wird, so hat man die Aehnlichkeit dieses Namens mit dem ägyptischen Hermes und mit dem etruskischen Turm nicht unwahrscheinlich gelten gemacht. Die Priester Budas heißen Rahanen, leben im Cölibate in Klöstern, Kiaung genannt. In Siam werden diese Priester von den Europäern Talapoinen, in China Bonzen geheißen. Die Birmanen bezeigen den Rahanen große Ehrfurcht. Man gibt ihnen überall die rechte Seite des Wegs; man nennt sie mit den Namen Pungye und Buro und in ihren Klöstern (convents) halten sie Gemälde und Vergoldungen, die sonst verboten sind; ja sie dürfen sogar die Aussenseite ihrer Kiaungs weissen, was sonst nur der Vorzug der Tempel und königl. Palläste ist. Die Mildthätigkeit und Gastfreundschaft der Rahanen erstreckt sich vorzüglich auf Fremde, die nirgends weniger mit Mangel zu kämpfen haben, als im Birmanenreich, und es gibt dort keine Bettler. In der Nähe der Klöster sind Gebäude für die Unterkunft der Reisenden errichtet, wo dieselben mit Dach und Fach, mit Speise und mit Trank versehen werden. Sie halten ihre Religion für die allein wahre seligmachende, bedienen sich aber keiner gewaltsamen Mittel, um andere dazu zu bekehren; sie hindern Niemanden Gott auf seine Weise zu verehren und Kirchen, Moscheen und Pagoden stehen in ihrem Reiche ruhig nebeneinander.

Die Rahanen verrichten nicht Alle die priesterliche Functionen, noch ist die Wartung der Tempel ihr Hauptgeschäft, welches viel-

mehr in dem Unterrichte der Jugend besteht. Ehemals hatten sie auch Frauen-Kloster (convents of women), welche zum Cölibate durch Gelübde verbunden und gelb gekleidet waren. Diese sind vom Staate nun aufgehoben worden, und itzt dürfen sich nur alte Weiber einkleiden lassen, welche das Haupt scheeren, und weiße Schleyer tragen. (T. VI. S. 278 u. 279).

Einen Bericht über die Zusammenkunft mit dem Tibetanischen Tischulama, hat Turner (I. B. 7.) gegeben. Diese höchste geistliche Würde ist in Tibet erblich, und der damalige Tischulama war noch ein Kind, zu dessen Verehrung aber die Anhänger dieser Religion von allen Seiten herbeyströmten. Diese Erblichkeit der höchsten geistlichen Würde in dem Budaismus, läßt sich doch noch weit leichter begreifen, als die Erblichkeit der Gottheit in der brahmanischen, welche nicht nur in den Sagen des alten Mythos lebt, sondern noch heute lebendig der Gläubigkeit des Volkes aufgebürdet wird. So lebt in der Nähe von Punah eine erbliche Verkörperung des Ganescha, oder Gottes der Klugheit, schon seit 1640 durch sechs Menschengeschlechter. Laut Captain Eduard Moor, der über seinen Besuch (im VII. B. 14.) Bericht abgestattet hat, ist diese Gottheit ex officio ein Diwane, d. i. ein Blödsinniger oder Wahnsinniger, weil nach den Begriffen der Inder sowohl, als der andern Morgenländer das Ausgezeichnete eines Heiligen, oder auf dieser Erde wandelnden Gottes Blödsinn oder Wahnsinn ist. Deßhalb nehmen viele Fakire den Schein der Blödsinnigen oder Wahnsinnigen an, um ihr Handwerk desto einträglicher zu treiben. Ein Portrait von zwey Fakiren, deren einer beständig auf einem Stachelbette lag, der andere auf einer Thierhaut sitzend, die Hände beständig über dem Kopf zusammen hielt, sammt einer kurzen Lebensbeschreibung derselben, hat Hr. Jonathan Duncan (V. B. 2.) gegeben. Die Stellungen beyder dieser Derwische finden sich auf den Seitenreliefs des tirolischen Mithras-Monumentes in dem k. k. Antiken-Kabinet zu Wien.

Diese Büßer heißen auf indisch Dschogi, und die Buße selbst Tapu (der Name der letzten hat sich ganz unverändert so im Türkischen erhalten). Diese Büßungen scheinen mit der Sanftmuth des Charakters der Bewohner Indiens sowohl, als ihrer Religion im vollkommsten Widerspruche zu stehen; man darf sich aber über dieselben um so weniger wundern, wenn man sich aus dem (in V. B. 23.) übersetzten sogenannten blutigen Hauptstücke des Kalikapuran überzeuget, daß außer Thieropfern (des Pferdes und der Kuh, die noch heute in Indien bey gewissen Gelegenheiten üblich sind) ehemals auch Menschenopfer (wie bey

den Aegyptern) im Gange waren. Die gänzliche Aufhebung derselben, und die Schonung der Thiere ist ein charakteristischer Vorzug des Budathums. Diese Schonung der Thiere ist unmittelbar aus der Lehre von der Seelenwanderung herzuleiten, welche aus bloßem Versteigen des menschlichen Verstandes uns sehr begreiflich scheint, ohne deshalb zu einer mißverstandenen Offenbarung Zuflucht zu nehmen; ungeachtet dieser Lehre gestattet das Budathum die Selbstverbrennung der Witwen nicht, welche noch an den Ufern des Ganges üblich ist, so sehr sich auch die englische Regierung bemühet hat, diesem und anderen schädlichen Vorurtheilen des Brahmanenthums Maß und Schranken zu setzen. Eine Beschreibung des ganzen Ceremoniels der Witwen-Apotheose, mit den dazu gehörigen Gebeten (Mantra), und Segensformeln (Namonama), hat Hr. Colebrooke (im IV. Bande 14.) geliefert. In demselben Bande (IV. 22.) befindet sich eine Abhandlung von Sir John Shore, dem zweyten Präsidenten der Gesellschaft und Nachfolger von S. W. Jones, über einige andere außerordentliche Gebräuche der Hindus. Unter diese gehört das Dherna-Sitzen, eine der sonderbarsten Arten, sich mittels selbst auferlegter Büßung, durch die Macht des religiosen Vorurtheils Genugthuung zu verschaffen. Da das Leben eines Brahmanen heilig, und der Mord desselben das schwerste Verbrechen ist, so setzt sich derselbe, wenn er sich gekränket fühlt, mit Dolch und Gift vor die Thür seines Gegners, und droht sich umzubringen, wenn er nicht Genugthuung erhält; er fängt an zu fasten, und sich zu kasteyen, und sein Gegner ist verbunden dasselbe zu thun, bis er ihn befriediget, das ist gewöhnlich durch eine Summe Geldes von seiner lästigen Gegenwart losgekauft hat. Ein aus demselben Irrbegriffe entspringender Gebrauch ist das Aufrichten eines Kur, d. i. eines zum Verbrennen gerichteten Scheiterhaufens, worauf die Bedrängten eine Kuh oder ein altes Weib setzen, und ohne es bey Drohungen bewenden zu lassen, ihr Opfer wirklich verbrennen, weil sie durch dasselbe die Last schwerer Sünden und Verantwortung auf das Haupt ihres Feindes zu wälzen glauben. Eben so gewöhnlich als die Verbrennung junger Witwen und alten Weiber, ist unter gewissen Stammen der Kindermord, indem z. B. die Badschikumars in Benares ihre Mädchen gleich bey der Geburt zu ertränken pflegten, wie vormals dieses auch den Arabern erlaubt war, bis bey diesen Mohammed durch den Koran, und bey jenen die englische Regierung durch Gesetze diesem schändlichen und grausamen Gebrauche Einhalt that. Nicht minder unsinnig und barbarisch sind die indischen Gottesgerichte, worüber Warren Hastings der Gesellschaft einen Aufsatz Ali Ibrahim Chans, des ersten

Gerichtsvorstandes zu Benares (I. B. 23.) mitgetheilt hat. Es sind derselben neun: 1) Durch die Wage, 2) Feuer, 3) Wasser, 4) Gift, 5) Koscha, d. i. das Wasser, worin die Idole gewaschen worden sind, 6) Reis, 7) siedendes Oel, 8) glühendes Eisen, 9) Pulver. Das Gottesurtheil durch die Wage besteht darin, daß nach vorhergehenden Fasten und Opfern der Angeklagte zweymal gewäget wird, das erstemal blos wie er ist, das zweytemal mit einem Papier auf dem Haupte, worauf die Anklagspunkte geschrieben sind; wird er bey der zweyten, sechs Minuten nach der ersten unternommenen Wägung schwerer, so wird er auch schuldig gefunden. Die Feuerprobe geschieht, indem er unverletzt durch eine Glutgrube durchgehen, die Wasserprobe, indem er, während ein Anderer funfzig Schritte geht, im Wasser untergetaucht werden soll. Wenn das Gift in einer gewissen kleinen Dosis gegeben, auf der Stelle, oder das Koschawasser binnen vierzehn Tagen ein Uebelbefinden hervorbringt, wird die Schuld als bewiesen angesehen. Der Reis wird gekaut, und dann ausgespieen, und für schuldig gilt, der denselben trocken oder blutig ausspeit. Die Probe durch das siedende Oel und das glühende Eisen hat nichts sonderbares, aber sonderbarer ist die mit den Bildern des Dherma,*) d. i. des Genius der Gerechtigkeit angestellte, welche darin besteht, daß zwey Bilder desselben auf weißes und schwarzes Tuch gemalt, und in Kuhmist eingewickelt, in einen Krug gesteckt werden; der Angeklagte wird, je nachdem er das auf weißem oder schwarzem Tuche herauszieht, losgesprochen oder verdammt.

Hier wäre die Stelle der Lehre Siken als einer neugestifteten zu erwähnen, wenn derselben nicht füglicher im vierten Abschnitte, wo von der Geschichte und den Sitten dieses seit einem Jahrhunderte so politisch merkwürdigen Volkes ausführlicher gedacht werden soll. Ehe wir aber von der Darstellung der indischen Religionslehre zu den Monumenten derselben, zu den Tempeln und Höhlen, zu den Säulen und Inschrifttafeln übergehen, müssen wir hier die drey einzigen Aufsätze, welche sich in den

*) Dherma, wohl zu unterscheiden von dem obigen Dherne, heißt Gerechtigkeit, und ist bey den Brahmanen sowohl ein Beyname des gerechten Königs Dschudisters als des Stieres, welcher das Sinnbild der Gerechtigkeit ist; bey den Budaisten ist es aber auch ein Beyname Buda's, welcher Dherma Radscha, d. i. der Herr der Gerechtigkeit heißt. Sehr merkwürdig ist es, daß auch der persische Urstier (welcher beym Mithras-Dienste als Sühnopfer geschlachtet wird) Abudad, d. i. der Vater der Gerechtigkeit heißt; dieses Abudad selbst dürfte ursprünglich der Name Buda's gewesen seyn.

zwölf Bänden der Asiatic Researches, über moslimisches Gesetz und moslimische Sekten befinden, berühren.

Da im Islam Religion und Jurisprudenz unter dem Namen der Gesetzwissenschaft zusammen fällt, so kann das Studium der moslimischen Rechtsquellen nicht ohne das der islamitischen Dogmatik, und umgekehrt dieses nicht ohne jenes betrieben werden. Der Aufsatz des Hrn. Harington (X. B. 7.) über die Grundquellen (authorities) des muſulmaniſchen Geſetzes, umfaßt daher ſowohl die Quellen der Dogmatik als der Jurisprudenz, und iſt von ſo größerem Verdienſte, als außer dem vortrefflichen Werke Mouradjea D'Ohſſons (das der Verfaſſer aber entweder nicht gekannt, oder aber nicht angeführt hat), und außer den von Herbelot zerſtreut angeführten Werken, nichts namhaftes erſchienen, und auch in Mouradjea und Herbelot eben ſo wenig, als in dem Verſuche einer encyklopädiſchen Ueberſicht der Wiſſenſchaften des Orients, und in der Einleitung zur Staatsverfaſſung des osmaniſchen Reiches, vom Schreiber dieſer Zeilen hierüber etwas ſo Vollſtandiges geliefert worden iſt. Eine Ueberſicht ganz aus dem bibliographiſchen Worterbuche Hadſchi Chalfa's gezogen, und in der beſten ſyſtematiſchen Ordnung aufgeſtellt.

In Betreff einzelner Sekten des Islams haben die beyden für das Studium der orientaliſchen Sprachen zu frühe verſtorbeben Gelehrten, S. W. Jones und Dr. Leyden, zwey vortreffliche Aufſätze über die Sofis und über die Ruſchenije geliefert. Die Sofis der Perſer ſind die eigentlichen Myſtiker ganz Vorder-Aſiens, deren Lehre ganz dieſelbe, wie die der indiſchen Vedantis, d. i. der feinſte Pantheismus, mit allem Zauber der Dichtkunſt ausgeſtattet, ſeit Jahrtauſenden über Aſien verbreitet, ſich unter allen Stürmen der Politik und Umwalzungen der Staaten und Religionen unter allen Regierungen im Bramanismus, ſo wie im Islamismus erhalten hat. Es iſt die reine Alleinslehre, welche ſich in der Geſchichte der Philoſophie von der älteſten bis auf die neueſte, mehr als einmal erneuert hat, aber weder in den Lehren des Pythagoras und der Eleaten, noch in denen der Neuplatoniker und Gnoſtiker von ſo zauberiſchem Lichte umſtrahlet iſt, als in den indiſchen und perſiſchen Dichterwerken, der Vedantis und Sofis in dem zehnten Buche des Bhagavat, in dem Hirtengedichte Gita govinda, welches S. W. Jones (im III. B. nicht im I., wie es in der Vorrede zu Dalbergs deutſcher Ueberſetzung heißt), zum Schluſſe ſeiner Abhandlung als Probe dieſer myſtiſchen Poeſie aus dem Sanskrit ins Engliſche überſetzet hat; vorzüglich aber in den lyriſchen und doppelt gereimten Dichterwerken der Perſer, in ihren myſtiſchen Di-

vanen, von Chosru, Iſmet, Sſaib, Urfi, Feiſiu. ſ. w., und in den Mesnevis von Senāji, Attār und Mevlānā Dſchelāleddīn Rūmi, wovon die Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens namhafte Proben enthält. Dieſe Lehre ſetzt ſich über alle äußere Formen poſitiver Religion hinaus, und erkennt keine andere Offenbarung als die der Abſpiegelung des Urlichtes in der Denkkraft des Menſchen; ſie iſt die eigentliche Religion der Philoſophen des Orients, und iſt als ſolche von den Dichtern ſtets gelehret, von den Weiſen ſtets angenommen, dennoch als ſtaatsumwälzende Lehre der herrſchenden Religion nie gefährlich geworden, eben weil die abſolute Gleichgültigkeit gegen alles Aeußere die wahren Bekenner derſelben, von jedem unbefugtem Eingriffe in das Triebwerk des herrſchenden Volksglaubens, und von allem fanatiſchen Proſelytengeiſte ferne hält. Ganz anders verhielt es ſich von jeher mit ſo vielen anderen ungläubigen, gottesläugneriſchen und ſtaatsgefährlichen Sekten, welche unter verſchiedenen Formen und Namen, mit verſchiedenen Schattirungen und Larven dennoch immer nur eines und dasſelbe, nämlich: die vollkommenſte Gleichgültigkeit aller Meinungen und Handlungen lehrten, und deren ganze Weisheit immer dahinaus lief, daß Nichts wahr, und Alles erlaubt ſey. Die Stifter und Bekenner ſolcher Sekten, welche ihre Lehre entweder insgeheim unter dem Mantel geheimer Grade und Weihen fortpflanzten, oder offentlich dieſelbe mit dem Mordbrande falſcher Aufklärung, und mit dem Schwerte in der Hand, zu predigen und zu verbreiten ſuchten, betrachteten dieſelbe ſtets nur als Mittel zur Erreichung herrſchſüchtiger Zwecke. Dieſes war der Fall bey allen ungläubigen ſtaatsumwälzenden Sekten des Islams, welche insgemein mit dem Namen Batenije, d. i. die Inneren, oder Mulhad, d. i. die Gottloſen benennet werden. Von der älteſten derſelben, den Ismaeliten angefangen, bis zu der jüngſten, den Ruſchenije, d. i. den Illuminaten (Ruſchen heißt erleuchtet) deren Stifter Mijan Bajafid in der Hälfte des ſechzehnten Jahrhunderts der chriſtlichen Zeitrechnung unter den Afganen den Unglauben predigte. Dr. Leyden erzählt, (im XI. B. 8.) den Urſprung derſelben, und die Geſchichte ihres Stifters umſtändlich nach den Urquellen des Machſen Afghani, d. i. des afghaniſchen Magazins, eines ſehr geſchätzten Werkes in der Puſchtuſprache, und nach dem Dabiſtan, d. i. der berühmten Religionsgeſchichte Mohſin Fanis (deren Wichtigkeit von S. W. Jones zuerſt herausgehoben, und ſeitdem durch die engliſche Ueberſetzung eines Bruchſtückes von Gladwin, welche Dalberg verdeutſchte, aller Welt kund geworden iſt). Der Verfaſſer des Dabiſtan führt nach

einem andern Werke (Tebssiretol awām) die folgenden Sekten der Ismaeliten (welche selbst ein Zweig der Schiiten sind) auf: 1) Die Karamatiten, mit denen die heutigen Wahabiten sowohl durch ihre Lehre als den Erfolg desselben viele Aehnlichkeit haben, indem auch jene die heiligen Stäten des Islams verheerten. 2) Die Jünger Sabah's, d. i. die Assassinen (in deren jüngst bey Cotta erschienenen Geschichte aller dieser Sekten ausführliche Erwähnung geschieht). 3) Die Nesariten, ein Zweig der ägyptischen Ismaeliten. 4) Die Anhänger Babegs, welcher der erste unter dem Chalifate Mateaßem's das Nivellirungssystem der Gleichheit und Gütergemeinschaft mit Feuer und Schwert predigte. 5) Die Anhänger Ibn Mokanna's, der sich selbst für einen eingekörperten Gott ausgab. Zu diese Sekten gehören nun auch die Ruschenije, die noch heute im Lande der Afghanen sich erhalten haben, wie die Reste der Ismaeliten in den syrischen Mutevelis und kurdischen Jesidis. Sie theilen mit diesen den Namen der Lichtauslöscher (auf persisch Tschirāgküsch چراغ کش, (auf türkisch Mumsoindüren موم سوندرن), weil sie in ihren Versammlungen nach ausgelöschten Lichtern sich schändlich vermischen sollen, wie schon früher die Ophiten, Adamiten und andere gnostische Sekten.

Mijan Bajasid, der Stifter der Ruschenije, nahm acht Stufen der Vollkommenheit an, wovon die vier ersten auch in der Lehre anderer Sekten des Islams vorkommen, die vier letzten aber der seinigen eigen sind. Diese Stufen oder Zustände der Vollkommenheit sind die folgenden. 1) Sāherict شریعة, d. i. das Gesetz. 2) Tarikat طریقة, d. i. der Weg. 3) Hakikat حقیقة, d. i. die Wahrheit. 4) Marifet معرفة, d. i. die Erkenntniß. 5) Kurbet قربه, d. i. die Annäherung zu Gott. 6) Waßālet وصالة, d. i. der Genuß Gottes. 7) Tewhīd توحید, d. i. die Vereinigung mit Gott. 8) Sukūnet سکونة, d. i. die Ruhe in Gott. Unter dem Gesetze werden die fünf Gebote des Islams, unter dem Wege, d. i. den geistlichen Orden wird die besondere Andachtsübung des Tessbīh تسبیح und Tehlīl تهلیل, d. i. des

Rosenkranzes und des Hersagens der Namen Gottes in Litaneyform verstanden. Wahrheit heißt die Betrachtung himmlischer Dinge, und Erkenntniß das eigentliche Anschauen Gottes ohne Schleyer und von allen Seiten. Bajasid sagte zu seinem Vater Abdollah, der Prophet habe gesagt: »das Gesetz sey wie »die Nacht, der Ordensweg gleich den Sternen, die Betrach»tung der Wahrheit wie der Mond, und das Anschauen der Er»kenntniß sey die Sonne.« Die Annäherung zu Gott besteht darin, daß man den Werth seiner Namen und Eigenschaften erkennt; der Genuß Gottes wird nur durch die vollkommenste Selbstverlaugnung und Abziehung von allem Irdischen erhalten; wer mit Gott vereinigt seyn will, muß seine Individualität aufgeben, und die Vertauschung der Eigenschaft der Menschheit mit denen der Gottheit ist der höchste Grad der Vollkommenheit, die Ruhe in Gott.

Andere islamitische Sekten, worüber Colebrooke (im VII. Bd. 11.) Kunde gegeben, sind bloß in gewissen Gegenden von Indien heimisch, wie die Ruschenije in Afghanistan. Solche sind: 1) die Bohras, zahlreich in den Ländern der indischen Halbinsel, zeichnen sich durch einige besondere Gebräuche bey ihrem Gebete, durch ihren entschiedenen Hang zum Handel, und eine hierarchische Regierung ihres Stammes aus. Sie werden ungerechterweise mit den Ismaeliten und Lichtauslöschern vermischt, sind aber im Gegentheil ein arbeitsamer, gottesfürchtiger Schlag von Menschen, die sowohl in Sunniten als Schiiten bestehen, und sind ursprünglich Hindus von Gudscherat, welche erst seit vier oder fünf Jahrhunderten zum Islam bekehrt worden sind. 2) Die Sfadikjet, d. i. die Wahrhaftigen, oder die Jünger Seid Kabireddins, der seine Geburt von Ismail dem Sohne Imam Dschafers ableitet. Von dieser Sekte sind beyläufig dreyßigtausend in den Provinzen Hindostans, als in Multan, Lahor, Deli, Gudscherat angesiedelt. Es ist sonderbar, daß sich in dem Namen des Stifters dieser Sekte (Kabir) der Name der samothracischen Kabiren, und im Beynamen Sadik der Name Siddiks des Vaters der Kabiren findet. 3) Die Hesare von Kabul, und 4) die Baludschi von Sind gehören zu den Sekten der Schiis. Endlich erwähnen wir auch hier der Thomaschristen auf der malabarischen Küste, über welche Wrede (im VII. Bd. 13) einen ihre Abkunft sehr deutlich auseinandersetzenden Aufsatz geliefert hat. Sie sind ursprüngliche Syrier und Nestorianer, welche sich hier in der Hälfte des fünften Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung unter der Anführung eines gewissen Mar Thoma niederließen. Diesen haben die Legenden-Schreiber und portugiesischen Missionäre ganz willkürlich und ohne

Grund in den Apostel Thomas verwandelt. Uebrigens sind dieselben von den Eingebornen weit mehr geschätzt als die bekehrten Christen.

Nach der nun vollendeten Uebersicht der indischen Religionslehren und ihrer vorzüglichsten Sekten bleibt uns noch die Beschreibung ihrer religiosen Monumente, nämlich der Tempel und Höhlen, der Pfeiler und Inschriften zu erwähnen übrig. Die herrlichsten Werke indischer Sculptur befinden sich bekanntermaßen in den Höhlen von Elephantine und Illora auf der Insel Salfetta und bey den sogenannten sieben Pagoden von Mahabalipuram (d. i. des großen Baals Stadt). Eine Beschreibung der Höhlen auf Elephantine gab Goldingham (im IV. Bd. 31) und die von Illora sind im VI. Bd. 10 beschrieben worden. Die Gottheiten von beyden sind die bekannten und auch manche noch nicht genug bekannte des Brahmanensystems. Die von Chambers (im I. Bd. 5) beschriebenen Sculpturen und Ruinen der sieben Pagoden von Mahabalipuram scheinen aber ursprünglich dem Budaismus anzugehören, indem eine noch unentzifferte Inschrift derselben Pali-Schrift seyn soll. Unter die vorzüglichsten Sculpturen gehören ein Elephant und ein Löwe von kolossaler Größe. Der Löwe heißt auf indisch Sing, und da sich solche Löwengestalten vor den indischen Tempeln und Thronen ihrer Götter befinden, gerade wie vor dem ägyptischen, so ist es möglich, daß der Name der Sphinx von dem indischen Sing abgeleitet sey; auch hier findet sich eine wirkliche ägyptische Sphinx, wie Oberst Bearse (II. Bande, 20) eine zu Dschaganat gesehen, dieß bezeugt die zweyte Beschreibung, welche sammt den unbekannten Inschriften Goldingham (im V. Bd. 4) gab. Denn er unterscheidet ausdrücklich das Fußgestell einer Säule als eine Sphinx von den gewöhnlichen Löwen; diese, welche Sing oder Singam genennt werden, sind mit dem Lingam überall in den Vorhöfen der Pagoden der öffentlichen Verehrung ausgesetzt, wie vor den ägyptischen Tempeln die Sphinxe und Obelisken als ursprüngliche Singams und Lingams aufgestellt waren.

Daß in dem alten Naturdienste alle Pfeiler, Säulen, Thürme und Obelisken ursprünglich nichts anders als Vorstellungen des Phallus waren, ist wohl nicht zu bezweifeln. Die Spuren von dieser indischen und ägyptischen Lingams-Feyer finden sich noch heute in verschiedenen europäischen moslimischen Sitten und Gebräuchen. Maurice hat (in seinen indischen Alterthümern VI. Bd. Seite 87—91) das indische am 1. May gefeyerte Lingamsfest mit unseren nordischen Mayfesten zusammengestellt, und gezeigt, daß der Maybaum ursprünglich nichts anderes als ein aufgepflanzter Phallus ist. Eine Meinung, der auch Payne

Knight in seinem neuesten Werke (An Inquiry into the Symbolical Language of ancient art and Mythology, *London* 1818. §. 23.) beypflichtet; und statt des Phallus, der den alten Hochzeitsaufzügen vorgetragen ward, werden noch heute bey allen orientalischen Hochzeitsaufzügen aufgeputzte Palmenbäume vorgetragen. Solcher Pfeiler und Spitzsäulen, an deren Stelle bey den Moscheen die Minarets, und die Säulen der Styliten traten, finden sich bey den indischen Pagoden, und auch einzeln mehrere sehr merkwürdige mit uralten Inschriften. In der Pagode von Peruvettem, deren Beschreibung Capitän Mackency (im V. Bande 20) aus seinem Tagebuche mitgetheilt, wird der Lingam in dem innersten Heiligthume unter der Gestalt eines konischen Steines (wie ehemals Venus Urania auf Paphos) verehrt. Das heilige Dunkel dieser Pagode wird von Zeit zu Zeit durch die Wendung eines von aussen angebrachten Hohlspiegels mit vorüberfliegendem Glanze wie eine himmlische Erscheinung beleuchtet. Der Name des konischen Steines ist Malikardschi, welcher unwillkürlich an den phönicischen Maleeartes oder tyrischen Herkules erinnert, und der seiner Bedeutung nach ملک الارض, d. i. König der Erde, dem Lingam gewiß noch besser als dem Herkules zusteht.

In Hinsicht der Bauart der Pagoden überhaupt verdient vorzüglich bemerkt zu werden, daß alle in der Form abgestumpfter Pyramiden, wie die Pylonen der ägyptischen Tempel gebauet sind, so daß über die ursprüngliche nächste Verwandtschaft der ägyptischen und indischen Bauart kein Zweifel obwalten kann. Mehrere Gebäude der karnatischen Landschaft erinnern an die Pyramiden von Sakara, und ein altes Gebäude am Gendek-Flusse von Reuben Burrow (II. Bd. 3) beschrieben, hat die größte Aehnlichkeit mit einer vollkommenen Pyramide. Die Stelle eines Obelisken vertritt der Pfeiler von Buddal, dessen Inschrift aus dem Sanskrit Herr Wilkins, der um diese Sprache so hoch verdiente erste Europäer (im I. Bde. 4) übersetzet hat. Eine solche Sanskrit-Inschrift findet sich auch auf dem unter dem Namen des Stabes des Firusschah bekannten Gebäude zu Dehli. Diese Inschrift, welche von selbst das hohe Alter dieses Gebäudes beweiset, ist (im I. Bde. 21. und im VII. Bde. 5 noch ausführlicher) übersetzt, und mit einer Einleitung von Harington begleitet. Firus-schah, dessen Namen diese luftigen Hallen sammt dem dieselben überragenden Pfeiler tragen, regierte in den Jahren Christi 1351 bis 1388; die Sanskrit-Inschrift selbst aber trägt das Datum 1164. Wie die Ueberlieferung bey diesem Monumente den Erbauer mit dem Erneuerer verwechselt hat, so geschah das-

ſelbe auch bey dem Pfeiler von Allahabad, wo neben der alten Sanskrit-Inſchrift eine neue aus der Zeit Dſchihangirs zu leſen iſt. An die Stelle dieſer alten indiſchen Tempelpfeiler, welche wie die Obelisken vor dem Eingange der ägyptiſchen Tempel, ſo hier vor dem Eingange der Pagoden ſtanden, ſind im Islam die Minarets getreten, welche den eigentlichen Sinn ihres Namens (Minaret heißt Leuchtthurm) nur noch in den Nächten des Ramafans erfüllen, wo ſie mit Laternen behangen werden.

Ein ſolcher iſt der berühmte Minaret Kutbaſchahs, der im Jahre Ch. 1205 zu Dehli regierte. Dieſen Thurm maß und beſchrieb James Blunt (IV. Bd. 18).

Außer den Inſchriften dieſer Monumente befinden ſich in den zwölf Bänden Asiatic Researches noch ein Dutzend anderer zerſtreut, welche meiſtens Landesſchenkungen an die Pagoden zur Unterhaltung der Prieſter enthalten; dergleichen ſind die von Wilmot mitgetheilte, und von Wilkins (im I. Bde. 11) überſetzte Inſchrift von Budagaija, und zwey andere neben Gaja in der Grotte der ſieben Riſchis ebenfalls von Wilkins überſetzt, (im II. Bde. 10). Eine Inſchrift in der Maga-Sprache der öſtlichen Halbinſel in einer Höhle nahe bey Islam Abad auf einer Silberplatte eingegraben gefunden, enthalt Ueberlieferungen des Budaismus. Auch unter mehreren anderen Sanskrit-Inſchriften, welche Wilford (V. Bd. 11) überſetzt hat, wird auf der Statue eines Brahmanen geſagt, daß derſelbe eine Verwandlung von Buda geweſen. Die Landesſchenkungen finden ſich meiſtentheils auf Kupferplatten eingegraben; eine ſolche ward in den Ruinen von Mongir gefunden, und von Wilkins (im I. Bde. 3), eine andere (im I. Bd. 19) und eine dritte von Macleod mitgetheilte von S. W. Jones im III. Bde. 3 überſetzt. Die wichtigſte Sammlung von nicht weniger als neun Sanskrit-Inſchriften lieferte Hr. Colebrooke im IX. Bde. 10. und die längſte derſelben, die auf einem Steine in Bendelkend gefunden ward, und aus funfzig Verſen beſteht, lieferte Lieutenant Price ſowohl im Text als Ueberſetzung (XII. Bd. 6), ſie enthält das genealogiſche Verzeichniß mehrerer Fürſten, und iſt deshalb, wie mehrere andere dieſer Inſchriften nicht nur archäologiſch, ſondern auch philologiſch merkwürdig.

Um einen Begriff von dem indiſchen Lapidar-Style zu geben, ſetzen wir zum Schluſſe der erſten Hälfte unſerer Anzeige den Schluß der oberwähnten Sanskrit-Inſchrift des Pfeilers von Buddal nach der Ueberſetzung von Wilkins her. Sie beſteht aus achtundzwanzig Verſen, und endet mit dem Lobpreiſe Sri gurava miſra's folgendermaßen:

19. Seine Geschicklichkeiten waren so groß, daß er darauf bedacht war, die Wesenheit der Dinge zu erforschen, weswegen er hoch geachtet ward vom Fürsten Sri Narajan Bal.

20. Seine Staatsklugheit (von nicht geringem Umfange, und unbegreiflichem Ruhme) den Sinn der Vedas befolgend, war von grenzenlosem Glanze, als wäre dieselbe eine Abkunft Dherma's des Genius der Gerechtigkeit. Sie wurde durch das Beyspiel derer geleitet, welche in die Macht des Wortes überkünftige Dinge vertrauen, welche über Familienverhältnisse wachen, welche Tugenden großer Männer preisen, und in die Reinheit der Astrologie glauben.

21. In ihm war ein liebliches Paar von Gottheiten vereint, Lachschmi und Saraswati, die Göttin des Glückes und der Wissenschaft, welche in ihm die angeborne Feindschaft vergessen, und sich in Freundschaft verbunden zu haben schienen.

22. Er verlachte mit Hohn den Mann, der in den Versammlungen der Gelehrten von der Wut der Beweise berauscht war, und schlug ihn mit tiefen und zierlichen Reden, nach dem Sinne der Sastras gesetzt, darnieder. Und er schonte nicht des Mannes, den mit gränzenloser Macht und Reichthum der Stolz über besiegten Feind überkam.

23. Er hatte einen Schooß (ein Weib), der ihm aber hartnäckig kaum eine Frucht gab. Einer wie Er kann nicht viel Geschmack finden an den Genüssen des Lebens! Er war nie gesegnet mit diesem Freudenspender (einem Kinde), wodurch der Mensch zum Gotte wird.

24. Er ein anderer Valmiki (der erste Dichter der Inder und Verfasser des Ramajan) geboren in diesem finstern Zeitalter von Gottlosigkeit und einem grausamen und schrecklichen Geschlechte von Sterblichen, war ein frommer Mann, der die Lehren der Veda's in Büchern moralischer Erzählungen entfaltete.

25. Seine tiefe und liebliche Sprache floß wie Ganga in dreyfachem ununterbrochen gereinigtem Strome (d. i. er sprach drey Sprachen rein und flüßig).

26. Er, zu dem Männer ihre Zuflucht nahmen, wie zu Brahma, wartete so lange, daß er Vater würde, bis Er darüber zum Kinde ward.

27. Von ihm spricht urkundlich diese daurende Säule, deren erhabene Schönheit das Auge des Schauers ergreift, deren thürmende Höhe, wie seine Ideen ins Unendliche aufsteigt, die als ein Pfahl da steht, gepflanzt in die Brust der unendlichen Kali (Zeit), an deren Gipfel Tarchschia der Schlangenfeind und Lieblingsvogel Heri's (sonst Garur genannt) sitzt.

29. Garur, der wie sein Ruhm bis ans Ende der Welt gewandert, und bis zu den Grundfesten derselben gedrungen war, wurde hier auf dem Gipfel dieser Säule erhöht mit einer Schlange im Munde.

Dieses Werk wurde vollendet vom Künstler Bindubhadra.

(Der Beschluß folgt.)

Anzeige-Blatt

für

Wissenschaft und Kunst.

Nro. II.

Abhandlungen und Aufsätze.

Lorch und Enns.

Heilige Steine!! Aus Euch ergossen sich Fürsten der Völker,
Fernen Gebieten gabt ihr Herren und Sitten und Kunst!
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Pforten,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus!

Dalmatien (welches gerade in diesem Augenblicke, auf Befehl des, in hoher Sorge um vaterländische Wissenschaft und Kunst, niemals ruhenden Monarchen, dem wir auch jenes seit zwanzig Jahren so herrlich emporblühende Antikenkabinet verdanken, sein provisorischer Director Steinbüchel, des unvergeßlichen Neumann Lieblingszögling durchreiset), Siebenbürgen und das Banat, sind zwar diejenigen Gegenden, welche im Ganzen die meisten, die erhaltensten und herrlichsten Denkmale aus der Epoche der Römerherrschaft aufzuweisen haben. Sie wurden hierin noch von dem kleinen, armen Tyrol übertroffen, ehe der berühmte Marchese Scipio Maffei mit seinen Correspondenten Borzi und Bartholomäi einen förmlichen Raubzug dahin anstellte und seine beyden klassischen, archäologischen Werke Musaeum veronense und *Verona* illustrata, zu gutem Theile mit den, aus Trident, einer der ältesten Städte Europa's und gallischen Niederlassung, aus Val Sugana, Valle lagarina, Val di Non, Val di Sole und den Giudicarie entführten Monumenten der römischen und sogar der, dem Fremdlingsjoche vorangegangenen Zeit reichlich ausstattete.

Indessen gibt es doch schwerlich irgend einen Boden in dem »Vaterlande, das wir haben und es lieben, und auch Ursache haben es zu lieben,« der die großen Erinnerungen römischer Eroberung, Niederlassung und Behauptung, und jene des ritterlichen Mittelalters in solchem Grade vereinigte, wo die einen die andern so aufnähmen und fortführten und hierdurch, trotz des geringfügigen Umfanges, gleichwohl den Namen: der »ewigen Stadt Oesterreichs« verdienten, als — Lorch und Enns.

Laureacum, Lauriacum, Lavariacum, Loriacte, Blaboriacum, am Flüßchen Loraha: unter diesem Namen erscheint das jetzige Dörfchen Lorch, hart an der Stadt Enns, unter den Römern und unter den heftigen Orkanen der Völkerwanderung. — Ptolemäus kannte es noch nicht, Ammianus Marcellinus aber desto besser. Das von jenen schneeumlockten Alpen, so heute die Steyermark von Oesterreich scheiden, gegen die Donau zu, in frische Hügel und goldene Weinberge abfallende, cetische und komagenische Gebirge (Kahlengebirge, Kahlenberg, von seiner nördlichen Spitze) schied Pannonien und das Ufernorikum (ripense). In seinem Schooße sprudelten

heilbringende Waſſer (aquae cetiae um Baden), an ſeinem Fuße lag Windobona, weiter unten das mächtige Carnuntum, reich durch ſeinen Bernſteinhandel, Lieblingsort der Antonine, von vielen Cäſarn beſucht, mit Tempeln, Triumphbogen und Säulengängen geſchmückt, an dem breiten, majeſtätiſchen Grenzfluße hinauf Lauriaco, der Sitz des Befehlshabers der zweyten Legion, einer Abtheilung der Donauflotille, der großen Schildfabrik aus dem nahen und weit berühmten noriſchen Eiſen: »sub dispositione viri spectabilis ducis *Panoniae* et *Norici* ripensis, praefectus legionis secundae, — praefectus Classis Laureacensis, — laureacensis scutaria in der notitia dignit. imperii. Sect. 31. 58. Im nahen *Lentia* (Linz?) ſtand die Schwadron der leichten Reiter und Bogenſchützen, (turma equitum sagittariorum); alſo um das römiſche Lorch auch ein Hauptwaffenplatz gegen die Markomannen, Fluß übergang, offenſiver und Rückzugspunkt, wie ein nur etwas geübtes militäriſches Auge auf den erſten Blick erkennen muß. Die Volksſage, welche Lorch wie Salzburg (die alte, jetzt ſo vielfach ſchwer getroffene Juvavia) ungemein vergrößert, dehnt es bis an den Einfluß der Enns in die Donau (den Landungs- und Stappelplatz, ſtromaufwärts und abwärts) bis Ebelsberg und S. Florian aus. Soldatiſche Gründe für die Off- und Defenſive und mehrere alterthümliche Spuren machen dieſes ſehr glaubwürdig. — Ueber die Entſtehung der peutingeriſchen Tafeln jetzt zur Genüge unterrichtet, wird uns das zu Ovilabis (Lambach?) hingezeichnete Häuschen nimmermehr überzeugen, dieſes ſey bedeutender geweſen als Lorch, welchem die vorzüglichſte Stelle im *Noricum* ripense unbeſtritten verbleibt.

Früh ſtrahlte von hier des Chriſtenthums heiliger Funke (257). Der heilige Maximilian, 27 Jahre ſpäter in ſeiner Vaterſtadt Celleja (Cilly) durch den Prokonſul Eulaſius geopfert, der Tribun Florian in der letzten und furchtbarſten Verfolgung des Galerius (304) nach Lorch eilend, die dortigen Chriſten zur Standhaftigkeit zu ermuntern, und ſelbſt für ſeinen Glauben in den Tod zu gehen, von dem Präſes Aquilin vergeblich abgemahnt, eben ſo vergeblich gemartert, und zuletzt mit einem Stein am Halſe über die Enns brücke hinab geſtürzt, — ſeine Grabſtätte und ſchönſtes Denkmal, das Stift S. Florian, hochverdient um die Gauen ringsum, wie um vaterländiſche Wiſſenſchaft und Kunſt. — Um 454 der heilige Apoſtel Severin im Norikum, Retter Lorchs vor den Streifzügen der Allemannen, und vor dem Grimme des rugiſchen Königs Feletheus, in ſeiner armen niedrigen Zelle, (bey Heiligenſtadt?) dem gebückt und erſchüttert vor ihm ſtehenden, rieſigen Heldenjüngling Odoaker, ſeine künftige Größe weiſſagend: »Ziehe hin! Italien gibt dir köſtliches Geſchmeide, um deine armſeligen Thierfelle!« Er, der Stifter des Mönchslebens in Oeſterreich (höchſt wahrſcheinlich auch in S. Florian), vor ſeinem Tode den Gräuel der Verwüſtung in dieſen Gegenden weiſſagend: »haec loca, nunc *frequentata cultoribus*, in tam *vastissimam solitudinem* redigentur, ut hostes, aestimantes auri se quippiam reperturos, etiam mortuorum sepulturas effodient!« — Sein Biograph und Schüler, Eugippius (um 509), bezeugt auch Norikums Verheerung und der alten großen Lorch Untergang durch die Allemannen unter ihrem weitgefürchteten Könige Gibuld, der in der Zulpicher Schlacht ſogar die Franken in die äußerſte Gefahr brachte, bis Chlodowigs Gelübde die Wankenden neu begeiſterte: — »veritatem even-

tus rerum praesentium comprobavit.« — Odoaker ließ durch seinen Bruder Aonulf (nach Eichhorn, Ahnherrn der Welfen) das Rugenreich am linken Donauufer zerstören, die Einwohner nach Italien übersiedeln. Die ehemaligen Pflanzstädte und Gränzfesten wurden verlassen, einige gar geschleift, um nicht den von allen Seiten hereinströmenden Barbaren haltbare Niederlassungen zu gewähren. — Seit der entscheidenden Niederlage der Allemannen, breitete sich das Reich der Franken mehr und mehr über das mittägige und Ufernorikum aus, auch in das rhätische Hochgebirg. Eines ihrer edelsten Geschlechter, die Agilolfingen, verordneten sie zu Herzogen über Bayern, und das letzte entscheidende Ereigniß war, daß die Longobarden, durch Narses, der Ostgothen Ueberwinder, herbeygerufen, gleichfalls nach Italien hinweg zogen.

Es ist ein hohes Wort, das die obersten Hirten der Kirche Agapit II. 946, und Benedikt VII. 974 über Lorchs Alterthum und Würde, als Mittelpunkt des Strahlenkreises der christlichen Lehre in ihren Bullen ausgesprochen haben: *Lauriacensem urbem antiquitus metropolitanam* fore et *archiepiscopi* sedem, sicut in privilegiis authenticis ad nos usque a te directis legimus, ita quoque inventis quibusdam exemplaribus chartae, vetustate admodum attritis in archivo S. Petri reperimus, und der letztere »quatenus sibi *pallium* et *Metropolitanum* honorem cathedrae suae, sanctae *Laureacensi* ecclesiae, restitueremus, *confinio Ungrorum* adjacenti, quod omnino nos eidem ecclesiae debere testantur antiquissima secum apportata privilegiorum testimonia, in quibus enim continebatur, quod aetate pontificatus beati *Symmachi*, hujus almae sedis Apostolici Praesulis, praefata sancta Lauriacensis habetur ecclesia *Metropolis*; et in quantum tam exinde, quam etiam de passionibus *beatorum Martyrum*, qui illic plures in tempore persecutionis pro fide Christi variis sunt tormentis mulctati, colligere possumus, ex *omnibus ecclesiarum dioecesibus Pannoniae*, *haec antiquitate* et *archiepiscopii dignitate* esse *primitiva* creditur.« — In der Geschichte und im Leben, ist die Ebbe des Unglaubens der Flut der Leichtgläubigkeit und des Aberglaubens auf der Ferse gefolgt, und Hyperkritik dem unbedingten Nachtreten in den, allen Füßen gerechten Marktschuh mündlicher Ueberlieferung, volksthümlicher Sage und ungenauer flüchtiger Aufzeichnung viel späterer Quellen. — Ideen und Maximen weit neuerer Jahrhunderte werden einer Vorwelt aufgedrungen, in welcher ihre Keime lange noch im dunkeln Erdenschooße schlummerten. Wir finden Publizisten, schon unter Ludwig dem Kind und dem fränkischen Conrad, von Erblichkeit des herzoglichen und Grafen-Amtes, von einer geschlossenen Zahl der Kur- oder Wahlfürsten, von geschlossenem Gebiet ꝛc. träumend, — Canonisten, gewaltig den Kopf darüber schüttelnd, daß der Heiland, den Bruder zweyer edeln Schwestern, ohne *placetum regium*, aus dem Grabe hervor, in ein zweytes Leben gerufen habe! — Mögen nun auch, der blos negativen Gründe mancherley, gegen die Bulle des Papstes Symmachus streiten, möge die Zahl jener von dem Historiographen der bayerischen Kirche, Hund, angegebenen zwölf Bischöfe und Erzbischöfe von Lorch, vor Vivilo, mehrfältigen Ungewißheiten unterliegen, möge dieses Pallium den vermeintlichen Ansprüchen der Patriarchen von Aquileja entgegen seyn, die so oft verschiedentlich wechselnden Umfanges waren, als die Macht der byzantinischen Kaiser, der Longobarden und Franken, in diesen Gegen-

den Glückeswechsel erfuhr; mögen jene Bischöfe nur wandernde Regionar- oder Chor-Bischöfe gewesen seyn: all dieses löset und erkläret zur Genüge, die in den alten Canonisten oft wiederholte Wahrnehmung, daß es auch Titular-Metropolitane, primates *aevo*, wie primates *potestatis* gegeben habe, und Bischöfe gewisser Mutter-Kirchen, denen eben hierwegen, nach alter Sitte, solche außerordentliche Vorzüge eingeräumt wurden! — Damit Lorch ja kein berühmter Apostel-Name fehle, durchzog diese Gegenden der heilige Emmeran, diese »*fines* in utroque limite desertos, ita ut circa *Anesim fluvium*, *urbes* et loca *olim cultissima*, tantis bestiarum immanitatibus horrerent, ne viantibus ullus transeundi aditus pateret.« — es zog der heilige Rupert, der salzburgischen Erzkirche Gründer, dem fränkischen Königsgeschlechte nahe befreundet: »per alveum *Danubii* usque ad fines *Pannoniae inferioris* spargendo semina vitae, navigando iter arripuit, sicque tandem revertens ad *Laureacensem* pervenit civitatem, ... et verae fidei plures inibi sociavit. — Nicht nur war des Arius Irrlehre vorherrschend, sondern Eugipp im Leben des heiligen Severin, spricht auch vom Götzendienst um Lorch, den der Erzvater des Glaubens und der Sitte in Oesterreich rügte. »Pars plebis, nefandis sacrificiis inhaerebat.«

Von der Wolga und von der kaspischen See, bis an die Enns, bis an die dalmatischen und liburnischen Küsten, breitete sich die Macht der, den Longobarden bundesverwandten, von den Franken und von den griechischen Kaisern gefürchteten Hunnen oder Avaren aus. Die ihnen von den Kärntnern und Bayern beygebrachte Niederlage rächten sie 737, brachen über die Enns, zerstörten die Ueberreste des alten Lorch und des nunmehr dreyzehnhundertjährigen Klosters S. Florian, verheerten die ganze Gegend umher. Den Lorcher Bischofssitz hatte schon vor dem wirklichen Einbruche, Vivilo nach Passau übertragen. — K. Arnulf spricht dieß 899 in seinem Gabbriefe an den Bischof Weihing also aus: »praedictam sedem (Passaviensem) quam *Vivilo*, quondam sanctae *Laureacensis* ecclesiae *Archiepiscopus*, post excidium et miserabilem Barbarorum devastationem ejusdem Laureacensis ecclesiae, nuspiam alibi inventa suae tuitionis securitate, *primus* episcopavit, *Otilone*, strenuo Bavarorum Duce concedente, qui etiam Canonicos et Monachos, quos Dei misericordia hostium subtraxerat praedae, in ecclesia, quae est constructa in honore Sti *Stephani* Protomartyris Christi, ubi etiam *S. Valentinus* corpore requiescit, reverenter collocavit. In des berühmten passauischen Bischofs Altmann Wiederherstellungsurkunde für S. Florian, dieses ältesten unter Oesterreichs Klöstern, viel älter als Mondsee, Ossiach und Kremsmünster (747 jene, dieses 742 gestiftet) heißt es: ecclesiam B. *Floriani* martyris Christi, quondam in pago *Laureacensi*, ab antiquissimis terrae illius incolis juxta rivolum, qui *Ypha* dicitur, fundatam, et in defensionem sanctae Romanae ecclesiae ad annualem censum unius aurei traditam, sed tandem in illo miserabili sanctae Laureacensis ecclesiae excidio tempore Wusilonis, ipsius ecclesiae pontificis, a barbaris destructam.

Die alte Lorch hatte alle die unaufhörlichen Erdstöße der Völkerzüge, sie hatte die allemannische Verwüstung, durch ihres uralten Namens Herrlichkeit und Würde überlebt und besiegt; sie hatte des Christenthumes Wiege und Freystätte, das Saamenkorn einer bessern Zukunft in ihrem Schooße bewahrt. Nun verband sich ihr eigener Herzog, Thassilo II.,

der letzte Agilolfinger, mit ihren Zerstörern, den Hunnen, wider ihren glorreichen, gottgeliebten König, den großen Carl, der der Longobarden wankenden Thron umgestürzt hatte, und im dreyßigjährigen Kampfe mit den Sachsen lag; um ihren Boden, um ihre Freyheit, um ihre Götter. — Der Ausgang war zu Ingelheim, wie er zu Pavia gewesen. — »Quia (sagt Carl in einer Urkunde) *ducatus boioariae, ex regno nostro Francorum*, aliquibus temporibus infideliter per malignos homines *Odilonem* et *Tassilonem*, *propinquum* nostrum, a nobis subtractus et alienatus fuit, quem nunc moderatore justiciarum, deo nostro adjuvante, ad propriam revocavimus dicionem!« — Carl führte wider die mit Thassilo verschworenen Avaren, drey Heere ins Feld, die aus Böhmen gegen das linke Donauufer vordringenden Grafen Theodorich und Meginfried zur Linken, sein Sohn Pipin, aus Italien zur Rechten, Carl selbst mit dem Kern an dem Gränzflusse, der Enns. Die avarischen Grenzfesten bey Krems und Tuln wurden niedergeworfen und gebrochen, viele tausend Barbaren erschlagen, bis in ihren Ring, ihre ungeheure Wagenburg an der Theis, verfolgt, das Land zwischen der Enns und Raab, eine neue Vormauer und Mark des Reiches, in der Urkunden- und Gesetzessprache, bald *Avaria*, *Hunnia*, *Sclavinia*, *Pannonia*, terra Avarorum, Hunnorum, Sclavorum, solitudines Panoniorum et Avarorum, limes pannonicus, bald Oriens, bald confines Carantanorum, aber überall von Bayern unterschieden, ja demselben entgegengesetzt! — Carl, um seines unermeßlichen Reiches noch kaum gebändigte Völker besser zu zähmen, um anzubauen und zu nützen, was erst kürzlich wieder verwüstet, was noch kaum über Sumpf und Wald, und über der Ströme unsteten Lauf erobert war, einen Stamm durch den andern niederzuhalten, bevölkerte die Einöde, durch slavische, bayerische, fränkische Colonien und durch die gewaltsam deportirten Sachsen (Hormayr hist. Taschenbuch für 1813, 25, 42, 58, und Nr. 144 Dezember 1815 seines Archives). Pipin übertrug dem salzburgischen Erzbischof Arno, die Sorge Pannoniens »circa lacum Pelissa (Plattensee) inferioris, ultra fluvium Hrapa (Raab) et sic usque ad Dravum (Drau) fluvium et eo usque ubi drauus fluit in Danubium. Der eifrige Arno sendete auch Priester in Slavoniam, in partes uidelicet quarantanas atque inferioris pannonie. Höchst wichtig und folgenreich für Oesterreichs Geschichte begegnen sich (bald galt es nicht blos Seelen und Seligkeit, sondern auch Zehenden und reichen irdischen Besitz!) die Christianisirungsversuche der Erzbischöfe von Lorch (Passau) und des jungeren Salzburg, späterhin auch der mährischen Apostel Cyrill und Methodius, fast eben so feindselig, wie bey Ungerns Christianisirung durch Stephan und dessen Nachfolger, dem griechischen Cultus von Constantinopel herauf, der lateinische von Rom und Deutschland her? — Labbäus und die vortreffliche Juvavia (II. 17, 18, 283) haben uns deutliche Zeichen dieser erbitterten Reaction aufbehalten, als (wie der uralte Geschichtschreiber der Bekehrung der Kärntner und Avaren sagt) quidam Graecus, Methodius nomine, nouiter inuentis sclauinis litteris, linguam latinam, doctrinamque romanam atque litteras auctorales latinas philosophice superducens, vilescere fecit cuncto populo. — — Nullus episcopus alicubi veniens potestatem habuit ecclesiasticam in illo confinio, nisi salzburgenses Rectores, — usque dum orta est noua doctrina Methodii Philosophi, und dann die niedrigen Recriminationen. — Nos — (die deut-

schen Bischöfe) praefati Sclavi criminabantur: cum Ungaris fidem catholicam violasse, et per canem seu lupum aliasque nefandissimas et ethnicas res, Sacramenta et pacem egisse atque ut in Italiam transirent, pecuniam dedisse! — Weiter bürden sie jenen Slavenapostеln auf, sie hätten non modicam multitudinem Ungarorum ad se sumpserunt, et more eorum, capita suorum pseudo christianorum penitus detonderunt et super nos christianos immiserunt. Hätte das mährische Reich zwischen der Sau und Drau, gestiftet durch den aus Mähren vertriebenen, und in Trasmauer getauften Primina, fortgepflanzt durch seinen Sohn Hezilo (Chozil), zerstört endlich unter Brazlav, bey dem großen Einbruche der Magyaren, und dem Untergange des großmährischen Reichs länger gedauert, und durch günstige politische Conjuncturen mehrere Festigkeit gewonnen, der griechische Ritus wäre wohl noch heut zu Tage der herrschende im Küstenland, in Krain, in Unterstеyer und Unterkärnten?! — Gleich nach dem ersten Jahrzehend, als des großen Carl Geist aus seinem ungeheuern Staatskörper entwichen, in die erstere Zeit Ludwigs des Frommen, fallen des passauischen Bischofs Urolph (Erzbischofs zu Lorch) Bekehrungsversuche der Slaven und Avaren, zu deren Behuf er die vier Bisthümer: Wien (Fabianensem), Neitra (Nitraviensem), Welehrad (Speculunensem), und Altenburg an der Leitha (vetuariensem, Owar) stiftete. Zwischen den Jahren 824 bis 827 schrieb Eugen II. an ihre Vorsteher: Rathfredo sanctae *Favianensis* ecclesiae, et Methodio sanctae Speculunensis ecclesiae atque Alevino Nitraviensis et Annoni Wetuariensis ecclesiae episcopis, bezeugte seine Freude über ihre Bemühungen, ermahnte die Herzoge Tutund und Moymar zur Mitwirkung, und gab Urolfen, als Nachfolger der alten, über sieben Bischöfe gesetzten Metropoliten von Lorch, das Pallium in regionibus Hunniae, quae et avaria appellatur, sed et Moraviae, provinciarum quoque Pannoniae sive Moesiae.«

Die Enns, wie unter den Agilolfingern der Grenzfluß, erscheint auch als solcher bey Bouquet in dem sächsischen Dichter über diese Heeresfahrt des großen Carl 791:

Sic ad fluvium Rex venit *Anesum*,
Qui medius *Bojoarios* sejungit et *Hunnos!*

und Emmas Geliebter, der Kanzler Eginhard, zugleich mit Alkuin und dem salzburgischen Arno, Vertrauter der Riesenplane und der schönen Mußestunden seines kaiserlichen Herrn: »Prima castra, posita sunt supra *Anasum*. Nam is Fluvius, *medius* currens *inter terminos Bojoariorium et hunnorum, certus duorum regnorum limes* habebatur.« Selbst unsere nordische Ilias, das Lied der Nibelungen, in seiner letzten Bearbeitung ganz gewiß dem österreichischen Hofe der Babenberger angehörig, beynahe gleichzeitig Richards Löwenherz unköniglicher Haft auf Dürrenstein und Neustadts Erbauung, der Stiftung von Lilienfeld ꝛc., (ob nun durch Heinrich von Ofterdingen; oder durch den Meister Klingsohr vom Ungerlande??) setzet die Enns als Grenzfluß voraus, denn dem vielgepriesenen Markgrafen von Pechlarn und magyarischen Heeresfürsten, Rüdiger, als er von der Werbung um die schöne Grimhilde, für seinen Herrn, den Hunnenkönig Etzel zurückgekehrt, reitet die schöne Gotelind entgegen, von der (durch Leopold den Erlauchten, über Geysa erfiegten)

Hauptburg, »Medelikke« (Mölk) »bis zu der Ennse« (bis zu der Grenze, nach uralter Weise).

Wiewohl durch Allemannen und Avaren beynahe der Erde gleichgemacht, zeigt es sich uns dennoch schon wieder, das uralte Lorch, auf diesem Eroberungs- und Nachezuge Carls, in einer Freysingischen Urkunde gegeben: »in loco *Loracha*, in monte Wartperc, ad *Enisa*.« — 816 im chron. Gottwicense sogar *villa regia*, — in Carls Capitularien, bey Baluze, der Befehl für die nach dem Lande der Avaren und Slaven; »qui ab *orientali* parte *bojoariae* sunt,« reisenden Kaufleute, hinsichtlich des Niederlags- und Stappelortes Lorch, — »ad *Lauriacum*, Warnarius provideat et ut arma et brunias non ducant ad venumdandum.«

Von 819 bis gegen 860 kommen von St. Florian, wie von Lorch, urkundliche Spuren vor. — Des großmährischen Swatopluk grausame Verheerungen unter Carl dem Dicken traten auf das rechte Donauufer bis an die Raab, aber doch nur das flache Land. Der muthige König Arnulf, ein Sohn der Liebe Carlomanns, kam selbst nach St. Florian, und gab dort dem Abte Snelpero von Kremsmünster einen Gabbrief, — (892 zu Oettingen, im Febr.) des räuberischen Abtrünnigen Diethard, Güter zu Rohrbach im Traungau, nach St. Florian. (*Oefele* script. rer. boic, *Bachmayr* hist. Cremisanens.). Arnulf hatte wider den Jugurtha seiner Zeit, wider den großmährischen Swatopluk, die Ungern, (Magyaren) herbeygerufen. — Grausenvoll waren ihre Verheerungen von der Enns bis tief nach Bayern, »ita ut in tota Pannonia nostra, maxima provinzia, tanquam *una non* appareat ecclesia!« — Wie immer nach unerwarteten Schrecknissen und rasch aufeinander folgenden Verlusten, erregte es übergroße Freude, und stärkte in kühnen Entschlüssen, daß der wahrscheinliche Ahnherr des jetzt in Bayern regierenden Königshauses Wittelsbach, Luitpold, Markgraf auf dem Nordgau, in Kärnten in der Ostmark, Bruder Aribos 876, Grafen in Traungau, 880 Markgraf in der Ostmark, als solcher mehrmals vertrieben, Ahnherrn der steyerischen Ottokare (Hormayrs Archiv 1815. Nr. 122) mit dem passauischen Bischofe Richar, eine solche magyarische Heuschreckenwolke auf ihrem Rückzug ereilte und gänzlich zersprengte. Eilend that man nun, was man längst hätte thun sollen. Man setzte den ungrischen Einbrüchen ein starkes Grenzschloß, mit ziemlich weitläufigen Werkern auf beyden Donauufern entgegen, die Ennsburg, auf des Klosters St. Florian Grund und Boden, auf den Trümmern der großen alten, mehrmals verwüsteten Lorch, die von nun an unter dem Namen von Enns verschwindet, nur mehr als ein Dorf erscheint, mit ihrer uralten, zuletzt durch Maximilian I. erneuerten Kirche S. Lorenz und der Capelle S. *Mariae* in loco *Lauriacensi* (die vor nicht langer Zeit abgetragene Kirche Maria Anger) in kirchlichen Angelegenheiten ihren erhabenen Rang nichts destoweniger fort behauptend, — so 1088 im July stifteten hier Altmann, Bischof zu Passau und Ottokar, Markgraf zu Steyer, die Benediktinerabtey Gleink, beschenkte dieselbe 1128 apud Laureacum der fälschlich dem Andechsischen Hause beygezählte Apostel der Pommern, Bischof Otto von Bamberg. — Jene als ein diplomatisches Ungeheuer von Fröhlich und Kurz erläuterte Urkunde Ottokars für Garsten von 1143 ist gegeben: apud Lauriacum, in cymiterio S. *Laurentii*. A. 1183 beschenkte ein zweyter Bischof Otto von Bamberg, mit seinem Bruder Berthold, Herzog von

Meran, Stifter vom Spital am Pyrhn, die Abtey Gleink: »siquidem venientes in partes illas, a fratribus monasterii glunicensis, sumus benigne suscepti et humaniter tractati.« Die durch vieler Edlen Zeugenschaft verherrlichte Schenkung datirt: apud *Laureacum* in Ecclesia *sancti Laurentii*, ubi etiam eodem die, *triginta septem Praelati* cum *multitudine Cleri*, *conventum solemniter celebrabant*,

Arnulfs unglücklicher Sohn, Ludwig das Kind, hörte zu Regensburg aus dem Munde des passauischen Bischofes Richar, alle den Gräuel der Verwüstung, die die Magyaren in dem Theile seines Sprengels angerichtet, wo das tief herabgekommene Kloster oder die Zelle S. Florian lag, dessen dort der öffentlichen Verehrung ausgesetzten Reliquien: »a senioribus propter insultus varios paganorum vel in aliquo loco monasterii, vel potius chori occultabantur. Auf Richars Bitte schenkte der junge König die neue, theils auf des Grenzgrafen, theils auf des Klosters St. Florian Grunde neu erbaute Enns, eben auf den Altar dieses heiligen Blutzeugen (im Jänner 900): »quod seuiente pro dolor paganorum inpugnatione, quedam pars dyocesis sue, ubi sancti *Floriani* martiris *monasterium* esse cognoscitur, ex improuiso deuastata est deprecans ut *ciuitatem illam*, quam fideles nostri regni pro *tuicione patrie*, unanimiter contra eorundem christiani nominis persecutorum insidias, nouiter *in ripa anesi* fluminis, partim in proprio iam dicti *martiris*, partimque in terra *prefecture terminalis* statuentes, construxerunt, ad suprascriptum sacrosanctum locum, *in quo eiusdem* beatissimi *martiris corpus* uenerabilitur humatum est, traderemus.« — Die Jahrbücher von Fulda bey Leibnitz beschreiben anziehend, kurz und stark wie ihre Zeit, auf das Jahr 900, die Erbauung von Enns: »*In eodem loco* post *victoriam*, illis coelitus datam *congressi*, clamore magno in coelum, inde Deo grates ferebant. Tandem laeti post tantam victoriam ad socios, unde venerant, regressi sunt, et *citissime*, in id ipsum tempus pro tuitione illorum regni, *validissimam urbem in littore Anesi* Fluminis, muro obposuerunt; quo peracto unusquisque redierunt in sua. — 906 gab Ludwig durch Aribo, Grafen des Traungaues, zu Raffelstetten, eine Zollordnung für die, die Donau, Enns oder Drau befahrenden Schiffe. Darin wird Linz erwähnt, Ebersberg, der Traungau, die Salinen, die große Messe der Mährer, die Heerstraße durch Enns, welches dem Kloster St. Florian großentheils mit verschiedenen Gerechtsamen angehörig blieb, bis es selbes (29. April 1365 Wien am Eritag vor St. Philipp- und Jakobstag) gänzlich Herzog Rudolph dem Weisen überließ, und um eine andere Zufluchtstätte gegen Verheerungen und Faustrecht, um das feste Schloß Spielberg auf der Donauinsel vertauschte. — St. Florian gab die Ennsburg selber um einen Zehend an den Bischof Adalbert von Passau auf, dieser überließ sie, als »ex massa patrimonii S. *Laureacensis* ecclesiae,« Ottos des großen Bruder, Heinrichen, Herzog aus Bayern; Otto II. spendete sie 977 wiederum dem berühmten Passauer Bischof Pilgrin. Auch in diesem Diplom erscheint Lorch als königliche Villa, und in dem 985 durch eben diesen Peligrin zusammengetragenen Rottel oder Uebersicht der dem alten Sitze zu Lorch gebührenden Zehende, wird derselben Umkreis ausgebreitet: omnem decimationem infra limites Anesi fluvi et Comageni montis. — Seit des Markgrafen Luitpolds großen Niederlage bey Preßburg, bis auf Ottos I. für immer entscheidenden Sieg auf dem

Lechfelde bey Augsburg 10. August 955 durchstreiften die Ungern ganz Deutschland, Frankreich, Italien bis ans Meer, 943 hatte ihnen der bayrische Herzog Berthold bey Enns, nach andern, auf der Heide von Wels eine partielle Niederlage beygebracht (Wittekind II. Salzburger Chronik bey Pez I.).

Bischof Wolfgang von Regensburg und Bischof Piligrin von Passau (im Niebelungenliede, mit Rüdiger von Pechlarn, mit Etzel und Dietrich von Bern, durch eben solche Anachronismen zusammengestellt, wie die Aeneide Dido zur Zeitgenossin des trojanischen Krieges macht), waren die Deukalionedes mit Feuer und Schwert verwüsteten, menschenleeren Oesterreichs. Piligrin stellte auch die alte Metropolitanwürde Lorchs wieder her, welches zu langem Streit mit Salzburg führte, dessen Erzhirten, geborne Legaten und Primas von Deutschland, Passau als eine Suffragankathedrale, trotz aller kaiserlichen und päbstlichen Sprüche, mit unbeugsamer Hartnäckigkeit und darum auch mit Glück behandelten. — 977 in demselben Jahre, als er Passaus weltliches Gebiet durch die Ennsburg vergrößert, erklärte Otto auch: »sicut enim *priscis* temporibus, S. *Laureacensis* ecclesia, que *extra murum* in honorem S. *Stephani* sanctique *Laurentii* martyris, constructa et dedicata est, ante dissidium et desolationem regni Boiariorum, *mater* ecclesia et episcopalis sedes fuit; ita deinceps pristino honore ac dignitate, canonica auctoritate perfruatur, quam et praesenti praecepto nostro, renovamus, atque roboramus,« et jam saepe dictae *Laureacensis* ecclesiae venerabilem *Piligrinum* reinthronizamus Antistitem, quatenus amodo tam ipse, quam omnes sui successores *Laureacenses* fiant et nominentur *Pontifices*.« — In einem Tauschvertrage zwischen Altmann, Bischof von Passau und Markgrafen Ottokar von Steyer 1088 lesen Wir unter den Grenzen der Capelle von Dietach: »per vastum ... usque ad terminos Ecclesiae S. Martyris *Floriani*, a quibus.. ad terminos *Laureacensis Parochiae* directim. — 1241 in Friedrichs des Streitbaren merkwürdigem Bekenntnisse der Lehen, die er vom passauischen Hochstifte trug, kömmt unter andern vor: die Schirmvogtey der Kirchen Kremsmünster, St. Florian, Erla, St. Pölten, Göttweih, Waldhausen, St. Georgen, Seitenstetten, Altenburg, der Städte Linz, Enns, Krems an der Bergseite, das Lorcherfeld: »item *Lorchvelde* cum omnibus suis attinentiis.«

Die Ennsburg, einer der Schlüssel des deutschen Reiches (und noch immer ein wichtiger Rückhaltspunkt, auch nachdem seine Gegnerin Mölk, aus einer dräuenden, ungrischen Grenzfeste, der österreichischen Markgrafen aus dem Hause Babenberg Hauptburg geworden, und Albrecht der Sieghafte in dem Thronzwist nach des heiligen Stephan Tode zwischen Aba und Peter, den Bezirk vom kahlen Berg bis an die Leitha erobert hatte,) wurde von Conrad II. 1030, Ottokarn, Grafen in Traungau, Chiemgau und Salzburggau verliehen. (*Lazius* de migrat. pag. 177 Aquil. *Caesar* Annal. *Styr.* pag. 121. *Pusch* chronol. *Styr.* P. I. pag. 220 etc. Westenrieders Beytr. I. Th. S. 40. Abhandl. der churf. bayerischen Akademie. VII. Th. S. 261. ꝛc. Jos. Moritz kurze Geschichte der Grafen von Formbach, Lambach und Pütten. S. 18, 19, 157). Binnen 130 Jahren breitete sich dieses Geschlecht, mit ungemeinem Glücke vom Isonzo bis gegen den Inn und die Trasen, ja, stückweise, selbst

auf dem linken Donauufer aus. 1055 beerbte es die Grafen von Lambach und Wels, nahm den vom Letzten derselben, Gottfried (Bruder des Stifters von Lambach, Bischofs von Würzburg Adalbert) geführten Titel der obersteyerischen Mark, übertrug ihn auf sein Hauptschloß Steyer. 1040 fiel damit die untersteyerische Mark (Hauptsitz Cilli) nach Günthers von Hohenwart Tode zusammen. 1127 beerbte es die Herzoge von Kärnten, eppenstein-mürzthalischen Geschlechtes in den großen Alloden im heutigen Brucker und Judenburger Kreis. 1148 Grafen Bernard von Sponheim um Marburg und in Oberkrain, 1158 Ekbert, den letzten Grafen von Formbach, Neuburg und Pütten. — Die Schutzvogteyen von Seckau, Bamberg, Lambach, Kremsmünster, Admont, St. Lambrecht ꝛc. fielen in ihre Hand. — Sie stifteten: Garsten (1082), Rain (1129), Vorau (1163), Seitz bey Gonowitz (1165), das Hospital von Cerwald am Semmering (1160), vor Erlangung der Markgrafenwürde (um 990), Traunkirchen (999), Seon in Bayern (1020), Göß bey Leoben. — Seit 1180, in zufälliger Gleichzeitigkeit mit Heinrichs des Löwen folgenreicher Aechterklärung, blieb der unter Ottokar V., und während der langen Minderjährigkeit Ottokars VI. und Letzten verschiedentlich geführte Herzogstitel, im Hause der Traungauer ununterbrochen, um zwölf Jahre darauf auf immer zu erlöschen, und nur sechs Jahre später, war die Steyermark bereits an den babenbergischen Geschlechtsvetter, Leopold den Tugendhaften übergeben, und mit Oesterreich für immer vereiniget. — Schon war dieses vorüber, und Ottokars letzte Regierungshandlung betraf noch das begünstigte Enns, wo die Traungauer auch seit der Hälfte des zwölften Jahrhunderts eines der wichtigsten Regalien übten, und eine (bis in die Zeiten des Bruderzwistes zwischen Kaiser Friedrich IV. und seinem ewig unruhigen Bruder Albrecht) berühmte Münzstätte hatten (*Pusch* chron. *Styr.* II. 42) als deren Prägzeichen häufig der steyerische Panther erscheint, der auch noch bis auf den heutigen Tag der Stadt Enns Wappenschild ist.

Vor 1150 kommt in den Urkunden der Ottokare, meist Friesacher Münze und Währung vor. In Enns hatten sie ihren Münzgrafen, monetarius und dispensator, — »in domo *Redwidi*, qui »tunc temporis *monetam Anisi* tenebat-«

1190 stellte Herzog Ottokar auf geziemende Beschickung und Bitte der Regensburger die Marktrechte von Enns fest, mit Rath seiner Ministerialien, nämlich: Herrands von Wildon, des Truchsessen; Hartneids, von Ort, Marschalls; Gundackers, von Steyer; Otto, von Volkfeld, Ortolfs des Kämmerers von Gonowitz ꝛc. Es soll dort im Handel und Wandel durchaus die Satzung als Richtschnur gelten, die sein Vater, Markgraf Ottokar, bey der ersten Errichtung der Messen von Enns gegeben. Keine andern Gebühren sollen abgeheischt werden von den Kaufherren von Regensburg, Ulm, Köln und Achen. Jedes Schiff, das um Maria Verkündigung nach Enns kömmt, muß bis zum Ende der Messe dort verbleiben, trifft es noch in der ersten Vesper ein, mag es weiter ziehen, am Morgen des Tages selbst aber, muß es anhalten. Jedes Schiff mit Wein, Getreide oder andern Lebensmitteln, hat freyen Zug bis auf St. Georgentag. Späterhin muß es aber bleiben und von keinem zu Enns angehaltenen Schiffe, darf während der Messe, das Mindeste abgeheischt, oder es worin immer beirrt werden. Ist aber der

Markt vorüber und die Schiffe haben daselbst eingeladen, so begibt sich der Graf der Regensburger (comes ratisbonensis, wohl der gewählte Vorstand der Innung der Regensburger Kaufleute, ohne hiebey an das in Oesterreich zwar reich begüterte Geschlecht der Burggrafen und Landgrafen von Regensburg zu denken?) umgeben von den Richtern der Stadt Enns hinaus an die Schiffslände, und befragt die Schiffleute um ihre Ladung. Sie zahlen vom Zentner zwölf Pfenninge sowohl vom Wachs als von Häuten und von anderem Kaufmannsgute gleichen Werthes. Messen die Richter von Enns der bloßen Angabe der Schiffleute keinen Glauben bey, so mögen sich diese vor aller weitern Nachforschung, durch ihren Eid verwahren. Jedes Schiff mit Wein oder Korn, zahlt während der Marktzeit nur zwölf Pfenninge vom Metzen und von der Fuhr (carrade, nach damaliger Ausmaß). Hat sich so jedes Schiff nach Gebühr gelöset, und ist der Graf der Regensburger wieder heimgekehrt von Amtshandlung und Umfrage auf dem Schiffplatz, so zahlt jede Ladung (plaustrum), die hernach ans Land gebracht wird, zwölf Pfenninge. Ist dieses geschehen, sollen die Schiffe aufwärts ziehen, in der Ordnung wie sie gekommen, und die Durchfahrt das ganze übrig Jahr, frey und offen seyn. Ladungen, was immer für einer Waare, die unter der Brücke durchgehen, entrichten 16 Denarien. Beladene Pferde sechs, der Kaufmann aber, der zu Pferde seinem Gut folgt, gar nichts. Transitgüter von den Reussen oder nach Rußland (in Ruziam, wohl in weitester Bedeutung, Groß-, Weiß- und Roth-Reussen mit einbegriffen) 16 Pfenninge. Wer in Gold oder Silber zahlen will, der mag es frey. Kaufherren (ultra terminos venientes, über eine bestimmte Entfernung oder nach einer bestimmten Zeit?) als von Mastricht oder Kölln entrichten dem Herzog ein bestimmtes Ausmaß Wein, drey Pfund Pfeffer, zwey Stiefel, zwey Handschuhe und im übrigen dieselbe Gebühr wie in den Tagen des alten Ottokars. Der Ennser Messe Anfang, muß seyn am Montag in der Bittwoche, der Marktschluß am Samstag vor dem Pfingstsonntag, sonst sind die Regensburger dem Herzog verfallen um sechs Pfund Silbers.

Die Charte dieser Erneuerung ist gegeben im ersten Jahre Kaiser Heinrichs (10. Juny 1190 starb der große Barbarossa im heiligen Land, Heinrich folgte. Er wurde 15. April 1191 zu Rom, 1186 am 27. Januar zu Mayland und 15. August 1169 schon als Kind zu Achen gekrönt. † 28. Sept. 1197). Gegenwärtig waren Gerung von Strechau, Billung von Kirnham, Ortolf von Grieskirchen, Dietrich von Hohenstauff, Friedrich von Miersdorf, Dietmar von Püttenau, Berchtold von Steg, Ulrich von Starhemberg Heinrich von Ennswald ꝛc. alles auf Bitte und Beschickung der Regensburger und von Ihrigen in Gegenwart des Grafen Uto und seines Sohnes Albrecht von Prunelatte, Hartwigs von Pierchingen, Vater und Sohn, Engelberts Zuse, Seifrieds Pamezare. (Scheid origines guelficae III. praes. Jo. Hormayrs Archiv Nro. 117. Sept. 1815, wo die merkwürdige Urkunde vollständig abgedruckt ist).

Eine für die Geschichte des Handels und des Municipalwesens in Oesterreich in gleicher Art unendlich wichtige Urkunde ist das Stadtrecht von Enns (herausgegeben durch Mittheilung Kurzens in Hormayrs hist. Taschenbuch auf 1812. S. 44, 55). Ein, jene kostbaren Ueberreste der Gesetzgebung und des Communalwesens im Mittelalter, die Uns der Kanzler Ludwig von Halle und Reichshofrath Senkenberg in den reliq. manuscript. Th. IV. und in den vision.

divers. de collect. leg. germanic, append. II. durch Leopolds des Glorreichen älteste Sammlung österreichischer Landesfatzungen und durch Friedrichs des Streitbaren, Stadtrechte für Heimburg gegeben haben, noch überbietendes Denkmal, vollendet durch Friedrichs Freyheitsbrief für Enns, gegeben auf seiner Lieblingsburg Starhemberg 3. July 1244. (Hormayr's Taschenbuch auf 1813. S. 53). In seiner Historie Oesterreichs unter den Königen Ottokar und Albrecht hat der gelehrte Florianer Chorherr Kurz, diese von Leopold dem Glorreichen (zu Enns 22. April 1212) als er eben unter der heiligen Kreuzesfahne auszog, gegen die Ketzer in Hispanien (vielleicht auch gegen die Albigenser?) zu streiter gegebene Urkunde, so genügend erläutert, daß wir unsere Leser, zur Vermeidung zwecklofer Wiederholungen, darauf verweisen.

Des Ennsflußes malerischen Lauf und eine herrliche Aussicht beherrschend, alle die großen Reminiscenzen von Lorch hinter sich, vom heutigen Schlosse Ennseck hinaus, erhebt sich der Georgenberg, einst viel größeren Umfanges und durch eine Burg geziert, von welcher nicht einmal Ruinen mehr übrig sind. — In seinen aus dritthalbtausend Excerpten aus Quellschriftstellern und Urkunden, gezogenen Beyträgen zur Lösung der Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann über Inneröesterreichs Geschichte und Geographie von dem großen Carl bis gegen das Ende der Hohenstauffen, hat Hormayr in Bezug auf die Prämissen bey Dubuat, Scholliner und Nagel, den gemeinsamen Ursprung der Traungauer, der Babenberger und der Wittelsbacher, wahrscheinlich gemacht. — Schon zwischen Markgrafen Ottokar V. († 31. Dez. 1164) und zwischen Heinrich Jasomirgott bestand Erbverbrüderung und Anwartschaft. — In Seckauer- und Vorauer-Urkunden lesen wir die Klage des zwanzigjährigen Ottokars VI. »se sub paedagago positum, ab iniquis consiliaris fuisse seductum« — und über — »niniam corporis infirmitatem« über das Verschwinden aller Hoffnung, Erben zu erhalten, »cum hereditales successores ad gubernandum nostrum principatum, proh! dolor! abesse videmus.« — Eben diese Schwäche und der Aussatz (Elephantica aegritudo, leprosus, sagen die Chroniken) hinderten sein Vorhaben, nach des Vaters Beyspiel, zum heiligen Grabe zu wallen. In seinem Gabbriefe an das salzburgische Domkapitel (Hormayrs Archiv für Süddeutschland II. 253) ist die merkwürdige Stelle: »sane dum in procinctu hierosolymitani itineris, quod cum aliis plurimis principibus et viris nobilibus, *pro liberando a Saracenis*, *sancto domini sepulcro*, egressi fueramus, pro diversis negotiis nostris diffiniendis, una cum dilecto consanguineo nostro *Liupoldo* duce Austrie, quem rerum nostrarum, si sine sobole decederemus, constitueramus *heredem*, in *villam nostram celebrem Ennse* venientes, — —. Am 17. des Monats August, im Jahre 1186 als Friedrich der Rothbart römischer Kaiser war, und der böhmische Prinz Albrecht, nach langem und blutigem Zwiespalt, zu Salzburg Erzbischof und durch Oesterreich und Steyer Metropolite, geschah auf dem Georgenberge zu Enns, die Uebergabe der Steyermark und ihr Verein mit Oesterreich, von dem erblosen, hinwelkenden Ottokar an Leupold den Tugendhaften. Zugegen waren die Grafen Conrad und Siegfried, aus dem in Franken, Bayern, Friaul und Oesterreich gewaltigen Geschlechte der Grafen von Peilstein und Morsen, Heinrich und Sighard Gra-

fen von Schala, des Stammes Burghausen, Seyfried und Otto Grafen von Liebenau, von den Ortenburgern, — Leopold und Heinrich Grafen zu Pleyen (die Vollbringer der schweren Rache des Kaisers an Leopolds Oheim und Ottokars Großohm, Erzbischofen Conrad von Salzburg), Graf Otto von Clamm, — Albrecht und Alram von Cham, Bernhard von Schaumberg, Hadmar von Kuopharn, ein Kuenringer. — Höchst merkwürdig ist, daß vom höheren steyerischen Adel, nur Rudolph und Conrad von Kindsberg (in Urkunden als Nobiles, liberi et nobiles homines ausgezeichnet) vom dienstbarem steyerischen Adel, nur Leuthold von Guttenberg vorkömmt.

Das bisher Gesagte rechtfertiget wohl zur Genüge, was dieses Aufsatzes Eingang über Enns und Lorch, als über einen wahrhaft klassischen Boden ausgesprochen hat. Schon in früherer Zeit geschahen hier häufige und wichtige Ausgrabungen, der Sage nach die bedeutendsten zwischen 1750 und 1760 in den Umgebungen der nunmehr abgetragenen Kirche von Maria Anger und des neugebauten fürstlich Vincenz Auersbergischen Schlosses Ennseck, an Marmorbüsten, Idolen, Grablampen, Urnen, Hausgeräthe, Spangen, Münzen (worunter der Tradition zufolge, goldene und silberne, auch goldene Laren und Penaten, die den Bau des neuen Schlosses guten Theils bestritten haben sollen??). Das meiste hievon, soll übrigens in das fürstliche Cabinet zu Blaschin gerathen seyn? Es wäre von großem Interesse zu wissen, was hievon, bloß von Enns und Lorch herrühre? — Unter den Münzen zeichnete sich eine große goldene des Kaisers Probus vorzüglich aus. Der wohl unterrichtete und thätige Dekan und Stadtpfarrer zu Enns, Georg Gürtler, lieferte manche numismatische Ausbeute der Sammlung des verdienten Consistorialkanzlers Schwertling in Linz. Die neueste ausgegrabenen, zwey und dreyßig an der Zahl von Claudius, Trajan, Severus, Alexander Severus, vom Cäsar Julius Crispus, von Julia Mäsa, von Gallien, Maximin, Decentius, Gratianus, Valens, Julian, von den Constantinen und Justinen, gab Herr Gürtler dem Freyherrn v. Hormayr, bey dem literarischen Ausfluge, den dieser im April 1818, mit dem Herausgeber des Conrad von Würzburg, und rastlosem Freunde altdeutschen und altmagyarischen Gesanges, Grafen Nepomuck Mailath, nach S. Florian zu seinem vieljährigen Freunde Kurz unternahm. Erst im May wurden, unter nicht geringer Erleichterung der trockenen Witterung, in äußerst geringer Tiefe, wieder einige Alterthümer ausgegraben, Münzen, zwey silberne grob ausgearbeitete, aber mit geschnittenen Steinen gezierte Ringe ꝛc. Sehr begreiflich werden aus den Tagen der Antonine und Faustinen, und des markomannischen Krieges die meisten Münzen gefunden. Auch Ansfelden, der Schildberg zwischen Enns und Ebelsberg, der Aichberg ꝛc. gaben Sarkophage, Waffen, Geräthschaften, Ringe, uralte kolossale Hufeisen ꝛc. Noch stoßt man auf große Gebäude und Wasserleitungen ꝛc. Von systematischen Ausgrabungen wäre unstreitig sehr viel zu erwarten. Noch finden sich in Ennseck Steine, mit jenen unleserlichen Schriftzügen, die seit der besseren Wahrnehmung des Thurmes von Klingenberg, und der Ausgrabung der nun im k. k. Antikenkabinet und im Johanneum befindlichen Helme, unerwartet häufig vorkommen, einige nur vom Zahne der Zeit unleserlich entstellte Ueberreste, ein Grabstein des barbischen Geschlechtes, ein dem Neptun und den Nymphen dieser Gewässer heiliger

Gedächtnißstein. — Diese beyden letzteren Inschriften liefert Kurz, S. XVI. der Vorrede des dritten Theiles seiner schätzbaren Beyträge zur Geschichte des Landes ob der Enns, aus der wir sie nicht unnütz wiederholen, da ihr Inhalt kein näheres locales Interesse darbietet.

Ths.

Der Großmährische König Swatopluk, Ahnherr der Dietrichsteine.

(Bruchstück einer weitläufigen urkundlichen Untersuchung über das fürstliche Haus Dietrichstein und über seine Helden.)

So alt der Name Dietrichstein, so alt ist auch die Ueberlieferung, sie seyen eine jüngere Seitenlinie der Grafen von Friesach und Zeltschach, die im Hauptstamme mit Wilhelm und Hartwik, Söhnen der heiligen Hemma, Stifterin von Admont und Gurk, im Aufruhr der Zeltschacher Knappen ermordet, ausgestorben sind. — Seit den Tagen Friedrichs IV. und Max I. haben alle Familienpapiere diese uralte Angabe unverändert aufbewahrt und fortgepflanzt, bis herunter auf das große Diplom Leopolds I., dd 16. April 1684 für der Dietrichsteine »unvordenklich Fürst- Graf- »und herrliches Haus, bis in achthundert Jahre allein in Karnten »hergebracht, deren Erzstammvater Reinpertus, aus dem Stam»men der altberühmten Grafen von Zeltschach entsproß»sen.« — Hyperkritikern, die in solche Zeiten, wo so wenig geschrieben, und so rasch und stark gehandelt wurde, die Begriffe unserer halbbrüchigen Tage hineinfoltern, in Zeiten, wo es der wohlfeilste Ruhm ist, Alles mit vornehmem Zweifelmuth zu verwerfen, der schwerste hingegen, Etwas aus den sparsamen Ueberresten der Vorwelt zu behaupten, könnten wir freylich kaum Genüge leisten, wenn sie Trau- und Taufscheine und Filiationsproben begehren; aber wir glauben sagen zu dürfen: Zurlauben und Hergott, wären allzu glücklich gewesen, wenn sie die Bande zwischen Luitharich und Ethicho, Herzog in Elsaß, und den Luitfrieden in der habsburg-lothringisch-zähringischen Abstammung so festknüpfen; Schollinner, wenn er die Scheyern-Wittelsbacher, so wahrscheinlich an die Agilolfinger, die Söhne Arnulphs des Bösen, so an Theodo, Sohn des durch Karl den Großen entsetzten Thassilo hätte anreihen können, wie wir hier die Dietrichsteine an den Marhanenkönig Swatopluk, kraft eines Probabilitätskalkuls, auf welchem mehr oder weniger die Stammregister aller unserer Dynastien beruhen. — Identität oder Erblichkeit des Besitzthumes, und der in gewissen Familien vorzugsweise üblichen Vornamen, bilden in jenen Zeiten, neben den wenigen archivalischen Spuren die einzigen Präsumtionen, nach denen man sich mit mehr oder minder Vertrauen, als nach verläßlichen Wegweisern umsehen kann, wenn es sich um die Erörterung der Genealogie irgend eines erlauchten Hauses handelt. Der Dietrichsteiner Wiege steht aber gerade mitten auf den ehemaligen Sitzen der Macht und Herrlichkeit der Grafen von Friesach und Zeltschach. — Diese verloschen bereits in einer Zeit, wo der Gebrauch der Wappen und der unterscheidenden Farben, noch allzusehr in seiner Kindheit war, um mit den allzukühnen Heralden des sechzehnten Jahrhunderts, triftigen Motiven,

auch noch das seichte einer vermeintlichen Wappenähnlichkeit hinzuzufügen, — daß die Dietrichsteine, dem Hauptstamme von Friesach und Zeltschach, nicht als Universalerben nachfolgten, daß sie späterhin erst in den Freyherrn- und Grafen-, die jüngste Linie aber in den Fürstenstand erhoben wurde, kann nur denjenigen befremden, der in der Stemmatographie und Erbfolge des Mittelalters noch allzusehr Neuling ist, um nicht einen gleichen Fall sehr nahe in dem uralten Hause Windischgrätz und überhaupt so oft wiederholte Fälle wahrzunehmen, wo todgetheilt worden, wo nach dem alten Rechtssprichwort, »die Theilung das »Erbe gebrochen hat,« wo sogar feuda ex pacto providentia majorum acquisita, bey noch fortlebendem Geschlechte, bey vielen überlebenden Aguaten und Cognaten, gleichwohl an fremde Häuser vererbt, oder der Hand wieder heimfallen konnten, von der sie zu Lehen rührten? Alles erklären genügend, Fall für Fall, die speziellen Erwerbstitel der Lehen, oder bloße Verwandtschaft aber nicht direkte Abstammung vom ersten Erwerber, oder einer bloß zeitlichen Ueberlassung, oder vorausgegangener Abfindung, selbst über reine Allodien, testamentarischer oder kraft Austausches und Verkaufes oneroser Verfügung darüber, nach vorheriger Todtheilung. — Dieses, in wenigen Worten die Hauptansicht. — Wir werden selbe künftig viel umständlicher erläutern.

Hormayrs durchaus den Quellschriftstellern und Urkunden entnommene, bisher freylich nur sehr fragmentarisch kundgewordene Arbeiten zur Lösung der Preisfrage des durchlauchtigsten Erzherzogs Johann, über Inneröstereichs historische Geographie im Mittelalter, haben neben der sehr wahrscheinlich gemachten gemeinsamen Abstammung der Babenberger, der Wittelsbacher und der steyermärkischen Ottokare, auch neues Licht verbreitet über die Gaugrafen an der Gurk, Glan, Saan und Sau, von ihren Sitzen, Grafen von Friesach und Zeltschach genannt. — Neben diesem reichen Besitzthum verwalteten sie auch unter Otto dem Großen, und unter Friedrich Erzbischofen zu Salzburg, eine Grafschaft im Chiemgau, neben den traungauischen Ottokaren, und neben den Sigharden vom Hause Peilstein. — Befestigt wurden sie alldort nicht wenig, durch die ihnen, nach den nahe verwandten Peilsteinern, unter Erzbischof Balduin zugewachsene Schirmvogtey von Salzburg, in welcher Eigenschaft sie, bey verschiedenen Gütertauschen um Friesach, Pekau an der Sulm, Rain, Lasnitz, Kraubat ꝛc. auftreten (Juvavia II, 250, 251.).

Auch der merkwürdige Umstand ist ja nicht zu übersehen, daß Alles, was die heilige Hemma nach Gurk, Salzburg oder Admont vergabte, was sie bis an ihren Tod besaß, und das Dietrichsteinische Ur- und Stamm-Eigen meist früher in den Händen des noch über Bayern herrschenden zweymal unglücklichen und geächteten Hauses Scheyern-Wittelsbach gewesen ist.

Hemma († 29. Juny 1045) hatte Engelbert, Grafen im Chiem- und Salzburggau zum Vater; sein Geschlecht nahm späterhin den Namen von seinen Burgen Peilstein. Sie besaßen ein Peilstein im Westerwald, eines in Friaul, eines in Oesterreich, eines in Untersteyer bey Windischlandsberg unferne der Saan und Sau. Auch waren sie Schirmvögte von Aquileja, und nannten sich manchmal auch Grafen von Morne oder von Morlen.

Der bey weitem größte Theil von Hemmas Besitzthum, und

von ihrer Stiftung von Admont und Gurk, nach Salzburg und Aquileja, war nicht peilsteinisch-sondern friesach-zeltschachisch, das ist, sie hatte es nicht von ihren Aeltern, sie hatte es nicht als Morgengabe oder Aussteuer ihrem Gemahl, Grafen Wilhelm dem ältern zugebracht, sondern es ererbt, als dieser ihr Gatte auf der Wallfahrt nach Rom (oder kraft des Annalista Saxo, durch das Schwert des geächteten Adalbero, Herzogs von Kärnten, Markgrafen in Istrien, aus dem mürzthal-eppensteinischen Hause?) und ihre Söhne Wilhelm und Hartwik, im Aufruhr der Zeltschacher Knappen, durch gewaltsamen Tod, ihren uralten Namen und Stammen endigten.

In den Akten der Heiligen, bey den Bollandisten, finden sich mehrere Leben der heiligen Hemma. — Hansitz und Kleinmayern, über die Salzburger Metropole, geben überaus schätzbare Beyträge. Aber eine neue Gestalt hat die Geschichte dieses Hauses gewonnen, seit Hormayr in seinem »Archive für Süddeutschland« (II, 213, 224, 226, 229.) eine Reihe für ganz Innerösterreich bedeutungsvoller Gurker Urkunden entdeckte und herausgab, von König Arnulph, von den Ottonen, Heinrich dem Heiligen, dem salischen Konrad, und seinem Sohne Heinrich III. oder schwarzen.

Heinrich der Heilige, der letzte der sächsischen Kaiser, nennt die heilige Hemma, in Urkunden, Consanguinea, Propinqua, Neptis. In den seiner oftgedachten Lösung der Preisfrage angehängten Tabellen Nr. I. und Nr. IX. hat Hormayr diese Verwandtschaft urkundlich entwickelt. — Schon zweymal machten wir in diesem Bande der Jahrbücher darauf aufmerksam: *Neptis* sey nicht bloß im streng altrömischen Sinne, Enkelin, sondern auch Nichte, — *nepos*, Neffe, im Gegensatze von patruus und von noch entfernteren avunculis: so in der Sprache der Concilien, der Capitular. regum Francor, der Chroniken: z. B. jenen von Metz: »Walgurius *Nepos* Adonis regis, *filius scilicet avunculi ejus* Adalhemi.«

Hemma sagt in ihren Urkunden bey Bernard Petz, Kleinmayern und Hormayr, von dem durch des Gemahls und der Söhne Tod an sie gediehenen Gütern, sie besitze selbe, »*hereditario* jure, *heredibus eorum deficientibus*«, und kraft der von den Kaisern und Königen Arnulph, Ludwig, Otto, Heinrich und Konrad, »*familiae suae* et *progenitoribus suis*« verliehenen Privilegien, — Lothar II. zählt diese Ahnen der Grafen von Friesach und Zeltschach in einer Gurker Urkunde von 1130 namentlich auf »homi»nes *nobili* progenie exortos, videlicet *Wilhelmum* comitem, *fili»lium* suum *Wilhelmum*, *Immam* comitissam, *Walthuin*, *Zwet»boch*.« Hemma heißt in kaiserlichen Diplomen: »nobilis foemina, »mulier *clari generis*, *nobilissima* prosapia, de genere *regum* et »ducum oriunda.«

Wer war nun dieser Zwetboch, der hier als Ahnherr der Friesacher und Zeltschacher Grafen, und hiermit auch der Dietrichsteine den Reihen führt?

Drey der oberwähnten, von Hormayr herausgegebenen Urkunden, stellen ihn uns genügend dar.

898. 31. August zu Rantesdorf, dotirt König Arnulph diesen Zwetboch, »virum *progenie bonae nobilitatis* exortum,« durch ansehnliches Besitzthum im Kärntnerreiche, in der Grafschaft seines Anverwandten und Karentanischen Markgrafen Luitpold (in Carintriche, Carinthia in comitatu consanguinei, propinqui et illustris Mar-

chionis *Luitpoldi*). Dieses Besitzthum umfaßt jenes der heiligen Hemma, und die Wiege der Dietrichsteine, Gurk, den königlichen Hof, das Gurkthal und Zeltschach. — Selbst die Contresignatur ist nicht unbedeutend. Es unterschreibt der Kanzler Wichin, früher des heiligen Mährenapostels Methodius untergeordneter Chor- oder Regionarbischof zu Neitra, späterhin auf den, Salzburg gleichfalls feindseligen Sitz der uralten Lorch oder Passaus erhoben. Er unterschrieb »ad vicem Theotmari Archicapellani,« an der Stelle seines und der mährisch-slavischen Kirche Erzfeindes, Theotmar Erzbischof zu Salzburg.

898. am 4. Sept. gleichfalls zu Rantesdorf, unter denselben Formeln und Unterschriften, schenkt Arnulph dem, schon durch die ersten Dotationen, zum Vasallen des karentanischen Markgrafen Luitpold gewordenen Zwetboch, andere Güter um Zeltschach und solche, welche bey der Gründung des Klosters, und späterhin des Bisthums Gurk wörtlich wieder vorkommen, begränzt durch die Alpen Glödnitz, von da auf die sogenannten verlassenen Alpen, und zur verschworenen Quelle, an den Zusammenfluß der Mils und der Mettnitz, und von da bis nach Entrichstein, von der einen Bergeshöhe herunter bis in das Bette der Muhr, von der andern, bis in das Bette der Gurk.

903. 26. Sept. zu Alpase, verleiht Arnulphs Sohn, Ludwig das Kind, dem Zwetboch, fünf Huben im Thale Oliuspespurk, in der Grafschaft des Aribo, in der Ostmark, zwischen Staicholsdorf, Adalboldsdorf und Weikersdorf, nebst der Fischerey in Krems. (Die Lage von Oliuspespurk oder Oliuspesthal ist erörtert in Hormayrs historischem Taschenbuche auf 1813.) Engilpero, der Notar, unterzeichnet an der Stelle Theotmars.

Daß dieser nach Kärnten, in Arnulphs Heimat und Lieblingsaufenthalt verpflanzte Zwetboch [1]), (Swetbog, Swetboch,

---

1) Anmerkung. Fast so viel es Geschichtschreiber im Mittelalter gibt, fast in so vielerley Gestalten erscheinen die germanischen, und besonders die dem Ausländer unverständlichen slavischen Eigennamen. Bald latinisirten sie die ihnen rauh klingenden Namen; bald wurden sie ihnen nach dem Nationaldialekt des befragten Individuums vorgesprochen; und wohl in den meisten Fällen, wenn ihnen auch richtig vorgesprochen wurde, und sie richtig gehört haben, fanden sie im lateinischen Alphabete keine ganz entsprechende Zeichen für die fremden Wörter. Dieß mag die Ursache seyn, warum der König Großmährens beym Rhegino (a. 890.) Zundebolch, beym Ditmar (l. 6.) Suetopulk, beym Dioskleates (regn. Slav. p. 288.) Sfetopolck, bey andern noch verstümmelter, bis er endlich bey dem spätern Italiener Aeneas Sylvius, der bey allem Verkehr mit gebornen Böhmen, vorzugsweise unglücklich ist in der Latinisirung slavischer Namen, gar Suatoposius heißt. Nach Verschiedenheit der itzt zur Schriftsprache erhobenen slavischen Hauptdialekte, die freylich im neunten Jahrhundert nicht so bedeutend war, muß dieser Großmährische König geschrieben werden, entweder 1) nach dem böhmischen Dialekt Swatopluk, 2) oder nach dem polnischen Swiętopulk (sprich fast wie Swjentopulk), oder endlich nach dem russischen Swjatopolk, 3) nach dem windischen (in Kärnten, Krain) Svetbog (wörtlich Ἱεροθεος), oder, besser gelesen, Svetpovk (Ἱεροδημος).

Nach allen diesen Dialekten ist dieser Name, wie überhaupt die altslavischen Orts- und Personennamen sehr bedeutungsvoll: die heilige Schaar, oder in andern Mundarten: der heilige Knabe, Jüngling, der heilige Pflug (?) — Es heißt nämlich das Bestimmungswort in allen slavischen Mundarten heilig hehr, hoch, das Grundwort aber nach der böhmischen Aussprache pluk, polnisch pulk, russisch polk, eine

ist der windische Dialekt von Zwentbolch, Zwentobolch, Swentopluk, Swatopluk, selbst die den ursprünglichen Namen gewaltig entstellenden lateinischen Chroniken wechseln beständig zwischen diesen Mundarten, wenn von dem großen Swatopluk die Rede ist), ein Fremder von sehr edler Abkunft gewesen, bezeugt der damals ungemein ausgezeichnete Beysatz »progenie *bonae nobilitatis*,« die auffallenden Bekräftigungen und Vorsichten gegen jede Schmälerung oder Vernichtung durch die Regierungsnachfolger, der durchgehends herrschende, eine ganz neue, Arnulphen persönlich sehr am Herzen liegende Gründung und Versorgung bezeichnende Ton und Takt dieser Diplomen, ferners die Entfernung Theotmars, des Feindes der Mährer und ihrer Kirchenhirten und seine Ersetzung durch Wichin, ihren Freund, endlich der schlechterdings an keinem deutschen Manne, sondern nur an einem Fremden (etwa in approximativer Analogie des Rechtsunterschiedes zwischen römischen Bürgern, den Bundesgenossen und den aufgenommenen Einwohnern der unterjochten Länder) erklärbare staatsrechtliche Widerspruch, daß Zwetboch zugleich, und zwar in einem äußerst ausgezeichneten Sinne »*vir nobilis*« seyn und Vasall Markgrafen Luitpolds werden konnte. — Der deutschen Nation Eintheilung in die fünf Heerschilde, war so bestimmt und so scharf getrennt, daß Niemand seines Genossen Mann werden konnte, ohne »seinen Heerschild zu erniedern und zu verwirken!«

Der als Bearbeiter des Bisthums Chur in der von S. Blasien, dieser deutschen Congregation S. Maure, herausgegebenen Germania sacra, rühmlich bekannte, mit seinen Genossen, nach S. Paul in Kärnten überwanderte, und zeither auch um Kärntens Geschichte hochverdiente P. Ambros Eichhorn, hielt (Archiv 1814, Nr. 28) diesen Zwetboch für König Arnulphs natürlichen Sohn Zwetboch (Swentibold, Swatopluk, der diesen Namen von dem großmährischen Könige Swatopluk bekam, der ihn bekanntlich zur Taufe gehalten?) — Zwetbochs illustre, slavische Abkunft muß sich doch jedem geübten historischen Forscherauge gewaltsam aufdringen; das zeigt selbst diese, wenn schon irrige Vermuthung. Davon ganz abgesehen, daß Arnulph, selbst ein natürlicher Sohn Carlmanns, den über die Gebühr geliebten Sohn Zwentibold, in diesen Urkunden, als einen quidam, progenie bonae nobilitatis exortum, nicht auf eine geradezu lächerliche Weise ignoriren konnte, versorgte er ihn wohl königlich, aber nicht in Kärnten, sondern in Lothringen. 892 verlieh er ihm die großen Lehen des lothringischen Grafen Megingaud, 895 erhob er ihn zum König von Lotharingen, 899 wurde der übermüthige, tyrannische Jüngling von seinen eigenen Unterthanen verjagt, und darauf erschlagen, während der kärntnerische Zwetboch 903 obigen Schenkbrief Ludwig des Kindes erhielt, und

---

Schaar (heut zu Tage ein Regiment). — Affemann's Uebersetzung (T. I. p. 341) sanctus puer ist zwar aus der Luft gegriffen; Jordan's (de orig. slav. Nr. 994) sanctum aratrum unstatthaft, da plug. pluh nicht in polk oder pluk verwandelt werden konnte; Dobners (Annal. Hajec. III. p. 115.) sancta soboles willkürlich; denn die Verwechslung des plod, soboles, in pluk ist schlechterdings unzulässig, und die aus Dalemil angeführte Stelle (cap. 56) kann sehr gut — besonders bey einem Reimchronisten — die Schaar der (den böhmischen Herzogen so feindseligen) Wrssowoce (Werschowetze) bedeuten.

wohl noch mehr als ein Jahrzehend später, im Saalbuch der Salzburger Erzkirche zum Vorschein kömmt. — Wir vermeinen die richtige Spur zu treffen, wenn wir einen jungen Zwetboch oder Swatopluk ausfindig machen, der dem ältern großen Swatopluk nahe angehört, der 898 in Kärnten durch reiches Besitzthum dotirt wurde, und dem Kaiser Arnulph persönlich wichtig seyn mußte!! Wagen wir uns kühn an diese höchst interessante Aufgabe. Wir wagen dabey weniger als die meisten Genealogen, denn Urkunden und Quellschriftsteller bieten uns zu klarer Lösung, in seltenem Vereine, freundlich die Hand!

Das kühne Bild, das bereits Marbod dunkel geahnet haben mochte, das im markomanischen Kriege, gleich einer andern cimbrischen Gefahr, riesenhoch, mit Basiliskenblick in das erschrockene Capitol hineindräute, was Swatopluks großer Oheim, Rastiz oder Wratislaw bezielte, was zum letzten Male in Carls IV., Vaters seiner Czechen, wenn schon des Reiches Stiefvaters, echt nationaler Seele aufloderte: ein allgemeines Band der Westslaven, das war Swatopluks vorherrschende Idee, das war der Commentar alles Thuns dieses slavischen Jugurtha und Mithridat, welcher vor keinem Unternehmen, vor keiner Gefahr und vor keinem Verbrechen erschrack, dem es so wohl zu statten kam, daß statt Carls des Großen, Carl der Dicke auf dem Throne saß, der seine Marchslaven oder Marhanen zum Knoten eines von der Elbe bis an die Theiß, Marosch, den Keres und Temes längs der Karpathen ausgebreiteten Reiches emporhob. — So stritt er heldenmüthig für den großen Ohm Rastiz gegen die Deutschen, so verfocht er Carlmann im Aufruhr wider seinen Vater Ludwig, so den kärntnerischen Markgrafen Gundacker (862—869), so fing er Rastiz, der ihn fangen wollte, und lieferte ihn nach Regensburg aus, dem Gefängniß und der Blendung, so zog er mit einem bayerischen Heer vor die altmährische Königsfeste Welehrad, ging dann zu seinen Mährern hinüber, überfiel und vernichtete mit ihnen die Deutschen, die da gekommen waren, ihn in das Erbe seiner Väter einzusetzen, und gewann hiemit die durch den grausamen Verrath an Rastiz entfremdeten Herzen (871). Um der Franken Gunst zu erkaufen, und auch durch sie, die noch für sich bestehenden Slavenstämme an sich zu ziehen, begünstigte er die Ausbreitung des Christenthums, der Sitte, der Schrift durch die beyden pilgernden Brüder Cyrill (Constantin, Bekehrer der Bulgaren und Chazaren) und Method; — aber als ihm die Franken gaben, was er gewollt, wollte er das Gerüste seines neuen Baues, undankbar mit frevlerischer Hand, selbst wieder einreißen, die alten Götter, Perun, den Donnerer, Radagast, den Gott der Schlachten und der Gastfreundschaft, und den weissagenden Swantowit, wieder zurückführen, das Heidenthum wieder als undurchdringliche Scheidewand aufthürmen, zwischen den Franken und zwischen seinem Volke. — Wechselweise gebrauchte er offene Waffengewalt und Hinterlist. — Von 869 bis 880 zuckten in einem fort unruhige Bewegungen zwischen den Marhanen und den Franken, insonderheit ihrem vordersten Stamme an der Ostgrenze, den Bayern und Kärntnern, von der March und Donau, bis an die Raab, Drau und Sau.

Unter den Kriegshelden, welche die Deutschen Swatopluk entgegenzusetzen hatten, leuchteten vorzüglich hervor, die Gebruder Luitpold und Aribo, Söhne des Nordgauer Ernest, Bruders der schö-

nen Luitswinde, Gemahlin König Carlmanns, Mutter Arnulphs, und somit Großmutter Ludwigs des Kindes (Archiv 105, 109. Dezember 1815, Stammtafel I.). Luitpold ist der Stammvater des bayerischen Königshauses, Aribo bereits bemerktermaßen der Azibone von Leoben, der steyerischen Ottokare und mütterlicherseits, durch die Peilsteiner der in das Haus der Grafen von Zeltschach und Friesach vermählten, heiligen Hemma. — Luitpolden wurde die Obhut Kärntens, die böhmische oder Westermannsmark, die sorabische (bambergische) Grenze, eine Zeitlang auch die Ostmark mit dem Bruder Aribo. Dieser ward als solcher mehrmals vertrieben von den Söhnen seiner Vorfahren, Wilhelm und Engelschalk, und durch unzeitiges Mißtrauen Arnulphs wegen heimlichen Einverständnisses mit Swatopluk, aber wieder eingesetzt. Er floh zu den Mährern, und gab Swatopluk seinen Sohn Isaurich oder Isangrim als Geißel. — Sterbend theilte Swatopluk (894) das Reich unter seine drey Söhne Moymar, Zubur und Swatopluk (Swatobog, Zwetboch, Zwentbolch), um so unheilsvoller, als Arnulph, in der Furcht vor des alten Swatopluks oder Zwentibolds Macht und Treulosigkeit, einen noch weit gefährlichern Feind herbeygerufen hatte, die Ungern, die gar bald über die Ens drangen und die Ostmark, wie Mähren, durch Feuer und Schwert verwüsteten. Aber gar bald erhoben sich innere Unruhen zwischen Moymar und dem jüngern Bruder Zwetboch. Beyde warben Hülfe bey den Deutschen. Aribo und sein Sohn Isangrim scheinen bestimmt die Hand mit im Spiele gehabt, Arnulph aber zwischen den verschiedenen Parteyen gewankt, und fürs erste nur den allgemeinen Wunsch gefaßt zu haben, sie möchten einander selbst aufreiben. In diesem Sinn erlaubte Arnulph auch seinem Ministerialen Heimo, eine Stadt zu erbauen: »in orientalibus partibus ubi *Aribo* terminalis Comes praeest in (dem durch Hormayrs Taschenbuch von 1813 bestimmten) pago *Grunswiti*.« — Allein bald wurde das blutige Spiel zu lebhaft, und auf das Jahr 898 sagen die Zeitbücher:

Die historia regum Francorum vom Kloster Altaich:

»Tunc imperator *Fratres*, *Marchiones suos*, *Luitpoldum et Aribonem* ad defensionem transmisit.«

Die Annales *Fuldenses*:

»Tunc vero rex imperator, ista sciens, *Marchiones* suos, »*Luitpoldum* scilicet et *Aribonem* Comitem, una cum ceteris fide»libus suis, parti, que ad se spem et confugium habuit, in »auxilium ad eorum *liberationem*, protectionemque, *Bojoarios*, »primates suos transmisit.«

Isanrich scheint Moymars Partey wider Zwetboch und wider Arnulphs Willen ergriffen, und auf seinem Mißgriff alsdann im offenen Aufruhr beharrt zu haben. Der kranke Kaiser belagerte ihn zu Wasser und zu Lande in Mautern, er unterwarf sich, »vi compulsus, cum uxore et iis qui ad se pertinebant, exivit et imperatori sese presentavit.« Später entfloh er wieder zu den Mährern, aus Furcht nach Regensburg abgeführt, und durch Rastizens oder Wilhelms und Engelschalks Loos gezüchtiget zu werden. — Aribo behielt die Ostmark wieder.

Die Annales *franco-fuldenses* fahren fort:

898. Denique non post multum temporis *Bawarii*, terminos *Moravorum* — intrantes et quecumque poterant, diripiendo

populati sunt et *Zwentobolchum puerum*, *filium antiqui Zwentobolchi ducis*, suumque populum (Anhänger, Völker) de ergastulo civitatis, in quo inclusi morabantur, eripuerunt, ipsamque civitatem igne succenderunt atque *in fines patriae suae, pro misericordia secum abduxerunt.*

Stößt man wohl im Verlaufe historischer und genealogischer Forschungen oft auf ein so glückliches und unwiderstehliches Zusammentreffen der Umstände, als dasjenige ist, das uns hier berechtiget, diesen, von den Markgrafen Luitpold und Aribo (auf Befehl des, mit seinem gefürchteten Vater Swatopluk durch so mancherley Schicksalswechsel in feindlicher und freundlicher Berührung und Verbindung gestandenen Königs Arnulph) 898 befreyten, und aus Mähren nach Deutschland hinweggeführten Prinzen Zwetboch, für eine und die nämliche Person zu halten, mit jenem im nämlichen Jahre 898, durch Arnulph in der Kärntnermark des Markgrafen Luitpold, neu angesiedelten und fürstlich ausgestatteten »*Zwetboch nobili progenie exorto*,« dessen Geschlecht in der Folge »nobilissima prosapia, de genere *ducum* et *regum* oriunda« genannt wurde? — Außer seinen Befreyern Luitpold und Aribo, war Hauptwerkzeug dieser Ausstattung, seines Hauses und der mährischen Kirche alter Freund Wichin, der feindselige Erzkapellan Theotmar entfernt, und unter den Fürbittern dieser Schenkung, der unterworfene Isangrim oder Isanrich, Aribos Sohn?

Moymar stritt noch durch einige Zeit auf den Trümmern der vaterländischen Größe gegen Bayern und gegen Ungern. Als endlich diese sein Reich ganz überschwemmten, Neitra gewannen, und den dort herrschenden Bruder Zobor tödteten, warf sich der verzweifelnde Moymar mit einer Handvoll Getreuer in die Arme der Deutschen, mit ihnen vergeblich ankämpfend gegen die magyarische Flut. Er scheint 907 in der Gegend von Preßburg, in dem großen Treffen auf dem Platze geblieben zu seyn, in welchem der tapfere Markgraf Luitpold, mit vielen bayerischen Bischöfen und Großen, den Sieg und das Leben verlor.

Zwetbochs oder Swatopluks Versetzung nach Kärnten ist übrigens bloß ein Corollar der Gewohnheitspolitik der Carlowingen gegen Großmähren, in welchen sie durch List und durch Waffen, inneren Zwiespalt anfachten und unterhielten, alle Prätendenten aufmunterten und unterstützten (divide et impera!). — Ja schon zum zweyten Male setzten sie Altmähren, ein tributäres, christliches Neumähren an der Saan, Sau und Drau entgegen. — Wie jetzt zwischen dem jüngern Moymar und unserm Zwetboch, war vor siebenzig Jahren, Bürgerkrieg zwischen dem älteren Moymar und Priwinna. — Letzterer mußte weichen wie unser Zwetboch, fand eine Stütze in Ratbod, Markgrafen in der Ostmark, wie Zwetboch an den Markgrafen Aribo und Luitpold. — Zu Traßmauer getauft, erhielt er von Ludwig dem Deutschen ansehnliches Gebiet an der Saan um Cilly, wo sich aus sumpfigem Boden die unangreifbare Moosburg erhob, aus welcher Hezilo (Chocil) und Braslav, Priwinnas Nachfolger war, nach ihrem lokalen und persönlichen Verhältnisse, treue Anhänger der Kaiser und der Metropoliten von Salzburg und gar taugliche Werkzeuge, den um sich greifenden Planen des großmährischen Hauptstammes Schach zu bie-

ten [1]). (Anonym. de conversione Carantanorum et Avarorum. Juvavia. Hanfiz, anonym. millestadiensis de vita et translat. S. Domitiani etc.

Wir achten auch jenen Walthuni für einen Seitenverwandten der Moymarischen Dynastie, welchem Arnulph, zu Oettingen 29. Sept. 895. ein Lehen im Druſenthal, den Wald Dieſche, den königlichen Hof Gurkfeld und Reichenburg an der Sau, Alles in Kärnten, in der Grafſchaft des Markgrafen Luitpold und auf deſſen Fürbitte verlieh, und der in kaiſerlichen Urkunden, der Familie und den Vorältern Hemmas, oder vielmehr der Grafen von Frieſach und Zeltſchach beygezählet wird.

Unbeſchadet einer weitern urkundlichen Ausführung, glauben wir vor der Hand, jedem unterrichteten Leſer das Urtheil über unſere Behauptung getroſt anheimſtellen zu dürfen!

Fortes creantur fontibus et bonis:
Est in juvencis, est in equis patrum
Virtus: nec imbellem feroces
Progenerant aquilae columbam.
Virtus recludens immeritis mori
Coelum, negata tentat iter via;
Coetusque vulgares et udam
Spernit humum, fugiente penna!

Horat. I, III. 2. IV. 4.

Ths.

Literariſche Notizen.

Engliſche Literatur.

(Aus dem Quarterly Review.)

Some account of the lives und writings of Lope Felix de Vega Carpio and Guillen de Castro. By Henry Richard Lord Holland. 2 Vols. London. 1817.

Lopez de Vega, einer der bekannteſten ſpaniſchen Dichter, dem in ſeinem Leben die Gunſt der Großen, und der Beyfall ſeiner Zeitgenoſſen zu Theil ward, hat nun auch in Lord Holland einen trefflichen Biographen gefunden. Im Jahre 1562 zu Madrid geboren, Sohn eines Vaters, der wenigſtens nach des Dichters eignem Zeugniſſe ſelbſt in der Dichtkunſt ſich auszeichnete, fand Lopez de Vega zuerſt am Hi-

1) Der Anonym. de conversione Carantanor. — Praestitit rea Priwinnae aliquam inferioris Pannoniae partem in beneficium, circa fluvium Sawa. Tunc coepit ille ibi habitare et munimen edificare in quodam nemore — et palu sellede fluminis (Mosburg) et circumquaque populos congregare ac multum ampliari in terra illa etc. — — 865 feuerte der Salzburger Erzbiſchof Adelwin, die Weihnachten, in castro Hecilonis, noviter Mosaburch vocato, quod illi successit moriente patre suo Priwinna, quem Moravi occiderunt. — Die Fuldaer Jahrbücher auf 884. Veniente Brazlavaro duce, qui in id tempus tenuit regnum inter Dravo et Savo flumina — — — 892 Die Geſandten Arnulfs »non valentes iter terrestre habere, propter insidias Zwentibaldi, de regno Brazlavonis, per fluvium Odogra usque ad Culpam, dein perfluentes Savo, navigio sunt perducti — — — dieſelben 896: Imperator pannoniam cum urbe paludarum (Mosburg) tuendam duci suo Brazlavoni in id tempus commendavit, — — 898 heißt derſelbe Brizolavus, quidam Sclavus dux, Imperatori fidus — —

schofe von Sevilla, D. Hieronymus Manrigue, der ihn in den Stand setzte, an der Universität von Alcala Philosophie zu studieren, und aus dieser Wissenschaft den Gradus zu nehmen, später aber an dem Herzoge von Alba (wahrscheinlich dem berühmten Feldherrn Philipp des II.), dessen Sekretair er wurde, mächtige Beschützer. Auf Verlangen des letzteren soll er sein großes Gedicht, Arcadia geschrieben haben. Das Glück seiner ersten Ehe mit Donna Isabella Diaz de Urbina, welche er im Hause des Herzogs von Alba schloß, störte ein Duell, die Folge eines literarischen Streites. Er verwundete seinen Gegner gefährlich, und mußte von Madrid eilig fliehen, wo nach einer lange verzögerten Rückkehr seine Gattin in seinen Armen starb. Bald darauf findet man ihn, die Waffen in der Hand, als Theilnehmer an der unglücklichen Armada Philipp des II. gegen die Königin Elisabeth von England. Mitten unter den Stürmen dieser Unternehmung schrieb er sein großes Gedicht von zwanzig Gesängen: la Hermosura de Angelica. Nach seiner Rückkehr wurde er Sekretair beym Marquis von Malpica, und später beym Grafen von Lemos, heiratete auch bald darauf seine zweyte Gemahlin Donna Johanna de Guardio, eine Dame von ausnehmender Schönheit. Sie gebar ihm einen Sohn und eine Tochter; die letztere wurde Erbin seines Vermögens, der Sohn starb früh, und bald darauf auch die Mutter. Lopez de Vega, dessen Familienglück nun zertrümmert war, trat einige Zeit hernach in ein Priester-Collegium, ohne jedoch seinem Hange zur Dichtkunst zu entsagen. Papst Urban der Achte, dem er sein Gedicht auf den Tod der Königin Maria von Schottland, Corona Tragica betitelt, dedicirte, ernannte ihn zum Fiskal der apostolischen Kammer, und zum Doctor der Theologie. Mehr als dreyßig Jahre lebte er als katholischer Priester, aber gegen das Ende seiner Tage ergab er sich der strengsten Ascetik, und beschleunigte dadurch sein Ende. Königliche Ehren wurden ihm noch bey seiner Beerdigung erwiesen.

Lopez de Vega war ein Dichter von besonderer Fruchtbarkeit. Lord Holland gibt nach einer sehr mäßigen Berechnung die Zahl seiner dramatischen und sonstigen dichterischen Produkte auf 497 an. Wahrscheinlich hat Niemand sie alle gelesen, und nur aus einigen seiner vorzüglichsten Werke hat der Verfasser der gegenwärtigen Darstellung, ein eben so scharfsinniger Beurtheiler, als glücklicher Uebersetzer, den Charakter derselben abgezogen. Ihm gebührt der Ruhm, Volksdichter zu seyn, in höherem Grade, als selbst Cervantes, hinter dem Lopez de Vega in jeder anderen Hinsicht weit zurückblieb.

Eines der größeren Gedichte, in dessen Beurtheilung Lord Holland mit kritischem Geiste eingeht, ist seine Arcadia, eine Schäferromanze in der Art, worin Sannazaro unter den Italienern, Montemayor unter den Spaniern sich auszeichnete. Mit reicher Phantasie und tiefem Gefühle ist in demselben eine sehr dürftige Fabel durchgeführt. Das schon erwähnte Gedicht, Hermosura de Angelica, welches Lopez de Vega während der Unternehmung gegen England schrieb, erklärt Lord Holland für werthlos. Es feyert den Sieg der Schönheit Angelikas, wodurch sie auf den Thron von Sevilla gelangte. Zugleich mit diesem Gedichte machte Lopez de Vega seine Dragontea, ein Heldengedicht von zehn Gesängen, bekannt, in dem er seinen und seiner Landsleute Haß gegen den berühmten Franz Drake, der in demselben unter dem Namen Dragon erscheint, zu verewigen strebte. Ein anderes großes Gedicht, Jerusalem, welches den Kreuzzug schildert, dessen

Held Richard Löwenherz war, und an welchem der Dichter den Kastilianern den vorzüglichsten Antheil zuschreibt, hat Wärme in der Erfindung, und mehr Kraft in den Gedanken, und Schönheit im Ausdrucke, als die Dragontea. Ein episches Gedicht von minder erhabenem Stoffe ist sein Isidro de Madrid.

Lopez de Vega lebte zur Zeit der Heiligsprechung Isidors, eines Bauers aus Madrid, und beschreibt das Leben desselben in diesem Gedichte von zehn Gesängen. Es ist in quintillas, fünfzeiligen Stanzen, geschrieben, und hat Vorzüge und Fehler mit seinen epischen Gedichten höherer Art gemein. Merkwürdig ist die Beschreibung der justa poetica, eines poetischen Turniers, welches bey der Heiligsprechung Isidors in neun verschiedenen Gattungen von Gedichten nach der Zahl der Musen zu Madrid gehalten wurde. Vorzüglich bewundern die Spanier seine Gedichte im komischen Style. Eines der merkwürdigsten unter denselben ist seine Gatomaquia, welche den Krieg zwischen zwey Katern, aus Liebe zu einer Katze veranlaßt, beschreibt. Lopez de Vega selbst schätzte am meisten unter seinen Werken seine Dorothea, ein nach dem Urtheile Anderer nicht sehr ausgezeichnetes episches Gedicht, in dessen Helden er manche Abenteuer seines eigenen früheren Lebens geschildert zu haben scheint. Seine Vorzüge und Fehler aber findet man am vollständigsten in seinen Primas Sacras.

Seine zahlreichen dramatischen Arbeiten würdigt Lord Holland einer besondern Aufmerksamkeit.

Historical sketches of the South of India; in an attempt to trace the history of Misoor; from the origin of the Hindoo Government of that state to the Extinction of the Mahommedan Dynasty in 1799. *By Colonel Mark Wilks. Vols.* 2 *and* 3. *London*, 1817.

Schon vor sieben Jahren erschien der erste Band dieser historischen Skizzen, welcher die Geschichte des südlichen Theils von Ostindien bis zum Jahr 1767, in welchem Hyder Ali die Usurpation der Regierung von Mysore vollendete, fortführt. Die gegenwärtige Fortsetzung reicht bis zum Jahr 1799. Das Werk behandelt die Geschichte der zwey Regierungen des Hauses von Mysore so umständlich, daß diese allein eben so viel Raum einnimmt, als Hume's Geschichte von England. Bey solcher Weitläufigkeit kann es nicht befremden, in diesem Werke, welches als ein Entwurf vielmehr durch gedrängte Kürze sich auszeichnen sollte, auf viele wenig anziehende oder der Entwickelung der Hauptbegebenheiten selbst fremde Umstände zu stoßen, welche den Leser um so mehr ermüden, als die Schreibart des Verfassers sorglos, dunkel und verwickelt ist, eine mißlungene Nachbildung von Gibbon's Style. Aber auch den Ruhm von Unparteylichkeit hat sich Oberst Wilks nicht unbefleckt erhalten. Unter den Engländern, welche sich in den Kriegen und Unterhandlungen mit Hyder Ali und seinem Sohne Tippoo einen berühmten Namen gemacht, ist der Verfasser ein unbedingter Lobredner von Lord Wellesley und Herrn Hastings, dagegen bringt er schwere Anklagen theils gegen noch lebende, theils gegen schon verstorbene Personen vor, welche noch in England hoher Achtung genießen, hauptsächlich gegen Sir George Staunton und Mr. Huddlestone. Selbst der beschränkteste Auszug aus Hr. Wilks Werke würde hier zu weit führen, aber eine Erwähnung einer treffenden Parallele zwischen Hyder Ali und seinem Sohne Tippoo dürfte auch unsere Leser interessiren. Beyde waren gleich schwan-

kend in ihrem Character, Hyder aber hatte doch das Interesse seines Ehrgeizes stets klar vor Augen; Tippoo dagegen handelte, von den niedrigsten Leidenschaften hin und her getrieben, auch gegen dieses sein Interesse. Hyders Fehler beförderten wenigstens seine politischen Zwecke, Tippoo vereitelte die Erreichung derselben durch die seinigen. Wenn Hyders Strafen barbarisch waren, so waren sie doch zweckmäßig, Tippoo's Hof und Armee dagegen war ein großer Schauplatz unbestrafter ihm selbst wohl bekannter Kassendiebstähle. Er war grausam, wo Strenge ein Fehler, und nachsichtig, wo sie eine Tugend gewesen wäre. Tippoo ließ die Tapfersten unter den englischen Kriegsgefangenen ermorden, bloß weil er ihre Tapferkeit haßte; er unterdrückte und beschimpfte seine hindostanischen Unterthanen, weil er eine Religion haßte, deren Beschützung seinen Thron am meisten gesichert haben würde, und am Rande seines Untergangs schmeichelte er wieder demselben Volke, weil er thöricht genug war, von ihren Zaubereyen eine Abwendung seines bösen Geschickes zu hoffen. Ob Tippoo Eigenschaften besaß, die ihn zum Throne eigneten, ist sehr zweifelhaft, daß er entgegengesetzte hatte, gewiß und entschieden, und der Ausspruch der Geschichte wird wahrscheinlich einer in Mysore beynahe zum Sprüchworte gewordenen Bemerkung folgen, welche sagte, Hyder war geboren, ein Reich zu gründen, Tippoo, es zu verlieren.

The history of Brazil. By Robert Southey. Vol. 2.

Der erste Theil dieses merkwürdigen Werkes reichet bis zur Staatsumwälzung im Jahre 1640, wo die Portugiesen das spanische Joch abschüttelten, und den Herzog von Braganza auf den Thron riefen. Der gegenwärtige Band führet die Geschichte zwar nur bis zum Jahre 1685 fort, und behandelt sie daher auch mit einer überaus großen Weitläufigkeit; aber die Art der Behandlung entschädigt den Leser vollkommen für die Umständlichkeit derselben. Mit historischer Treue und tiefer Einsicht in die Verhältnisse der beyden Staaten ist das Benehmen Portugalls und Hollands, welche beym Ausbruche jener Revolution in Brasilien so wie in Indien in offenem Kriege gegen einander standen, auseinandergesetzt. Zwar wurde sogleich zwischen beyden Mächten ein zehnjähriger Waffenstillstand abgeschlossen, bey welchem der Besitzstand zur Grundlage angenommen wurde, allein die holländisch-westindische-Kompagnie, das eigene Interesse verkennend, und durch Geringschätzung des Charakters der Portugiesen irre geleitet, handelte treulos gegen die Bedingungen desselben, und wußte, selbst unter dem Schutze der Waffenstillstandsflagge, innerhalb eines Jahres sich in den Besitz von Seregipe, Maranham, und den afrikanischen Niederlassungen zu St. Thomas und Loanda zu setzen. Die Folgen dieser Treulosigkeit, die Mißgriffe der holländischen Regierung in der Verwaltung der den Portugiesen entrissenen Provinzen, wie der Keim zur Empörung dadurch gelegt wurde, wie dieselbe gerade in dem treulos besetzten Maranham ausbrach, wie sie durch Juan Fernandez zur geordneten Insurrektion ward, das kluge Benehmen Portugalls, welchem seine politische Ohnmacht nicht erlaubte, mit Holland zu brechen, all' dieses ist in einem kraftvollen und lebendigen Bilde dargestellt.

In diese Periode fällt auch die Gründung des merkwürdigen Reiches der Jesuiten in Paraguay. In der Darstellung desselben zeigt Southey eine des Geschichtschreibers so würdige Unbefangenheit, und einen in das Innerste dieser oft so oberflächlich beurtheilten Einrichtung eindringenden Geist. Er verkennt nicht die Fehler derselben in Bezug auf Er-

ziehung und Staatsverwaltung, er läßt aber auch dem großentheils uneigennützigen Eifer für die höchsten Interessen der Menschheit, den Unterricht der Jugend und die Befreyung von Sklaverey, und der wahren Frömmigkeit, welche diese Gesellschaft in Paraguay an den Tag legte, volle Gerechtigkeit wiederfahren.

Der Verfasser schließt diesen Band mit einer Darstellung der Fortschritte der Civilisation und des Wohlstandes der verschiedenen portugiesischen Kolonien bis zum Jahre 1685. Er gewährt uns dadurch die traurige Ueberzeugung, daß Brasilien seit jener Zeit vielmehr Rückschritte gemacht habe. Die Bevölkerung war damals in schneller Zunahme, Fremde strömten von allen Seiten zu, die Pflanzungen gediehen, der berühmte Jesuit Vieyra brachte noch in seinem hohen Alter die Kultur jener Gewürzpflanzen in Aufnahme, mit denen bis dahin Holland den Alleinhandel gehabt hatte, und Karl II. von England rühmte oft, sein Schwager, der König von Portugall, habe die Mittel in Händen, die Holländer zu Grunde zu richten. Da wurden die großen Goldminen entdeckt. Die Aufmerksamkeit der Portugiesen richtete sich nun ganz auf die reichen Hoffnungen, die ihnen diese Entdeckung eröffnete, der sichrere Gewinn, den Handel und Ackerbau bot, wurde aufgegeben, Fremde wurden ausgeschlossen, oder in ihren Unternehmungen eifersüchtig bewacht, und so entspricht noch jetzt Brasilien den Erwartungen nicht, die es damals erregte, obgleich das spanische Südamerika in Wohlstand und Bevölkerung weit hinter demselben zurücksteht.

Plan of Parliamentary reform, in the form of a Catechism with reasons for each article; with an introduction shewing the necessity of radical and the inadequacy of moderate reform. By Jeremy Bentham Esq. London, 1817.

Das Kapitel von Parlamentsreform ist zwar gegenwärtig in England an der Tagesordnung, doch kann selbst dort dieses Werk nur Lächeln erwecken, und wird einer ernsteren Würdigung unwerth gehalten. Der Verfasser gehörte bis zum Jahre 1809 selbst zu den Freunden der gemäßigten Parlamentsreform, gegenwärtig aber findet er jede gemäßigte Reform zwecklos, und erwartet das Heil Englands bloß von einer Radikalreform. Das Recht des englischen Volkes auf allgemeine Abstimmung erscheint ihm in der ältesten Geschichte dieses Staates gegründet, und die Ansprüche des weiblichen Geschlechts auf Mitstimmung, so wie das Abstimmen durch Ballotirung ist dadurch gerechtfertigt, weil beydes bey der ostindischen Kompagnie so üblich ist; denn er nimmt keinen Anstand, die unvollkommenen Reglements einer Handelsgesellschaft auf die Wahl der Repräsentanten eines unabhängigen Volkes anzuwenden. Seine Schreibart, voll Schwulst und Ueberladung, passet ganz zu dem Inhalte des Werkes.

A practical inquiry into the causes of the frequent failure of the operations of depression and of the extraction of the cataract, as usually performed; with the description of a Series of new and improved operations, by the practice of which most of these causes of failure may be avoided. Illustrated by Tables of the comparative success of the new and old modes of practice. By Sir William Adams. London, 1817.

Der Gegenstand dieses Werkes, eine Untersuchung über die Ursachen des Mißlingens von Staaroperationen, sowohl nach der Methode des

Hinabdrückens als des Auszlehens des Staares, und über die Mittel, diesen Ursachen des Mißlingens zu begegnen, ist gewiß von hoher Wichtigkeit. Der Verfasser, einer der vorzüglichsten Augenärzte Englands, gibt diesen Untersuchungen durch seine eigenen Kenntnisse und Erfahrungen, durch die Unbefangenheit seines Urtheils und durch die Benützung und Würdigung der Ansichten und Erfahrungen berühmter Augenärzte aller Länder ein nicht gewöhnliches Interesse, und setzet mit Freymüthigkeit und ohne allen Rückhalt die Methode auseinander, welche er bekanntermaßen mit Erfolge an den blinden Pensionisten des Greenwich-Spitals, so wie in seiner Privat-Praxis befolgt. Nach einer sorgfältigen Behandlung über die Staarkrankheiten, den Sitz und die veranlassenden Ursachen des Uebels und die Mittel, die vollkommene Ausbildung des Staares zu verhindern, geht er zu den Operationsmethoden selbst über. Die Operation mittels Niederdrückung des Staares (per depressionem) wird aus guten Gründen vom Verfasser am mindesten empfohlen. Der Operation durch Einsaugung des Staares (per absorptionem) scheint Sir William vor den übrigen in seiner Praxis den Vorzug zu geben. Sie dürfte in allen Fällen, wo der Staar einer Zertheilung fähig ist, mit mehr Vortheil angewendet werden, als die vorige, so wie, wenn der Staar wegen seiner Härte unzertheilbar ist, die Operation durch Ausziehung (per extractionem) nach der von Herrn Adams vorgeschlagenen Verbesserung, wornach die Linse in die vordere Kammer gebracht und durch eine Oeffnung von der Außenseite, nicht durch den unteren Theil der Hornhaut, ausgezogen wird, den Vorzug verdienet. Auch Cheselden's Methode einer künstlichen Pupillenbildung hat von dem Verfasser eine schätzbare Verbesserung erhalten.

An Argument for construing largely the right of an Appellée of Murder to insist on trial by Battle, and also for abolishing appeals. By E. A. Kendall Esq. Second edition. London, 1817.

Das Recht eines durch Privatanklage des Mordes Bezüchtigten, auf die Entscheidung durch einen Kampf mit dem Ankläger zu dringen, gehört unter mancherley aus dem Mittelalter herstammende, durch Gewohnheit noch jetzt in England geltende Justizeinrichtungen, deren sich dieser Staat nicht zu rühmen hat. Es wird daher auch nicht gezweifelt, daß in einer der nächsten Parlamentsversammlungen die Abschaffung dieser Zweykämpfe, so wie der ganzen Privatausforderung, einer allen Begriffen wahrer Justizverwaltung widersprechenden Einrichtung zur Sprache gebracht werden wird. Wie dieselbe in das englische Gewohnheitsrecht aufgenommen worden, und worin sie eigentlich bestehe, wird von dem Verfasser so gründlich und deutlich, als die Natur eines Gewohnheitsrechts nur immer zuläßt, auseinander gesetzt.

Narrative of a voyage to Hudsons Bay, in his Majesty's ship Rosamond, containing some account of the north-eastern coast of America and of the tribes inhabiting that remote region. By Lieut. Chappel. London, 1817.

Es könnte nicht leicht ein Zeitpunkt gefunden werden, in welchem eine neue Reisebeschreibung in die Hudsons-Bay mit mehr Interesse gelesen würde, als der gegenwärtige, wo England mit Benützung aller Mittel, die Kunst und Wissenschaft anbieten, den öfters schon gewagten

Versuch, die nördliche Durchfahrt in den stillen Ozean zu entdecken, erneuert.

Das gegenwärtige Werk aber entspricht den Erwartungen, die sein Titel erregt, in keiner Hinsicht. Weder Geographie, noch Hydrographie oder Meteorologie haben durch dasselbe im mindesten gewonnen.

Anecdotes of the life of Richard Watson, D. D. bishop of Landaff, written by himself at different intervals and revised in 1814. *Published by his son Richard Watson.* 1817.

Richard Watson, Bischof von Landaff, ein Mann, der durch kühne Beredsamkeit im englischen Parlamente sich zwar einen Namen gemacht, aber weder als Staatsmann noch als Prälat, weder in seinem Vaterlande noch außerhalb desselben, einen Anspruch auf bleibende Verehrung erworben hat, hinterläßt in dieser von seinem Sohne herausgegebenen Selbstbiographie ein nicht ungetreues Bild seines Privat- und öffentlichen Lebens und Wirkens.

(Aus dem Edinburgh Review.)

Lalla Rookh; an Oriental Romance. By Thomas Moore. London 1817.

Sehr viele neuere englische Gedichte entlehnen ihren Stoff aus dem Oriente. Aber noch nie ist ein Werk in dieser Sprache erschienen, welches den Charakter des Orientalismus mit allen seinen Schönheiten in höherer Vollendung an sich trüge, als dieses. Es ist in der That bewundernswerth, wie getreu Herr Moore Indien, Arabien und Persien, gleichsam als einen heimatlichen Boden behandelt, und wie rein und streng asiatisch Dichtung und Darstellung in diesem Werke erscheinen. Nicht eine Vergleichung, nicht eine Schilderung, kein Name, kein Zug der Geschichte, keine Anspielung gehört in den Kreis europäischer Erfahrungen, alles verräth die genaueste Bekanntschaft mit dem Leben, der Natur, der Dichtkunst und Literatur des Orients. Bey so vielen anziehenden Vorzügen kann es nicht sowohl für einen Tadel als für einen Beweis, daß es nichts von allen Seiten Vollendetes gibt, gehalten werden, wenn man bemerket, daß es der reichen Fülle von Schönheiten in diesem Werke an der gehörigen Folie, die sie herausheben sollte, fehlet. So gedrängt sind in demselben die üppigsten Bilder einer orientalischen Phantasie. Das ganze Werk enthält vier abgesonderte Gedichte, welche durch den zarten Faden einer einfachen persischen Geschichte, auf deren Katastrophe sie entscheidend einwirken, zusammengehalten werden. Lalla Rookh, die Tochter des großen Aurengzeb, mit dem jungen Könige der Bucharey verlobt, reiset ihrem Bräutigam entgegen, um ihn in den reizenden Thälern von Cashmir zu treffen. Um die Zeit der Mittagsruhe und die Nacht abzukürzen, hatte der liebende König seiner Braut einen jungen Dichter aus Cashmir gesandt, der hier derselben die vier großen Gedichte vorträgt, die den Hauptgegenstand des Werkes ausmachen. Die Stimme und der Blick des schönen Dichters, nicht minder als der Inhalt der rührenden Erzählungen, die er vorträgt, üben eine solche Zauberkraft auf das Herz der Prinzessinn aus, daß sie für ihn, in feuriger Liebe entbrannt, gerne allen Reizen des herrlich beschriebenen Thales von Cashmir, und all der Pracht, die sie zu ihrem Empfange bereitet sieht, entsagte, und mit ihrem geliebten Feramorz in die Einsamkeit flöhe. Aber bald entdeckt sie in dem geliebten Dichter den Prinzen selbst, der unter dieser Verkleidung

das Herz seiner Braut gewonnen hatte. Unter den vier Gedichten ist das erste, der verschleyerte Prophet von Khorassan, das längste, aber nicht das vorzüglichste. An Geist, Zartheit und Schönheit jeder Art verdient das zweyte, weit kürzere: das Paradies und der Peri, bey weitem den Vorzug vor demselben. Die Peris sind eine Art halbgefallener weiblicher Engel, welche in der Luft von Wohlgerüchen leben, und, obgleich für eine bestimmte Zeit aus dem Paradiese verbannt, in der Unterwelt herumwandeln, um Gutes zu thun. Es athmet dieses Gedicht die reinste und anziehendste sittliche Schönheit. Das dritte Gedicht: die Feueranbeter, ist ohne Zweifel an Kraft und Schönheit das vorzüglichste von allen vieren. Es hat bey vorzüglichem Reichthume des Vortrages eine weit interessantere Erzählung als die übrigen, und theilt auch nicht mit ihnen die Ueberladung mit den frischen und blühenden Bildern orientalischer Schreibart. Das vierte Gedicht endlich: das Licht des Haram, ist von fröhlicher Art, bleibt aber in Hinsicht auf Erfindung weit hinter den übrigen zurück; es hat eigentlich gar keine Fabel, sondern ist eine Sammlung schöner Gesänge und Beschreibungen. Wenn man Herrn Moore mit andern Dichtern seiner Zeit vergleichet, so hat er die meiste Aehnlichkeit mit Southey und Lord Byron; den ersteren übertrifft er in Leichtigkeit und Kraft, den letzteren hat er in Beschreibungen von Liebe und weiblicher Lieblichkeit glücklich nachgeahmt, aber so, wie ein origineller Geist nachahmt, oder wie man sagen könnte, daß Lord Byron selbst in seinen späteren Werken seine früheren nachgeahmet habe. Den Vorwurf eines Mangels an sittlichem Zartgefühl, welchen einige jugendliche Produkte dieses Verfassers treffen konnte, hat er in diesem Werke auf die edelste Weise von sich entfernet.

Memoir of the conquest of Java with the subsequent operations of the British Forces in the Oriental Archipelago. By Major William Thorn, late Deputy-Quartermaster to the Forces serving in India. 1. *Vol.*

Die Unternehmung, von welcher man in dem vorliegenden Werke eine glaubwürdige und wissenschaftliche Erzählung findet, war die größte, die je im indischen Ozean erschien, und wurde vorzüglich dadurch merkwürdig, daß bey derselben zum zweytenmale (das erstemal geschah es bey der Eroberung Aegyptens) die asiatischen Streitkräfte Großbrittaniens zu Eroberungen außer Lande mit Erfolg angewendet wurden. Die Folgen dieser Eroberung waren auch von der höchsten Wichtigkeit. Sie verschaffte uns zuerst eine richtigere Kenntniß von zahlreichen und merkwürdigen Völkerstämmen, von denen man vorher nur sehr irrige Vorstellungen gehabt hatte, und sie bereitete diesen Völkern selbst die frohe Aussicht auf Bildung und Nationalglück, wofür es ihnen nicht an Empfänglichkeit fehlt. Es darf daher dieses Werk des Majors Thorn, der an der Unternehmung Theil nahm, auch bey Lesern, die seiner Nation nicht angehören, auf Theilnahme und Beyfall rechnen.

The speeches of Charles Phillipps Esq. delivered at the bar, and on various public occasions in Ireland and England. Edited by himself. London, 1817.

Der Verfasser dediciret sein Werk Herrn Roscoe, und läßt es durch seinen Freund, den Esq. Finlay, der Welt in einer sehr schmei-

chelhaften Vorrede empfehlen. Von den zehn Reden, welche die Sammlung enthält, wurden fünf bey Gastmahlen und anderen öffentlichen Zusammenkünften, und fünf vor den Schranken des Gerichts gehalten. Aber in allen ist der Styl genau derselbe, und die vollkommenste Einförmigkeit kann als der unterscheidende Charakter der Reden des Herrn Philipps ausgezeichnet werden. Sie geht so weit, daß er dieselben sämmtlich gleichsam nach einem gemeinschaftlichen Recepte verfaßt zu haben scheint, und daß, wer eine seiner Reden gelesen, mit Bestimmtheit angeben kann, wie er einen Gegenstand, den er aufgegriffen, durchführen werde.

Transactions of the Geological Society, established November 1807. *London*, 1817.

Die im Jahre 1807 errichtete geologische Gesellschaft erhielt keine systematische Instruktion, weil zur Zeit ihrer Gründung England noch keine Schule von Mineralogie hatte. Dieß hatte für sie den Vortheil, daß sie durch keinen Namen von hohem Ansehen davon abgehalten wurde, selbst ihre Kräfte zu versuchen, und daß keine vorgefaßte Meinung für irgend ein besonderes mineralogisches System sie in dem freyen Laufe ihrer Untersuchungen hemmte. In der That machte auch die Gesellschaft die schnellsten Fortschritte in ihrer literarischen Wirksamkeit, und überraschte durch die Bekanntmachung der anziehendsten und wichtigsten Verhandlungen. Auch das gegenwärtige Werk kann den Ruf dieser ausgezeichneten Gesellschaft nur noch erhöhen. Es enthält funfzehn verschiedene Abhandlungen, zehn, welche eigentlich geologischen, und fünf, welche mineralogischen Inhalts sind. Von den ersteren beziehen sich acht auf England selbst, und zwey auf andere Länder. Durch die ersteren wird vorzüglich der geologische Charakter der Insel Sky, der nordöstlichen Grafschaften Irlands und des südwestlichen Theiles der Grafschaft Sommersetshire aufgeklärt. Die ausländischen geologischen Artikel beziehen sich auf Barbados und auf die Salzbergwerke von Cardona in Spanien. Der mineralogische Theil handelt vom Oxyd des Uranium, einem Produkte der Grafschaft Cornwallis mit einer Reihe krystallinischer Formen desselben, von einem neuen Aerze des Tellurium, von dem schwedischen Corundum von Gellivara in Lappland, und von dem Tremoliten der Grafschaft Cornwallis.

Algebra, with Arithmetic and Mensuration from the Sanscrit of Brahmegutpa and Bhascara. Translated by Henry Thomas Colebrooke, Esq. London, 1817.

Unter den Fragmenten orientalischer Literatur, welche der wissenschaftliche Eifer gelehrter Engländer nach Europa übertrug, verdient vielleicht keines die öffentliche Aufmerksamkeit in einem höheren Grade, als diese vier Abhandlungen über Arithmetik, Algebra und Geometrie von Hindostan, aus dem Sanskrit gezogen. Zwey derselben, Lilavati und Vya Ganita, sind von Bhascara Acharya, das erstere über Arithmetik, das letztere über Algebra; die beyden andern sind noch viel älter, und haben einen Mathematiker, Brahmegutpa, zum Verfasser. Nebst diesen beyden Originalwerken enthält dieses Buch noch eine sehr gelehrte Untersuchung des Uebersetzers uber die früheste Geschichte der Algebra in Indien, Arabien und Griechenland, und einige Bemerkungen desselben über die Einführung und Fortschritte der Algebra

in Italien. Bhascara schrieb nach seiner eigenen Angabe und mehreren zusammentreffenden Umständen um das Jahr 1150 der christlichen Zeitrechnung. Brahmegutpa ist noch viel älter, und sein Werk äußerst selten. Dem Uebersetzer jedoch glückte es, eine Abschrift von demselben zu erhalten, die zwar in mancher Hinsicht unvollkommen, aber in den von ihm hier mitgetheilten Stücken vollständig ist. Die Stellung, welche dieser indische Gelehrte in seiner Astronomie den Solstitial-Punkten anweiset, zeigt, daß er im sechsten und zu Anfange des siebenten christlichen Jahrhunderts schrieb, und also früher, als die Wissenschaften selbst in Arabien gepflegt wurden. Doch bemerket Colebrooke, daß auch Brahmegupta's Abhandlung nicht das älteste Werk über Algebra in Indien ist. Ganesa, der vorzüglichste Scholiast des Bhascara, führet ein Stelle über Algebra aus dem Arya Bhatta an, welchen die Indier als den ältesten profanen Schriftsteller über Astronomie betrachten, und Colebrooke beweiset aus vielen Gründen, daß dieser Algebraist schon im fünften Jahrhunderte christlicher Zeitrechnung, oder noch früher lebte. Er ist demnach beynahe von gleichem Alter mit dem griechischen Diophantus, den Abul Faraj in das Zeitalter des Kaisers Julian, mithin ungefähr in das Jahr 360 nach Christi Geburt versetzt, und die Indier stehen demnach den Griechen in Hinsicht auf das Alterthum ihrer algebraischen Kenntnisse nicht nach, in Hinsicht auf den Umfang derselben scheinen sie solche sogar übertroffen zu haben; denn so sieht man z. B. aus diesem Werke, daß sie die Auflösung der Gleichungen von mehreren unbekannten Größen wohl kannten, die dem Diophantus wahrscheinlich unbekannt war.

Die Echtheit des Textes, den Hr. Colebrooke hier übersetzte, ist mit der größten Zuverläßigkeit durch zahlreiche Kommentare in Sanskrit, und eine persische Uebersetzung erwiesen. Diese Kommentare enthalten fortlaufende Glossen, in welchen jede Stelle des Originals mit Noten und Uebersetzung begleitet ist. Noch mehr wird die Korrektheit des Textes, wenigstens in Betreff des Lilavati, durch einen selbst dem Uebersetzer unbekannten Umstand außer Zweifel gesetzt. Er erschien nämlich im Laufe des Jahres 1816 eine Uebersetzung dieses Werkes von Dr. Taylor in Bombay, und mehrere Exemplare derselben kamen ungefähr zu derselben Zeit nach Europa, als Hr. Colebrooke's Uebersetzung erschien. Die Vergleichung dieser beyden Uebersetzungen nun beweiset in den Regeln und Beyspielen, als dem Wesentlichen des Werkes, eine genaue Uebereinstimmung, und nur eine Verschiedenheit im Ausdrucke, der bey Taylor mehr buchstäblich, bey Colebrooke aber umschreibender ist.

The Identity of Junius with a distinguished Living character estabished. London 1816.

A supplement to Junius identified, consisting of fac similes of handwriting and other illustrations. 1817.

In diesen beyden Werken finden sich die unseres Erachtens nicht entscheidenden Gründe für die Vermuthung, daß Sir Philipp Francis der Verfasser der bekannten Juniusbriefe sey, ausführlich entwickelt.

A Sketch of the military and political power of Russia in the year 1817. *London*, 1817.

Bekanntermaßen wird, für den Verfasser dieses Werkes, das auch in Deutschland Aufsehen macht, der bekannte englische General Sir

Robert Wilson gehalten. Der Zweck desselben ist, durch eine Zusammenstellung wichtiger Thatsachen, deren genaue Kenntniß ihm bey seinem Standpunkte wenigstens zugemuthet werden kann, auf das Uebergewicht, das die neuesten Ereignisse Rußland verschafften, und auf die Gleichgültigkeit der europäischen Mächte, welche sich nach seiner Ansicht gegen fernere Vergrößerungen dieses Reiches ganz zu verwahren unterlassen, aufmerksam zu machen. Es würde hier zu weit führen, die politischen Ansichten des Verfassers, welche aus dem angedeuteten Zwecke des Werkes leicht zu entnehmen sind, einer sorgfaltigen Prüfung zu unterwerfen. Man kann hierüber so wie in Hinsicht so mancher factischen Irrthümer, in welche er durch offen dargelegte Leidenschaftlichkeit gerieth, auf die Noten verweisen, mit welchen die europäischen Annalen die Auszüge aus diesem Werke begleiteten. Allein diese Bemerkung kann nicht vorübergegangen werden, daß man das, was der Titel verspricht, eine systematische Darstellung des gegenwärtigen militärischen und politischen Zustandes Rußlands, welche auf statistischem Wege hätte geleistet werden sollen, vergebens in dem Werke sucht. Der Verfasser beginnt mit einer Geschichte des russischen Kriegswesens, und zeigt, was dieser Staat bereits gethan, wie sehr er seine Zwecke schon erreichet hat, und wie er in verschiedenen Zeitpunkten gehindert worden, noch weiter zu gehen. Bey dieser Behandlungsart kann der Verfasser wohl wegen vieler merkwürdiger Thatsachen der neuesten Zeitgeschichte, die er, ein bey vielen vollkommen beglaubigter Augenzeuge, erzählt, auf ein großes Interesse bey seinen Lesern rechnen, auf die Ehre aber, den Gegenstand, den er darzustellen unternahm, erschöpfet zu haben, darf er keinen Anspruch machen.

Papers relative to Codification, and public instruction, including correspondences with the Russian Emperor and divers constituted authorities in the American United States. Published by Jeremy Bentham. London, 1817.

Hr. Bentham gehört unter die seltenen Menschen, welche mit dem uneigennützigsten Eifer ihr ganzes Leben dem Beßten der Menschheit widmen. Verbesserung der Gesetzgebung und des öffentlichen Unterrichts ist der vorzüglichste Zweck seiner menschenfreundlichen Bemühungen, und nicht nur in seinem Vaterlande, wo er keine Gelegenheit versäumte, durch seine Schriften in der angedeuteten Hinsicht gemeinnützig zu werden, sondern auch in fremden Staaten suchte er seinen wohlthätigen Vorschlägen Eingang zu verschaffen. So bot er der Nationalversammlung in Frankreich seine Dienste an, fand sich aber in der schönen Hoffnung, bey derselben ein reges Interesse für Menschenwohl anzutreffen, sehr bald getäuscht. Aehnliche Versuche machte er in Polen, Rußland und bey den vereinigten Staaten von Nordamerika. In Rußland erhielt er zwar ein sehr verbindliches Antwortschreiben vom Kaiser Alexander, dem ein Ring von hohem Werthe beygelegt war, ein Beweis von Zufriedenheit, welchen er nach seinen uneigennützigen Grundsätzen nicht annehmen zu dürfen glaubte. Allein das Gesetzgebungs-Collegium, welchem der Kaiser aufzutragen versprach, daß es sich mit ihm ins Einverständniß setzen solle, that nichts, diesen Auftrag zu vollziehen. Noch schneller sah er sich genöthigt, der Hoffnung eines glücklichen Erfolges seiner Bemühungen in Polen zu entsagen. Er wandte sich nun an Nordamerika, welches sich bisher noch der englischen, großentheils ungeschriebenen Gesetze bedient. Um nicht den Rest seines Lebens der Bearbeitung eines Gesetz-

buches für die vereinigten Staaten ganz nutzlos zu widmen, verlangte er von dem Präsidenten Madison eine vorläufige Annahme seines Planes, den er sammt seinen Grundsätzen umständlich darlegte. Nach fünf Jahren erst erhielt er eine Antwort, in welcher der Präsident bedauert, daß es außer den Grenzen seiner Macht liege, von den wohlthätigen uneigennützigen Anträgen Bentham's Gebrauch zu machen. Mittlerweile hatte er aber auch dem Gouverneur von Pensylvanien den Antrag gemacht, einen Codex von bürgerlichen und peinlichen Gesetzen für diesen Staat der Beurtheilung der gesetzgebenden Versammlung desselben zu unterziehen, und, da in den vereinigten Staaten das Volk selbst durch seine Repräsentanten die gesetzgebende Gewalt ausübt, so richtete er in den Monaten Julius und August 1817 eine Reihe von Briefen an das amerikanische Volk, in welchen er seinen Plan, und die Art der Ausführung desselben auseinander setzt. Dieser Briefwechsel mit den verschiedenen genannten Staaten nun ist der Gegenstand dieses Werkes, und die Briefe an die Bürger Amerika's sind der vorzüglichste Theil desselben. Das Werk selbst verdient allerdings eine lebhafte Theilnahme theils wegen des redlichen Eifers, von dem der Verfasser beseelt ist, theils wegen seines Inhaltes selbst. Nur dieß allein dürfte bey demselben erinnert werden, daß die Mängel der Gesetzgebung, gegen die er seine Stimme erhebt, zuweilen mit allzu grellen Farben und im Tone unwürdiger Pamphletschreiber geschildert werden, und daß sein Styl so dunkel ist, daß er manchen Leser zurückschrecken muß.

Beppo a Venetian story. London, 1818.

Obgleich diese Erzählung als solche gar keinen Werth hat, und sich nicht als ein ernstlich gemeintes dichterisches Produkt, sondern vielmehr als ein buntes und lebhaftes Geschwätz über mancherley frivole Gegenstände, über Italien und England, Türken, Bälle, Literatur, Fischbrühen u. dgl. m. characterisirt, so ist doch in der immer gleichen muntern Laune des Verfassers etwas sehr Einnehmendes, und die ungemeine Leichtigkeit, mit welcher derselbe die gewöhnlichste Umgangssprache in streng regelmäßige Stanzen gebracht hat, verdient allen Beyfall.

Strata identified by organized fossils, containing prints on coloured paper of the most characteristic Specimens in each stratum. By W. Smith. London, 1816.

Stratigraphical System of organized fossils with reference to the specimens of the original geological collection in the British Museum. By W. Smith. London. 1817.

Ein Civil-Ingenieur, Hr. Smith, hat das Verdienst, hier ohne fremde Beyhülfe eine der besten geologischen Charten seines Vaterlandes geliefert, und so dem Naturforscher, dem Reisenden, und dem Güterbesitzer einen wichtigen Dienst geleistet zu haben. Sein Werk ist zwar nicht von Mängeln frey, und einer der vorzüglichsten dürfte eine ganz neue zum Theil barbarisch zusammengesetzte Nomenclatur seyn, welche großentheils nur den Bewohnern der Gegend, wo derley Ausdrücke gäng und gebe sind, bekannt ist. Aber, wenn mit Hülfe der geologischen Gesellschaft, welche bey einem so nützlichen Unternehmen ihre Mitwirkung nicht versagen würde, die Bedeutung des Sinnes der geologischen Ausdrücke genau bestimmet, und mancher Irrthum des Werkes selbst berichtiget wurde, so

würde die Arbeit des Hrn. Smith bald zu großer Vollkommenheit gebracht werden, und zu den befriedigendsten Resultaten führen.

A description of the principal picturesque beauties antiquities and geological Phenomena of the isle of Wigth. By Sir Henry Englefield. Illustrated by numerous engravings from original Drawings. London, 1816.

England besitzt einen großen Reichthum an Beschreibungen von Naturschönheiten, naturgeschichtlichen Gegenständen, Alterthümern und dergleichen. Doch kann kein Werk der Art in Hinsicht auf Vortrefflichkeit der Beschreibungen, oder Zeichnungen, die Zierlichkeit der Schreibart, und den guten Geschmack mit dem gegenwärtigen die Vergleichung aushalten. Insbesondere ist dasselbe reich an geologischen Beobachtungen. In Hinsicht auf Naturschönheiten hat die Insel Wight, zwar nicht einen erhabenen Character, aber auch nicht den Ausdruck einer matten Unbedeutenheit. Ihre Schönheit besteht in dem Anblicke einer fruchtbaren grünen, mit Thälern und Hügeln wechselnden bewaldeten Landschaft, welche manche schöne Aussichten auf das Meer, hauptsächlich auf die Meerenge darbietet, die die Insel von der englischen Küste trennet. Die Kupferstiche sind alle von vorzüglichem Effekte und gelungener Ausführung. Die Zeichnungen zu denselben sind von Henry Englefield und Webster; Hr. Cooke hat sie meisterhaft in Kupfer gestochen. Sie belaufen sich ohne die Charten auf funfzig, und unterscheiden sich dadurch, daß sie, wo es die Landschaft zuläßt, den mineralogischen Character des Gesteines getreu darstellen.

Accounts of the writings, religion, and manners of the Hindoos, including translations from their principal works. 4 Vol. By W. Ward. Serampore, 1811.

A View of the history, literature and religion of the Hindoos; including a minute description of their manners and customs and translations from their principal works. By W. Ward. 2. Vols London 1717.

Description of the character, manners and customs of the people of India, and of their institutions, religious and civil. By the Abbé T. A. Dubois. Translated from the french manuscript.

Hr. Ward und Hr. Dubois, zwey Missionarien, der erstere ein Engländer, der letztere ein während der Revolution ausgewanderter Franzose, liefern in den angezeigten Werken einen höchst schätzbaren Beytrag zu den schon zahlreich gesammelten Materialien, aus denen bald eine richtige Kenntniß des Zustandes von Hindostan zu entnehmen seyn wird. Missionarien sind an und für sich schon besser, als die Beamten der Compagnie, geeignet, den Zustand dieses Landes richtig kennen zu lernen. Vor diesen, deren Befehlen er gehorchen muß, verbirgt sich der Indier sorgfältigst. Ueberdieß lassen ihnen ihre Amtsgeschäfte auch, wenn sie zu einer genauen Erforschung des Zustandes der Eingebornen Lust hätten, nicht die gehörige Zeit dazu. Der Missionär dagegen kann nur durch den vertrautesten Umgang mit den Eingebornen zu seinem Zwecke gelangen, er muß ihre Sprache, und ihren Character studieren, ja selbst mit ihren Vorurtheilen vertraut werden, um denselben begegnen zu können, und vor ihm zeigt sich der Indier in seiner natürlichen Gestalt, weil er von

ihm weder etwas zu hoffen, noch zu fürchten hat. Diese Vortheile ihrer Lage benützten bestens die Verfasser, Hr. Ward während eines elfjährigen, der Abbe Dubois während eines beynahe achtzehnjährigen Aufenthalts in Indien. Die angezeigten drey Werke sind eigentlich nur zwey, denn das kleinere in London aufgelegte Werk des Hrn. Ward ist nur ein Auszug aus dem größeren in Indien erschienenen. Das kleinere Werk des Hrn. Ward beschränkt sich fast allein auf die Religion der Indier, das des französischen Missionärs fast allein auf die Priester Indiens. Ersteres gibt im ersten Bande nach der Einleitung, welche einen meisterhaften Ueberblick über den ganzen Umfang des Werkes enthält, Nachricht von den Gegenständen der Anbetung. Der zweyte Theil beschreibt die Tempel, die Bildnisse, die Priester, die festgesetzten Perioden der Gebräuche und Ceremonien des Gottesdienstes, die Lehren der Hindostanischen Religion, ihre Heiligen und ihre Sekten. Was in dem größeren Werke über Geschichte, Statistik und Literatur von Indien, was ferners über die vier verschiedenen Kasten, die Brahmins, Khatriyas, Vaysias und Sudras, über der Indier häusliche Sitten und Gewohnheiten, über ihre speculativen Systeme von Philosophie und Religion, und andere interessante Gegenstände vorkömmt, ist in dem in England erschienenen kleineren Werke ganz weggelassen. Das Werk des Hrn. Dubois zerfällt in drey Theile: die beyden ersten handeln fast ausschließlich von dem Priesterstande, der dritte handelt unter dem Titel: von der Religion der Indier, in vier Kapiteln von der Ausübung der Civil- und Kriminaljustiz, von den Fabeln und Erzählungen der Indier, von ihrem Militär-System, und in einem Anhange von der Sekte der Jainas, und den vorzüglichsten Verschiedenheiten zwischen ihnen und den Brahmans.

Somit geben die angezeigten Werke die bis jetzt vollständigste Vorstellung von der Religion und dem Priesterthume Hindostans, und, großentheils, da Religion den Hauptzug im Gemälde des hindostanischen Lebens ausmacht, von Indien selbst.

Rob Roy, by the author of Waverley, Guy Mannering, and the Antiquary. 3 *Vols. Edinburgh*, 1818.

Der Verfasser dieser Erzählung ist durch mehrere frühere Schriften, deren der Titel erwähnet, nicht unrühmlich bekannt. Ein glänzendes und dabey wahres Kolorit, eine große dramatische Lebhaftigkeit, ein tiefer Blick in das menschliche Herz, und eine reizende Leichtigkeit bezeichnen seine Behandlungsart und seinen Styl. Die gegenwärtige Erzählung bleibt in keiner dieser Eigenschaften hinter den früheren Produkten desselben Verfassers zurück.

Dante, with a new Italian commentary. By G. Baglioli. Paris, 1818.

The Vision of Dante. Translated by the Reverend H. F. Cary. 3 *Vol. London*, 1818.

Ueber Herrn Baglioli's Commentar, wovon bisher noch der erste Band nicht vollständig abgedruckt ist, und dem zwey Bände nachfolgen sollen, läßt sich noch nicht ein hinreichend begründetes Urtheil fällen: nur soviel ist aus der Methode desselben zu erkennen, daß er dem Plane früherer Commentatoren, mit einigen Verbesserungen, folge. Aber über Hrn. Cary's schon vollendete Uebersetzung kann man, und zwar auf eine

für ihn nur höchst ehrenvolle Art urtheilen. Sie verdient ohne Zweifel unter allen bisher erschienenen englischen Uebersetzungen dieses großen Dichters den ersten Platz. Der Uebersetzer hat das Verdienst einer beyspiellosen Treue, ohne daß dabey das unnachahmliche kräftige Kolorit des Originals vermißt würde. Es dürfte vielleicht mancher Kunstrichter damit nicht einverstanden seyn, daß er ein Versmaß wählte, welches den mächtigen Terzinen des Originals sich auch nicht nähert, allein es ist gerade dasjenige, welches dem Genius der englischen Sprache am angemessensten ist, und welches, wenn er englisch geschrieben hätte, Dante selbst gewählt haben dürfte.

Account of a voyage of discovery of the west coast of Corea and the great Loo-Choo Island, by Capt. Basil Hall; and a Vocabulary of the Loo-Choo Language, by H. I. Clifford. Esq. London, 1817.

Voyage of his Majesty's Ship Alceste along the coast of Corea to the island of Loo-Choo; with an account of hir subsequent shipwreck. By John M. Leod, surgeon of the Alceste. London, 1818.

Die beyden hier angezeigten Reisebeschreibungen flößen nicht nur jenes allgemeine Interesse ein, welches mehr der Neugierde angehört, sondern sie sind insbesondere für den Engländer wichtig, weil sie einen Beweis von einem nicht gewöhnlichen bescheidenen und einsichtsvollen Betragen der englischen Schiffskapitains in dieser Expedition, der Herren Marwell und Hall, liefern, und für den Menschen überhaupt, weil sie ein Volk unserer Kenntniß näher bringen, das im Kontraste mit den gewöhnlichen wilden oder halbwilden Volksstämmen unserer vollen Theilnahme und Liebe würdig ist. Der Bericht des Kapitäns Hall, welcher vorzügliche Aufmerksamkeit verdient, hat die Form eines Reisejournals, und ist in einem leichten, lebhaften, nicht anmaßenden Style geschrieben. Das Volk, dessen Küsten er besuchte, ist ein chinesischer Volksstamm. Es hat gleiche Schriftzüge mit den Chinesen, aber eine von der chinesischen ganz verschiedene Sprache. Die Bewohner der großen Insel Loo-Choo insonderheit ziehen durch mehrere Eigenheiten die Aufmerksamkeit auf sich, sie sind ganz unbekannt mit Kriegführen, und mit dem Gebrauche des Geldes. Das Letztere ist um so sonderbarer, als sie in nahem Verkehr mit China, Corea und Japan stehen.

Eine andere Merkwürdigkeit dieses Volkes ist dessen gänzliche Gleichgültigkeit gegen Religion, und die Geringschätzung ihrer Priesterschaft. Sie scheinen zwar die Religion des Fo zu haben, sich aber mit ihr wenig zu beschäftigen. Nie sprechen sie von Religion, und die Reisenden bemerkten auch nichts, was einer religiösen Ceremonie ähnlich schien, außer dem Tödten eines Schweines und dem Verbrennen einiger Geister auf dem Grabe eines dort verstorbenen englischen Schiffers. Aber auch an diesen Ceremonien hatten die Priester, welche in der äußersten Verachtung leben, keinen Antheil, sie wurden von den Oberhäuptern des Landes verrichtet. Nicht minder abweichend von den Sitten ähnlicher Völker ist die sorgfältige Versperrung ihrer Weiber. Die Reisenden konnten auch nicht eine einzige anders als durch das Fernrohr des Schiffes ansichtig werden, und alle Bemühungen, die Ursache dieses Benehmens zu erfahren, waren vergeblich. Sie sind Feinde der Polygamie, und zeigten den größten Abscheu gegen die Chinesen in Hinsicht der bey ihnen gestatteten Vielweiberey.

Doch scheinen sie nicht mit sonderlicher Schonung gegen das weibliche Geschlecht zu verfahren. So viel wenigstens brachte man in Erfahrung, daß die Weiber selten in die Gesellschaft der Männer gelassen, und daß ihnen die schwersten Arbeiten des Ackerbaues aufgebürdet werden. Es muß dieß um so mehr befremden, als Kapitän Hall uns mehrere wahrhaft rührende Züge von ihrer freundschaftlichen und liebevollen Anhänglichkeit an die ihre Küsten besuchenden Engländer erzählt, und Beweise liefert, daß das Verhältniß zwischen Obrigkeiten und Untergebenen bey diesem Volke von vorzüglicher Milde und Mäßigung ist.

Wenn solchergestalt diese Reisebeschreibung ein vorzügliches Interesse für den Philosophen gewinnt, so hat sie auch nicht geringeres für den Geographen, den Nautiker und den Geologen. Die Charten von diesen Gegenden, welche man dem unermüdeten Fleiße der Jesuiten verdankt, konnten doch nicht anders als in vielen Punkten unrichtig seyn. Es ist diesen Reisenden gelungen, manche Unrichtigkeiten, besonders in Hinsicht der Lage der Insel Loo-Choo zu entdecken und zu verbessern. Die Nautik hat durch ein neues Instrument zur Messung der wahren Tiefe des Horizonts, welches zum ersten Male bey dieser Seereise in Anwendung gebracht wurde, die Geologie aber durch die anziehendsten Beobachtungen über die Gebirgslagen auf den besuchten Küstenländern gewonnen.

Dänische Literatur.

Von R. Fürst.

Die Streitigkeiten, welche in Dänemark zwischen den Literatoren, Gelehrten und Dichtern über verschiedene Gegenstände der Literatur und Kunst ununterbrochen seit mehreren Jahren mit einem unglaublichen Eifer fortgesetzt wurden, scheinen nun ihr Ende erreicht zu haben; indem das Publikum, dieser Streitigkeiten müde, keinen Antheil mehr an denselben nimmt, und die Verleger daher keine Rechnung dabey finden dergleichen Schriften zu verlegen. Indessen hat dieser hartnäckige Kampf doch manche gute Ideen verbreitet, und manches zur Sprache gebracht, was wohl einer wissenschaftlichen Untersuchung werth war. Zu bedauern ist es, daß man nicht immer in den Grenzen der Anständigkeit blieb, sondern oft in Persönlichkeiten ausartete; die Folge war, daß mehrere Prozesse anhängig gemacht wurden, auf deren Entscheidung man sehr begierig ist.

Alle diese Streitigkeiten hinderten indessen den raschen Aufschwung nicht, den die Literatur in den letzten Decennien genommen hat. In der Dichtkunst haben besonders drey junge Männer sich hervorgethan, die bey ihrem ersten Erscheinen die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen. Ingemann lieferte in dem kurzen Zeitraume von vier Jahren, drey Bände Gedichte, ein episches Gedicht in oktave rime: die schwarzen Ritter, in zwanzig Gesängen; fünf Trauerspiele, Masaniello, Blanca, die Löwenritter, der Hirt von Tolosa, die Stimme in der Wüste. Ferner: ein dramatisches Zauberspiel: Reinald das Wunderkind, und ein Märchen in Prosa: die Unterirdischen. Heiberg (ein Sohn des berühmten Lustspieldichters) betrat zuerst seine poetische Laufbahn mit seinem Marionetten-Theater, worin besonders das Zauberspiel: Walter der Töpfer, wohl zu den gelungensten Werken dieser Gattung gehört, und ihm die Ehre erwarb, daß

Oehlenschläger ihn bey seinem ersten Auftritte mit einem vortrefflichen Gedichte in der Monatschrift Athene begrüßte. Seine späteren dramatischen Werke, Psyche, Constanze, u. a. m. sind neue glänzende Beweise seines genialen Dichtergeistes; jedoch hat er sich durch sein polemisches Drama: der Weihnachtscherz, viele Gegner zugezogen, da er darin mit einer etwas übermüthigen Laune gegen seinen Nebenbuhler Ingemann zu Felde zieht, indem er mehrere Personen aus dessen Trauerspielen auf eine nicht sehr glimpfliche Art zu parodiren sucht. Auch hat dieser junge Dichter sich neulich in der gelehrten Welt einen Ruf erworben, durch seine in lateinischer Sprache geschriebene Dissertation über Calderon und über die romantische Literatur der Spanier. Just Thiele (ein Jüngling von siebzehn Jahren) betrat zum erstenmal die Dichterbahn in Baggesens Monatsschrift, Danfana, und hat nachher mit seinen trefflichen Märchen und verschiedenen anderen Gedichten sein poetisches Talent beurkundet.

Der allgemein geschätzte Dichter, Adam Oehlenschläger, der jedes Jahr die dänische Literatur mit neuen Werken verherrlicht, hat uns wieder mit einigen Produkten seiner Muse beschenkt, die wir hier im Kurzen berühren wollen. Das Gedicht: Friedrichsberg [1]), das der Dichter in einer sehr schönen Zueignung der Königin von Dänemark widmete, hat des Dichters Kindheit und Jugend zum Gegenstand. Mit der liebenswürdigsten Individualität schildert der Dichter seine Jugend, seine damaligen Gefühle und Wünsche, und wir sehen, wie schon damals sein Geist zu der Höhe emporstrebte, die er nachher so glücklich erreichte. Daß das Gedicht sehr anziehend ist, brauchen wir wohl nicht zu erwähnen; denn wer folgt nicht gern einem ausgezeichneten Genius auf dem Blumenpfade seiner Jugend, wo alles um ihn her sich poetisch gestaltet, und wo er Gefühle ausspricht, die wohl jedes Gemüth ergreifen müssen. Das Gedicht selbst hat große Sensation in Dänemark gemacht, und man hält es für eines der gelungensten Werke dieses trefflichen Dichters. — Das dramatische Zauberspiel: der Fischer, ist ein würdiges Seitenstück zu Aladdin, und wie dieses, nicht für die Bühne berechnet. Wenn in Aladdin die Naturkräfte versinnlicht dargestellt werden, und handelnd hervortreten, woraus das eigentliche romantische Leben dieses Gedichts hervorgeht, so ist dieses nicht der Fall in dem Fischer, wo die Fee Floristane allein waltet, den Faden des Gedichts spinnt, verwickelt und auflöst. Der innere Charakter dieser beyden Zauberspiele ist höchst verschieden. In Aladdin verbindet sich das Wunderbare mit dem Irdischen, und ist von diesem unzertrennlich; in dem Fischer ist das Wunderbare bloß als Mittel gebraucht, um die Handlung zu motiviren. In Aladdin findet Mannigfaltigkeit und Abwechselung in dem Gange der Handlung statt, wodurch das Drama sich ins Breite hinaus dehnt; im Fischer hingegen ist alles mehr konzentrirt, und eine ernste Ruhe schwebt über dem ganzen Gedichte. Gleich im Anfange befindet sich eine der schönsten und erschütterndsten Situationen, die es wohl je in einem dramatischen Werke gegeben hat. Ein Sklavenhändler kommt vor die Hütte des armen Fischers mit den schönen jungen Mädchen, die er für das Serail seines Herrn gekauft hat. Der Fischer sitzt in Gedanken versunken vor seiner Hütte, betrübt über den schlechten Fang, den er gemacht und weßhalb er seinen hungrigen Kindern kein Stückchen Brot hat mitbringen können,

1) Friedrichsberg ist der Name eines Dörfchens unweit Kopenhagen, wo der Dichter geboren ist.

wie er es versprochen. Der Sklavenhändler naht sich ihm, und sagt, daß er vor seiner Hütte mit seinem Gefolge auszuruhen gedenke. Zelte werden aufgeschlagen, und die Polster ausgebreitet, worauf die schönen Mädchen ruhen. Der alte Fischer betrachtet mit Wohlgefallen die holden Schönen, die mit kindlicher Unbefangenheit, nicht ihr Schicksal ahnend, sich ruhig niederlegen. Der Sklavenhändler freuet sich über das Wohlgefallen des Fischers an seinen lieblichen Mädchen, und fragt ihn: ob er wohl je hübschere Mädchengestalten gesehen habe. Der Fischer antwortet ganz trocken, daß wohl seine älteste Tochter Amine diese Mädchen an Schönheit übertreffe. Der Sklavenhändler frägt nach ihr, und der Vater antwortet, daß sie jetzt in der Hütte schlafe. Der Sklavenhändler öffnet leise die Thür und wird von ihrer Schönheit bezaubert; doch sucht er den Eindruck, den Amine auf ihn gemacht hat, vor dem Vater klug zu verbergen. Er schlägt diesem nun vor, ihm die Tochter zu verkaufen, indem er ihm mit vieler Beredsamkeit die Glückseligkeiten vormalt, die sie im Serail eines vornehmen Prinzen genießen wird, und daß, durch die bedeutende Summe, die er ihm bietet, er seine Lage verbessern, und sorgenfrey mit seinen übrigen Kindern leben könnte. Der Vater, der seine Tochter liebt, weiß diesen Antrag von sich. Der Sklavenhändler dringt nun nicht weiter in ihn, und ladet ihn ein, ein Glas Wein mit ihm zu trinken. Der Sklavenhändler läßt einige Krüge mit Wein kommen, sie setzen sich zusammen, der vorher betrübte Fischer wird munterer und gesprächiger, der Sklavenhändler bringt nach und nach seinen vorigen Antrag wieder auf die Bahn, der Vater weigert sich, doch da er nicht ganz mehr seiner Sinne mächtig ist, wird der Kauf geschlossen. Amine wird schlafend aus der Hütte getragen, der Fischer wird zu Bette gebracht, und ein Beutel mit Geld neben ihn gelegt. Der Sklavenhändler entfernt sich mit seiner Beute.

Und nun das Erwachen des Vaters am andern Morgen, als die kleinern Kinder Amine rufen, um sie wie gewöhnlich ankleiden zu helfen, und zu weinen anfangen, als sie nicht kömmt; wie der Vater glaubt, daß sie herausgegangen seyn müsse, um Wasser zum Frühstück zu holen; wie, als sie nicht kömmt, der Vater sich nach und nach an den gestrigen Auftritt mit dem Sklavenhändler erinnert, den zurückgelassenen Geldbeutel findet, und sich nun überzeugt, daß er seine Tochter verkauft habe — das sind Momente, die man im Gedichte selbst lesen muß, um einen anschaulichen Begriff von der Kunst des Dichters zu erhalten, womit er diese Scenen behandelte, und die den erschütterndsten Eindruck in der Seele des Lesers zurücklassen.

Hroar's Saga (die Sage von Hroar) und das Trauerspiel: die Bundesbrüder, hat der Dichter während seines neulichen Aufenthalts in Paris vollendet, und beyde Werke sind nun in Druck erschienen. Hroar's Saga ist eine Fortsetzung des Gedichts: Helge, das im Jahre 1816 erschien. Das Trauerspiel: die Bundesbrüder, ist unstreitig eine der originellsten Schöpfungen dieses Dichters. Obwohl keine Person im Stücke stirbt, ist die Handlung doch höchst tragisch.

Unter dem Titel: Briefe an meine Heimat, hat Oehlenschläger in zwey Bänden seine Reise herausgegeben. Im zweyten Theile spricht er von seinem Aufenthalte in Wien. In seiner literarischen Thätigkeit nicht bloß auf Dänemark beschränkt, hat sich dieser Dichter auch durch seine Werke in deutscher Sprache viele Bewunderer erworben. In dieser Sprache sind neulich von ihm erschienen: Märchen und Erzählungen in zwey Bänden (bey Cotta), Gedichte (ebendaselbst), Ludlams

Höhle, ein dramatisches Märchen in fünf Aufzügen, und Freya's Altar, Lustspiel in fünf Aufzügen (Berlin bey Nicolai).

Baggesen, der seit vier Jahren seine polemische Laufbahn verfolgte, in der er sich zu gefallen schien, hat seit der Erscheinung seiner allgemein geschätzten und viel gelesenen poetischen Episteln, und eines Räthsels, das ewige Sinnbild (vier Bogen groß) nichts hervorgebracht, das seiner würdig wäre. Dagegen ist er sehr fruchtbar an polemischen Schriften gewesen, die freylich alle den Stempel eines treffenden Witzes an sich tragen, aber nicht für die Ewigkeit berechnet sind. Doch scheint es, daß er jetzt die polemische Laufbahn verlassen hat. Er beschäftigt sich gegenwärtig mit einer deutschen Uebersetzung von Holbergs Lustspielen, die große Erwartungen erregt, und gewiß sehr vollendet ausfallen wird, da er die deutsche Sprache vollkommen in seiner Gewalt hat. —

Werfen wir einen Blick auf die Journalistik, die ihre blühendste Periode erreicht zu haben scheint, so finden wir wohl eine Menge Blätter, aber es erhebet sich bey uns der gegründete Zweifel: ob auch alle diese Blätter Blüten, und die Blüten Früchte tragen werden. Wir glauben vielmehr, daß diese Art Unterhaltungslektüre zu sehr überhand nimmt, da ein jeder, der nur leidlich einige Zeilen zusammensetzen kann, sich berufen glaubt, als Journalist aufzutreten. Grillenfängereyen werden dann leicht als Kunstansichten ausgegeben, und ein Schwall von Worten muß die Armuth des Geistes ersetzen. Aus der großen Anzahl dieser Blätter und Schriften wollen wir jedoch nur einige der vorzüglichsten und neuesten erwähnen, da der Raum uns nicht gestattet, sie alle hier anzuführen. An der Spitze aller Journale stehen die mit Recht bewunderten Schriften der skandinavischen Literaturgesellschaft, wovon vierteljährig ein Band erscheint. Sie enthalten die gediegensten Abhandlungen über alle Zweige der Wissenschaft und Kunst, und zählen die berühmtesten Männer unter ihren Mitarbeitern. Die Skilderie ist ein treffliches Volksblatt, das wochentlich zweymal erscheint, und von dem Buchhändler Soldin redigirt wird. Es hat nun schon seit zwölf Jahren sein Ansehen behauptet und wird viel gelesen. Der dänische Zuschauer, von dem geschätzten Literator, Professor Rahbek, redigirt, erfreuet sich einer großen Theilnahme, und wir brauchen von dieser Wochenschrift nichts weiter zu sagen, um ihren Werth zu erkennen zu geben, als daß sie jetzt den zwey und dreyßigsten Jahrgang erlebt hat. Die Monatschrift Minerva, auch von Rahbek redigirt, und die ebenfalls sich eines hohen Alters erfreuet, hatte eine Zeitlang aufgehört, wird aber jetzt wieder fortgesetzt. Das Wochenblatt Dannora, von Höst herausgegeben, veränderte bey der Trennung Norwegens von Dänemark seinen Titel, und heißt jetzt das Sonntagsblatt. Es erregte Anfangs keine große Theilnahme, bis Baggesen als Mitarbeiter beytrat, und es dadurch merkwürdig machte, daß er daselbst seine polemische Laufbahn begann. Die Monatschrift Danne-Virke, herausgegeben von dem als Dichter und Theolog bekannten Grundtwig, besteht erst seit einigen Jahren, und zeichnet sich durch manche gelungene Aufsätze vortheilhaft aus. Besondere Erwähnung verdienen zwey Abhandlungen vom Herausgeber selbst: über das philosophische Jahrhundert, und über historische Wissenschaft, die wahrhaft meisterhaft zu nennen sind. Die Monatschrift Danfana, herausgegeben von Baggesen, erweckte Anfangs großes Aufsehen, weil der Herausgeber und Verfasser derselben sie beynahe ausschließend zum Tummelplatz seiner verschiedenen literarischen Streitig-

keiten bestimmte. In der Vorrede zum ersten Heft (Jänner 1816) sagt Baggesen von sich selbst: »es gab eine Zeit, da ich in meinem Vaterlande geliebt wurde, und keiner weiß besser als ich, daß diese Zeit vorüber ist.« Sollte dieses wirklich der Fall seyn, welches doch nicht so ganz ausgemacht ist, so wird Baggesen am besten selbst wissen, wodurch er diese Liebe verloren hat. Aber abgesehen von den vielen polemischen Aufsätzen, sowohl in gebundener als ungebundener Rede, womit die ersten acht Hefte, die wir vor uns haben, angefüllt sind, und die wohl nicht die größte Zierde dieses Journals ausmachen, enthält es doch einige wahrhaft poetische Blumen, die alles Lobes werth sind, und uns an jene Zeit erinnern, wo er seine Landsleute mit den schönsten und gewähltesten Dichtungen beschenkte. Wir rechnen dahin das treffliche Märchen Thora, wovon acht Gesänge erschienen sind; die Gedichte: der Flor meines Handels, das Abschieds-Gedicht an die Gräfin Bombelles, Mein Dichterloos, und mehrere Episteln an verschiedene Freundinnen des Dichters, die mit unnachahmlicher Laune gedichtet sind. — Die dänische Literaturzeitung, die von dem geistreichen und gelehrten Professor der Theologie, Erasmus Müller, redigirt wird, erhält sich fortwährend in ihrem Ansehen und zählt viele der gelehrtesten Männer unter ihre Mitarbeiter. Das Oppositionsblatt, herausgegeben von dem Buchhändler Steen, und wovon wir das erste Heft vor uns haben, das sich nur über ästhetische Gegenstände verbreitet, wird wohl kein langes Leben genießen, da es ohne wissenschaftlichen Geist zur gemeinen Mittelmäßigkeit herabsinkt, und ganz ohne Werth ist. Die Monatschrift Athene, die schon seit einer Reihe von Jahren unter der geistvollen Redaktion des Herrn Molbech steht, behauptet fortwährend ihren Rang als eine der besten Monatsschriften Dänemarks, und erfreut sich einer großen Theilnahme. Die ökonomischen Annalen von Oluffen, die antiquarischen Annalen, das Magazin für Politik, Geschichte ꝛc. von Odin Wolf, das Journal für ausländische Literatur u. m. a. genießen fortdauernd von Seiten des Publikums eine große Unterstützung.

Was uns in den letzten Heften der Monatschrift Athene, die uns zu Gesicht gekommen sind, besonders angezogen hat, war eine Abhandlung der berühmten Dichterin Frederike Brun, gebornen Münter, über den dänischen Bildhauer in Rom, Albert Thorvaldsen, und seine Werke. Dieser Aufsatz ist der Frau Baroneße von Humboldt gewidmet. Wir glauben, daß es unsern Lesern nicht unangenehm seyn wird, wenn wir ihnen aus dieser Abhandlung eine kurze biographische Skizze von dem berühmten dänischen Bildhauer mittheilen, der jetzt mit Canova um den Kranz der Unsterblichkeit wetteifert.

Albert (Bertel) Thorvaldsen wurde zu Kopenhagen im Jahre 1771 oder 72 geboren. Seine Aeltern waren sehr unbemittelte Leute. Sein Vater, ein geborner Isländer, war Steinhauer, und ernährte sich und seine Familie nothdürftig mit dieser Profession. Schon in seiner frühesten Kindheit fand Albert Vergnügen daran, seinem Vater bey der Arbeit zu helfen, und mit vieler Gewandtheit ahmte er sehr bald die Ornamente nach, die jener aus Holz verfertigte. Sein Vater, der wohl ahnete, daß sein Sohn nicht beym bloßen Steinhauen stehen bleiben werde, ließ ihn von dem freyen Unterricht im Zeichnen Gebrauch machen, der an der Akademie der freyen und bildenden Künste ertheilt wird. Der junge Künstler fing nun, doch ohne besonderen Trieb, mit den übrigen Eleven zu zeichnen an, und obgleich er eigentlich nie fleißig war, und groß-

tentheils nur im Anschauen studierte, zeichneten seine Lehrer ihn doch stets vorzüglich aus. Seine Neigung zum Modelliren aber entwickelte sich bald in ihm, so daß er nach und nach in kurzer Zeit verschiedene kleinere Prämien der Akademie gewann.

Albert wuchs ohne eigentliche Bildung heran, sich selbst und seiner glücklichen Natur überlassen. In seinem siebzehnten Jahre machte er sein erstes Probestück für eine der kleineren Preismedaillen, nämlich die Modellirung eines Basreliefs. Um ein solches Probestück zu verfertigen, werden die Eleven in ein besonderes Zimmer eingeschlossen, wo man sie ganz ihrem Genius überläßt. Thorvaldsen ging diesem seinem ersten Triumph mit dem Gefühle eines zum Tode verurtheilten Verbrechers entgegen, und noch jetzt im Glanze seines Ruhmes kann er nicht ohne Anwandlung eines komischen Schreckens daran zurückdenken, wie ihm damals zu Muthe war, und wie er durch einen tüchtigen Trunk aus der nordischen Hippokrene, die für den armen Jüngling nur in Branntwein bestand, seinen Muth zur Arbeit habe stärken müssen. In vier Stunden brachte er seine Arbeit glücklich zu Stande. Der aufgegebene Gegenstand war: Heliodorus oder der Kirchenraub. Die Ausführung dieser Aufgabe gelang ihm so vollkommen, daß er seine Richter in Erstaunen setzte. Nicht nur der Preis, für welchen er arbeitete, wurde ihm zuerkannt, sondern er erhielt auch die große goldne Medaille, mit welcher ein Reisestipendium verbunden ist. Jedoch wurde der Genuß des letztern ihm noch einstweilen vorbehalten, da es die Professoren für unrathsam hielten, einen so ganz ungebildeten Jüngling, und in diesem Alter, in die weite Welt, sich selbst überlassen, hinaus zu senden. Er empfing vor der Hand also nur die gewonnenen Prämien, und mit Vergnügen bemerkten seine Vorgesetzten, wie er von Tag zu Tag bessere Fortschritte machte. Der berühmte dänische Historienmaler Abildgaard gewann ihn vorzüglich lieb, und unter den Großen des Landes zeichnete sich besonders Se. Excellenz der Geheimerath Christian Rewentlow aus, der das aufblühende Talent des jungen Künstlers großmüthig unterstützte.

Nachdem Thorvaldsen verschiedene gelungene Arbeiten in seiner Heimat vollendet hatte, reiste er endlich in seinem vier und zwanzigsten Jahre (1797) mit einer königlichen Fregatte, die nach Neapel bestimmt war, nach Italien. Unterwegs war er in großer Gefahr, da das Schiff nach den barbarischen Küsten verschlagen wurde, und kaum war er dieser Gefahr entronnen, als wieder neue Unfälle den Befehlshaber nöthigten, bey Malta einzulaufen; endlich aber erreichten sie Neapel. Unser junger Künstler aber, ganz unbekannt mit der Welt, und fremd in jeder andern als seiner Muttersprache, fühlte sich in diesem schönen Wunderlande der Kunst und der Natur gänzlich verlassen. Das kindliche, sehnsuchtsvolle Heimweh, das beynahe jeden jungen reisenden Dänen befällt, wenn er seine Heimat verläßt, machte ihn für jeden Zauber, der in diesem Lande sich ihm darbot, verschlossen, und er war der Verzweiflung so nahe, daß, wenn ihn die Scham nicht davon abgehalten hatte, er wieder, ohne Rom, Apoll von Belvedere, Laokoon und die tragische Muse gesehen zu haben, mit der nämlichen Fregatte in sein geliebtes Vaterland zurückgekehrt wäre. Er ward also genöthigt, nach Rom zu reisen. Da wandelte er ein und ein halbes Jahr zwischen den Bildern der Götter und Heroen wie ein Träumender umher, und vermochte nicht beym Anschauen so vieler hohen Gebilde der Kunst, etwas von Bedeutung zu Stande zu bringen.

Doch bald enthüllte sich der Nebel, der vor seinen Augen und sei-

nem inneren Leben zu liegen schien. Die römischen Frauen fingen an, den charakteristisch schönen und blühenden nordischen Träumer zu bemerken und ihn aufzumuntern. Gegen Ende des zweyten Jahrs seines Aufenthalts in Rom fing er endlich an, zu modelliren, zu formen, und wieder zu zerstören. Sein berühmter und gelehrter Landsmann, Georg Zoega, der sein großes Genie ahnete, wurde bald aufmerksam auf ihn, und obgleich er sein vertrautester Freund war, war er zugleich sein strengster Richter. Der junge nordische Phidias fand an ihm einen unbestechlichen Richter, der in nichts nachgab, wenn er Grund zum Tadeln hatte. »Dieses würden die Alten nicht gethan haben,« waren oft seine Worte, oder: »so ging keine ehrbare Frau im Alterthume gekleidet, viel weniger eine Göttinn,« sagte er, als einst eine Pallas, von der Hand unsers Künstlers, einen Faltenwurf in der Bekleidung erhalten hatte, der minder decent schien, und der Künstler, im Kampf mit dem Ideale, schlug die Köpfe von seinen Kunstgebilden, und zerstörte Statuen, die schon damals ihn berühmt gemacht haben würden.

Die Augen der Kunstkenner aber waren noch nicht auf ihn hingezogen, und selbst, als das Meisterwerk der Kunst, sein Argonautenführer Jason, vollendet war, ereignete es sich, daß Thorvaldsen in einer Gesellschaft von dreyßig bis vierzig Künstlern, mit denen er gemeiniglich zu Mittage zu speisen pflegte, gefragt wurde: »ob er den jungen dänischen Künstler nicht kenne, der diese herrliche Statue hervorgebracht habe?« — So sehr arbeitete unser Künstler in bescheidener Stille, daß man nicht einmal wußte, daß er der Schöpfer dieses Werkes sey.

Ein reicher Holländer, Namens Hope, hielt sich damals in Rom auf. Er besuchte Thorvaldsen, sah seinen Jason (der noch in Gypsform war) und bestellte ihn in Marmor. Gleich nach dieser Arbeit modellirte Thorvaldsen ein großes Basrelief, wozu der Gegenstand aus dem ersten Gesang der Iliade gewählt wurde, wie nämlich Agamemnon, durch die Herolde Talthybios und Eurybates, die Briseis aus Achilles Zelte führen läßt. Auch dieses Meisterwerk zog die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich. Mit raschen Schritten ging er nun seiner hohen Vollendung in der Kunst entgegen, während sein Ruhm sich mehr und mehr verbreitete.

Doch wurde dieses sein muthiges Fortschreiten in den Jahren 1804 und 5 etwas gehemmt, da er in eine sehr bedenkliche und langwierige Krankheit verfiel. Die Aerzte zweifelten an der Wiedergenesung des jungen Künstlers; seine Freunde fürchteten, daß er ihnen entrissen werden möchte, und ohne Zweifel würde er für die Kunst verloren gewesen seyn, wenn nicht die edelste Freundschaft ihn gerettet hätte.

Der Kranke eilte nach Toscana, und fand in des dänischen Gesandten, Kammerherrn von Schubarts, Hause die Pflege und Ruhe, der er so sehr bedurfte. Dieser edle Mann, in Verbindung mit seiner würdigen Gattin, wetteiferte, dem geliebten Künstler beyzustehen, und ihn dem Leben und der Kunst wieder zurückzugeben. Ihre Bemühungen hatten einen so glücklichen Erfolg, daß Thorvaldsen seit dieser Zeit einer dauerhaften Gesundheit genoß.

Im Jahr 1808 endlich trat er mit zwey Kunstwerken auf, die seinen Ruf für immer begründeten. Sein kolossaler Mars und sein Adonis werden Epoche in der neuen Kunstgeschichte machen. Die Kunstkenner, die beym Anschauen seines Adonis in Entzücken geriethen, sagten: questo da vero è un uomo divino. Unter diesen befand sich auch der berühmte Bildhauer Antonio Canova, der dieses Kunstwerk für das

schönste und gelungenste von Thorvaldsen erklärte: Finalmente, questa statua (sagte er) è lavorata in uno stile nobile e pure grazioso, e pieno di sentimento.

Im Winter 1809 erhielt Thorvaldsen wiederum neue Bestellungen aus Dänemark — denn er hatte schon früher viele von seinen Arbeiten nach Kopenhagen gesandt. Se. Majestät der König von Dänemark wünschte den Eingang zu dem neuerbauten Christiansburger Schloß, mit vier Basreliefs von dessen Erfindung und Arbeit geziert zu sehn, und er vollendete sie zur größten Zufriedenheit aller Kunstkenner.

So viel über die Bildungsgeschichte dieses seltenen Künstlers. — Aber nicht minder interessant als seine Kunstwerke ist der Künstler selbst. Er besitzt wahres Genie zur Musik, und spielt mit eigenthümlichem Geist und Gewandtheit die Guitarre. Sein Urtheil über Musik und Poesie ist stets eben so wahr, wie sein Gefühl. Seine Gesellschaft ist eben so anziehend als angenehm; denn Gefühl und Sinn für das Schickliche ist bey ihm in einem so hohen Grade ausgebildet, daß man glauben sollte, er wäre in den feinsten Zirkeln auferzogen worden. Sein Witz ist treffend und scharf; sein Urtheil über Kunstwerke ist streng, wie es bey einem Künstler seyn muß, der das höchste Ziel vor Augen hat.

Daß es diesem Künstler nicht an Anerkennung seiner großen Verdienste um die Kunst in seinem Vaterlande mangelt, welches mit Recht stolz auf ihn seyn darf, ist ganz natürlich. Im Jahre 1805 wurde er Mitglied der königl. Akademie der schönen Künste in Kopenhagen, und zum Professor ernannt, und 1810 erhielt er das Ritterkreuz des Danebrogordens.

Vierteljähriger Bericht
über
die im Laufe des Jahrs 1818 in den österreichischen Staaten erschienenen Bücher.

Theologie und Erbauungsschriften.

Joseph Geishüttner's Versuch einer wissenschaftlichen und populären Dogmatik, zunächst für katholische Religionslehrer. Wien, 1818. 8. Aloys Doll.

Geishüttner's Moral hat in der Literatur der katholischen Gottesgelehrtheit Epoche gemacht, daher Herr Geser, welcher nach des Verfassers Tode eine seiner schätzbaren Arbeiten durch Herausgabe der Vergessenheit entriß, sich gegründeten Dank erworben. Der Versuch sollte eben so die dem Seligen anvertrauten Zöglinge unterrichten, als sie in den Stand setzen, dem gemeinen Manne die Wahrheiten des Heils geordnet und faßlich beyzubringen. Was sich der Verfasser vorsetzte, hat er fast durchgehends auf eine ehrenvolle Art durchgeführt.

Dissertatio de Societatum vulgo biblicarum consiliis. Auctore Franc. Guilielmo Sondermann. Olomucii, 1818. 8. *Skarniczl.* Gerold in Commission.

Eine Abhandlung über Bibelgesellschaften, welche in zwey Theile zerfällt. In dem ersten zeigt der Verfasser, wie die katholische Kirche nicht dagegen ist, daß auch Laien die Bibel lesen; in dem zweyten, daß die Kirche dieses nicht unbedingt einräume, und zwar: weil die heilige Schrift ihrem ganzen Umfange nach nicht alle Menschen ohne Unterschied erbaue, nicht allen klar und nicht als alleinige Quelle des christlichen Glaubens- und Sittensystems anzusehen sey, indem auch die Tradition dabey ihre Stimme habe.

Entwurf eines dreyfachen Religionsunterrichtes ꝛc. Von Joh. Michael Leonhard. ꝛc. Wien. 1818. 8.

Dieser Entwurf ist von hoher Wichtigkeit für Seelsorger, Katecheten, und alle, welche Religionsunterricht ertheilen. Indem der Verfasser die Wesentlichkeit des Katechismus darstellt, verkennt er die Mängel desselben keineswegs, und sucht einen besseren stufenweisen Unterricht mit demselben in Verbindung zu bringen.

Kurzgefaßte Kirchengeschichte ꝛc. von Joseph Anton Bandel. 1stes und 2tes Bändchen. Salzburg. 1818. 8. Mayr.

Vorliegende Kirchengeschichte soll ein gemeinfaßliches Handbuch für Jedermann, vorzüglich aber für Pfarrherren, Hülfspriester u. s. w. seyn. Es ist populär und doch gelehrt geschrieben, und der Verfasser hat fleißig die Bücherschätze des Benedictiner-Stiftes St. Georg zu Villingen benützt. Die Geschichte behandelt nach fünf Epochen die Schicksale und den Zustand der Kirche bis auf unsere Zeiten. Interessant ist, was der Verfasser über die Mönche, für und gegen ihre Existenz im 1. Bändchen anführt.

Geschichte der Entstehung und Ausbreitung der christlichen Kirche ꝛc. Von Joh. Michael Leonhard. Wien. 1818. 8. Anton Doll.

Der Verfasser schrieb diese Geschichte der Entstehung und Ausbreitung der christlichen Kirche mit lehrreichen Bemerkungen und Anwendungen zum Gebrauche der katholischen Jugend. Er ging von der Ansicht aus, daß die wichtigsten Lehren, so wie die wesentlichen Kennzeichen der wahren christlichen Kirche sich in ihrer Geschichte auf fruchtbringende Art nachweisen lassen.

Repertorium für katholische Seelsorger, welche sich bey ihrer so wichtigen und ausgebreiteten Amtsführung eine Leitung oder Erleichterung wünschen. Von einem Pfarrer der Linzer Diöcese. 1ster und 2ter Band. Linz in der akademischen Kunst-Musik- und Buchhandlung. 1818. 8.

Der Herausgeber ist gesonnen, den katholischen Seelsorgern nach und nach und um billigen Preis solche praktische Anleitungen zu geben, die

alle Zweige der ausübenden Seelsorge umfassen, und ausführlich behandeln. Das ganze Werk wird nachstehende sechs Abtheilungen enthalten: die erste bereits in vorliegenden zwey Bänden gelieferte, die Homiletik: die II. Abtheilung umfaßt die Katechetik, die III. die Liturgik; die IV. die Casuistik oder den Beichtstuhl, die V. den Krankenbesuch, endlich die VI. Abtheilung die sogenannte Pastoral-Klugheit. Er glaubt hiemit jungen Seelsorgern größere kostspielige Werke entbehrlich zu machen, wenn sie außerdem noch das Haupthandbuch, die heilige Schrift, und eine der bessern Erklärungen derselben besitzen. Nach seiner Aeußerung hat er bereits sehr achtungswerthe Mitarbeiter, die ihm ihre Einsichten und Erfahrungen mittheilen, und einzelne Zweige der Pastoralwissenschaft zur practischen Bearbeitung bereits übernommen haben.

Zeller (Carl Caspar), das Leben und Leiden unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi, nebst auserlesenen Begebenheiten aus der Apostelgeschichte. Ein erbauliches Handbuch für katholische Christen des Bürger- und Bauernstandes. Wien, 1818. Grund. 8.

Dieses Buch enthält außer den sonn- und festtäglichen Evangelien und jenen für die vier Quatemberwochen und die Tage der Fasten eine vollständige Lebensgeschichte Jesu Christi. Die Begebenheiten sind in der nämlichen Ordnung, wie sie sich nach der Meinung der Kirchenväter zugetragen haben, dargestellt. Uebrigens ist in dem Buche nichts Besonderes oder Neues gesagt, was auch der Verfasser selbst eingesteht. Der Schrift-Text ist nach Rosalino's neuem Testamente, nur hat man zu dessen vollkommener Verständlichkeit zugleich unter demselben die umständliche Erklärung aus Brentano's neuem Testamente mit kleinerer Druckschrift abgedruckt; und mehrere Begebenheiten aus der Apostelgeschichte der Lebensgeschichte Jesu beygegeben. —

Erklärung der sonntäglichen Evangelien, und jener an den höheren Festen des Herrn, im ganzen Jahre, mit besonderer Berücksichtigung mancher dunklerer Stellen, von Carl Giftschütz. Wien und Triest. 1818. 8. Geistinger.

Der Verfasser, welcher Director an der v. Zollerischen gestifteten Hauptschule in Wien, und durch mehrere, die religiöse und moralische Bildung der Jugend betreffende Schriften bereits rühmlich bekannt ist, hat in diesem Werke die Sonn- und Festtäglichen Evangelien in einer leichten und populären Sprache theils durch Wort- und Sacherklärungen, theils durch Umschreibungen aufzuhellen und zu verdeutlichen gesucht, und somit nicht nur der Jugend, sondern auch allen gutgesinnten Religions-Verehrern gewiß ein sehr brauchbares Mittel zum Verständnisse der Evangelien an die Hand gegeben.

Geistliche Uebungen für drey Tage. Gedichtet von Fried. Ludw. Zacharias Werner. Wien. 1818. 8. Wallishausser.

Geistliche Poesien, deren einige den Verfasser der Söhne des Thales nicht verkennen lassen, wie: Tod des Sünders — Ewige Verdammniß — Der verlorne Sohn — Friede — Tod des Gerechten —

Ewige Seligkeit. — Manche Gebrechen einzelner Lieder lassen sich zum Theile aus dem Drange des Verfassers, recht populär zu seyn, erklären.

Diurno Cattolico per i Secolari. Vienna, 1818. Strauß. 8.

Dieses Gebetbuch, welches den religiösen Bedürfnissen der Italiener, welche entfernt vom Vaterlande in verschiedenen Ländern zerstreut sind, abhelfen soll, ist von Jos. Voltiggi zusammengetragen. Er sammelte zu diesem Behufe aus den bessern lateinischen, italienischen, deutschen, französischen Gebetbüchern und schaltete Psalmen ein.

Rechts- und Staatswissenschaft.

Vom Darleihens-Vertrage und der Befestigung der Rechte und Verbindlichkeiten. Wien, 1818. 8. Mösle.

Diese Abhandlung ertheilt einen durch das allgemeine bürgerliche Gesetzbuch und die bestehenden Verordnungen begründeten Unterricht über Geld- und Wechselgeschäfte und die vorschriftmäßige Führung der Bücher der Handelsleute ꝛc. Beygefügt sind Formulare von Schuldscheinen, Wechseln, Bürgschafts-, Cessions-Urkunden, Vormerkungsgesuchen ꝛc.

Abhandlung vom Wucher. Wien, 1818. 8. Gerold.

Diese Abhandlung ist aus dem Französischen des Nicole, oder Bulteau übersetzt und mit Noten bereichert. Geschäfts- und Handelsleuten werden darinnen die Rücksichten auf die göttlichen und politischen Gesetze und endlich auf das Gewissen vorgezeichnet.

Cajetan Wanggo's Erläuterung der allgemeinen Gerichts- und Concursordnung in den böhmisch-österreichisch-deutschen Erblanden. Grätz, 1818. 8. Ferstl.

Vorliegender Nachtrags-Band ergänzt Wanggo's im Jahre 1807 edirte Erläuterungen der allgemeinen Gerichts- und Concursordnung. Er umfaßt die seit 1806 bis zum Ende 1817 im Gerichts- und Concursfache erschienenen Gesetze und Verordnungen, dann die in diesem Zeitraume über Vormerkungen, Taxordnung in Geschäften des adeligen Richteramtes, Schuldbeytrag, Mortuarium, Erbsteuer, Abfahrtsgeld erlassenen, Patente und Hofdekrete.

Mayland's Steuerverfassung, von Graf Johann Rinald Carli ꝛc. Uebersetzt von Professor Wikosch. Wien, 1818. 8. M. A. Schmidt.

Carli's unsterbliches Werk über die Steuerverfassung der Lombardie erscheint hier in deutscher Uebersetzung und mit Anmerkungen. Der erste Theil handelt von der alten Steuerbereitung (censimento), der zweyte von der neuen, der dritte von der inneren Einrichtung der angeordneten Vollziehungsbehörden der neuen Steuerverfassung. Mayland's Censimento ist ein Werk Eugens, Firmian's, Kaunitzens und der

großen Maria Theresia. Vorzüglicher Beweggrund zur Uebersetzung war: eine allgemeine Empfänglichkeit für die wohlthätigen Maßregeln der österreichischen Regierung, hinsichtlich der Besteuerung vorzubereiten. Der Herr Professor verspricht eine Darstellung der Steuerverfassung Tyrols, wo sich dieselben leitenden Grundsätze vorfinden, modificirt durch Herrlichkeit. Der lange Aufenthalt desselben in diesem Lande, so wie seine seltene Kenntniß der tyrolischen Geschichte und Institute, lassen etwas Vorzügliches erwarten.

Darstellung des ungarischen Privat-Rechts. Bearbeitet von Joh. von Jung. 4ter Band. Wien, 1818. 8. Bauer.

Der vierte Band dieses im ersten Berichte der Jahrbücher bereits angezeigten Werkes enthält des vierten Buches zweyten und dritten Theil, in welchen der Uebergang auf jene gerichtlichen Akte geschieht, welche in dem bereits anhängig gemachten Rechtsstreite selbst vorkommen, und die Lehre von den Rechtsmitteln vorgetragen wird. Der Verfasser verspricht noch einen fünften, oder Supplement-Band, welcher wesentlichen Mängeln, auf die er freymüthig hindeutet, abhelfen soll.

Das politische Verhältniß der verschiedenen Gattungen von Obrigkeiten zum Bauernstande ꝛc. von Johann Ludwig Ehrenreich, Graf von Barth-Barthenheim. I. Theil. 2. Band. Wien, 1818. 8. Wimmer.

Der zweyte Band dieses Werks handelt von dem politischen Verfahren — von den politischen Behörden — von den politischen Geschäftsgegenständen — von dem politischen Verfahren insbesondere, und verdient gleiches Lob mit dem ersten.

Die gesetzliche Verfassung der Zehentabgaben im österreichischen Kaiserstaate ꝛc. Von Marq. Jos. Freyherrn von Kotz. Wien, 1818. 8. Mösle.

Diese Schrift behandelt das für Innerösterreich, Böhmen und Galizien geltende Zehentrecht, doch berücksichtiget sie weniger die in Oesterreich unter der Enns über das Zehentwesen erschienenen Verordnungen.

Allen Menschen überhaupt ꝛc. gewidmeter freyer Lebens-Unterhalts-Versicherungs-Plan. Wien, 1818. 8. Haykul.

Der Verfasser wünscht eine Anstalt zu begründen, in welcher Jedermann mit einer unbedeutenden Einlage die eigne und seiner Familie Zukunft vor Mangel schützen kann. Die Anstalt selbst zerfällt in die Familien-Unterstützungs-, in die Renten- und Pensions-Anstalt.

Arzneywissenschaft.

Conspectus systematico-practicus aquarum mineralium magni principatus Transsylvaniae indigenarum. Ed. Sigism. Belteki. M. D. Vindobon. 1818. 8.

Der Verfasser handelt von den in die Sinne fallenden Eigenschaften der Mineralwässer überhaupt, ihren Bestandtheilen, ihrer Natur und Wirkung, dann von den Krankheiten, wo selbe dienlich sind, oder nicht; er äußert sich mit achtbarer Sachkenntniß über die Art, Mineralwässer mit Nutzen zu gebrauchen, und zählt endlich vier und viertzig Heilquellen Siebenbürgens auf, welche er in zwey Klassen, nämlich: in auflösende und stärkende, zusammendrängt. Die Krenologie Siebenbürgens erhielt durch diesen Ueberblick einen Zuwachs, welcher nicht zu verschmähen ist.

Einige Nachrichten und Bemerkungen über die warmen Bäder in Piestan. Vom k. k. Regierungs-Rath Prochaska. Wien, 1818. 8. Kupfer.

Diese gehaltvollen Notizen über die Piestaner Quellen wurden bereits in den medicinischen Jahrbüchern mitgetheilt. Die Vorzüglichkeit derselben und die wachsende Theilnahme des Publikums veranlaßten eine abgesonderte Drucklegung.

Anleitung zum Gebrauche der Mineralwasser. Ein Buch für Jedermann, der die Mineralwasser und besonders jenes des Marienbader Kreuzbrunnens in der neu errichteten Cur-Anstalt gebrauchen will. Von M. Fl. Schmidt, Doctor der Arzneykunde u. s. w. Wien, 1818. Grund. 8.

In dieser Broschüre wird eigentlich ein bloßer Auszug aus D. Nehrs Beschreibung des Marienbader Mineralwassers geliefert, und nur zu Ende werden eigene Bemerkungen, Vorsichts- und Verhaltungsregeln, welche bey dem hierortigen Gebrauche dieses Wassers zu beobachten sind, vom Herrn D. Schmidt gegeben.

Abhandlung über den Gebrauch der vorzüglichsten Bäder und Trinkwässer, nebst einem Berichte über den medicinischen Werth der Schwefelräucherungen in verschiedenen Krankheitsformen des menschlichen Organismus, von D. Joseph Wächter. Zweyte Auflage. Mit 1. Kupfertafel, groß 12. 1818. Gerold.

Eine lichtvolle Beschreibung der vorzüglichsten Mineralwässer Deutschlands in Bezug auf ihren Gebrauch und ihre Wirkung; eine nützliche Anleitung zur Verfertigung der verschiedenartigsten künstlichen Bäder, und die gesammelten Beobachtungen der Aerzte Galés in Paris und de Carro in Wien über den medicinischen Werth der Schwefelräucherungen in verschiedenen Krankheiten, wie auch eine beygefügte kurze Anleitung zur Errichtung einer Schwefelräucherungsanstalt nach D. de Carro's Methode, empfehlen diese gemeinnützige Abhandlung.

D. Wilhelm Jos. Schmitt's Sammlung zweifelhafter Schwangerschaftsfälle, nebst einer kritischen Einleitung über die Methode des Untersuchens zum Gebrauche für angehende Geburtshelfer. Wien, 1818. 8. Wimmer.

Weil in der Kunst des Explorirens eigentlich die Erfahrung entscheidet, den Schülern aber selbst auf praktischen Lehranstalten solche Schwangerschaftsfälle entstehen, welche den feineren Explorationssinn diagnostisch beschäftigen, entschloß sich der als praktischer Arzt geachtete Verfasser, diesem Mangel durch interessante Mittheilungen solcher Fälle aus seinem Tagebuche abzuhelfen. Er wollte keine gelehrte Abhandlung über die Zeichen der Schwangerschaft schreiben, noch eine schulgerechte Anleitung zum Untersuchen, sondern begnügte sich, einfach, wahr und bescheiden dasjenige, was ihm an belehrenden Fällen in seiner Praxis aufstieß, zu erzählen, und somit für angehende Geburtshelfer unvermeidliche Schwierigkeiten durch Resultate seiner Erfahrungen wegzuräumen.

Hygea für die Bewohner der Städte, oder Verhaltungsregeln zur Gründung, Schützung und Wiedererlangung der Gesundheit ꝛc. Von Meinrad Dopfer, M. D. Wien, 1818. 8. Gerold.

Dieses Werk ist dem Herrn Staatsrathe Freyherrn von Stifft dedicirt. Es enthält die neuesten diätetischen Erfahrungen, und empfiehlt sich, ohne eben Originalität ansprechen zu können, durch fleißige Bearbeitung und Zusammenstellung des Gesammelten.

Merkwürdige Beobachtungen über den innern und äußern Gebrauch des Phosphors, sowohl bey chronischen als auch einigen acuten Krankheiten, von J. H. Robbi, D. der M. Wien, 1818. 8. Gerold.

In dieser Broschüre theilt der Verfasser den praktischen Aerzten alle seine am Krankenbette gesammelte Beobachtungen über die Wirkungen des Phosphors mit, und liefert somit einen nicht unerheblichen Beytrag zu den bereits in mehreren medicinischen Zeitschriften bekannt gemachten Erfahrungen über dieses Reizmittel.

Sprachkunde.

Novi versus memoriales de Nominum generibus, item de praeteritis verborum et supinis etc. concinnati a Martino Span. Viennae et Tergesti 1818. 8. Geistinger.

Diese lateinischen Gedächtnißverse mit ihrer deutschen Uebersetzung sind für die studierende Jugend bestimmt und sollen derselben die durch den neuen in Oesterreich bestehenden Schulplan beseitigten Gedächtnißstützen: Quae maribus und Simplicium leges ersetzen. Der Verfasser erfreut sich einer schätzenswerthen Kenntniß der romischen Sprache. Uebrigens sind diese Gedächtnißverse nur ein Bruchstück aus einer noch ungedruckten Sprachlehre des Verfassers, von welcher er große Erwartungen erreget.

Dictionarium paroemiarum, idiomatum, et expressionum figuratarum linguae latinae selectiorum, cum notis historico-mythologicis et proverbiis linguae germanicae. Collegit et versionem addidit Fr. Jos. Hartleben. Pesthinii, 1818. gr. 8. Hartleben.

Obgleich diese Sammlung überhaupt vollständiger und besonders durch Anführung der benützten Quellen vollkommener seyn könnte, ist sie dennoch als ein schätzbarer Beytrag zur römischen Sprachkunde anzusehen. Zweckmäßig sind die gedrängten historisch-mythologischen Erklärungen, welche sich in dem alphabetisch geordneten Werke vorfinden. Es dient als Nachschlagebuch und wird Gymnasialschülern, wie ihren Lehrern willkommen seyn.

Grundlehren der deutschen Sprache. Von Joh. Mich. Hurtel. Wien, 1818. 8. Gerold.

Eine ehrenvolle Erscheinung auf dem Felde der österreichischen Literatur. Herr Hurtel hat Adelung, Wismayr, Bauer, Heinsius und Rothe kritisch benützt, und vorzüglich durch logische Behandlung dahin getrachtet, seine Schüler zum Nachdenken aufzureizen. Er ist in seinem Vortrage einfach, anspruchlos und grundlich.

Lehrbuch der französischen Sprache. Von J. P. Silbert. Wien, 1818. 8. Anton Doll.

Die französischen Uebungsstücke zum Uebersetzen in's Deutsche sind in dieser Sprachlehre nicht sehr häufig angebracht; dagegen zeigen die deutschen Aufgaben von dem Fleiße des Verfassers.

Traité de la Littérature française etc. Taschenbuch zum Studium der französischen Sprache ꝛc. Von Johann Ritter von Vogtberg. Wien, 1818. 12. Ueberreuter.

Das Bändchen zerfällt in mehrere Abschnitte. Der erste handelt von den Synonymen; der zweyte enthält einen Auszug aus Petitot's Versuch über den Ursprung, die Bildung und Fortschritte der französischen Sprache; darauf folgt die Chrestomathie, bestehend in Auszügen aus den prosaischen Schriften französischer Autoren: Sévigné, Barthélemy, Fénélon ꝛc. erklärt durch deutsche Noten. Der letzte Abschnitt liefert ein alphabetisches Gemälde der berühmtesten Schriftsteller der Franzosen, sammt einer Aufzählung ihrer Werke.

Erdbeschreibung und Statistik.

Allgemeine Erdbeschreibung von Fr. Dr. P. Mich. Reisser, Prof. am k. k. polytechnischen Institute. Erster Band. Wien, 1818. 8. Strauß.

Dieser erste Band enthält nebst einer kurzen Einleitung, in welcher die nothwendigsten Vorbegriffe der Erdbeschreibung abgehandelt werden, den gesammten österreichischen Kaiserstaat. Manche veraltete und

unrichtige Angaben in Hinsicht der Zahl der Einwohner, des Ländernumfangs, der Abtheilung größerer Reiche dieses Staates in Kreise u. s. w. haben sich in dieses Werk eingeschlichen.

Nachricht von dem Eismeere, und Gedanken über die Wahrscheinlichkeit und Nutzbarkeit der Entdeckung einer Durchfahrt bey dem Nordpole ꝛc. Von Joh. Hoffmann. Wien, 1818. Kathar. Gräffer.

Die in dieser Brochüre mitgetheilten Notizen sind weder neu, noch verständig geordnet und können nur als eine Compilation, welche auf den Heißhunger der Zeitungsleser berechnet ist, angesehen werden.

Nouvelle description de Vienne, capitale de l'Autriche etc. et de ses environs. Par Jean Pezzl. 4me. édition. Vienne, 1818. 12. Mösle.

Die vierte Auflage dieser gesuchten Topographie erhielt mehrere Zusätze, besonders in Bezug auf die Geschichte der Kaiserstadt, welche bis an das Ende des Jahres 1817 geht.

Naturwissenschaft.

Anleitung zum gründlichen Studium der Botanik. Mit einer Uebersicht über den Bau naturhistorischer Classifications-Systeme, einer Kritik der Jussieu'schen und den Grundzügen eines neuen natürlichen Systems. Von L. Chr. Edlen von Vest, Dr. d. M. und Professor der Botanik und Chemie am Johanneum zu Grätz. 8. Wien. Gerold.

Der Herr Verfasser will durch dieses Werk einen neuen Weg suchen und eine andere Methode der Mittheilung als die bisher gewöhnliche in der Botanik war, einführen, um den Liebhabern dieses Zweiges der Naturwissenschaft leichter zu einer gründlichen Erlernung desselben behülflich zu seyn.

Lehrbuch der Physik, von Joh. Phil. Neumann, Professor am k. k. polytechnischen Institute in Wien. I. Theil, mit 12 Kupfertafeln. gr. 8. Wien, 1818. Gerold.

Ein gründliches Werk eines würdigen Mitgliedes des von Seiner Majestät mit väterlicher Sorgfalt und kaiserlicher Großmuth errichteten polytechnischen Institutes. Wir finden in diesem Lehrbuche die Physik in der engsten Bedeutung des Wortes behandelt; alles ist darin klar und ausführlich vorgetragen, die neuesten Wahrheiten und Entdeckungen sind überall benützt worden.

Aufzählung aller in Steyermark wild wachsenden Kräuter, Bäume und Sträuche, mit Angabe ihrer Fundörter, Blütezeit, und Ausdauer. Ein Taschenbuch für Freunde der Pflanzenkunde; Aerzte u. s. w. Von J. N. Gebhard. Grätz, 1818. Leykam.

Dieses Büchelchen wird gewiß denen willkommen seyn, welchen die Kenntniß der Steyermark in botanischer Hinsicht von Interesse ist; denn es enthält in alphabetischer Ordnung und lateinischer Aufschrift mit untergesetzten deutschen Namen die Pflanzen dieses Landes, zugleich mit dem Orte, der Stelle, wo, und mit den Monaten, in welchen sie gefunden werden.

Jugend- und Erziehungsschriften.

Wunderbarer Schauplatz der Kunstfertigkeiten der Thiere, oder unterhaltende Bilder und Erzählungen von ausgezeichneten Thieren, welche durch verschiedene besondere Künste allgemeines Aufsehen erregt haben. Für Kinder bearbeitet von Leopold Chimani. Mit 9 color. Kupfern. Wien und Prag, 1818. Haas.

Ein brauchbares Werkchen, welches sich vor vielen ähnlichen Jugendschriften durch seine angenehme Form, und schön illuminirte Kupfer-Bilder auszeichnet.

Der graue Hanns, oder der Greis in der Feuerhöhle. Von Jakob Melzer. Pesth. 1818. Trattner.

Ein Lesebuch, welches zunächst für Landschulen bestimmt ist. Es soll die das Landvolk beherrschenden Vorurtheile vernichten, und gesundere Begriffe unter demselben verbreiten; doch entkräftet die mangelhafte Ausführung ein an sich löbliches Bestreben.

Fabeln und Erzählungen zur Bildung des Verstandes und Besserung des Herzens. Ein Handbuch für Lehrende und Lernende. Verfaßt ꝛc. von Franz Xaver Knieschek. Prag. 1818. 8. Wetterle

Ein Werk, welches durch Tendenz und originellen Gehalt sich vortheilhaft auszeichnet. Wenn der Verfasser seinem schönen Talente ein tieferes Studium der Theorie der Fabel angedeihen läßt, wird er einst in diesem Zweige etwas Vollendetes leisten.

Schöne Wissenschaften und Künste.

Roland. Ein Gedicht nach Ariost, in vier Gesängen, von Karl Timlich. Wien. 1818. 8. Rehm.

Vorliegendes Gedicht wird man mit Vergnügen lesen. Die Erfindung, obgleich nicht nach einem festen Plane entworfen, zeigt von einer

sehr glücklichen, wenn gleich noch keineswegs ausgebildeten Anlage des Verfassers. Die Sprache ist im Durchschnitte leicht und gefällig, und nicht ohne poetischen Schmuck.

Neue Erzählungen. Von Caroline Pichler. 1ster und 2ter Theil. Wien, 1818. 8. Pichler.

Mehrere dieser Erzählungen, die auch als 18ter Band der sämmtlichen Werke ausgegeben werden, sind der Lesewelt bereits aus Taschenbüchern bekannt; sie sind in der anziehend zarten Manier der geachteten Schriftstellerin geschrieben: in einigen bemerkt man ein Hinneigen zur Darstellung des Freyherrn Fouqué. Als vorzüglich gelungen, bemerken wir: So war es nicht gemeint, und das Ideal.

Neue dramatische Dichtungen. Von Caroline Pichler, gebornen von Greiner. Wien, 1818. 8. Pichler. (Der sämmtlichen Werke 19ter Band.)

Enthalten: 1) Ferdinand II. König von Ungern und Böhmen. 2) Amalie von Mansfeld, nach dem Romane gleiches Namens der Fr. von Cotin, und Rudolf von Habsburg. Eine keineswegs einseitige, sondern von echter Begeisterung für das Vaterland herbeygeführte Darstellung der heimatlichen Sinnes- und Lebensweise schenkt den beyden historischen Schauspielen ein besonderes Interesse. Letzteres ist ein Versuch einen so erhabenen Stoff als der Sturz des Königs Ottokar, in die Formen einer Oper einzukleiden.

Cyrus und Astyages, Oper in 3 Aufzügen. Nach Metastasio von Matthäus v. Collin. Wien, 1818. 8. Wallishauser.

Eine nach den jetzigen Ansichten der Oper und den Erfordernissen der heutigen Musik unternommene Bearbeitung des bekannten Stoffes.

Antipoden. Moralisch-romantische Doppelerzählung. Wien. Tendler. 8.

Zwey interessante Erzählungen, in welchen der Sieg des guten Princips und die Niederlage des bösen dargestellt wird. Form und Einkleidung gehören einem früheren Jahrhunderte an, dessen eigenthümliches Gepräge sie tragen. Der Verfasser scheint jedoch zu wenig der Fülle des gesammelten Stoffes widerstanden zu haben, von dem er manchmal überwältiget wird, eine Klippe, welche viele Romantiker leichter vermeiden, indem sie weniger als der Verfasser der Antipoden darauf ausgehen, das Komische und den Witz ihrer Darstellungen durch Anspielungen auf mancherley Schriften und Ereignisse herbeyzuführen.

F. A. Dr. Kurländer — Almanach dramatischer Spiele für Gesellschaftstheater. 8. Jahrgang. Wien. 1818. 16. Wallishausser.

Enthält drey Lustspiele: Shakspeare als Liebhaber, nach Duval; die Lästerschule von Sheridan; die Charade.

Friedrich Weisser's sämmtliche prosaische Werke. I. Thl. Wien. Schaumburg und Compagnie. 1818. 8.

Eine Sammlung der mit Beyfall aufgenommenen reichhaltigen Arbeiten des Verfassers. Dieser erste Theil enthält Aufsätze vom Jahre 1791 bis inclusive 1807.

Contes gothiques; par l'auteur de la Dame grise. Tome premier. Vienne. 1818. 8. Schrämbl.

Die artigen Erzählungen, welche übrigens in einer Sprache geschrieben sind, die mehr das deutsche als französische Gepräge tragen, lassen nur bedauern, daß sie von der Verlagshandlung mit keinem würdigeren Gewande ausgestattet wurden.

Malerische Reise auf dem Waagflusse in Ungern. Nro. 2. Enthält 1) Illawa. 2) Streischen, Ruine auf einem ungeheuren Felsen. 3) Rosenberg, Marktflecken am Einflusse der Newaga in die Waag. 4) Luka mit seiner schönen obstreichen Gegend.

Schlotterbeck hat überdieß bey Tranq. Mollo herrlich gehaltene Kupferstiche von Wiens Belustigungsörtern und seinen interessantesten Umgebungen, Baaden, Helenenthal, Lachsenburg ꝛc. herausgegeben. So ist die Ansicht des Kahlen- und Leopoldbergs wunderschön.

Die Hauptgötter der Fabel. In Kupfern mit kurzer Erklärung. Wien, 1818. 4. Strauß und Härter.

Der Mythos alter Dichter, von welchem bisher drey und vierzig Nummern erschienen, und der sich beynahe eines allgemeinen Beyfalls mit Recht erfreut, hatte sich die Aufgabe gesetzt, die Thaten der Götter zur bildlichen Anschauung zu bringen; vorliegendes Prachtwerk soll nun den Mythos ergänzen und möglichst vollkommen machen. Stöber und Ender haben dazu schöne Kupfer geliefert und der Text ist lobenswürdig gearbeitet. Bisher wurden drey Nummern davon ausgegeben.

Le Peintre - Graveur. Par Adam Bartsch 16 et 17. Volume. A Vienne. 1818. 8. *Mechetti.*

Die Fortsetzung dieses wackeren Kunstwerkes beschäftiget sich mit italienischen Meistern aus dem sechzehnten Jahrhunderte.

Kleine Orgel-Schule ꝛc. Verfaßt von Joseph Drechsler. Wien. 8. Steiner.

Ein brauchbares, in faßlicher Sprache geschriebenes Werkchen, zunächst zum Gebrauche bey den öffentlichen Vorlesungen in dem Normal-Schulgebäude bey St. Anna in Wien. Es ertheilt künftigen Organisten und Landlehrern guten Unterricht, so daß sie weniger den Beystand eines Lehrers bedurfen. Der Verfasser ist bereits durch seine Harmonie- und Generalbaßlehre vortheilhaft bekannt.

Oekonomie.

Gabriel Marton's wirthschaftliche Bienenzucht. Aus dem Ungarischen frey übersetzt durch Johann Leitbitzer. Pesth, 1818. 8. Hartleben.

Marton's gesuchtes Werk über die Bienenzucht wird hier in einer guten Uebersetzung dargeboten. Das Werk hat in vorliegender Gestalt um so mehr gewonnen, als der Uebersetzer mehreres Ueberflüssige hinwegließ, anderer Seits aber die ihm von dem Verfasser mitgetheilten seitherigen Erfahrungen über Bienenzucht zweckmäßig einschaltete.

Versuch einer Düngerlehre, für die gemeinen Landwirthe der österreichischen Staaten. Von Joseph Arnold Ritter von Lewenau. Wien, 1818. 8. Mösle.

Als der Verfasser die Abhandlung über den Dünger zuerst mittheilte, erhielt er durch ein eigenes Dekret der k. k. nied. österr. Landesregierung im Jahre 1810 die aufmunternde Versicherung des Wohlgefallens Sr. Majestät an seinen Bemühungen für die Verbesserung der Agrikultur. Nachfragen und Bedürfniß veranlaßten vorliegende neue Ausgabe. Die auf die Düngerlehre sich beziehenden Schriften würden bisher gewöhnlich nur auf Dominien und gebildete Oekonomen berechnet. Der Verfasser wendet sich unmittelbar an die Gemeinen, um sie auf den Mangel an Düngergruben und Düngermagazinen aufmerksam zu machen, und über die Eigenschaften, Arten und Wirkungen des Düngers, über dessen Erzeugung aus dem Pflanzen- und Mineralreiche, und Anwendung, dem Maße und der Beschaffenheit des Bodens nach, zu belehren. Er ist populär, und wählte, um seiner Theorie mehr Eingang zu verschaffen, die Einkleidung in Fragen und Antworten.

Versuch einer Erdreichslehre. Von Jos. Arnold Ritter v. Lewenau. Wien, 1818. 8. Mösle. Neue verbesserte Auflage.

Mit der Lehre vom Dünger steht im wesentlichen Zusammenhange, daß der Landwirth die Eigenschaften und beste Verwendungsart seiner Baugründe genau wisse. Die Erdreichslehre ist also nur ein Anhang zur Düngerlehre, welcher in zwey Gesprächen vorgetragen wird.

Vortheile für Haus- und Landwirthschaften, Fabriken und Gewerbe ꝛc. von Christian Wilhelm von Rogge. Erster und zweyter Band. Wien, 1818. 8. Wallishauser.

Ein Werk, welches sich durch Vortrag und Inhalt den Oekonomen empfiehlt und die neuesten Entdeckungen und Fortschritte berücksichtiget.

Zeitschriften.

Kaschauer Wochenblatt für Ober-Ungern. Kaschau, 1818. Erstes oder April-Heft. 4. Otto Wigand.

Diese Zeitschrift enthält Bruchstücke aus der ungrischen Geschichte; Erzählungen, Charaden, Anzeigen vorzüglicher Werke, Kundmachungen aller Art ꝛc.

Ungrische Miscellen. Zweyte Lieferung. Wien, 1818. 8. Strauß.

Enthalten aus dem Archiv für Geographie, Historie, Staats- und Kriegskunst entnommene Aufsätze, welche Ungern angehen. 1) Reichstag im Jahre 1618 zu Preßburg. 2) Aehrenlese zur ungrischen Geschichte. 3) Der ungrische Bauer ꝛc.

Nachtrag vermischter Schriften.

Phantasien über Geschichte und Philosophie, von Franz Gräffer. Prag, 1818. 8. Buchler.

Abgerissene Gedanken und Bemerkungen über Philosophie, Geschichte, Literatur und Kunst, Eigenthümlichkeit der Ansichten und eine glückliche Darstellungsgabe empfehlen dieses jedoch mehr auf Unterhaltung als Belehrung berechnete Werk.

Terrainlehre zum Unterricht für die Officiere der österreichischen Armee ꝛc. herausgegeben von Moritz von Gomez. Zweyte Auflage. Wien, 1818. 8. Wimmer.

Der vorzügliche Gehalt dieses Werkes ist hinreichend bekannt. Vorliegende zweyte Auflage ist durch wesentliche Verbesserungen vervollkommnet und verdient in jeder Beziehung beachtet zu werden.

Reihe aller bisherigen Erzbischöfe zu Salzburg, wie auch der Bischöfe zu Gurk ꝛc. Von Peter Leandi. Grätz, 1818. 8. Tusch.

Eine nicht unverdienstliche Aufzählung aller Erzbischöfe von Salzburg, dann der Bischöfe zu Gurk, Seckau, Lavant und Leoben, welche unter jenen standen. Die beygefügte gedrängte Geschichte der Bisthümer umfängt den Zeitraum von 582 — 1817.

Kurzer Auszug der Geschichte der Deutschen, nebst einer gedrängten Darstellung der Geschichte Oesterreichs mit Denkreimen. Wien, 1818. 8. Schrämbl.

Eine dürftige Compilation aus Pfeffel, Schütz, Schneller, Hormayr u. a. Die Fakten sind gewöhnlich trocken hingestellt, öfters

erhielten sie eine falsche parteyische Beleuchtung; die Denkreime erheben sich auch nie über die Mittelmäßigkeit.

Nachrichten über die Feyer des dritten Jubelfestes der Reformation in den sämmtlichen k. k. österr. Staaten im Jahre 1817. Von Jakob Glatz. Wien, 1818. 8. Gerold.

Indem der Herr Verfasser eine gedrängte, aber sehr anziehende und befriedigende Uebersicht des von den Regenten Oesterreichs auf den Protestantismus angewendeten Systems, und des aus diesem milden Systeme resultirenden kirchlichen Zustandes der Protestanten in den österreichischen Staaten vorausschickt, theilt er die authentischen Berichte mit, wie sie über die Feyer des Reformationsfestes aus den verschiedenen Provinzen der Monarchie eingingen.

Gebot- und Sündenspiegel ꝛc. Mit passenden Vergleichungen und Anekdoten. Vom Verfasser des Landfreundes. Wien, 1818. 8.

Diese Brochüre, welche in der Sprache und Vorstellungsart des Volkes geschrieben ist, soll vorzüglich Bauersleute, Müller, Bäcker und Fleischhauer zur größeren Billigkeit gegen die übrigen Staatsbürger zurückführen.

Theoretisch-praktische Anleitung zur Kochkunst. Von F. G. Zenker. Wien, 1818. 8. Strauß. Zweyter Theil.

Der zweyte Theil dieses Kochbuches enthält die Anleitung zur Kunstbäckerey. Man kann ihm so wenig, als dem ersten, eine verständige Anlage und Durchführung und bessere Sprache absprechen, ohne eben die von dem Verfasser behauptete Wichtigkeit dieser hohen Kunst und den kantianischen Anstrich zu billigen.

Wasserreise von Regensburg nach Wien, im Jahre 1817. Wien, 1818. 8. Geistinger.

Dürftige Darstellung einer Fahrt von Regensburg nach Wien, in welcher der Verfasser seine Leser damit langweilet, daß er die Vorzüge der Wasserreisen vor jenen zu Lande nachweisen will.

THE NEW YORK PUBLIC LIBR.
REFERENCE DEPARTMENT
This book is under no circumstances to
taken from the Building
form 410